Apologie des Christenthums

vom Standpunkte der Sitte und Cultur.

Durch

Fr. Albert Maria Weiß, O. Pr.

Dritter Band.

Natur und Uebernatur.

Zweiter Theil.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1891.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Natur und Uebernatur.

Durch

Fr. Albert Maria Weiß, O. Pr.

Zweite Auflage.

Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg
und Gutheißung der Ordensobern.

Zweiter Theil.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1891.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhaltsverzeichniß

zum zweiten Theile des dritten Bandes.

Dritte Abtheilung.

Christliche Bildungs- und Erziehungslehre.

Vierte Abtheilung.

Das christliche Leben.

Dritte Abtheilung.

Christliche Bildungs- und Erziehungslehre.

Dreizehnter Vortrag.

Die Zucht als Mittel der Erziehung für Mensch und Menschheit.

1. Für solche, die sich beständig mit der modernen Literatur abgeben, verlieren gewisse Gegenstände mit der Zeit ihren Schrecken und werden eher langweilig, da sie gar zu oft und zu eintönig wiederkehren. Leute, welche in Büchern und mit der Wissenschaft nur besuchsweise wie in einem Gasthofe verkehren, nehmen davon tiefere und bleibende Eindrücke mit. Zu solcherlei Schaudermären gehört in erster Reihe die Geschichte der Inquisition. Wenn bei dieser Gelegenheit einem harmlos Glaubenden, wie das Volk sich ausdrückt, das Gruseln kommen sollte, so wäre das gerade nicht zu verwundern. Denn es ist wirklich zum Entsetzen, was selbst gelehrte und ernste Werke über die angeblich schreckliche Blutarbeit [1] und die furchtbare Grausamkeit [2] dieses Institutes berichten. Es müßte einer ein Nero sein, wenn er kalten Blutes lesen könnte, daß ein einziger Mann, der Großinquisitor Torquemada, nicht weniger als 114401 Unglückliche dem Scheiterhaufen oder der Ehrlosigkeit überliefert [3], daß

---

[1] Herzog, Real-Encykl. (1) VI, 679.

[2] Ebd. VI, 679. 680. 683.

[3] Llorente, Hist. de l'Inquisition (2). Paris 1818. I, 280. Cf. I, 360. 406 s. Herzog VI, 687 u. ö.

diese gräßliche Erfindung mindestens 341 021 Opfer verschlungen haben[1] soll, wie beständig nach den Berichten von Llorente behauptet wird.

Uns liegt nun nichts weniger im Sinne, als uns zum Lobredner der spanischen Inquisition aufzuwerfen. Wir beurtheilen sie im Gegentheil sehr kühl. Manche haben geglaubt, in ihr eine rein staatliche Einrichtung sehen zu müssen. Das ist wohl ebenso einseitig, als wenn man sie der Kirche ausschließlich zur Last legt. Sie war ohne Frage ihrem Ursprunge nach eine kirchliche Anstalt. Wie wenig sie dies aber in ihrer spätern Form blieb, geht daraus allein hervor, daß die bloße Nachricht, Spanien wolle sie in Mailand einführen, die allgemeine Mißbilligung der auf dem Concil von Trient versammelten Bischöfe hervorrief[2]. Sie hatte eben damals schon längst einen Charakter angenommen wie das spanische Kirchenwesen überhaupt mehr oder minder in allen Stücken, das heißt den Charakter eines aus geistlichen und weltlichen Bestandtheilen gemischten Zwitterdings oder eines mit reichen geistlichen Kleidern behängten Hofdieners und Schleppträgers. Wir erblicken in der spanischen Inquisition den treuen Ausdruck einer Einrichtung, an die wir nie ohne großes Bedauern und ohne tiefe Besorgniß denken können, das heißt ein Stück echten Staatskirchenthums. Sie ist nach unserer Ansicht ein nicht unwesentlicher Theil in dem Gebäude eines staatskirchlichen Particularismus, der zwar vielleicht auch nicht schlimmer ist als der Gallicanismus und der Josephinismus und seine Blutsverwandten, der sich aber gleich diesen Auswüchsen von dem reinen allgemeinen Kirchenwesen bedeutend unterscheidet.

Die Staatsgewalt verstand sich in Spanien so gut auf ihren Nutzen wie irgendwo. Sie lieh, anfänglich gewiß aus

[1] Llorente IV, 271. Buckle, Gesch. der Civilisation, deutsch von Ruge (5) I, I, 161.

[2] Pallavicini, Hist. Conc. Trid. 22, 8, 2—4.

gläubiger Ueberzeugung, den kirchlichen Einrichtungen ihren Arm. Aber wenn irgendwo, so lag in Spanien bei den eigenthümlichen Verhältnissen, welche der weltlichen Macht nur durch Unterstützung des Glaubens und der Kirche Gedeihen ermöglichten, die Gefahr allzu nahe, daß die Kirche diesen Schutz auch wieder theuer bezahlen mußte. Indem die Politik kirchliche Zwecke förderte, nützte sie diese für ihre eigenen Absichten aus und genoß dabei den nicht zu unterschätzenden Vortheil, daß sich die Mißgunst ob unliebsamer Maßregeln nicht gegen sie entlud, sondern auf ihre Dienerin, die Kirche, ableitete [1].

Aus dieser Vermengung so verschiedenartiger Interessen erklärt es sich, daß die spanische Inquisition, welche doch als Glaubensgericht eingesetzt war, im Verlaufe der Zeit oft mit Dingen zu thun hatte, von denen man wohl nicht sagen kann, daß sie den Glauben unmittelbar betreffen. Sie zog auch Wucher, Betrügereien in heiligen Dingen [2], Verbreitung abergläubischer Gebräuche und unerleuchteter Andächteleien [3], Vergehen gegen die Ehe und Sittlichkeit, Fluchen und Lästerung, ja sogar Aufruhr, Mord und Schmuggel vor ihre Schranken [4]. Sie ward also, obschon ihrer Entstehung zufolge ein kirchliches Glaubensgericht, durch die Umstände nicht selten zu einer Art von Sittenpolizei, zwar in geistlichem Gewande, aber oft in weltlichem Dienste. So verstehen wir unschwer, daß die Zahl derer, welche mit ihr in Berührung kamen, ziemlich groß werden mußte, wenn nun auch die himmelschreienden

---

[1] Philippson, in Sybels hist. Zeitschr. 1878, und nach ihm Gams, Kirchengesch. von Spanien III, II, 512 ff. Vgl. Friedberg, Grenzen zwischen Staat und Kirche 542 ff. Hübner, Sixtus der Fünfte. II, 63 ff.

[2] Llorente I, 361 ss.; III, 44 ss.; IV, 123 ss. [3] Ibid. I, 491.

[4] Eymericus, Director. inquis. 2. q. 41. ed. Pegna. Venet. 1607. p. 332 sqq. Limborch, Hist. inquisit. 3, 15, p. 220 sqq. Llorente I, 99 sqq. Hefele, Ximenes (2) 325 f.

Zahlen, welche der in seinem persönlichen Charakter, in politischer und in kirchlicher Hinsicht gleich unzuverlässige Llorente[1] angibt, ohne alle Frage durchaus keine Gewähr der Sicherheit bieten[2].

Wollen wir zu einem einigermaßen der Wahrheit sich nähernden Urtheile über Spanien — und so auch über das Mittelalter — gelangen, so müssen wir uns entschließen, zuerst Berge von Vorurtheilen wegzuräumen und dann uns durch ernstliche Studien ebenen Weg zu bahnen. Nach den Anschauungen, die wir schon von der Schule mitbringen, müßte damals auf Spanien eine Nacht, eine Furcht, eine Geistesknechtschaft gelastet haben, welche dem unglücklichen Volke jede freie Bewegung, jede ungezwungene Lebensäußerung verleidet haben dürfte. Wie erklärt es sich aber dann, daß die bedeutendsten Männer jener Zeit, welche der Inquisition näher standen, Männer, deren Charakter und Geistesgröße niemand in Zweifel zieht, sich über diese Behörde so anerkennend aussprechen?[3] Wie begreift es sich, daß das Volk, welches angeblich unter diesem Drucke so schwer litt, gleichwohl so selten eine Klage darüber verlauten läßt?[4] Wie reimt sich damit die Thatsache, daß Spanien gerade in der Zeit, als die Macht der Inquisition auf dem Gipfel stand, sein goldenes Zeitalter in der Politik, in der Kriegsführung, in der Kunst, in der Literatur erlebte? Spanisch war damals die Sprache aller Gebildeten, die Verkehrssprache der Höfe, der Diplomaten. Für Tracht, für Etikette, für Literatur gab Spanien den Ton an. Eine Reise nach Spanien schien fast unerläßlich zur Vollendung der Erziehung eines jeden, der auf feine Bildung

[1] Hefele, Ximenes (2) 327 ff. 339 ff. Gams, Kirchengesch. Spaniens III, II, 73.

[2] Gams III, II, 68. Vgl. ebd. 60 ff.

[3] Zahlreiche Beispiele gibt P. Grisar nach Rodrigo in der Zeitschrift für kathol. Theologie 1879 (III, 569).

[4] Havemann, Darstellungen aus der Geschichte Spaniens 237.

Anspruch machte. In Spanien selber war die Begeisterung für die schöne Literatur in jener angeblich so finstern Zeit dermaßen groß, daß für die spanischen Universitäten eine Verordnung nothwendig wurde, welche den Studirenden gebot, nicht mehr als fünf Jahre auf Philosophie und Poesie zu verwenden und sich dann unverweigerlich einem Brotstudium zuzuwenden[1]. Wie viele Professoren an unseren heutigen Hochschulen würden vor Freude das Kreuz machen, könnten sie an ihrer Zuhörerschaft nur den fünften Theil dieses Enthusiasmus beobachten! Und mit welcher Freiheit und Ungebundenheit bewegen sich die spanischen Schriftsteller jener Zeiten![2] Wenn heute, am hellen Tage der Geistes- und Preßfreiheit, ein Dichter bei uns den Versuch machte, dem Prior der Barmherzigen Brüder, Tirso de Molina, seine ungebundene Lust zur Kritik und Satire nachzumachen[3] — vorausgesetzt, daß überhaupt einem Neuern ein so unermeßlich kindischer Muthwille zu Gebote stünde — was würde der für Erfahrungen machen müssen! Sogar Ticknor hat für ihn fast nur herben Tadel[4]. Auch Dohm findet ihn viel zu frei und anstößig[5]. Damals aber gab ihm die geistliche Obrigkeit unbedenklich die Genehmigung zum Druck von Stücken, welche über König und Hof, über Geistliche und Klöster eine wahre Flut der tollsten und kühnsten Witze ausgossen. Und diese Stücke wurden dann in Gegenwart von König und Hof unverkürzt auf der Bühne aufgeführt. Die Freiheit, mit der Mira de Mescua im galanten Eremiten[6]

[1] Alvar. Gomez, De rebus gest. Franc. Ximenes l. 5 (Hispan. illustr. Francof. 1603. I, 1066).

[2] Vgl. Gams, Kirchengesch. Spaniens III, II, 81.

[3] Schack, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien (1) II, 564 f. 570.

[4] Ticknor, Gesch. d. schönen Lit. in Spanien I, 671 ff.

[5] Dohm, Spanische National-Literatur 353.

[6] Schack II, 457 ff.

die Geistlichen, Lope de Vega in drei Komödien die Ritterorden[1], ein im Jahre 1679 zu Madrid vor dem Hofe gespieltes Auto den lächerlichen Ahnen- und Adelsstolz des allmächtigen Ordens von San Jago mitnahm[2], übersteigt alles, was wir bei uns als möglich denken können. Kein Mensch nahm daran Anstoß. Mehr als hundert Jahre ergötzte sich das spanische Volk bei zahllosen Aufführungen an dem von der feinsten Laune übersprudelnden Teufel als Missionär, von welchem wir bei anderer Gelegenheit gesprochen haben[3]. Keinem Bischof, keinem Inquisitor fiel es ein, seine Hand dagegen zu erheben. Erst als die Aufklärung und Bilderstürmerei unter Ferdinand VII. ihren höchsten Sieg feierte, fand man das harmloseste aller Stücke hochbedenklich und verbot es als beleidigend für die Religion.

Wir fragen einen jeden, welcher die Heldenthaten des sinnreichen Junkers Don Quijote de la Mancha gelesen, ob ihm nie der Gedanke aufgestiegen ist: Aber um Himmelswillen, wo bleibt denn nur die löbliche Polizei, wo die heilige Hermandad? Solcher Unfug mitten auf offener Heerstraße, ja auf den Plätzen von Dörfern und Städten, und nicht ein einziger Wächter der öffentlichen Ordnung weit und breit! Waffen, wäre nur unsere Polizei einen Tag an Stelle der lahmen Inquisition, wie sollte dem tollen Ritter das Handwerk so schnell gelegt werden!

---

[1] Schack II, 281 ff.

[2] Ebd. III, 21 f. Christus bittet um Aufnahme in den hohen Ritterorden. Die Verlegenheit ist groß. Ihm abschlagen ist schwer. Ihn aufnehmen — ihn, den Sohn des Zimmermanns — unmöglich. Beinahe geht dem Herrn die Geduld aus, so lange wird berathen, wie aus der Klemme zu kommen sei. Endlich finden die Ritter einen Ausweg, der ihre Ehre wahrt und den Heiland auch nicht allzusehr verletzen kann. Sie schlagen ihm die Stiftung eines eigenen Ordens vor — des portugiesischen Christusordens!

[3] II. Band (2. Aufl.) 13, 2. S. 524.

Da haben wir den ganzen Unterschied von damals und jetzt. Wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts, aufgewachsen in den Anschauungen des Polizeistaates, wir, die wir es nur recht und billig finden, daß ein Missionär oder Ordensmann, der nicht innerhalb des Landes geboren ist, augenblicklich über die Grenze geschafft werde, sobald er die murrenden Massen zum Gehorsam gegen die Obrigkeit und zur Geduld in den Leiden der socialen Zerrüttung auffordert, wir, die wir uns ohne Gendarmen und Polizisten und ohne Zuchthaus keine ehrliche Civilisation vorstellen können, wir malen uns natürlich die Vergangenheit nicht anders aus als die Gegenwart und meinen darum, es müsse damals jedes athmende Wesen bei Tag und bei Nacht von den zahlreichen Häschern der Inquisition umschwärmt gewesen sein [1]. Aber das sind nur unsere modernen Ansichten, die wir in die Vorzeit hineinlegen. In Wahrheit fällt dort der verrückte Held ohne alle Sorge um Inquisition und Polizei über reisende Benediktiner und über Bitt-Processionen her, und wenn sich diese seiner nicht selbst erwehren, dann hilft ihnen kein Inquisitor und kein Polizeidirector. Ein paarmal, wenn er des Unheils doch zu viel angestiftet, macht sich der Junker sammt seinem Knappen aus dem Staube, um nicht den Häschern in die Hände zu fallen. Ein paarmal erlauben sich auch seine Freunde, um ihn von seinen Marotten zu heilen, einen Scherz, der uns die Inquisition ins Gedächtniß ruft, aber nur darum, weil er eine ebenso komische als kecke öffentliche Nachahmung ihrer Einrichtungen ist [2]. Weiter finden wir auch nicht eine Spur von der Inquisition in dem ganzen Romane, in welchem doch jeder Athemzug und jedes Räuspern aus dem wirklichen Leben genommen ist. So entsetzlich beklemmend und brustumschnürend, wie

[1] Herzog (1) VI, 687.

[2] Don Quijote 1, 46 ff. 2, 34 ff. 69.

das unsere Romane schildern, müssen also die Bande selbst der spanischen Inquisition — denn nur von dieser reden wir hier — doch nicht gewesen sein.

2. Was wir aber hier von Spaniens besseren Tagen beobachtet haben, das gilt ganz allgemein von der Vorzeit überhaupt. Das Leben war im Mittelalter und, wo der mittelalterliche Geist sich erhielt, noch lange bis auf unsere Tage herab unglaublich frei, für unser polizeilich geschultes Gewissen fast unerträglich frei. Wenn wir die Literaturgeschichte des Mittelalters durchgehen, so begegnen wir einer Menge von Gestalten und Erzeugnissen, die eine ganz unbegreifliche Ungebundenheit, ja Zügellosigkeit verrathen. Wir erinnern nur an den spanischen Erzpriester von Hita und den deutschen Erzdichter sammt den vielen Verfassern der Carmina burana, an Bertrand von Born, Ulrich von Lichtenstein und Nithart von Reuenthal, an Ruteboeuf, Froissart und Villon, an den „Advokat Patelin“ und an „Peter den Pflüger“ von William Langland, an Salomon und Markulf, an den Pfaffen Amis und dutzend ähnliche Schwankbücher. Aber auch das öffentliche Treiben zeugt von gleicher Freiheit. Wir ringen nur so die Hände voll Verwunderung darüber, was da auf offener Straße möglich ist. Es schwindelt uns bei dem Gedanken an das Durcheinander, von welchem die Wege im Mittelalter wimmeln, halb närrische Frauenknechte, abenteuernde und Raubritter, Minnesänger, Troubadours, Minstrels, Bachanten, Vaganten, Goliarden, Jongleurs, Ménétriers, Truands, Spielleute, fahrende Schüler, fahrende Geistliche, kurz, das ganze Volk der Fahrenden und Gehrenden. Und das alles läßt man wuchern und wachsen, bis man vor Ueberwucherung nicht mehr vorwärts kann. Jeder hat volle Freiheit zu thun, was ihm beliebt, bis andere sich durch deren Mißbrauch beeinträchtigt finden.

In diesem Stücke ist der Gegensatz zwischen heute und damals fast größer als in irgend einer zweiten Frage. An

eine Polizei im herkömmlichen Sinne des Wortes, das heißt an Präventivjustiz, an Maßregeln, welche zum voraus die Freiheit des Einzelnen einschränken, damit er anderen nicht lästig falle, dachte wohl, die Kirche in einzelnen Fällen abgerechnet, das ganze Mittelalter hindurch niemand [1]. Jeder ging seinen Weg, wo er ihn fand, und dachte: gemeinen Weg kann einem niemand verbieten [2]. Und hatte er einmal einen Weg gefunden, der ihm behagte, so ging er auch auf diesem weiter, bis er eine Schranke fand, an der er entweder Halt machen oder aber den Kopf einstoßen mußte. Aber ehe er stehen blieb oder umkehrte, rüttelte er gewiß noch ernstlich daran, um sich zu überzeugen, ob sie auch wirklich ein unübersteigliches Hinderniß sei oder nicht.

Selbstverständlich war bei einem solchen Gebahrenlassen die Repressivjustiz, also die Strafe, um so strenger. Denn wo größere Freiheit herrscht, dort muß auch von ihrem Mißbrauch eindringlicher abgeschreckt werden. Darum handelte man damals nach dem Satze: Wer einen straft, straft hundert [3].

[1] Allerdings zeigen einige Gesetzgebungen aus der Zeit der Merowinger und Karolinger Anklänge an die Präventions- und die Besserungstheorie. Aber die Hauptrücksicht bleibt doch die Abschreckung im Interesse der öffentlichen Ordnung (Zöpfl, Deutsche Rechtsgeschichte, 4. Aufl. III, 384 f.). Bei den Kirchenstrafen ist dagegen der nächste Zweck, neben der Genugthuung und der Herstellung der verletzten Ordnung, einmal die Abschreckung anderer, oder vielmehr die Wiederbefestigung des erschütterten Rechtsgefühles in den Herzen der Mitmenschen (Gregor. Mag., Ep. 11, 71. Innoc. III., c. 2. cum dilectus X de calum. V, 2), dann die Beseitigung des schlechten Beispieles und der Ansteckung (c. sed illud 17. d. 45. c. corripiatur 17. c. 24. q. 3. aus Augustin., Corrept. et grat. 15, 46), der letzte aber stets die Besserung des Fehlenden (Innocent. III., c. super his 16. X de accusat. V, 1. Innocent. IV., c. cum medicinalis 1. in VI de sententia excommunic. V, 11).

[2] Körte, Sprichwörter der Deutschen (2) 8206. Graf und Dietherr, Deutsche Rechtssprichwörter 509 (9, 165).

[3] Graf und Dietherr 370 (7, 330).

Dagegen läßt sich an und für sich wohl nicht viel einwenden. Denn wer sich unwerth des Vertrauens zeigt, das man in seine Redlichkeit gesetzt hat, der verdient größere Strafe, als einer, dem man es als Entschuldigung anrechnen muß, daß er so unwürdig bevormundet worden ist. Heute verspürt man fast immer ein gewisses Mitleid mit dem Uebelthäter, weil man sich nicht verhehlen kann, daß einer sich nur zu leicht durch den empörenden Druck der Fesseln, die man ihm unnöthigerweise angelegt hat, zu Ueberschreitungen verleiten läßt. Davon konnte früher keine Rede sein. Mit Recht waren darum die Strafen damals strenge. Oft waren sie freilich auch zu strenge, jedoch nicht aus Grausamkeit, sondern zum Schutze der Freiheit.

Natürlich mußte vordem auch, und das ist das Dritte, was die alten Zustände kennzeichnet, der Selbsthilfe des Einzelnen ein um so freierer Spielraum gelassen werden. Heute besteht unsere höchste Weisheit darin, jeden so viel als möglich einzuschränken, damit keiner dem andern zu nahe komme. Damals ließ man jeden gehen, wie er wollte, und selbst dann noch, wenn ihn einer auf offener Straße anfiel, hieß es: Hilf dir selber! Man meinte, wenn der Engel Raphael dem Tobias diesen Rath habe geben dürfen[1], so sei es auch den Menschen nicht zu verdenken, wenn sie nach gleichem Grundsatze handelten. Das steht freilich sehr im Widerspruche mit unserer Denk- und Handlungsweise. Ein solcher Rath würde jetzt dem Erzengel Verweise, Geldstrafen und im Falle der Uneinbringlichkeit selbst Gefängniß einbringen. Der arme Tobias aber wäre in der übelsten Lage. Würde er den Fisch packen und gar verzehren ohne Fischereikarte, ohne Marktbeschau, ohne Octroi, wer weiß, wieviel von der schönen Mitgift seiner Sarah daraufginge! Wollte er aber, wie das einem ruhigen, loyalen Bürger von heute gebührt, erst eine Anzeige von

[1] Tob. 6, 3. 4.

der drohenden Gefahr auf die Polizei schicken und dann gelassen zuwarten, bis ihm die gesetzliche Hilfe käme, so könnte ihm wohl das Vermögen der reichen Sarah völlig entgehen. Was ehemals von der Freiheit des Mannes unzertrennlich schien, das Recht der Selbsthilfe, das ist jetzt mit der öffentlichen Ordnung unverträglich geworden. Damit der Einzelne unter der Unmöglichkeit, sich selber zu helfen, nicht zu Grunde gehe, mußten alle gleichmäßig in jenen Zustand der Hilflosigkeit versetzt werden, welchen der Ausdruck Polizeistaat, Bevormundungsstaat, Kindsmädchenstaat, Ammenstaat so vortrefflich wiedergibt. Jetzt herrscht wirklich der Grundsatz, den ein Rabbi Schammai nur auf dem Katheder als Wunsch und Ideal aussprechen konnte: Alles, was nicht ausdrücklich erlaubt wird, ist verboten. Der Zaun, von welchem die Pharisäer träumten, ist zur Wahrheit geworden. Die berühmte Inschrift, welche Riehl irgendwo entdeckte: Dieser Weg ist erlaubt — ein Hohn auf die menschliche Freiheit, der im Mittelalter ganz undenkbar wäre — findet sich vielleicht in mehr als einem modernen Staate. Wo aber die Dinge einmal so stehen, da gibt es natürlich für Einschränkung der persönlichen Freiheit kein Maß mehr.

Je mehr aber Bevormundung, desto größer die Lasten und die Kosten, ohne daß ihnen doch die Vortheile entsprechen. Das ist der vierte Unterschied von früher und jetzt. Zweifelsohne war das alte System mancher Verbesserung fähig. Es mochte ein eigenthümlicher Trost sein, zu wissen, daß es gegen Wegelagerer und Räuber wenig Schutz bot, dafür aber solche Strolche, wie das Recht sich ausdrückt, „zum Troste für die Hinterbliebenen des Ermordeten" am Orte der Unthat aufhängte [1], vorausgesetzt, daß man ihrer habhaft wurde. Aber es ist auch heute ein recht zweifelhafter Trost, sich für ein Heer von Polizisten und Gendarmen die Haut von den Knochen

[1] Digest. 48. tit. 19, 28. § 15.

schinden zu müssen und dann die Erfahrung zu machen, daß diese theuern Vorsichtsmaßregeln die Unthaten ebenso wenig verhindern, als die auf sie folgenden Strafeinquartierungen mit Standrecht und Belagerungszustand die Thäter entdecken, und daß unsere Präventivjustiz auf die Friedliebenden so hart drückt, indes die Strafjustiz mit einer falsch verstandenen Humanität selbst den Raubmörder nach einer bequemen Versorgung von ein paar Jahren wieder freiläßt.

Endlich ist es fünftens auch kein geringer Nachtheil unserer Einrichtungen, daß der Einzelne durch sie in eine so große Unselbständigkeit versetzt wird. Es ist vielleicht übertrieben, was ein gefeierter Staatsrechtslehrer sagt, daß sich der ganze Volks- und Nationalcharakter hierdurch verschlechtert habe[1]. Indes bis zu einem gewissen Grade hat es damit seine Richtigkeit. Niemand wird vernünftigerweise von uns denken, daß wir Feinde der hohen Polizei sind, unter deren Schatten wir so sicher ruhen. Aber das dürfen wir doch wohl sagen, daß ihre Hilfe auch zu weit gehen kann, so weit, daß wir vor lauter Schutz zuletzt uns selbst in den kleinsten Dingen nicht mehr zu helfen wissen. Da regnet es dem Bewohner eines Miethhauses durch einen zerbrochenen Dachziegel ein wenig auf den Kopf. Kaum hat er die unangenehme Entdeckung gemacht, so ist das Erste und Letzte, was er zur Abhilfe zu thun weiß, daß er nach dem Hute greift und zur Polizei eilt. Tags darauf stört ihn ein Drehorgelmann in seinem Mittagsschläfchen. Voll Verdruß über diese ewigen Belästigungen eines steuerzahlenden, rechtschaffenen Mannes wälzt er sich auf seinem Sopha hin und her. Aber er findet in dem ganzen Bereich seines Denkens nur den einen Ausweg, daß er, ehe er aufs Bureau oder ins Comptoir geht, wieder einen Umweg zur Polizei macht und dort frägt, ob sich dagegen nichts machen lasse. Wie er zurück-

[1] Zachariä, Vierzig Bücher vom Staat (2) IV, 297.

kehrt, lassen die Maurer dem Unvorsichtigen ein paar Ziegeltrümmer vom Dache auf die Schultern fallen. Das Nächste ist, daß er nach der Polizei ruft. Erst wenn diese von seinem Unglück unterrichtet ist, denkt er daran, nach dem Arzte zu schicken. Einer Bettlerin, der eine Gabe zu gering war, ist die Zunge in gar zu unchristlicher Weise flüssig geworden; die Katzen der Frau Nachbarin sind in stiller Nacht zu ihren altheidnischen Gebräuchen zurückgekehrt und haben ihrer Verehrung für den Vollmond in sehr unverblümter Weise Ausdruck gegeben: in beiden Fällen hat der Gebildete nur ein Mittel der Abwehr, daß er sein christliches Gewissen sobald als möglich vor dem Bezirks- oder Viertelscommissär erleichtert. Gegen üble Ausdünstung, gegen Gespenster, gegen Mäuse und Maikäfer, gegen Verunreinigung der Straßen und Verschlechterung der Milch gibt es für uns nur noch ein Heilmittel: die löbliche Polizei. Wo bleibt aber da der Mensch, wo das Denken, die Freiheit, die Thatkraft, der Charakter?

Ziehen wir nun die Rechnung. So wie wir es jetzt halten, ist es freilich sehr loyal und modern, es ist auch recht bequem, aber es ist doch, mit Verlaub sei es gesagt, eine Entwürdigung der obrigkeitlichen Machtvollkommenheit und ein Verzicht auf eigene Ehre zugleich, es ist ebenso theuer als umständlich und erweist sich tausendmal als unnütz, wo ein persönliches Zugreifen ohne lange Umwege augenblicklich helfen würde. Es ist ferner unwürdig freier Menschen, es ist eine ganz unverzeihliche geistige Sklaverei trotz der ewigen Reden von Freiheit und Selbständigkeit. Und es ist drittens eine völlige Rechtsverkehrung. Während man ehemals zufrieden war, wenn im großen Ganzen Ordnung und Gehorsam herrschte, dagegen im einzelnen und im kleinen jeden nach seiner Façon selig werden ließ, haben wir das alles völlig umgekehrt. Man redet, man schreibt gegen Staat, gegen Obrigkeit und Gesetz — von der Kirche nicht zu sprechen — unbehindert das heilloseste Zeug,

man nennt alle Fürsten Tyrannen, alle Besitzer Räuber, und droht ihnen offen mit Minen und Schlingen, und niemand hat etwas dagegen einzuwenden: die Freiheit bringt das mit sich. Hat aber einer einmal vergessen, Sand auf das Trottoir zu streuen, hat einer einen faulen Apfel auf die Straße fallen lassen, so hilft alles nichts: er muß vor Gericht und kann sehen, wie er wieder los wird. Gott zu lästern und zu läugnen hat jeder das Recht. Wieviel Buch Papier aber verschrieben, wie viele Verweise ertheilt, wie viele neue Gesetze erlassen werden, wenn ein aufrührerischer Pfarrer ohne vorher erholte ministerielle Genehmigung ein Pfennigkerzlein über den etatsmäßigen Bedarf hinaus aufgesteckt hat, das alles läßt sich gar nicht berechnen.

Wir wissen schon, daß diese unsere Aeußerungen in den Ohren unseres Geschlechtes wie himmelschreiende Ketzereien klingen. Wir sind darauf gefaßt, daß man uns entgegenhält, die Grundsätze von Freiheit und Selbständigkeit der Person, welche das Mittelalter eingehalten, seien staatsgefährlich und für unsere Zeit unausführbar, denn sie setzten lauter vollkommene Menschen voraus. Es sollte uns nicht wundern, wenn man von ihrer Durchführung den Umsturz der ganzen modernen Gesellschaft befürchtete. In der That, das ist richtig. Solche Grundsätze setzen Menschen voraus, auf deren guten Willen man sich verlassen, denen man so viel Einsicht und Gewalt über sich zutrauen kann, daß sie im Stande sind, von der Freiheit den rechten Gebrauch zu machen. Unser Geschlecht aber ist für die Anwendung solcher Anschauungen nicht reif, es bedarf einer strengern Zucht. So weit sind wir einig. Aber das wird man uns hoffentlich nicht verdenken, wenn wir offen gestehen, daß wir Menschen und Zeiten in Zuständen zu sehen wünschen, die es erlaubten, diese mittelalterlichen Ansichten, welche sicher auch für die damaligen Menschen meist zu ideal waren, wieder in Wirklichkeit zu übersetzen, da sie gewiß mehr

Achtung vor der menschlichen Freiheit und mehr Vertrauen auf die Redlichkeit der Mehrzahl kundgeben als die Bemaßregelungen einer mehr als mißtrauischen Vorsicht von heute. Wir geben gerne zu, daß ein Bureaukratismus, ein Polizeistaat nach Art der Metternich-Hassenpflug'schen Willkürherrschaft unter Umständen nothwendig sein kann, und daß ein solches System nicht aus dem Kopfe eines Einzelnen tyrannisch angelegten Beamten, sondern aus den allgemeinen sittlichen Zuständen unserer Zeit hervorgegangen ist. Aber ein Ideal können wir wenigstens darin nicht erblicken. Wir haben auch bereits zugestanden, daß man gegen jene mittelalterlichen und spanischen Einrichtungen ebenfalls sehr erhebliche und unseres Erachtens schwer zu widerlegende Einwände erheben kann. Wir sehnen uns auch nicht nach der Wiedereinführung jener alten Zustände, denen wahrlich ihre starken Unbequemlichkeiten nicht fehlten. Jedoch das ist nun einmal schon das Schicksal aller menschlichen Dinge. Ihre unangenehmen Seiten haben gewiß auch die modernen Nachahmungen des spartanischen und athenischen Polizeiwesens [1] mit seinen Angebern und Sykophanten, das selbst das Haarschneiden [2] und das Abnehmen des Schnurrbartes [3] unter Staatsaufsicht stellte und jeden jungen Bürger alle zehn Tage vor den Ephor berief, damit er sich nach dem staatlichen Normalmaß danach untersuchen lasse, ob er nicht etwa Anlage zu ungesetzlichem Umfang oder zu merklichem Uebergewichte des Leibes verrathe, ein Verbrechen, das nicht bloß mit öffentlicher Beschimpfung, sondern unter Umständen selbst mit Verbannung bestraft wurde [4].

---

[1] Fustel de Coulanges, La cité antique (2) 281 ss.

[2] Xenoph., Laced. rep. 11, 3. Plutarch., Lycurg. 22, 1.

[3] Plutarch., Sera numin. vindicta 4. Aristot., Frag. 531. (Heitz) Par. IV, II, 271.

[4] Aelian., Var. hist. 14, 7. Agatharchid., Frag. 6 (Müller, Hist. frag. Graec. III, 193).

Augenscheinlich läßt sich vieles gegen beide Systeme, das alte wie das neue, vorbringen und ebenso vieles zu ihren Gunsten. Jedoch mit solchen Erörterungen über äußerliche Vortheile und Nachtheile ist nicht viel entschieden. Es ist also nothwendig, daß wir uns entschließen, etwas tiefer in die Sache selber einzudringen.

3. An und für sich läßt sich die Ausübung der zeitlichen Machtvollkommenheit ohne Entfaltung äußerer Zucht- und Machtmittel nicht denken. Dessenungeachtet kann man den antiken Staatseinrichtungen und den modernen Polizeiordnungen den Vorwurf nicht ersparen, daß sie in diesem Stücke kein Maß zu halten wissen. Mehr oder minder gehen sie alle von dem Grundsatze aus, welchen der dritte römische Kaiser zu seinem Wahlspruche machte: Die Menschen mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten![1] Was fragen wir danach, lautet ihr letzter Satz, was die Völker im Innern wollen und denken, wenn sie nur äußerlich Gehorsam leisten! Sie mögen zahlen, opfern, bluten, dann können sie murren und fluchen, soviel es ihnen beliebt. Sicherlich eine recht unvollkommene Regierungsform! Auf denkende und wollende, kurz, auf freie Menschen ist ein solches Staatswesen ganz gewiß nicht berechnet. Ob das System mit den Ansichten der Mehrheit übereinstimmt, ob es überhaupt für fühlende Herzen paßt, wer frägt hier nach so etwas? Dafür ist eben die Gewalt da, daß sie Gewissen und Neigung ersetze, und darum sucht man sie täglich zu stärken, damit sie im Stande sei, durch die Uebermacht, welcher der Unterthan nicht Widerstand zu leisten vermag oder wagt, die That zu erzwingen, auch wenn sie seiner Ueberzeugung zuwiderläuft, auch wenn sein Herz und sein Wille widerstrebt.

Obwohl das nun aber ein handgreifliches Uebermaß ist, so darf es uns doch nicht hindern einzugestehen, daß eine jede rein weltliche Machtvollkommenheit zunächst nur von außen

---

[1] Sueton., Caligula 40.

her auf den Menschen einwirken kann. Ueber das, was im Innern vorgeht, steht ihr weder Urtheil noch Gewalt zu. Den Willen zu beugen, das geht über ihren Wirkungskreis hinaus. Zum Denken und Wollen, zu Gewissen und Herz hat sie keinen unmittelbaren Zutritt. Sie hat Bürger zu regieren, nicht Menschen zu bilden. Will sie ihre Pflicht erfüllen, das heißt, nach außen Ordnung und Zucht aufrecht erhalten, so kann das tausendmal nicht anders geschehen als dadurch, daß sie den Menschen mit Zwang anhält, das zu thun, wozu er dem öffentlichen Leben gegenüber verpflichtet ist.

4. Kein denkender Mensch wird es deshalb einer Autorität verargen, wenn sie mitunter zu Zwangsmitteln greift, um die äußerliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Wie die Menschen einmal sind, kann man deren nicht entbehren. Es hieße das ganze öffentliche Leben in Frage stellen, wollte man von ihnen Umgang nehmen. Eine andere Frage ist nun aber die, ob die Gewalt bloß solche Mittel anwenden müsse, und ob sie innerlich auf den Menschen gar nicht einwirken könne. In dieser Beziehung müssen wir aber zwei Sätze feststellen.

Einmal kann es nicht zweifelhaft sein, daß rein äußerlicher Zwang ebenso des Menschen unwürdig als in den meisten Fällen unfruchtbar ist. Es muß deshalb jede Obrigkeit trachten, den Willen der Untergebenen für die Erfüllung ihrer Gebote zu gewinnen. Sonst hat sie nie eine Bürgschaft weder für die genaue Erfüllung ihrer Anordnungen noch für deren Dauerhaftigkeit.

Andererseits ist es aber ebenso klar, daß eine rein weltliche Gewalt den Willen als solchen nicht nöthigen kann. Den Willen bewegt keine äußerliche Macht, nicht Strafe, nicht Zwang [1]. Man kann eine äußere That von ihm erzwingen, aber nie ihn selber zu etwas beugen ohne ihn [2]. Von ihm gilt stets

[1] Thomas 1. q. 82. a. 1; 106. a. 2. u. ö. C. Gent. 3, 88.

[2] Thomas 1. 2. q. 6. a. 4; a. 5. ad 1. Cf. Augustin., In Joann. tr. 26, 3.

der Satz: Gezwungen werden heißt nicht wollen [1]. Ohne Wollen gibt es aber keine That, welche den Namen einer menschlichen verdient [2]. Was helfen alle Riemen, was hilft die engste Haft, wenn einen nicht der eigene stäte Sinn behütet? [3] Was nützt es, daß ich den Leib zwinge, ist der Wille nicht, wie er sein soll? Kein Schloß verschließt den Muth. Ohne Herz aber ist der Leib ein schwaches Gut [4]. So der Grundsatz des Mittelalters. Zwingen kann also den Willen nur der Wille selber [5]. Wer Menschen leiten will, der muß somit vor allem die Freiheit des Willens achten und als erste Richtschnur der Erziehung anerkennen, daß er nur dann etwas erreicht hat, wenn er den Willen dazu bewegt, sich selber frei und freudig dem Guten anzuschließen. Das aber kann er nur dann erwarten und wird er nur dann erreichen, wenn er sich selber jener Macht anschließt, welche allein über den menschlichen Willen Gewalt hat, das heißt dem göttlichen Willen [6], und wenn er seine Gebote so einrichtet, daß der Wille in ihnen einen Ausfluß eines höhern, des göttlichen Gesetzes findet, des einzigen, dem er sich aus inneren, aus eigenen, also aus echt menschlichen Beweggründen um des Gewissens willen unterwirft [7].

5. Daraus ergibt sich, daß jede irdische Autorität, wenn sie anders ihre Macht auf menschliche Weise ausüben will, vor allem auf das Gewissen der ihr Anvertrauten Rücksicht nehmen muß. Da sie es aber mit denkenden Menschen zu thun hat, so darf sie auch den Verstand der Untergebenen nicht außer Acht lassen. Gerade daran erkennt man den Charakter einer

---

[1] Augustin., Op. imperf. 1, 101.
[2] Thomas 1. 2. q. 1. a. 1 u. o.
[3] Die Winsbekin 28, 10; 29, 1 ff. (Haupt.)
[4] Thomasin von Zerkläre, Der wälsche Gast 1206 ff.
[5] Bernard., Gratia et lib. arb. 12, 39. In Cant. 81, 8.
[6] Thomas 1. q. 105. a. 4; q. 106, a. 2.
[7] Thomas 1. 2. q. 93, a. 3; q. 95, a. 2; q. 96, a. 4.

Regierung, wie sie es in diesem Stücke hält. Von einer Autorität, welche durch Lehre und Unterricht alle in den Stand zu setzen sucht, selber ihre Pflichten zu erkennen, wissen wir, daß sie ihre Ehre darin findet, Freie zu leiten. Eine Macht, die nur Gehorsam verlangt, ohne ihn durch Aufklärung zu erleichtern, erscheint uns wie ein Sklavenvogt. Worauf es also jede Gewalt vor allem absehen muß, das ist die Belehrung. Durch sie muß der Geist geweckt, durch den Geist muß dann der Wille gewonnen werden [1]. Die Kirche hat sich von allem Beginne an auch dadurch als die beste Lenkerin und Erzieherin der Menschen bewährt, daß sie das ungestümste Drängen um Aufnahme in ihren Schoß nie ohne weiteres gelten ließ, sondern erst durch die Frage, was der Bittsteller im Sinne habe, dessen Willen auf die Probe stellte [2]. War dieser aber auch über allen Zweifel als frei und fest erprobt, dann folgte noch lange nicht die Zulassung, sondern erst die Belehrung, die zum Zwecke hatte, dessen eigenen freien Willen durch den möglichst hohen Beweggrund zu veredeln [3], und darauf eine Probezeit, häufig bis zu vollen zwei, ja drei Jahren [4], in denen sich Gelegenheit genug ergab, zu ersehen, ob der anfängliche Feuereifer des Willens auch echt und von Dauer war. Und so erst durfte einer Christ werden, wenn er es aus Ueberzeugung werden wollte.

6. Damit wollen wir nun aber nicht gesagt haben, daß Zucht und Erziehung und vorab Erziehung zum sittlichen und

---

[1] Augustin., Ep. 185, 6, 21. Gregor. Magn., Ep. 1, 35. 47.

[2] Constitut. apostol. 8, 32. Dionys. Areop., Eccl. hierarch. 2, 2, 4. 5. Augustin., Cat. rud. 5, 9; 26, 50 u. ö. Concil. Neocaesar. c. 6; Arausican. I. c. 6; Arelat. II, c. 38; Carthag. III. c. 34 u. ö.

[3] Augustin., Cat. rud. 4, 7 sqq. 5, 9 sqq. 16, 24.

[4] Concil. Illiberit. c. 4. Constit. apost. 8, 32. Origen. In Matth. tom. 15, 36. Palladius, Vita S. Joann. Chrysost. (Opp. ed. Montfaucon XIII, 16 sq.)

religiösen Leben in weiter nichts bestehen dürfe als im Unterricht. Nichts kann uns ferner liegen als ein solcher Irrthum, der sich mit Rousseau's Untergrabung aller Autorität, mit Basedows und Pestalozzi's rationalistischem Philanthropismus verträgt, aber weder mit der richtigen Auffassung von der Gewalt und von ihrer Aufgabe, noch mit der Natur des Menschen. Nicht mit der recht verstandenen Autorität, denn das gäbe einen schönen Gehorsam, wenn diese nur das befehlen dürfte, was die Untergebenen selber begreifen. Und nicht mit dem Menschen, wie er wirklich ist, denn er besteht doch nicht ausschließlich aus Verstand. Was nützt dem Lehrer der Verstand des Schülers, was dem Oberen die Einsicht des Unterthanen, wenn der eine nicht lernen, der andere sich nicht unterwerfen will? Niemand lernt, niemand versteht, niemand glaubt, wenn er nicht will [1]. Mit dem Herzen glaubt man [2], mit dem Willen begreift man. Das Herz faßt schneller als der Verstand. Aber was nicht durch das Herz in den Verstand eingeht, das geht ihm überhaupt nicht ein. Das Herz ist der eigentliche Sitz der Unordnung. Wäre das Herz, wie es sein soll, dann möchte es hingehen, wollte man alles von der Lehre erwarten. So aber wird der Mensch zweifellos geboren nicht bloß noch nicht als das, was er werden soll, sondern vielfach als das gerade Gegentheil von dem, was die Erziehung aus ihm machen soll. Die Natur eines jeden ist von Geburt her, nicht bloß durch die eigene persönliche Schuld der späteren Jahre, verderbt, wenn auch keineswegs heillos verdorben. Sie ist besserungsfähig, darüber besteht kein Zweifel, aber sie ist es nur durch ernstliche, beharrliche Zucht.

An der Anerkennung dieser Wahrheit liegt, wie wir schon so oft bei den verschiedensten Anlässen hervorheben mußten, die ganze Hoffnung der Menschheit. Man schiebt, seitdem man das Dogma vom Erbverderben läugnet, alle Schuld an den

---

[1] Cf. Augustin., In Joann. tr. 26, 2. [2] Röm. 10, 10.

bestehenden Uebeln auf die mangelhafte Bildung und Erziehung, auf den Staat, auf die socialen Zustände. Und sie haben sicher alle eine Schuld, die größte die Erziehung. Aber warum ist die Erziehung so verkehrt? Weil sie nicht mehr auf dem Boden des christlichen Glaubens an die Erbsünde steht. Weil man nicht mehr durch sittliche Besserung, sondern nur noch durch den Unterricht erziehen zu sollen glaubt, weil man nicht anerkennen will, daß die Gesellschaft aus dem Herzen und dem verdorbenen Willen eines jeden Kindes, das in sie eintritt, eine neue Invasion von Barbarei und von Sittenverderbniß zu befürchten hat [1]. Das hat uns vor allem Rousseau angethan, in dessen Gedankenkreis sich die Welt noch immer bewegt. Wieweit die Verkehrtheit dieser Richtung geht, das zeigt Goethe's Rath: Man darf die Jugend nur gewähren lassen, nicht sehr lange haftet sie an falschen Maximen, das Leben reißt oder lockt sie bald wieder davon los [2]. Solche Worte sind hoffentlich hinreichend, um auch den Verblendetsten die Augen zu öffnen. Selbst die weichherzigste Mutter, die überhaupt noch ein Interesse an ihrem Kinde hat, wird danach ihre Erziehung nicht einrichten wollen. Ein jeder Erzieher, auch der, welcher die Geistesbildung auf das höchste schätzt, wird zugeben, daß die Zucht das Nothwendigste in der Erziehung ist, und gerade deshalb so nothwendig, damit die Belehrung Boden finde und Frucht trage. Mein Gott, sagt ein Vater, welcher in der Geschichte der Erziehung durch seine herrlichen Erfolge berühmt geworden ist, wie schwer ist es, einen Menschen fertig zu machen! [3] Ja gewiß, eine schwere und lange Arbeit! Die Erziehung muß längst begonnen haben, ehe das Kind ein Wort versteht, sonst ist es bereits verwahr-

---

[1] Le Play, L'organisation de la famille 109. La réforme sociale (5) I, 430 s. 446 ss.

[2] Goethe, Aus meinem Leben, 6. Buch, 1830. XXV, 12.

[3] Ribbe, Le livre de famille 139 s. 145.

lost, bevor man daran geht, es zu belehren. Erst lernt es durch Gewöhnung und That, und dann erst findet der Unterricht ein fruchtbares Erdreich. Immer aber muß die Disciplin mit dem Unterrichte gleichen Schritt halten. Mit tiefer Weisheit sagt das Sprichwort: Lehre ist eine gute Arznei, aber für unsere Natur ist sie zu schwach[1]. Deshalb muß die Strenge der Zucht der Lehre vorangehen, ihr stets zur Seite stehen und nöthigenfalls ergänzen, was jene nicht vermag, soll sie mit Erfolg den freien Willen für das Gute bearbeiten.

Darin liegt so wenig ein Widerspruch, daß wir vielmehr die, welche daran Anstoß nehmen, in Anklagestand versetzen müssen. Es ist gewiß eine bedauerliche Schwäche der Einsicht wie des Charakters, und von den schlimmsten Folgen in der Erziehung, wenn jemand Strenge und Zorn nicht voneinander zu trennen weiß[2]. Dieselbe Verirrung ist es aber, die sich auch hier zum Worte drängt. Man kann hart sein und doch nicht ungerecht. Es ist recht wohl möglich, unerbittlich strenge Zucht zu üben, ohne den Rechten der Erkenntniß und der Selbständigkeit des freien Willens ein Haar zu krümmen. Freiheit des Unverstandes heißt niemand Freiheit, sondern Schmachten im finstern Kerker. Freiheit zum Bösen ist kein Recht, sondern eine leidige Schwäche des Menschen[3]. Zwang zum Guten,

[1] Sailer, Weisheit auf d. Gasse (S. W. 1819. XX, I, 134).

[2] Vgl. hierzu II. Band (2. Aufl.) 19, 5. S. 794 f.

[3] Joh. 8, 34. Röm. 6, 20. 2 Petr. 2, 19. Seneca, Benef. 6, 30. (Aristot.) Magna moral. 1, 5, 3. 4. Boetius, Consol. 4. pr. 2. Bernard., Gratia et lib. arb. 6, 18; 10, 35. Besonders Augustin., Op. imperf. 1, 100. 102; 5, 38; 6, 11. Thomas, Mal. q. 1. a. 3. Verit. q. 22. a. 6 u. o. Estius, Comm. in Sentent. 2. d. 24. § 5 sq. d. 40. § 1. Gonet, Clypeus, de beatit. d. 5, 92 sqq. de incarn. d. 21. a. 3. § 3. Sylvius 1. q. 19. a. 10. Müller, Ethica (2) I, 317 sqq. Deshalb sagt der hl. Augustin (C. D. 12, 7; 14, 13), für die Sünde gebe es keine causa efficiens, sondern nur deficiens. Cf. Thomas 1. q. 49. a. 1. C. G. 3, 10 und oben 7, 5.

Nöthigung, die Pflicht, mit der sich einer nicht aus eigenem Antrieb befreunden will, durch die aufgedrungene Uebung kennen und schätzen zu lernen [1], ist keine Beeinträchtigung einer berechtigten und vernünftigen Freiheit. Nicht jeder Zwang ist also eine Verletzung der Freiheit. Es kommt nur darauf an, wie er geübt wird und wozu er nöthigt [2]. Im Anfange, solange einer der Zucht am meisten bedarf, beklagt sich freilich jeder über deren unerträgliche Härte. Er versteht eben, unerleuchtet und ungezogen wie er ist, noch nicht, daß, wer die Zucht haßt, seine eigene Seele haßt [3]. In dem Grade aber, in welchem durch sie sein Erkennen heller und sein Wollen gerader und fester geworden ist, lernt er sie als die Ursache seiner Wohlfahrt preisen [4]. Wie viele wären ungebildet und unerzogen geblieben, hätte sie nicht eine barmherzige Hand mit Gewalt aus ihrem Treiben gerissen. Damals begriffen sie freilich nicht, daß es Liebe war, die sie so barsch aufschreckte [5]. Nun aber, da sie infolge des heilsamen Schreckens die Augen dem Lichte geöffnet und die Wahrheit im Herzen liebgewonnen haben, wissen sie der Erbarmung, die sich ihrer so kräftig angenommen hat, ehe es zu spät war, nicht genug für das zu danken, was ihnen einst so wehe that [6].

7. Gerade deshalb also, weil die Weisheit der Offenbarung so mütterlich für das unantastbare Recht der menschlichen Freiheit besorgt ist, wird sie nicht müde zu mahnen: Spare die Ruthe dem nicht, der erst noch zu erziehen ist [7]. So sehr jene maß-

---

[1] Cf. Augustin., S. 112, 8. Ep. 185, 6, 21 sqq.

[2] Augustin., Ep. 93, 5, 16. [3] Sprichw. 15, 32; vgl. 12, 1.

[4] Hebr. 12, 11. Valerian. Cemel., Hom. 1. de bono discipl. Franco abbas, De gratia Dei, lib. 11.

[5] Eccli. 30, 1. Hebr. 12, 6. Sprichw. 13, 24. Weish. 12, 22.

[6] Augustin., Ep. 93. 173. Contra Gaudentium Donat. 1, 25, 28. C. literas Petiliani 2, 94, 217.

[7] Sprichw. 23, 13; 29, 15 ff. Eccli. 7, 25; 30, 1. 8 ff.

lose Heftigkeit vom Unheil ist, die statt Besserung des Fehlenden die eigene Rache sucht — denn Bitterkeit muß wieder Bitterkeit wecken [1] —, so unerläßlich ist eine gemäßigte und gerechte Strenge, soll aus dem verdorbenen Menschengewächse ein gesunder Baum erzogen werden. Wir sprechen hier nicht einmal von der Strenge, insofern sie, was Gott verhüte, durch wirklich begangene Fehler als Strafe und zur Verhütung fernern Uebels nothwendig gemacht sein sollte. Die Strenge in der Erziehung hat noch eine viel höhere, edlere Bedeutung. In uns allen wohnt ein Feind, über dessen Gefährlichkeit wir uns nur zu gerne täuschen. Es ist die Trägheit, die Feigheit. Stellt sich uns eine Gefahr nahe, so ist das Erste, woran wir denken, die Flucht. Erhebt sich ein Sturm der Abneigung, des Zornes, der Ungeduld, so glauben wir schon etwas Großes gethan zu haben, wenn wir dem Steine des Anstoßes wenigstens aus dem Wege gehen. Aber würden wir nur auch durch dieses ewige Fliehen und Ausweichen wirklich besser! Es mag sein, daß uns so das Böse für diesmal nicht überwindet. Dafür haben auch wir das Uebel nicht überwunden, und das nächste Mal wird es uns mit verdoppelter Macht anfallen, je mehr wir ihm unsere Schwäche verrathen haben. Nicht durch Fahnenflucht also, sondern durch Stehenbleiben und durch ernsten Kampf gegen das Böse wird der Mensch besser [2]. Nur gegen sinnliche Versuchungen, welche zu gefährlich sind, als daß man sich auf einen Kampf mit

[1] Ephes. 6, 4. Kol. 3, 31. Vegius, Liberor. educ. 1, 16. 17.

[2] Cassian., Coll. 18, 8. 13. Nilus, Ep. 1. 22. 147. Isidor. Pelus. 1, ep. 373. 5, ep. 39. 226. 270. 313. Bruno Astens., Sentent. 2, 8. Philipp. Solitar., Dioptra 1, 5. David de Aug., Form. novit. 3, 5. Gerard. Zutphan., Reform. vir. anim. 8. 9. Salmanticens., Theol. tr. 10. d. 5. d. 1. Mezger, Theol. Salisburg. tr. 6. d. 21. a. 6. Alfons. Lig., Moral. l. 2, 6 sqq. l. 5, 23 sqq. Schram, Theol. myst. § 143 sqq. Scupoli, Certam. spirit. 13. 38. Pinamonti, Dux spirit. 26.

ihnen einlassen dürfte, gibt es kein anderes Mittel der Rettung als die äußerste Wachsamkeit und augenblickliche Flucht [1]. Bei allen anderen Gefahren ist für den, welcher siegen und besser werden will, der kürzeste Weg der Angriffskampf. Nur dadurch, daß einer im täglichen Ringen mit unerbittlichen Gegnern seine Schwächen kennen lernt, seine Unvollkommenheiten ablegt, seine fehlerhaften Neigungen läutert, seine Kräfte stählt, wird etwas Tüchtiges aus ihm. Wer ohne die Wohlthat dieses Wettkampfes heranwachsen und leben muß, der wird eine gewisse geistige Schwäche und moralische Einseitigkeit nie ganz überwinden [2]. Aber wie viele haben den Muth, sich zur Anwendung dieses Heilmittels von selber zu entschließen? Wenn nicht eine unerbittliche Hand uns in früher Jugend schon in dieses eisige Wasser gestoßen hätte, würde wohl einer aus uns die Abhärtung und die Kunst des Schwimmens gelernt haben, deren wir in diesem stürmischen Leben so sehr bedürfen? Damals zitterten wir freilich und baten um Schonung. Heute unterschreiben wir fröhlich das Wort des edeln Freidank:

Alle Ehre gar zergat (zergeht),
Die nicht Zucht noch Meister hat.
Von Züchten nie kein Mann verdarb,
Schonung oft schon Schaden erwarb [3].
Wer ohne Furcht ist erzogen,
An dem ist manche Tugend betrogen [4].

Nach diesem Grundsatze erzog man in alten Tagen Menschen und Menschheit. Bis zum Aufgange der Bescheidenheit sagte man damals — jetzt würden wir sagen, bis zum Eintritt eigener Einsicht — soll die Ruthe der Kinder Missethat

[1] (Augustin.) Append. S. 293, 2. Scupoli 13. 19. append. 30. 32. David de Aug., Form. novit. 2, 7; 3, 7. Smaragdus, Diadema monach. 99. Cornel. a Lap. in Gen. 39, 10; 1 Cor. 6, 18.

[2] Dupanloup, Die Erziehung II, 597 f.

[3] Freidank 53, 23 ff. [4] Ebd. 53, 19 f.

zwingen. Und auch dann ist Ernst noch immer gut, denn ein Gesetz ohne Strafe ist eine Glocke ohne Klöppel [1]. Von der Furcht, es könnte einer unter ernster, vernünftiger Zucht Schaden nehmen, waren die Alten frei. Lieber ließ ihnen das Kind unter der kräftigen Faust des Erziehers ein Stück der rohen, ungegerbten Haut, die es auf die Welt mitgebracht hatte, als daß sie es zuchtlos hätten aufwachsen lassen [2]. Was taugt ein junger Leib verlegen [3], der Ungemach nicht leiden kann? [4] Schläge machen weise [5]. Eine gute Ruth macht die Kinder gut [6]. Je schärfer die Ruthe, je besser das Kind [7]. Kein Schlag verloren, als der daneben geht [8]. Die Ruthe bricht kein Bein entzwei [9]. Also sprachen, danach handelten unsere Väter.

Wir läugnen nicht, daß sie vielleicht etwas gar zu sehr über unsere heutige Empfindsamkeit und Sentimentalität erhaben waren. Uns dauert dieser junge Ritterknabe, der später als Guibert von Nogent einen so großen Namen erwarb, wenn er das ganze Jahr keinen Ferientag hat, wenn er an den höchsten Festtagen unbarmherzig zum Lernen getrieben wird, wenn ihn sein Lehrer Tag für Tag mit einem Hagel von Schlägen übersäet und mit zürnenden Worten fast steinigt [10]. Wir fühlen uns ordentlich das Herz weich werden, wenn wir in jenem naiven mittelalterlichen Gedichte von dem wunderschönen

---

[1] Graf und Dietherr, Rechtssprichw. 165 (4,152); 286 (7,20).

[2] Schwabenspiegel § 185. 247 (Laßberg S. 88. 110). Sachsenspiegel 2, 65, 2 (Homeyer 293). Zingerle, Deutsche Sprichwörter des Mittelalters 81 f. Schultz, Das höfische Leben I, 125 f. Pfeiffer, Germania I, 134 ff.

[3] Ueber diesen Ausdruck siehe unten 15, 5.

[4] Der Winsbeke 42, 5 f. (Haupt.)

[5] Wander, Sprichwörter-Lexikon IV, 207, 48.

[6] Ebd. III, 1779, 10. 13. [7] Ebd. III, 1779, 33.

[8] Körte, Sprichwörter der Deutschen (2) 6674.

[9] Wander III, 1779, 11. 15.

[10] Guibert de Novigento, De vita sua 1, 5. 6.

Muttergottesbilde lesen, zu welchem die Kinder auf dem Wege zur Schule in ihrer Noth und Angst so inbrünstig beten:

Wie oft mit Weinen bat
Manch dummes Kindelein
Unsre Frau, sie möge sein
Des Tages in der Schule pflegen
Und es behüten vor den Schlägen [1].

Aber dafür müssen wir jener Zeit auch das zugestehen, daß sie mit ihrer strengen Zucht ein Geschlecht heranzog, das etwas ertragen und etwas leisten konnte, das uns noch heute durch seine Charakterfestigkeit Achtung einflößt. Heute strafen wir die Kinder milde, oft nicht einmal mehr zum Schein. Dagegen nimmt das Strafen an den Großen kein Ende und werden die Gefängnisse nie leer. Damals straften sie rasch und streng. Dafür mußten sie weniger strafen, erreichten also den Zweck der Strafe [2]. Der eben genannte Guibert denkt noch spät mit aufrichtigem Danke seines harten, obschon wenig gelehrten Erziehers und bekennt, daß er unter dessen Leitung wenigstens in jeder Art von Tugend und in einem feinen, gesitteten Benehmen nicht geringe Fortschritte gemacht habe.

8. Die gleiche Anschauungsweise finden wir nun aber auch in Bezug auf das religiöse und öffentliche Leben in früheren Tagen allenthalben verwirklicht. Niemanden fällt es ein zu läugnen, daß die Anwendung jener Grundsätze auch nach dieser Seite hin unter den Händen eines kraftvollern Geschlechts mitunter eine Gestalt annahm, die uns bei unserer heutigen Glaubens- und Nervenschwäche und bei unseren weich und weichlich gewordenen Gefühlen gründliche Scheu einzuflößen geeignet ist. Unbestreitbar ist gar oft selbst in bester Absicht des Guten viel zu viel geschehen, von Mißbrauch gar nicht zu reden.

---

[1] Das Jüdel (Hahn, Gedichte des 12. und 13. Jahrh. 129, 68 ff.).
[2] Justus Möser, Patriotische Phantasien IV, 141 f.; II, 313.

Unläugbar ist aber auch bei der Beurtheilung jener Verfahrungsweise viel gefehlt worden und wird noch immer viel gefehlt, nicht bloß von erklärten Feinden des Christenthums, sondern auch von solchen, welche eine Entschuldigung oder Vertheidigung der Vorzeit versuchen. Man unterscheidet viel zu wenig, von wem und gegen wen ein Beispiel von Strenge in Glaubenssachen, das sich mit unserem Geschmacke nicht mehr recht reimen will, gegeben wurde. Nimmt man aber darauf nicht Rücksicht, so kann es nicht fehlen, daß gegen die Kirche ungerechte Anklagen erhoben werden. Wir brauchen keinen Augenblick Besinnung, um zu gestehen, daß der heftige Eifer Chlodwigs, der sozusagen am Taufbrunnen das Schwert gegen die Henker Christi zog, sich weit besser gegen seine eigenen Fehler hätte kehren können. Der maßlosen Berserkerwuth, mit welcher die soeben zur katholischen Kirche zurückgekehrten Westgotenkönige[1] in Spanien auch den Juden das Glück des Glaubens aufzuzwingen suchten[2], ist niemand mit größerer Entschiedenheit entgegengetreten als gerade die Kirche[3]. Wenn sie solches nicht gebilligt hat, brauchen auch wir es nicht zu vertheidigen. Wenn sie die Fürsten tadelt, die aus Uebereifer gewaltthätig Bekehrer werden wollen, hat niemand ein Recht, sie zu tadeln für das, was gegen ihren Befehl geschah. Sie hat nicht nothwendig, die Verantwortung für all das zu übernehmen, was in diesem Stücke gethan wurde, und wenn es auch auf ihren Namen hin geschah. Wir verkennen nicht, daß Karl den Großen bei seinem furchtbaren Verfahren gegen die Sachsen aufrichtige religiöse

[1] Leges Wisigothorum l. 12. tit. 2, 3 sqq. tit. 3, 3 sqq.

[2] Beispiele zu Gregor. Mag., Opp. II, 542 sq. Ed. Paris. 1705.

[3] Concil. Toletan. 4. c. 57 (56). Cf. Gregor. Mag. 1, ep. 35. 47. u. ö. Nicol. I., Respons. ad Bulgar. c. 41. 102. Clemens III., c. 9. cicut Judaei, X. de Judaeis, 5, 6. Innocens III., c. 3. majores, X. de baptismo, 3, 42. Philipps, Kirchenrecht II, 400 ff.

Beweggründe leiteten. Aber daß auch politische nicht minder laut in seinem Rathe ihre Stimme erhoben, ist ebenso leicht zu sehen, als es schwer ist zu sagen, ob die ersteren sich kräftiger in seinem Kopfe und Herzen, oder die letzteren in seiner Hand regten. Wir machen also nicht seinen unbedingten Lobredner. Jedoch wagen wir auch nicht, ob seiner Strenge einen Tadel über ihn auszusprechen. Er mag seinen guten Gründen, er wird seiner heiligen Ueberzeugung dabei gefolgt sein. Der Erfolg hat ihn jedenfalls glänzend gerechtfertigt. Denn nach einem Menschenalter schon lebten die Bezwungenen mit einer Begeisterung in der christlichen Lehre, die zweifellos aus tiefster Ueberzeugung stammte, und nach einem Jahrhunderte leiteten sie durch ihre Ottonen die christliche Welt mit nicht minderer Macht und im Glanze einer noch höhern Cultur als ihre ehemaligen Gegner, die Franken, unter dem großen Karl. Wir stellen das Urtheil hierüber dem anheim, der alle Gründe kennt.

Ist es aber schon unmöglich, ein allgemeines Urtheil über das Vorgehen der weltlichen Macht in Glaubenssachen zu fällen, so muß man sich vollends hüten, das Verfahren der Kirche auf eine Stufe damit zu stellen. Anders verfuhr die spanische Inquisition, einen andern Charakter trägt die kirchliche Inquisition in Italien. Anders fiel die Strafe aus, wo nur die Religion, anders, wo auch die Sitte verletzt wurde. Anders handelte die Kirche, wo sie allein auftrat, anders war das Verfahren dort, wo Staat und Kirche sich so sehr geeinigt hatten, daß ein Verbrechen gegen die eine Macht auch als Verletzung der andern galt. Im ganzen können wir drei verschiedene Klassen von Proceduren unterscheiden. Am mildesten behandelte man die Juden, solange sie sich nicht selber durch ihre unaustilgbare Geschicklichkeit, aus dem Fleische der Christen Riemen zu schneiden, um den Schutz brachten, den sie im Mittelalter so oft auf Kosten und zur größten Unzufrieden=

heit der christlichen Völker genossen [1]. Milde war auch die Art, wie man sich gegen die Gefahren von seiten der gewöhnlichen Häretiker wahrte. Solange fanatische Schwärmer und ketzerische Gelehrte bloß in den Köpfen Unheil anrichteten, — und dieses Unheil war damals, wo jeder Gedanke zündete gleich griechischem Feuer, ungleich größer, als wir uns heute denken können, — da begnügte man sich fast immer damit, die Geister durch den Bannspruch vor ihnen zu warnen, höchstens suchte man ihnen durch Haft die Weiterverbreitung ihrer verderblichen Lehren unmöglich zu machen [2]. Wir erinnern an Gottschalk und Abälard, an Gilbert de la Porée, an Tanchelm und Eon de Stella, an David von Dinanto, Heinrich von Lausanne, Berengar, Molinos, an die Pelagianer, die Waldenser, die Brüder und Schwestern des freien Geistes. Strenge, mitunter sehr strenge, verfuhr man aber gegen die dritte Klasse von Gegnern, gegen Häretiker, welche die öffentliche Ordnung durch ihre Angriffe störten. Solche waren die Donatisten, die würdigen Vorfahren der Husiten. Man mag sich wundern, den mildesten der Heiligen, Augustinus, auf seiten derer zu finden, welche Strenge und Einschreiten der weltlichen Macht gegen diese Ketzer mit aller Macht des Wortes verfochten. Aber man muß auch wissen, was das für Ketzer waren. Mit Schleudern und Knütteln zogen sie herum, mit jenen furchtbaren Knütteln, denen sie selber als den Werkzeugen ihres wahnsinnigen Bekehrungseifers den Spottnamen Israel gaben [3]. Ihr Gruß schon wurde bei einer Begegnung mehr gefürchtet als das Knurren eines Löwen [4]. Wessen sie habhaft wurden, den schleuderten sie ins Feuer oder in den nächsten

---

[1] Fehr, Staat und Kirche im fränkischen Reiche 507.
[2] Humbertus a Romanis, Erudit. praedicat. 2, 2, 61 sqq.
[3] Augustin., In ps. 10. en. 5.
[4] Id., In ps. 132. en. 6.

Abgrund [1], nachdem sie an ihm zuvor ihre Lieblingsheldenthat ausgeführt, das heißt, ihm Kalk und Essig in die ausgestochenen Augen geschüttet [2] hatten. War es ungerecht, sagt Augustin [3], gegen solche Feinde aller Sicherheit die Macht der Kaiser anzurufen? Oder hätte man sie gewähren, dagegen die bedrängten Katholiken ohne Schutz lassen und so zu zügellosen Ausbrüchen der Selbsthilfe und der Privatrache zwingen sollen? Wer sieht nicht, daß gegen solche Leute die weltliche Obrigkeit mit Gewalt einschreiten muß, sollen nicht die Untergebenen ihnen schutzlos preisgegeben werden wie die Lämmer dem Wolfe? Es war also nichts weniger als unbillig, wenn die Kirche, nachdem alle anderen Mittel nicht verfangen hatten [4], auf dem dritten Concil im Lateran die Gewalt der Waffen zu ihrem Schutze gegen die Albigenser aufrief, die über Kirchen und Klöster herfielen, kein Alter, nicht Kinder, nicht Frauen, nicht Greise schonten [5]. Sicher würde man heute gegen einen Arnold von Brescia, gegen die Apostelbrüder, die Husiten, die Stedinger so gut Ernst anwenden, als man es damals that. Daß man in jenen Zeiten oft hart verfuhr, ist freilich wahr. Aber man sehe wohl zu, wer so hart handelte. Das canonische Recht kennt jedenfalls keine Todesstrafe. Ohne jede Rücksicht, ohne irgend Milderungsgründe oder Unterschiede zuzugeben, verfuhr ein persönlich ungläubiger Kaiser wie Friedrich II., dem es nur um Einheit und Ordnung in seinem

---

[1] Augustin., Unit. eccles. 19, 50. C. lit. Petil. 2, 88, 195. Ep. 88, 6.

[2] Id., Brevic. collat. cum Donat. 11, 22. Ep. 111, 1.

[3] Id., C. ep. Parmen. 1, 10, 16. C. lit. Petil. 2, 83, 184. Bernard., Ep. 363, 7. Joann. Saresb., Polycr. 6, 13.

[4] Humbert., Erud. praed. 2, 2, 64.

[5] Concil. Lateran. III. c. 27. Vgl. hierzu Hefele, Ximenes (2) 245. Hergenröther, Kathol. Kirche und christlicher Staat (1) 561 ff.

Reiche zu thun war. Milde und mit Schonung schritten jene weltlichen Herren ein, welche den Geist der Kirche in sich aufgenommen hatten. Auch sie mochten im Augenblicke erbitterten Kampfes um Leben und Tod sich zur Härte fortreißen lassen. Kamen sie aber wieder zu sich und gaben sie der Stimme des Glaubens und der Kirche wieder Gehör, so thaten sie alsbald Buße und sühnten ihr Uebermaß durch um so herrlichere Thaten der Genugthuung und der Liebe [1].

9. Wir wollen bei dieser Gelegenheit nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß sowohl in Bezug auf die Behandlung der Ketzer als auch auf anderen Gebieten das Strafverfahren des Mittelalters in eben dem Grade menschlicher wurde, als die Geister sich mehr und mehr ins christliche Leben hineinfanden [2]. Es gilt das überhaupt von der Einwirkung der Kirche auf die Milderung der Sitten. Wir, die wir heute die Früchte einer Civilisationsarbeit von fast zwei Jahrtausenden genießen, wir, die wir selber noch ferne davon sind, die Anforderungen des Christenthums in unserem persönlichen und im öffentlichen Leben verwirklicht zu haben, wir, die wir nur gar zu gerne unserer eigenen Cultur zuschreiben, was in der Wirklichkeit nichts als das endliche Durchdringen der christlichen Ideen ist, wir urtheilen in diesem Stücke meist ebenso unbillig als unpsychologisch und ungeschichtlich. Weil der von unseren Vätern gepflanzte Baum uns heute seine Frucht trägt, machen wir ihnen und ihrem Glauben Vorwürfe, daß sie nicht selber schon die christliche Bildung im vollständigsten Maße verwirklicht haben. Aber das ist nicht Sache von ein paar Stunden oder Tagen. Das Christenthum ist, wir haben uns davon überzeugt, keine Zauberei, welche im Handumdrehen den Menschen in

[1] Wilhelm. Tyr. 8, 21. Guibert. Novigent., Gesta Dei per Francos 7, 4, 9.

[2] Vgl. dazu oben 4, 15.

ein anderes Wesen verwandelt. Vielmehr wirkt es langsam, auf menschliche Weise und durch Mittel, welche der Natur des Menschen anbequemt sind. Es wäre Gott ein Leichtes, den Menschen mit einem Ruck aus seiner Unvollkommenheit herauszureißen und in den Zustand der Vollendung zu versetzen, welche er vom Christen verlangt, gerade wie er den Habakuk bei den Haaren vom Engel forttragen ließ. Er zieht es aber vor, selbst auf die Gefahr hin, daß kurzsichtige Geister ihn darüber tadeln, diese Umwandlung der Zeit und der menschlichen Treue zu überlassen. Wäre die letztere etwas größer, so hätte er seine Absichten schon längst durchführen können. So gelang es ihm aber oft nur spät und auch da nur theilweise.

Ungerecht aber wäre es zu verkennen, daß er trotz aller menschlichen Halbheit seine Pläne früher oder später dennoch immer verwirklicht. Wir haben das bei einer andern Gelegenlegenheit [1] durch eine Gegenüberstellung des französischen und des deutschen Rolandsliedes an einem recht augenfälligen Beispiele nachgewiesen. Das erstere ist das großartigste Epos der Franzosen, dessen sie sich mit Recht ebenso rühmen als wir Deutsche unseres Nibelungenliedes. Diese Chanson de Roland entstand bald nach dem Jahre 1000. Das herrliche Gedicht stammt aus der Normandie, die sich eben erst zum Christenthum bekehrt hat. Natürlich denken und handeln die Helden des Epos gerade so wie die Ritter des Volkes, aus dessen Mitte es hervorgegangen ist. Die Gotteskämpfer treten demzufolge zwar als ehrliche, überzeugungsvolle Christen auf, aber es geht ihnen mit dem Christenthum doch häufig noch wie dem David mit der Rüstung Sauls. Man weiß nicht, ist es ihnen noch nicht recht angewachsen, oder haben sie sich noch nicht recht in das neue Leben hineingewachsen. Sie glauben an Gott und

[1] Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 1880. I, 114 ff.

wollen ihm ihren Dienst leisten[1], aber freilich auf ihre Weise, und diese ist oft noch recht bitter und herbe und erinnert sehr daran, daß sie kürzlich noch echt germanisch-heidnisch war. Das zeigt sich außer vielem anderen insbesondere in der Heftigkeit, mit der sie gegen ihre heidnischen Gegner in Wort und That losbrechen. Sie haben zwar als Christen wenigstens den Kriegsbrauch ihrer heidnischen Väter abgelegt, nach der Eroberung alles mit Feuer und Schwert zu vernichten, Stadt und Volk, Bewaffnete, Frauen, Greise, Säuglinge, ohne Schonung, ohne Unterschied[2]. Sie entleeren ihren Ingrimm zunächst nur noch an den Götzen und Tempeln der Besiegten[3]. Aber dennoch lassen sie den Heiden das Leben nur unter der Bedingung, daß sie sich taufen lassen. Im andern Falle haben diese das Leben verwirkt[4]. Es ist ohne Zweifel auch das schon ein Fortschritt gegen frühere heidnische Zeiten, freilich noch ein kleiner. Und wir müssen das schon diesen normannischen Neubekehrten zu gute halten. Denn sie hatten eben noch nicht lange Zeit, sich in den Glauben hineinzuleben, den sie kürzlich umfaßt hatten. Anders die Helden des deutschen Rolandsliedes. Dieses wurde um etwa hundert Jahre später durch den Pfaffen Konrad verfaßt. In Deutschland aber war das Christenthum schon länger herrschend. Hier müssen wir also strengere Forderungen an die Durchbildung der Geister mit christlicher Gesinnung stellen. Und wir dürfen das auch ohne Sorge. Was uns bei den Normannen noch verletzt, das ist hier verschwunden[5]. Keine Silbe von Plünderung der eroberten Städte, keine Nöthigung zur Taufe, nicht einmal eine Zerstörung der heid-

---

[1] Chanson de Roland 3666. En Dieu creit (= credit) Carles, faire voelt sun servise.

[2] Vgl. Lamprecht, Alexanderlied 805 ff. 1234 ff. 2125 ff. 3417 ff. (Weismann.) Ortnit 326, 1 ff. 330, 2 ff. (Amelung.)

[3] Chanson de Roland 3660 ss. [4] Ibid. 101 s. 3670.

[5] Vgl. Kuonrât, Rolandslied 351 ff. 8631 ff. (Bartsch.)

nischen Altäre. Christen sind jene, Christen sind diese. Aber jene sind noch Anfänger, diese haben sich bereits zu schönen Fortschritten im christlichen Leben erschwungen. Wir dürfen es den furchtbaren normannischen Recken gerade um ihrer Schroffheit willen aufs Wort glauben, daß es ihnen blutiger Ernst ist, wenn sie, recht mit dem Eifer der Neubekehrten, versichern, es sei ihnen bei ihrem furchtbaren Metzeln um nichts anderes zu thun als darum, daß sie gleich Martyrern [1] ihr Leben aufs Spiel setzen, nur um die Menschen zu Gott zu ziehen [2]. Aber sie sehen wirklich sehr wenig zu, wo sie die Ungläubigen mit ihrer noch immer halb heidnischen Eisenfaust packen, um sie zu Christus hinzuschleppen. Eine solche Art zu bekehren mag gut gemeint sein, jedoch gut ist sie nicht. Wir freuen uns deshalb herzlich, sowohl im Namen der Menschlichkeit als des Christenthums, daß in dem spätern deutschen Gedichte ein viel milderer Sinn zur Herrschaft gelangt ist. Und wir glauben, daß diesen menschlicher, weil christlicher gewordenen Rittern die Absicht, in der sie zu handeln versichern, besser gelungen ist, nämlich für Christus zu wuchern und viel manche heilige Seelen zu gewinnen [3].

10. Wie aber in diesem Stücke, so hat die christliche Civilisation auf allen Gebieten zwar langsame, dafür um so beharrlichere Fortschritte gemacht. Man tadelt freilich die Kirche, daß sie nicht auf jede Anwendung von Strenge, das heißt, auf jede Disciplin Verzicht geleistet hat. Aber das hat sie nie angestrebt und kann sie nie im Sinne haben. Zucht muß geübt werden, wo Menschen mit Ernst zum Guten erzogen werden sollen. Ohne Zucht keine Läuterung des Einzelnen, ohne Zucht keine Ordnung der Gesammtheit. Gerade die Disciplin ist die unerläßliche Vorbedingung zur Civilisation.

---

[1] Chanson de Roland 1134. [2] Ibid. 2252 ss.
[3] Kuonrât, Rolandslied 364 ff. 8638 f.; vgl. 1532 f. 2250 u. ö.

Wie aber die Zucht ausfällt, das hängt mehr von dem ab, welcher zu erziehen ist, als vom Erzieher. Den rauhesten Vater macht mit der Zeit die Folgsamkeit seines Kindes sanfter. Einem widerspänstigen Sohne aber weiß selbst das Mutterherz die Liebe nicht anders zu bezeugen als mit Thränen, Bitten und Strafen. Die Liebe ändert sich nie. Aber wenn der, welchen sie eifersüchtig behütet, aufhört liebenswürdig zu sein, dann wandelt sie sich in Strafe, um aus ihm wieder einen würdigen Gegenstand der Liebe zu machen. Liebe, die nicht auch zu strafen weiß, ist höchstens jene blinde Regung, der selbst das Thier zugänglich ist, aber nicht die starke Tugend, die man vom Menschen und vom Christen erwartet, die man vor allen am Vorgesetzten unerbittlich fordern muß.

Sich beklagen über die Zucht heißt deshalb entweder sich anklagen wegen eigener Zuchtlosigkeit oder das Geständniß ablegen, daß man selber Zucht bedarf. Niemand sollte darum so leicht die Anwendung der Zucht tadeln. Es liegt zwar mehr oder minder in jedem Menschen ein Zug, bei der Autorität Mißbrauch ihrer Gewalt vorauszusetzen und für den Partei zu ergreifen, der mit seiner Obrigkeit in Zwiespalt gerathen ist [1]. Aber der ehrenhafte Charakter empfindet stets darüber Scham. Er fühlt darin etwas Entwürdigendes, und zweifelsohne mit Recht. Denn auch das Thier fängt an, durch Heulen und Bellen seine Entrüstung zu zeigen, sobald im Nachbarhause Execution stattfindet. Es fühlt sich mitgetroffen, es glaubt sich melden zu müssen, da es auch nicht besser sei als das unglückliche Wesen, welches von der Strafe ereilt wird, es bezeugt, daß, wenn es überhaupt einmal zur Züchtigung kommt, diese ihm selber am wenigsten erspart werden dürfe.

Warum also die Kirche sich darob schämen soll, daß sie stets die Zucht gehandhabt hat, ist nicht einzusehen. Wenn es auf

[1] Plutarch., Praecepta reipubl. gerendae 16.

sie ankäme, würde sie sich diese unangenehme Aufgabe gewiß ersparen[1]. Keine Mutter greift so ungern zur Ruthe als die Kirche zur Strenge. Sie hat es wahrhaftig nie an Bitten, an Thränen, an Belehrung fehlen lassen. Sie muß sich sogar oft von harten, ungeduldigen Herzen ihre ewige Schonung und Nachgiebigkeit zum Vorwurf machen lassen. Nicht wenige Secten haben sich von ihr getrennt aus keiner andern Ursache als wegen Unzufriedenheit mit ihrer, wie sie sagten, allzu großen Milde. Wenn sie also einmal Zucht übt, so kann man sicher sein, daß sie es nur thut, gezwungen von den Menschen und gezwungen von der Pflicht, aus Liebe zu den Ihrigen und aus Gehorsam gegen Gott. Von ihrer Hand wird das Blut eines jeden gefordert[2], dem sie nicht seine Verpflichtung einschärft. Ihr ist vom Herrn der Seelen der Befehl geworden: Nöthiget sie, hereinzutreten, damit mein Haus voll werde[3]. Wehe ihr, wenn sie ihrem Auftrage nicht nachkommt![4] Sie erzwingt nicht Glauben durch Schläge[5]. Sie nöthigt niemanden, zu glauben gegen seine Ueberzeugung[6]. Sie will nur jene den Glauben lehren, welche die Pflicht haben, ihn anzunehmen. Aber es ist nicht ihre Schuld, wenn sie ihrer Pflicht als Lehrerin nicht nachkommen kann, ohne daß sie damit die Thätigkeit ernster Zucht verbindet. Sie kann nichts dafür, daß der Mensch zu dem ihr von Gott auferlegten Zwange, zu lehren, zu bitten, zu beschwören[7], nun auch noch seinerseits den Zwang fügt, die Zucht gegen ihn zu gebrauchen. Klage man, anstatt wider sie, lieber mit ihr über die feige Menschenfurcht, die Vorurtheile,

---

[1] Jerem. 20, 7 ff. [2] Ezech. 3, 17 ff. 33, 6 ff.

[3] Luc. 14, 23. [4] 1 Kor. 9, 16.

[5] Tertullian., Ad. Scapul. 2. Lactant., Institut. 5, 20. Gregor. Mag. 13. ep. 12; 9. ep. 6. Athanas., Histor. Arian. ad monach. 67. Cassiodor., Var. 2, 27. Bernard., Cant. s. 66, 12.

[6] Augustin., C. liter. Petilian. 2, 83, 184; 94, 217.

[7] 2 Kor. 7, 20.

die Trägheit, den Stumpfsinn, kurz über all das Böse, das sie zu ihrem eigenen tiefsten Bedauern in die Nothwendigkeit versetzt, mit so viel Zeitverlust, zu so großem Schaden für höhere Aufgaben, die Rolle eines Lehrers und Führers selbständiger, empfänglicher Geister mit der eines Zuchtmeisters von störrischen Kindern zu vertauschen! Niemand wünscht sehnlicher als sie, sie möge nie in die schmerzliche Lage versetzt werden, ihrer Pflicht mit Strenge walten zu müssen. Aber daß sie davon Umgang nehme, das steht nicht in ihrer Gewalt. Erst muß in allen Herzen Hochsinn und Verständniß für die wahre Freiheit des Geistes an die Stelle der Engherzigkeit und der unreifen Kindergesinnung treten, welche leider fast überall die Herrschaft führen, dann kann sie getrost die Zuchtruthe beiseite legen, dann ist es ihr ein Leichtes, dem Zuge ihres Herzens Lauf zu lassen. Als Mutter der Erlösten übt sie zwar auch jetzt Strenge nie ohne Mitleid [1] und theilt Strafe als wahres Almosen der Liebe aus [2]. Sie würde sich aber glücklicher fühlen, könnte sie Erbarmen ohne Strenge und Liebe ohne Strafe üben, mit anderen Worten, sich der Zucht ganz begeben. Jetzt freilich beschränkt sich zu ihrem eigenen Leidwesen ihre Thätigkeit fast ganz auf die Mühe, so viel trügerisches Wissen, das als geistiges Unkraut auf dem Acker der göttlichen Wahrheit wuchert, immer wieder auszurotten, und wo ein schädlicher Auswuchs der Pflanzung Gottes Gefahr droht, zu günstiger Zeit mit Karst und Messer Vorsorge zu treffen oder Abhilfe zu bringen. Würde ihr Herzenswunsch erfüllt, so könnte sie sich ungestört dem Dienste der himmlischen Weisheit, der Pflege aller Vollkommenheit zur Heiligung der ihr Anvertrauten, zum Segen des Menschengeschlechtes, zur Vollendung des Gottesreiches widmen.

---

[1] Gregor. Mag., Mor. 19. n. 30; 20. n. 14. Augustin., Ps. 33, 2, 20. S. 87, 15.

[2] Augustin., Enchirid. 19, 72.

Was uns betrifft, so wissen wir, daß wir Menschen sind. Deshalb wehren wir uns nicht der Zucht, die wir nun einmal bedürfen. Wir machen bloß, unserer Schwäche bewußt, den Wunsch des Psalmisten zum unsrigen: Es möge mich der Gerechte mit Erbarmen züchtigen[1]. Doch wenn es einmal an dem ist, daß wir zu wählen haben zwischen dem Ernste der Wahrheit, die unser nicht schont, und der Schmeichelei, die uns arme, sündige Menschen erst noch völlig verderben würde, dann besinnen wir uns nicht lange, zu gestehen: Lieber schlägt uns einer Wunden, der es gut mit uns meint, als daß uns einer mit Küssen bedeckt, dessen Herz nicht aufrichtig gegen uns gesinnt ist[2].

---

[1] Ps. 140, 5. [2] Sprichw. 27, 6.

Vierzehnter Vortrag.

Die Bildung des Geistes.

1. Künstler und Aesthetiker werden nicht müde uns zu versichern, daß die Kunst ein Ausfluß höherer göttlicher Begeisterung sei. Uns kostet es wenig Mühe, dieser Behauptung Glauben zu schenken. Finden wir doch darin eine leichte Erklärung der Thatsache, daß die Zahl der wahren Künstler und der echten Kunstwerke sich auf ein so geringes Maß beschränkt. Dafür haben wir aber auch vor jedem Werke, welches den Stempel unverfälschter Kunst an sich trägt, eine sehr hohe Achtung, ja eine gewisse Verehrung, um nicht zu sagen, eine Art von heiliger Scheu. Der Maler, der Baumeister, insbesondere aber der Schriftsteller, der Dichter und Redner hat eine ebenso erhabene als verantwortungsvolle Aufgabe. Er soll die tiefsten Wahrheiten, die erhebendsten Gedanken für jeden faßlich, begeisternd und veredelnd darstellen, er soll ein wahrer Prophet Gottes sein. Nie sollte er anders an die Arbeit schreiten als der Engel der Kunst, Fra Angelico, der erst dann zum Pinsel griff, wenn er sich nach Gebet und innerer Sammlung vom Geiste Gottes berührt fühlte. Würden die Jünger der Kunst, die Meister der Feder und des Wortes stets so arbeiten, daß sie der Welt nur das künden, was sie zuvor, in Gott versenkt, selber im Geiste geschaut haben, so würde die Kunst in Wahrheit nicht das sein, was sie leider größtentheils ist, eines der feinsten Verführungsmittel, sondern das,

was sie von Rechts wegen sein soll, ein Mittel, um die Erde dem Himmel näher zu bringen. Darum noch einmal: deshalb sind wahre Kunstwerke so selten, weil es den wenigsten Künstlern gelingt, den meisten nicht einmal darum zu thun ist, den Geist Gottes mit dem sinnlich Schönen zu lebendiger Einheit zu vermählen. Wo dagegen nur ein Hauch wahrhafter Kunst weht, da soll es der Menschheit zu Muthe sein, als ob Gott im Schatten durch ihre Mitte schritte und ihr einen Blick in das verschlossene Paradies geöffnet hätte.

Ob diese hohen Bedingungen an den wunderbaren Zeichnungen zur Schöpfung von Michel Angelo ganz erfüllt sind, das wollen wir nicht entscheiden. Wir gestehen übrigens, daß wir uns gerade vor diesen Kunstwerken des Gedankens, den wir soeben ausgesprochen haben, recht klar bewußt geworden sind. Es ist, als ob etwas von dem Geiste, welcher den Propheten Gottes mit so unnachahmlicher Kraft und so unerreichbarer Einfachheit über die Schöpfung berichten ließ, sich auch dem Künstler mitgetheilt habe, als er sich anschickte, diese That Gottes den Menschen sichtbar vor Augen zu stellen. Da liegt der Leib des ersten Menschen auf der Erde, von der er genommen ist, fertig und doch nichts, in jedem Zuge die Meisterschaft der Hände Gottes verkündend, aber seines belebenden Hauches entbehrend, formvollendet und leer, in wunderbarer Schönheit kalt und schlaff wie eine mitten in der emporblühenden Jugendfrische erstarrte Schönheit, wie das halbe Leben der geschlossenen Blume in der Nacht, wie der Schlaftrunkene, der vergebens nach Fassung und Kraft und nach dem hellen Lichte des Gedankens ringt — so recht ein sprechendes Bild jener Kunstschöpfungen, denen nichts fehlt als das Leben, weil der Künstler alles in sie zu legen verstand, nur eines nicht, den Geist. Aber nun schwebt der Herr des Lebens heran, der Vater der Geister [1],

[1] Hebr. 12, 9.

auf den Flügeln des Sturmes. Und kaum hat sein Finger den des Lichtes und des Lebens Entbehrenden berührt, kaum hat sein Hauch ihn erwärmt, da erhebt sich dieser frei und mächtig seiner selbst vom Böden und steht voll Geist und Selbstbewußtsein hoch und aufrecht auf der Erde als Herr der Welt und als Gottes Ebenbild, mit einem Worte, als lebende Seele[1]. Die Schöpfung ist vollendet, Gott gibt sich zur Ruhe von allem Werke, das er gemacht[2], denn der Geist, der von Gott ausgegangen, hat sich der Natur vermählt, und durch ihn kehrt, wenn er seiner Bestimmung folgt, alles, was aus Gottes Wort hervorgegangen ist, wieder zum Herzen Gottes zurück.

2. Das ist die Geschichte vom Anfange der Menschheit. Es ist auch die Geschichte von der Entstehung des Christenthums, oder was dasselbe besagt, von der Wiederherstellung der Menschheit. Wer die Zustände in der Welt um die Zeit der Cäsaren zum Gegenstande seiner Untersuchung macht, dem drängt sich ganz von selber das Bild des todten, nach Belebung schmachtenden Leichnams auf. Von der makellosen, unentweihten Schönheit des noch leblosen Körpers Adams ist hier freilich kaum eine Spur mehr geblieben. Wir haben einen von Wunden bedeckten, mit ekelhaftem Aussatze übersäeten, bereits von der Fäulniß angefressenen Leib vor uns. Mit Entsetzen wenden wir uns von ihm ab. Wir verkennen nicht, daß er selbst in diesem Elende noch immer so manche Züge ursprünglicher Hoheit und Kraft an sich trägt. Aber gerade sie machen es uns desto klarer, daß das Ganze einer furchtbaren Zerrüttung anheimgefallen ist. Nur eines tröstet uns: es ist wenigstens noch nicht die letzte Regung des Lebens gewichen. Unwillkürlich erinnern wir uns an das Bild Adams, wie es uns der Künstler vor Augen stellt. Geist ist nicht in ihm. Doch umschwebt es ihn wie eine dämmerige Ahnung des

[1] 1 Kor. 15, 45. [2] Gen. 2, 2.

Lebens. Gelähmt liegt er vor uns. Aber das Leben und der Geist ist ihm denn doch nicht so ferne, daß er nicht mit allen Fibern nach ihm zuckte. Es ist das nicht unsere beliebige Meinung. Die denkenden Geister um Christi Zeit haben den Zustand der damaligen Welt selber ähnlich geschildert. Wir leben nicht, sagen sie, und möchten leben und finden keinen Weg zum Leben. Wenn nicht eine gnädige Hand, ein belebender Finger sich nach uns ausstreckt und uns aufrichtet, so müssen wir aufs Leben verzichten [1].

Sie hatten ihre Lage nicht zu düster beurtheilt, nicht zu viel von sich gesagt. Das entsetzliche Wort, mit welchem die Culturgeschichte der gefallenen Menschheit eingeleitet wird, das schwere Wort Gottes: Mein Geist soll nicht ewig im Menschen leben, denn er ist Fleisch [2], es ist wirklich das Programm der ganzen Weltgeschichte bis auf Christus. Wenn je ein Wort der Schrift Bestätigung durch die Geschichte von Jahrtausenden gefunden hat, so ist es dieses. Mehr und mehr wich Gottes Geist vom Menschen, und in demselben Maße fuhr auch das Fleisch fort, seinen Weg auf der Erde zu verderben [3]. Zwar ist der Geist des Menschen unsterblich. Ganz diesen göttlichen Funken zu erlöschen, ist keiner Verderbniß möglich. Aber das hat die Menschheit auch nur zu wohl verstanden, ihn so in das Irdische zu versenken, daß sie es zu vollem Rechte verdiente, wenn ihr der Geist Gottes den tadelnden Namen Geist des Fleisches [4] gibt. Wir verkennen gewiß nicht die Großthaten der antiken Helden, nicht die Geistesanstrengungen der alten Denker. Aber jede That und selbst die größte Leistung des Verstandes muß ihren eigentlichen Gehalt, ihr wahres Leben erst durch eine höhere Absicht erlangen. Nicht die Mühe, die etwas kostet, sondern das Ziel, auf das es sich richtet, entscheidet darüber,

---

[1] Siehe II. Band (2. Aufl.) 20, 6. S. 821 f. [2] Gen. 6, 3.
[3] Gen. 6, 12. [4] Numer. 16, 22; 27, 16. Job 12, 10.

was es bedeutet und was es werth ist. Fragen wir aber, aus welchen Gründen jene alten, gefeierten Größen so vielen Gefahren getrotzt, zu welchen Zwecken sie so große Anstrengungen der That und des Geistes auf sich genommen haben, so finden wir — wir können nun einmal nichts gegen die Wahrheit — wenig, was uns tröstet und erhebt. Fast immer ist das, was sie treibt, sie machen daraus selber kein Hehl, wo nicht niedrige Gewinn- und Herrschsucht, so gewiß die schnöde Ruhmbegierde. Darin besteht der ganze Geist, der ihre Mühen und ihre Opfer beseelt. Der mächtigste Antrieb, den sie kennen, ist, sich die Erde eigen zu machen, der höchste Flug, den sie nehmen, ist die Absicht, ihren Namen über die Erde auszubreiten. Lebend auf der Erde, wie angewurzelt, ja nur zu oft wie vergraben in die Erde, lebend für die Erde, keine andere Unsterblichkeit erstrebend als die, daß nach ihrem Verschwinden noch eine kurze Erinnerung an sie auf der Erde zurückbleibe, kennen, denken, suchen sie nur die Erde. Sie leben auf der Erde, sie nisten sich ein auf der Erde, sie sind zufrieden mit der Erde. Wer etwas Höheres und Weiteres sucht, für den haben sie nur Spott und Verachtung. Was fällt doch diesen Christen ein! ruft Cäcilius, der Heide, unmuthsvoll aus. Da bilden sich Leute ohne Bildung, die kaum das irdische Leben verstehen, in allem Ernste ein, sie wollten Ueberirdisches begreifen. Ihr thörichten Christen, wenn ihr einen Funken von Verstand und Ehrgefühl habt, laßt diese Träumereien! Was stöbert ihr in allen Winkeln am Himmel und auf der Erde herum? Was braucht denn der Mensch mehr, als daß er den Boden vor sich sieht? [1]

Das ist der echteste, naturgetreue Ausdruck des Geistes, welcher das Heidenthum beseelte, falls der Ausdruck Geist hier anders am Platze ist. Wenn die Heiden das selber von sich

---

[1] Minucius Felix, Octav. 12.

gestehen, sollen wir sie dann zu einer Höhe erheben, an die sie am wenigsten denken? Soll es dann ungerecht sein, ihnen ein Leben nach dem Geiste abzusprechen? Geist der Erde, Geist des Fleisches, Geist der Vergänglichkeit, ja, der mag ihnen zugegeben werden. Wer ihnen aber höhern Geist beilegt, mag zusehen, ob er selber weiß, was Geist ist! Die Alten hätten ohne Zweifel still bei sich gelächelt, hätten sie die Versuche ihrer heutigen Anbeter geschaut, ihnen einen Ruhm beizulegen, den sie nicht einmal wollten. Der Einzige, der wenigstens eine Ahnung davon hatte, was Geist ist und was der Geist aus dem Menschen machen sollte und könnte, ist, soviel wir sehen, Plato. Und selbst dieser wahrhaft Einzige weiß — es ist der höchste Gedanke, wozu die alte Philosophie sich erschwang — vom Geiste, wie er ihn in seiner Umgebung kennen gelernt hat, nur das niederschlagende Wort zu sagen, daß dieser im Fleische wie in einem Kerker gefangen und begraben liege[1]. Nicht Leben nach dem Geiste, nein, Versunkenheit des Geistes in das Irdische, im günstigsten Falle eine matte Sehnsucht des Geistes nach Befreiung aus der Gefangenschaft im Fleische, das ist alles, was wir als Endergebniß der höchsten Cultur in der Welt vor Christus vorfinden.

3. Das ist allerdings ein hartes Urtheil, aber die Thatsachen bestätigen es. Wir brauchen nur einen Blick in jenes Gebiet zu thun, auf welchem diese Frage am sichersten entschieden werden kann. Welcher Geist eine Gesellschaft oder eine Zeit beseelt, ergibt sich nirgends deutlicher, als wenn man untersucht, was sie für Geistesbildung ansieht und wie sie danach die Erziehung einrichtet.

Wir reden von Erziehung und Geistesbildung. Eine Heranbildung, welche nicht auf letztere ausgeht, also eine Abrichtung einzig zu körperlicher Kraft und Geschmeidigkeit oder zu sol-

---

[1] Plato, Phaedo 29, p. 82. e.

datischer Tüchtigkeit verdient überhaupt nicht den Namen Erziehung[1]. Der Art war die Dressur, welche den Knaben in den gerühmten persischen Schulen, den ersten Staatskindergärten und Staatskinderbewahranstalten, zu theil wurde. Von eigentlichem Unterrichte in den Wissenschaften war daselbst kaum die Rede. An sittliche Läuterung dachten die Perser so wenig als irgend ein anderes Volk des Alterthums. Sie hatten schließlich nichts weiter als drei Dinge im Auge: die Knaben gut reiten, sicher schießen zu lehren und ihnen die Neigung zum persischen Ur- und Nationallaster, zum Lügen, abzugewöhnen[2]. Vielleicht noch um etwas tiefer stand die angebliche Erziehung in Sparta. Man rühmt allerdings, heute wieder mehr denn je, die Erziehungskunst dieses Staates. Er habe es verstanden, freie Geister und ein kräftiges Volk zu bilden. Sicher hat das Bestreben, dem Staate starke Schildträger und Haudegen heranzuziehen, dem Lykurgos Maßregeln eingegeben, die vortrefflich genannt werden müssen, wenn der Mensch zu nichts Höherem auf Erden ist, als um zu schlagen und sich schlagen zu lassen. Aber gerade hier können wir auch am besten beobachten, wie bei derartigen Erziehungsplänen der Geist fährt. Nicht genug, daß die heiligsten Familienbande durch diese Erziehungsmethode zerrissen wurden, nicht genug, daß man zu Abhärtungsmitteln für die Knaben griff, die nicht anders denn grausam genannt werden können, leitete man sie sogar zum Diebstahl und zur Lüge und zu jeder Art von Verschmitztheit an, nur um sie für den Krieg und für jede Verwendung zum politischen Vortheil des Vaterlandes recht findig zu machen[3]. Ja man ging so weit, daß man, um ein wehrhaftes Geschlecht zu

---

[1] Cf. Xenophon, Cyropaed. 1, 2, 2.

[2] Herodot. 1, 136, 2. Strabo 15, 3, 18. Xenophon, Cyropaed. 1, 2, 6 sqq. Expedit. 1, 9, 3 sqq.

[3] Plutarch., Lycurg. 17, 4.

erhalten, die Mädchen [1] und — man sollte es nicht glauben, wäre es uns nicht ausdrücklich bezeugt — selbst die Frauen [2] anhielt, öffentlich zu turnen, und zwar zu turnen nach griechischer Art und unter militärischem Commando. Eine ärgere Verkennung der Zwecke, welche die Erziehung verfolgen soll, und der Rechte, welche sie einräumt, läßt sich schwer ersinnen. Diese Verblendung trug denn auch Früchte, von denen besser nicht zu sprechen ist. Daß man an Wesen nach Art der spartanischen Turnmädchen und Turnfrauen alles suchen dürfe, nur nicht den Geist jungfräulicher Züchtigkeit, weiblicher Sittsamkeit und häuslicher Tugend, das sprachen sogar die übrigen Griechen mit Abscheu aus, die wahrlich in diesem Stücke nicht eben zarte Nerven hatten [3]. Der einzige Domitian vermochte es, sich für eine solche Herabwürdigung des weiblichen Geschlechtes zu begeistern [4]. Erst der modernen Pädagogik blieb es vorbehalten, diese unbegreifliche Verirrung abermals, und zwar im weitesten Umfange einzuführen.

Sonst hat das Alterthum an Erziehung wenigstens einigermaßen höhere Anforderungen gestellt. Freilich blieb es überall bei einer sehr dunkeln Einsicht in das, was zur Erziehung gehört, und bei dem schwachen Wunsche, es besser zu machen als in Sparta. Das gilt ganz besonders von Athen. Fragen wir nach den Idealen der Geistesbildung, welche hier verfolgt wurden, so können wir unsere Erwartungen kaum tief genug herabstimmen, um nicht allzu sehr betrogen zu werden. Wie es in Wirklichkeit stand, mögen wir daraus ermessen, daß der erste Staatsmann Athens, einer der gewaltigsten Geister

[1] Theocrit. 18, 22 sqq. Plutarch., Lycurg. 14, 3 sqq.
[2] Aristoph., Lysistr. 82. Xenoph., Laced. 1, 4.
[3] Plato, Leg. 1, p. 637. b; 6, p. 781. a. b. Aristotel., Rhetor. 1, 5, 6. Polit. 2, 6, 5. Euripides, Andromache 595 sqq. Juven. 6, 252. Corn. Nepos, Praef. Diodor 1, 81, 7.
[4] Sueton., Domitian. 4.

des Alterthums, Perikles der Große, die Erziehung des begabtesten aller atheniensischen Knaben, des Alcibiades, der ihm als Mündel anvertraut war, vollständig vernachlässigte [1]. Er überließ dieses Geschäft einem Sklaven, einem verachteten Ausländer, dem Thrakier Zopyrus, der ihm um seines hohen Alters willen zu anderen Diensten unnütz geworden war [2]. Kein Wunder, daß Sokrates von diesem Jüngling, welcher doch sein Liebling war, sagt, er sei, obwohl nahezu zwanzig Jahre alt, dennoch ohne alle und jede Bildung und Zucht [3]. Was aber hier von dem größten der Griechen gesagt wird, das gibt Plutarch überhaupt als Regel an: aus Sparsamkeit und Gleichgiltigkeit sei meist der unbrauchbarste aus allen Sklaven, oder einer, der um seines Hanges zum Essen und Trinken willen dem Herrn am theuersten zu stehen kam, zum Erzieher bestellt worden [4]. Allerdings befahlen die Gesetze jedem Athener, seine Kinder zu tüchtigen Staatsbürgern heranzuziehen [5]. Aber was mochten die Alltagsmenschen dabei denken, wenn selbst ein Plato, welcher mehr über die Ausbildung der Jugend nachgedacht hat als alle Athener miteinander, ein Plato, welcher doch als Ziel der Erziehung nicht äußerlichen Schein, sondern wahre, wirkliche Aneignung der Tugend hinstellt [6], wenn sogar Plato, sagen wir, den gesammten Unterricht in zwei Dinge zusammenfaßt: Turnen für die leibliche und Musik für die geistige Bildung! [7] Hier, wir müssen es sagen, wenn es uns überhaupt noch um etwas Ernst ist, enthüllen sich die schönen Reden der Welt von Geist und geistiger Bildung als leere Phrasen. In Wahrheit nahm auch in Athen, allen Philosophen und Philosophenschulen zum Trotz, die äußere Dressur des

[1] Plato, Alcibiades I, 14, p. 118. e.

[2] Ibid. I, 17, p. 122. b. Plutarch., Lycurg. 16, 5.

[3] Plato, Alcibiades I, 18, p. 123. d.

[4] Plutarch., De liberis educ. 7. [5] Plato, Crito 12, p. 50. d.

[6] Id., Republ. 3, p. 402. b. sqq. [7] Ibid. 2, p. 376. c.

Turnens, des Ringens, des Wettlaufens, des Schwimmens und dazu etwas Musiciren und Fabuliren fast alle Sorge und Zeit in Anspruch. Die Griechen sind nicht umsonst die Lieblinge und das Ideal unserer sogenannten Gebildeten geworden. Waren sie doch so recht jenes Volk der schönen oberflächlichen Aeußerlichkeit, bei dem einer, um den Ruf eines feinen, gebildeten Mannes zu genießen, nur als galanter Tänzer oder Declamator in eleganter Haltung, mit gewandter Zunge und schlagfertigem Witze aufzutreten brauchte. Ganz diesem Zuge entsprechend sahen sie dann auch bei der Erziehung vor allem darauf, daß einer in der Gesellschaft anmuthig plaudern und sich als Schöngeist und Kritiker ohne viel Besinnen über jede Frage auslassen, daß einer auf der Straße zierlich und ansprechend einhergehen lerne [1], nicht mit den Armen schlenkere [2], den Mantel hübsch um sich schlinge [3], nicht mit der Linken, sondern mit der Rechten esse [4], das Pökelfleisch nur mit einer, Fisch, Brod und Braten mit beiden Händen anfasse [5]. Zeigte er sich in diesen schwierigen und hohen Bildungskunststücken gewandt, so hatte er schon Zutritt in die feine Gesellschaft und eine Stimme in allen Kreisen, in welchen die Gebildeten den Ton angaben. Hatte er dann gar noch gelernt die Zither zu schlagen, die Flöte zu blasen, aus Homer und Hesiod die bedenklichen Abenteuer des Zeus und der Aphrodite und ähnliche Ausgeburten einer befleckten mythologisirenden Phantasie, aus den gnomischen Dichtern einige allgemeine Lebensregeln und Schlagworte in zierlichen Versen aufzusagen, zu schreiben und zu zeichnen [6], dann galt er als Muster von

---

[1] Plato, Charmid. 7, p. 159. b.

[2] Aeschines, C. Timarch. 25 sq.

[3] (Plutarch.) Virtutem doceri posse 2.

[4] Plutarch., Lib. educ. 7.

[5] (Plutarch.) Virtutem doceri posse 2.

[6] Plato, Republ. 3, p. 401. a.

Geistesbildung. Erst in späteren Zeiten wurde es durch römischen Einfluß und infolge der Absicht, im Staate eine geachtete politische Stellung oder vielmehr ein einträgliches Amt zu erwerben, Sitte, zu den Gegenständen der höhern Ausbildung etwas Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, mitunter auch das Hospitiren bei irgend einem Professor der Philosophie und das Auswendiglernen einiger Gesetze [1] hinzuzufügen.

So tief lag die Erziehung selbst in Rom nicht darnieder, wo doch gewiß die Cultur nicht so hoch geschätzt und nicht so viel im Munde geführt wurde als in Athen. Allerdings vernehmen wir auch hier die Klage, daß kein Ding dem Vater so wohlfeil zu stehen komme als die Erziehung seiner Kinder [2]. Indes legte man doch, in der Regel wenigstens, auf die Wahl des Erziehers einiges Gewicht. In besseren Zeiten und in edleren Familien betrachteten es manchmal die Eltern als ihre Ehrensache und Pflicht, ihre Kinder selber zu bilden. Solches rühmt man von Cornelia, der Mutter der Gracchen, von Aurelia, der Mutter Cäsars, und von Atia, der Mutter des Augustus [3]. Auch Cato der Aeltere machte selbst den Lehrer seines Sohnes, freilich theils aus Geiz, theils aus Stolz, damit der hoffnungsvolle Junge nicht von einem unebenbürtigen Lehrer an den Ohren gezogen werde [4]. Noch Augustus nahm sich um diese seine Vaterpflicht insofern an, als er seine Kinder zugleich mit einer Menge anderer unterrichten ließ [5]. Man verwahrloste also in Rom die Erziehung der Kinder wenigstens nicht grundsätzlich wie in Griechenland. Aber auch hier brachte es der irdische Sinn des Römers mit sich, daß seine Erziehung sich fast ganz auf das beschränkte [6], was unmittelbaren Nutzen versprach, oder was die künftigen Staatsbürger dazu vorbereitete,

[1] Lucian., Anacharsis (49) 22. Juvenal. 14, 192 sq.
[2] Juvenal. 7, 186 sqq. [3] Tacit., Orator. 28.
[4] Plutarch., Cato 20, 6. 7. [5] Sueton., August. 48.
[6] Cicero, Dialog. orator. 1, 34.

eine öffentliche Stellung mit Würde und Anstand auszufüllen [1]. Die römischen Schriftsteller selbst heben es als das Kennzeichen ihrer Erziehung hervor, daß sie durchaus auf den Nutzen, und zwar auf das berechnet war, was im öffentlichen Leben nützlich sein konnte [2]. Von wirklicher Bildung des Geistes und des Herzens war in Rom keine Rede, schon darum nicht, weil niemand in diesem harten Volke lebte, der gewußt oder auch nur geahnt hätte, was Herz und was Geist ist.

Demgemäß dürfen wir ohne Gefahr der Ungerechtigkeit behaupten, daß man im Alterthum von Geist nicht wohl sprechen kann. Regelmäßig bietet das wirkliche Leben nicht viel von den hohen Dingen, mit welchen die Pädagogik großthut. Wenn nun aber diese selber schon nichts Höheres, nichts Geistiges kennt, wer sucht dann erst im Gewühle des Marktes etwas davon? Die Geschichte der Erziehung bei den Alten gibt uns darum das vollste Recht, unser Urtheil aufrecht zu erhalten. Brauchbarkeit für irdische Zwecke, Geschick, sich auf der Erde heimisch einzurichten, einiges Wissen, einiges Sprechen, einige Fertigkeiten, kurz Aneignung gewisser Kenntnisse und Künste, welche das Leben hier annehmlicher und einträglicher machen, und dazu äußerer Anstand und oberflächliche Eleganz, das war alles, was die Welt bis auf die Zeiten des Christenthums unter Geist verstand, wenn man überhaupt berechtigt ist, dieses Wort in der Culturgeschichte des Alterthums anzuwenden.

4. Schon das bisher Betrachtete hat zu verschiedenen Malen den Gedanken nahegelegt, wie enge sich die antike und die moderne Pädagogik berühren. Die letztere macht auch nicht bloß kein Hehl aus dieser Thatsache, sondern sie rühmt sich dieser Verwandtschaft mit Stolz allenthalben. Gerade darin erblickt sie ihre höchste Ehre, daß sie wieder zu den Idealen des

---

[1] Cicero, Pro Murena 10.

[2] Horat., Ars poet. 323 sqq. Martial. 5, 56.

Alterthums zurückgekehrt ist und sich vom Geiste des Christenthums losgesagt hat. Nur auf diesem Wege, behauptet sie entschieden, lasse sich das Ziel wahrer Cultur erreichen. Darum heißt es überall: Weg mit dem Katechismus aus der Schule! Was hat die christliche Religion mit Bildung gemein? Wer will mit Beten Menschen erziehen? Wozu dieser Kram von Glaubensformeln, mit dem eure Kirche die Geister belastet? Da ist es freilich kein Wunder, wenn eure Missionäre mit ihren Wilden, wenn eure Katecheten mit ihren Kindern so wenig Erfolge erzielen! Statt eure Wilden zuerst zu gebildeten, gesitteten Menschen umzuwandeln, lehrt ihr sie Vorstellungen und Gebete, die mit dem Leben und der Gesittung kaum etwas gemein haben [1]. Statt eure Kinder zu rechtschaffenen Menschen, zu gebildeten Bürgern, zu tüchtigen Müttern auszubilden, plagt ihr sie mit dem Einlernen von Sätzen so hoher Art, daß auch die in der Speculation geübtesten Meister kaum fähig sind, sie zu erfassen. Darf eine so unfruchtbare Quälerei des Verstandes auch nur auf den Namen von Bildung Anspruch erheben?

Wir kennen diese Vorwürfe, wir hören sie ja oft genug. Wir erwidern aber ruhig: Diesmal ist das Verwundern an uns. Wozu das alles nützen mag? Nun, wenn es zu sonst nichts gut wäre, als um dem Menschen schon frühe zu zeigen, daß es Dinge gibt, die höher sind als er, wenn es also zu gar nichts nützen würde, als um im Kinde bereits Demuth und Bescheidenheit und dazu eine Ahnung vom Unendlichen und Sehnsucht nach dem Ewigen zu wecken, so wäre es schon darum allein unbezahlbar gut und werthvoll.

Es hat aber noch einen andern Zweck, und dieser ist in unseren Augen gerade der Hauptzweck. Wir haben keinen Grund, ihn als Geheimniß zu behandeln. Warum wir überall, wo wir

---

[1] Marno, Reise in d. ägypt. Aequatorialprovinz 54. 105. 108. Rentzsch, Handwörterbuch der Volkswirthschaftslehre, 208 ff.

freie Hand haben, bei der Bildung des Menschen zuerst auf Kenntniß der Glaubenswahrheiten dringen und auf lebendige Uebung der Religion das größte Gewicht legen, das hat seinen Grund darin, daß unsere erste Absicht die ist, den Geist zu wecken, den Geist zu schärfen, den Geist zu bilden.

Hiermit haben wir einen weitern wesentlichen Unterschied zwischen der humanistischen und der christlichen Pädagogik berührt, der nicht weniger tief greift als der im vorigen Vortrage berührte. Dort fanden wir, daß die Verschiedenheit der Ansichten über Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit strenger Zucht in der Erziehung zumeist davon bestimmt werde, ob man das Dogma von der Erbsünde annehme oder läugne. Hier führt sich der ganze Unterschied auf die Frage zurück, ob man glaube, daß der Mensch zuerst und zuletzt zu einem übernatürlichen Ziele bestimmt ist oder nicht. Dieser so geistesstolze und doch so geistesarme pädagogische Rationalismus hat freilich nur ein verächtliches Lächeln, wenn die Großmutter dem Enkelchen vorsagt, daß man kein Stücklein Brod auf den Boden fallen lassen solle, weil es ein Geschenk Gottes ist, und daß man nur deshalb ißt und schläft und gesund und stark zu werden sucht, damit man Gott dienen und seine Seligkeit erlangen kann, und er hält es für ärgerliche Verdummung des Volkes, wenn man um Schutz gegen Blitz und Regengüsse und Erdbeben beten läßt und den Donner als Stimme Gottes ausgibt. Begreiflich auch an einem Systeme, das, wenn nicht Gott überhaupt, so jedenfalls das Hereinragen einer göttlichen Vorsehung in die sogenannten unveränderlichen Naturgesetze läugnet. Daher dieses Streben der modernen Pädagogik, in den Kindern möglichst frühe den Glauben an das Uebernatürliche zu ersticken. Kaum ist das Knäblein ein paar Jahre in der Schule, so lacht es schon die Mutter aus, weil sie beim Leuchten des Blitzes das Zeichen des heiligen Kreuzes macht. Aber Kind, sagt die Mutter, siehst du denn nicht, daß Gott dir droht,

wenn du nicht brav bist? Ah was, sagt der weise Gelbschnabel, der Herr Lehrer hat gesagt, daß das alles nicht wahr ist. Das haben nur die alten Leute so, weil sie nicht wissen, woher das Wetter kommt. So, weißt du das? Natürlich weiß ich das, ruft der Kleine, reißt den Mund auf wie der junge Kukuk im Nest, macht die Augen zu gleich dem Hahne, der seine ganze Weisheit auswendig kann, und beginnt: „Das Gewitter ist ein von elektrischen Entladungen begleiteter, aus schneller Verdichtung des in der Luft enthaltenen Wasserdampfes entstehender atmosphärischer Niederschlag.“ Und so überall. Das Leben ist für diese Opfer unserer Schulweisheit nichts weiter mehr als das Resultat aller der Vorgänge, die man unter dem Namen Stoffwechsel bezeichnet. Der einzige Zweck, den sie anstreben, wenn sie essen oder trinken, ist, die Neubildung der Gewebe zu fördern und Sauerstoff zur Verbrennung verbrauchter Stoffe und Respirationsmittel zuzuführen. Und dabei streichen sich die Erzieher voll Stolz über den Magen und wissen sich die Eltern kaum zu fassen voll Freude über diese wunderbare Bildung ihrer hoffnungsvollen Nachkommen.

Nun fragen wir aber: Ist das Geist und kann da von Bildung des Geistes die Rede sein? Wir wollen zugeben, was menschenmöglich ist, aber diesmal hat das Zugestehen seine Grenze erreicht. Wir schweigen davon, daß das Kind solchen Wortschwall, den man ihm in der Schule eingetrichtert hat, kaum viel besser verstehen wird als der Staar oder der Papagei zu Hause. Gesetzt aber das Unwahrscheinliche, es verstehe diese Phrasen, was weiß es dann? Genau ebenso viel, als wenn ich ihm mit verständlicheren Worten neckend sagen würde: Nun merk' auf! jetzt will ich dir etwas sagen, das wird dich gleich um tausendmal gescheidter machen, als du bisher gewesen bist. Weißt du auch, warum du issest? Damit dich nicht hungert und nicht friert. Und weißt du, wann es donnert? So oft es blitzt; zu blitzen aber pflegt es gerne, wenn es heftig regnet.

Sicher wird das Kind lachen und sagen: Ja das habe ich zuvor schon gewußt! Da haben wir's aus dem Munde des Kindes selber! Mit all der Weisheit weiß es hernach gerade so viel als vorher. Worte, viele Worte, gelehrte Worte, dunkle Worte: was die Sache betrifft, hat es nichts gelernt. Und das soll Bildung des Geistes sein? Lauter Aeußerlichkeiten, Oberflächlichkeiten, Kleinigkeiten, um nicht zu sagen Kleinlichkeiten, aber nichts, was den Geist weckt, nichts, was den Geist hebt, nichts, was den Namen geistig und Geist verdient, es müßte nur der Geist des Dünkels und der Prahlerei sein!

Ja dieser Geist wird von einer solchen Bildung trefflich gefördert. Sonst aber ist sie trotz alles Flitters und aller Gelehrtthuerei herzlich geistlos. Man lehrt die Kinder von allem reden, aber wie! Man bringt ihnen den Glauben bei, daß sie alles verstehen, aber was! Die Glocken im Monde hören sie läuten, das Gras im Boden wachsen und die Mücke an der Wand niesen. Was Juno und Jupiter miteinander ausgemacht und wie unsere Vorfahren in der Gorillaperiode ihre Eicheln gegessen haben, das wissen sie genau. Wie man es aber anstellen muß, um zufrieden auf Erden zu leben und andere glücklich zu machen, daß Eitelkeit häßlich, daß Unsittlichkeit eine Todsünde und Koketterie der Anfang zur Unsittlichkeit ist, daß das Elend des Menschen von seiner Genußsucht kommt und seine Unzufriedenheit daher, weil er sich keinen Wunsch versagen, seine Leidenschaften nicht abtödten und Gott kein Opfer bringen will, wer hat ihnen das gesagt? Und wäre ihnen das nicht nothwendiger? Ist denn das gar so schwer zu begreifen, daß man die Bauernbübchen und die Stadtfräulein mit bloßer Naturkunde und Astronomie und Mythologie und Anatomie nicht bildet? Man wirft uns vor, daß wir mit unserer religiösen Erziehung keine tüchtigen Bürger, keine verläßigen Arbeiter, keine opfervollen Mütter bilden. Nun, wir brauchen uns hoffentlich über diesen Punkt nicht zu vertheidigen. Wir fragen

aber: Macht etwa unsere hochnäsige Pensionatserziehung durch den Genuß antiker Statuen und moderner Dichter, durch den Besuch von Theatern, Concerten und Museen, durch die Anleitung zur kunstgerechten Mißhandlung von Pianoforte und von Versen sittsamere Jungfrauen, opferfreudigere Mütter, bessere Erzieherinnen und Hausfrauen? Könnten wir nicht diese Anklagen jenen, die sie uns am liebsten vorhalten, zehnfach aufs Haupt zurückgeben? Wir lassen das, aber wir antworten dieser ganzen modernen Pädagogik mit dem edeln alten Dichter:

So mancher an den Sternen sieht
Und sagt, was Wunders schier geschieht:
Sag' er mir lieber, 's ist näher dabei,
Was Krautes in seinem Garten sei.
Weiß er mir davon Kunde zu bringen,
So glaub' ich ihm auch in anderen Dingen [1].

Man legt uns solche Aeußerungen als Voreingenommenheit aus und meint, wir verdammten die weltliche Bildung einzig darum, weil sie von der Religion mehr oder minder absehe; wir sollten aber nicht verkennen, daß sie dafür in zeitlichen und irdischen Dingen um so Größeres leiste. Aber mit diesem Vorhalt geht man weit irre. Wir bedauern freilich die Irreligiosität, welche sich in der Erziehung breit macht. Allein wenn mit dieser rationalistischen Bildung nur doch wenigstens der Geist irdischer Verständigkeit geweckt würde, dann ließen wir noch immer mit uns handeln. Diese letztere geht aber gerade so zu Grunde wie alles Uebernatürliche. Hineingepfropft wird unermeßlich viel in unsere Kinder, nur schade, daß kein Mensch etwas Vernünftiges mehr aus ihnen herausbringt. Die armen Schlachtopfer stehen vor einem, recht wie das Sprichwort sagt, als wenn sie die Holzschuhe mit Stroh ausgepolstert hätten. Sie stecken von Wissen voll bis an die große Zehe. Greift man

---

[1] Freidank 19, 1 ff. (Bezzenberger 84).

aber zu, so ist es eitel Stroh. Und bewegen können sie sich darin ebenso gut als Schneewitchens böse Stiefmutter in ihren glühenden Pantoffeln. Kommen sie ins Sprechen, so denkt man an den Scherz: O dich und den Löffel wenn man nicht hätte, da müßte man rein die Suppe trinken![1] Handelt es sich aber ums Thun und um ein bischen praktischen Mutterwitz, so muß man mit dem Schalke sagen:

Daß Glück ihm günstig sei,
Was hilft's dem Stöffel?
Denn regnet's Brei,
Fehlt ihm der Löffel[2].

Diese beiden Sätze sollte man eigentlich auf alle unsere Schulpaläste schreiben. Man hätte dann die Antwort des gesunden Menschenverstandes auf diese ihres Namens so unwerthe Geistesbildung der Neuzeit.

Sprechen wir ernst in einer Sache von so furchtbarem Ernste. In dieser ganzen Bildungsweise ist kein Geist, und deshalb wird auch der Geist nicht durch sie gebildet, und weil der Geist nicht, so auch nicht der Mensch. Wir verwerfen gewiß kein Wissen, das anders gesund und erlaubt ist, das am rechten Platze ist, das nicht höhere Zwecke hindert. Aber eben diese drei Voraussetzungen treffen leider nur allzu häufig bei der jetzt herrschend gewordenen Bildung nicht zu. Was man da lehrt, führt den Geist nicht einmal bis an sich, geschweige erst in sich oder vollends über sich. Und wo diese drei Bedingungen nicht erfüllt werden, da ist von Bildung des Geistes keine Rede. Niemand läugnet, daß der rationalistische Unterricht neben manchem Gefährlichen und vielem Unnützen auch viel Treffliches lehrt. Aber soll damit wirklich die ganze

---

[1] Körte, Die Sprichwörter der Deutschen (2) 4961. e.

[2] Goethe (G. W. 1827. II, 266). Düringsfeld, Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen II, 141 f. Nr. 253.

Aufgabe der Geistesbildung erschöpft und alles gelehrt sein, was der Mensch zu lernen nothwendig hat, wenn man ihn über die Bestandtheile und die Verwendbarkeit des Düngers, über das Skelett des Fisches und die hauptsächlichen Giftpflanzen belehrt und ihm gar noch einige französische oder lateinische Worte beigebracht hat? Wer ist so kurzsichtig, um zu verkennen, wie wenig und wie oberflächlich das alles ist? Die alte Schule hat vielleicht manchmal über dem, was jedem zu wissen nothwendig ist, das verabsäumt, was manchen zu wissen von Nutzen werden kann. Aber der leicht zu hebende Schaden dieses Systems hält keinen Vergleich aus mit den unermeßlichen Nachtheilen der Neuschule, die uns mit dem nächsten, handgreiflichen Warum das höchste und einzige Warum und Wozu verbirgt, und über den oft so untergeordneten, so kleinlichen und so ungewissen vorübergehenden Zwecken von ein paar Sandkörnern den einen letzten Zweck des Alls wie aller Einzelnen vergessen läßt, also gerade das, ohne dessen Kenntniß keiner gut und glücklich werden kann. Dagegen gehalten ist es noch der geringere Schaden, obschon auch dieser an sich groß genug ist, daß durch diese Ueberladung mit Nebenwerk der Geist selbst in Bezug auf die Lösung seiner irdischen Aufgabe erdrückt werden muß. Auch nach dieser Seite hin hat das moderne System seinen Zweck vollständig verfehlt. Man ruft mit Recht nach ökonomischer Grundentlastung, nach politischer Steuerentlastung, damit die Gesellschaft nicht zu Grunde gehe. Wir rufen hier mit noch eindringlicherer Stimme nach pädagogischer Geistesentlastung für die Jugend, damit bei dieser gewaltsamen Uebermästung nicht der gesunde Menschenverstand vom Schlage getroffen noch der Geist im Fett erstickt werde.

5. Nach alledem dürfen wir also schon sagen, daß unter den Dingen, die am öftesten genannt und am wenigsten gekannt sind, Geist und Geistesbildung in erster Reihe zu nennen ist. Wie viele Menschen gibt es, die sich ihr Leben lang auch

nicht eine Minute darum bemüht haben, wie viele, denen es nicht den geringsten Schmerz bereitet, wenn sie den Geist in sich ausgelöscht [1], ja aus sich vertrieben haben! Verliert einer das Auge des Leibes, so ist er untröstlich und alle Welt bedauert ihn. Wirft er aber thöricht das Licht des Geistes, ja das Leben des Geistes von sich, so kann er lachen, und die Welt bewundert ihn als einen Mann von Muth und Genie. Also kann man den Geist auch verlieren? fragt zweifelnd, vielleicht auch höhnisch, manche Stimme. Leider nur zu leicht! Diese Frage allein enthebt uns aller weiteren Beweise für unsere doppelte Behauptung, einmal, daß die Welt nicht viel von Geist kennt, und dann, daß man sich, wenn man Geist finden will, anderswohin wenden muß als an sie.

Geliebteste, sagt der Apostel der Liebe, trauet nicht jedem Geiste, sondern prüfet die Geister [2]. Mit dieser Warnung zeigt er, daß er die Welt kannte. O wie nothwendig ist es, sich die Geister wohl anzusehen, ehe man sich ihnen anvertraut! Es sind viele Geister in die Welt ausgegangen, aber es sind nicht die rechten: große Geister, die nur im Fleische leben, Leute von Geist, die alle um den Geist betrügen, mit denen sie verkehren, Menschen sogar, die sich geistlich nennen und doch völlig ungeistlich sind. An Geistern ist kein Mangel, an Geist nur um so mehr. Da haben wir die Freigeister, die in blindem Fanatismus mit dem Kopfe gegen jede Wand stürmen, an der sie ein Kreuz zu sehen glauben, da haben wir die starken Geister, deren ganze Kraft in der Kunst aufgeht, das Schwache zu zertreten und das Heilige zu besudeln, da haben wir die Schöngeister, welche nichts verstehen als das Laster zu vergolden und aus dem Schönen vergifteten Honig zu bereiten, drei Klassen von Geistern, deren Ueberhandnehmen stets den Niedergang und die nahende Auflösung einer Cultur

---

[1] 1 Theſſ. 5, 19. [2] 1 Joh. 4, 1.

bezeichnet. Regelmäßig steht damit das Auftreten einer vierten Klasse von Geistern in Verbindung, die man ebenfalls mit großem Mißtrauen zu betrachten Grund hat, der Geistreichen. Wenn diese Mode und Gegenstand besonderer Werthschätzung werden, so bedeutet das im Culturleben dieselbe Entartung eines Volkes, wie wenn der Gebrauch von gebrannten Geistern zur Epidemie wird. Was letzteren ihren prickelnden Reiz, ihren betäubenden Zauber verleiht, das ist genau dasselbe, was sich aus jedem Vorgang der Fäulniß auf dem Friedhofe oder auf der Düngerstätte entwickelt. So ist auch das Ueberhandnehmen der Geistreichigkeit ein Zeichen von Zersetzung der Cultur. Die letzten Zeiten Griechenlands seit Perikles, so fruchtbar an Philosophen und Hetären, deren Bonmots uns Diogenes Laertius und Athenäus aufbewahrt haben, die formvollendeten Verhimmelungen der niedrigsten Laster in der Hochzeit der Humanisten, die blendenden Witze und Calembourgs der französischen Salons und bureaux d'esprit unter Ludwig XIV. und Ludwig XV., die englischen Höllenclubs seit Karl II., das Leben in der großen Gesellschaft und das Gebahren der tonangebenden Literatur von heute, das alles beweist diese traurige Wahrheit leider mehr, als gut ist.

Man darf wohl die Mehrzahl der eben genannten Erscheinungen als Beleg dafür gebrauchen, daß Geist und geistreich miteinander wenig zu schaffen haben. Vielmehr kann man im Hinblick auf sie mit gutem Gewissen behaupten: je geistreicher, je geistloser; je blinkender, je oberflächlicher. Ueber Schwierigkeiten fahren diese Geistreichen weg wie der Hahn über glühende Kohlen. Mit Beweisen nehmen sie es leichter als der Wolf mit dem Lamme. Kommt es aber auf blendende Einfälle, auf paradoxe Wendungen, auf überraschende, kecke Abfertigung des ehrlichern Gegners an, da stellen sie ihren Mann. Traurig, daß es solche Leute gibt. Aber niederschlagend ist es, daß jeder aus ihnen nur zu gut weiß, wie gewiß er eben dadurch die

allgemeine Meinung für sich gewinnt. Dem Gründlichen geht man aus dem Wege und schilt ihn einen langweiligen Pedanten. Den Geistreichen überschüttet man mit Ruhm und Stellen, wenn schon seine Worte und Werke wie Butter vor der Sonne bestehen. Ein Zeichen, daß Ernst und Gründlichkeit von uns gewichen ist, daß Muthwille und Verwegenheit mehr Gewicht haben als Tiefe und Zucht des Gedankens. So verderben wir einer den andern und lassen uns wieder verderben. Wie soll man einem seine Oberflächlichkeit verdenken, wenn er weiß, daß er unter solcher Umgebung mit blendendem Scheine mehr Aufsehen zu machen Hoffnung hat, als wenn er sich die Wahrheit sauer werden ließe? Und wie soll es um uns alle wieder besser werden, wenn wir in diesem Stücke unsere Modemeinungen und unser Betragen nicht ins gerade Gegentheil umkehren? Darum dürfen wir nicht müde werden zu wiederholen: Weg mit dieser Liebhaberei zum Geistreichen, damit wieder Geist unter uns auflebe! Der Geistreiche ist nur zu häufig jenen künstlichen Schaumweinen ähnlich, die um so mehr Zuspruch finden, auf je schwächern Wein sie gefüllt sind. Was ihnen ihren Reiz gewährt, das ist nicht ihre Stärke, sondern der entweichende, sich verflüchtigende Geist. Der Geistvolle macht lange nicht das Aufsehen wie der Geistreiche. Er hat längst ausgegoren und sich geklärt, er ist zur Ruhe gekommen. Aber es ruht ein Feuer und eine Kraft in ihm, die nur wenige zu würdigen verstehen. Sein wahrer Gehalt übertrifft den äußern Schein ums Hundertfache, und je länger er ihn bei sich birgt, um so mehr nimmt er zu. Denen der Sinn und Geschmack für ihn fehlt, die gehen an ihm vorüber und greifen zu der leichten Waare, die ihrer Oberflächlichkeit und Leckerhaftigkeit mehr zusagt, unbekümmert darum, ob sie Blut und Magen daran verderben. Der Kenner aber, der nur ein wenig seiner gekostet, weiß, welchen Schatz er gefunden hat.

6. Damit ist auch erklärt, warum der christliche Geist so tief in der Gunst der Welt steht. Das Große, das Ernste, das Tiefe, das Innerliche und Geheimnißvolle, Geist und Leben wird nirgends hoch bezahlt, wo das gemeine Volk zu Markte fährt. Es läßt solche Waare liegen und redet nicht einmal davon. Ganz so hält es die Welt nun zwar nicht mit dem Geiste, welchen das Christenthum in die Welt gebracht hat. Sie liebt ihn freilich nicht, sie gibt nichts darum, sie kann ihn aber auch nicht ruhig gewähren lassen, ein Zeichen, daß er auch sie nicht ruhig läßt. Er ist ihr fremd und unverständlich und flößt ihr doch eine Art ehrfurchtsvoller Scheu ein. Sie muß ihm zürnen, muß ihn aber doch beachten. Sie kann nicht anders als ihn hassen, aber ihn zu mißachten oder gar zu verachten, das ist ihr nicht möglich.

Darin haben wir den unwiderleglichen Beweis aus dem Munde seiner Gegner selber, daß im Christenthum ein Geist lebt und wirkt, der nichts mit dem Geiste dieser Welt gemein hat, wohl aber ihr durch seine Ueberlegenheit Furcht einflößt, also Geist im wahren Sinne des Wortes. Schon in der Urzeit unseres Glaubens hat sich das hundertmal gezeigt. Die Wunder und Zeichen, die Stephanus that, haben seine Feinde wenig belästigt, wohl aber die Gnade und die Kraft, die aus seinen Worten sprach. Da blickten sie mit wahrer Angst auf ihn. Es schien ihnen, als leuchte sein Angesicht wie das eines Engels. Sie fühlten sich unfähig, dem Geiste, der aus ihm sprach, zu widerstehen [1]. Sie wütheten in ihrem Herzen und knirschten mit den Zähnen wider ihn [2]. Aber den Geist, dessen Uebermacht sie so um alle Fassung brachte, vermochten sie weder zu läugnen noch zu brechen. Die Philosophen zu Athen hatten geglaubt, in Paulus einen Mann gefunden zu haben, dem sie einmal recht zu seiner Demüthigung ihren Geist fühlbar machen

---

[1] Apg. 6, 8. 15. 10. [2] Apg. 7, 54.

könnten. Kaum aber hatten sie den Hauch des Geistes gefühlt, der aus seinem Munde drang, da brachen sie schleunig ab, froh, für dieses Mal davon zu kommen, ohne sich für besiegt erklären zu müssen. Es ist gut, wir wollen dich ein andermal hören [1], sprachen sie und ließen sich nie mehr mit ihm ein. Nicht anders erging es dem Landpfleger Felix, der es schon für eine Herabwürdigung seiner Autorität ansehen mochte, daß er diesen schwärmerischen Juden nur überhaupt eines Blickes würdigte. Mit der ganzen Macht des römischen Imperiums bekleidet, umgeben von seinen Beamten und Soldaten, saß er auf dem Richterstuhle. Er hatte gewiß nichts zu fürchten. Er hatte allen Grund, sich keine Blöße vor diesem Angeklagten zu geben. Er hatte schon mit ganz anderen Leuten verkehrt. Aber kaum hatte er ein paar Worte aus dem Munde dieses Paulus vernommen, der mit Ketten beladen vor ihm stand, da fing er an, am ganzen Leibe zu zittern. Geh nur, sprach er, geh nur, wenn ich einmal gelegener Zeit habe, will ich dich weiter vernehmen [2]. Es war das beschämende, erdrückende Gewicht des neuen Geistes, der aus diesem gebundenen, schwächlichen, kleinen Manne sprach, was er nicht zu ertragen vermochte.

Wie oft hat sich dieselbe Scene seitdem in der Geschichte wiederholt! Da standen sie, wehrlos, gefesselt, von Bewaffneten umringt, vor dem Statthalter, dessen Glanz sie blendete, dessen Wort sie zermalmen konnte, dessen Bildung und Welterfahrung sie es nicht von ferne gleich zu thun vermochten, Agnes, das dreizehnjährige Kind, die fünfzehnjährige Sklävin Blandina, so zart und schwächlich, daß selbst ihre Leidensgefährten glaubten, sie werde nicht im Stande sein, den Kampf aufzunehmen [3], die Agatha, die Lucia, die Potamiäna, und wie sie alle heißen, und sprachen mit solcher Weisheit und widerstanden mit solcher

---

[1] Apg. 17, 32. [2] Apg. 24, 25.
[3] Eusebius, H. eccl. 5, 2.

Kraft der Furcht wie der Lust und den Versprechungen der Welt, daß die Richter, die sie doch oft selber gerne gerettet hätten, keinen andern Ausweg sahen, um ihre eigene Niederlage vor dem überlegenen Geiste dieser Kinder zu verbergen, als sie schleunig in den Tod zu schicken. Warum wenden sie alles an, oft gegen Recht und Gesetz, um diesen Sklaven, diesen Mädchen, an welchen die Welt so gar nichts zu gewinnen oder zu verlieren hat, ein Leben zu erhalten, für welches diese selber nicht ein Wörtlein geben wollen? Weil sie fühlen, daß ein Geist in ihnen wohnt, dessen Gefäß zu zerbrechen ein unverantwortliches Verbrechen ist. Warum wüthen sie dann doch wieder mit einer Wuth, mit einer Grausamkeit gegen sie, zu der kein noch so barbarisches Gesetz ihnen ein Recht einräumt? Sie wissen es selber nicht, welche Macht ihnen das angethan. Sie erkennen die Opfer des allgemeinen Hasses als unschuldig, sie können nicht anders als sie achten, ja verehren. Aber eben deswegen ist ihr Tod unvermeidlich. Sie selber und die ganze Welt, in der sie leben, die Götter, für die sie kämpfen, die Kaiser sammt ihren Heeren, unter deren Schutz sie zu Gerichte sitzen, ihre Priester und Philosophen, unter deren Einfluß sie ihr Urtheil fällen, alles, was sie bisher kennen gelernt, erscheint ihnen so unsäglich nichtig, so vollständig wie nichts gegenüber dem Geiste, der aus diesen schwächlichen Geschöpfen leuchtet, daß sie nicht anders können. Es ist nicht Haß, was ihnen den Befehl zu solch unmenschlichen Martern und schließlich den Todesspruch auf die Zunge legt, gewiß nicht. Es ist uneingestandener Neid, es ist offen bekannte Furcht, es ist das laute Bekenntniß, daß hier in der Hinfälligkeit ein Geist lebt, mit dem die Welt, wie sie bisher gewesen, den Vergleich nun einmal nicht erträgt.

7. Darum hat das Christenthum in diesem Kampfe gesiegt und muß in jedem ähnlichen Kampfe siegen. Ob es äußerlich den Gegner überwindet, ob es ihm unterliegt, das ist hier völlig

gleich. In jedem Falle zeigt es sich ihm durch eines überlegen, das er selber nicht besitzt, worüber er aber gerade durch seinen Zorn der verfolgten Religion ein Zeugniß ausstellt, das heißt, durch den Geist. Und darum hat es auch die scheinbar vermessene Aufgabe gelöst, eine neue Gesellschaft, eine neue Menschheit zu bilden, weil es diese durch einen neuen Geist zu schaffen unternommen hat. Was hülfe es uns auch, seufzt Seneca, wenn ein anderes Geschlecht, rein und ohne Schuld, auf die Bühne der Welt träte? Wie bald würde auch dieses seine Unschuld wieder eingebüßt, wie bald sich gleichfalls der Sünde verschrieben haben, wenn es nicht ein Geschlecht von neuen Menschen wäre![1] Gewiß, wenn es nicht möglich ist, von Grund aus und völlig neue Menschen zu bilden, dann ist es kaum der Mühe werth, die Zeit, die Sorge, die Opfer auf sich zu nehmen, die es bedarf, um ein herabgekommenes Geschlecht zu höherer Veredelung zu bringen. Eine halbe oder oberflächliche Bildung ist ja oft verderblicher als völlige Roheit, immer aber ohne Dauer und ohne Einfluß. Man hat Wilde in unsere Hauptstädte gebracht und sie mit großer Sorgfalt in all unserer Bildung erzogen, und sie haben durch ihre Fortschritte ihre europäischen Mitschüler zu Schanden gemacht sammt jenen Gelehrten, welche diesen Barbaren geringere Geistesanlagen zugeschrieben, als wir Europäer sie durchschnittlich mitbringen. Aber als man sie der Zucht entließ, da warfen sie die lästige Kleidung und den noch lästigern gelehrten Kram Europa's von sich und stellten bald alle ihre Landsleute durch doppelte Roheit, die angeborene ihrer Heimat und die aus der Welt der Civilisation mitgebrachten Laster, in tiefen Schatten. Und was sie von unserer äußerlichen Cultur etwa noch beibehalten hatten, das stand ihnen so unbeschreiblich lächerlich und häßlich, daß es unmöglich schien, unsere Bildung noch

---

[1] Seneca, Quest. natur. 3, 30.

mehr zum Gegenstande der gerechtesten Verachtung zu machen [1]. Man hatte eben vergessen, daß eine äußerliche Bildung in Wissenschaft und Sprachen und Literatur und Künsten höchstens wie ein Firniß, wie ein Kleid über den alten Menschen, aber noch lange keine Erneuerung des Menschen ist. Man hatte die Kunst nicht verstanden, neue Menschen aus ihnen zu bilden. Man hätte versuchen sollen, ihnen zuvor Geist, neuen, lebendigen, wahren Geist einzugießen. Dann erst würde jenes äußerliche Wissen, jenes feinere Benehmen, das man sie lehrte, auf ein bearbeitetes Ackerfeld gefallen und zu reichen und dauernden Früchten gediehen sein.

Es ist ja auch klar, daß eine rein oberflächliche Abschleifung keinen andern Menschen machen kann. Schliff ist noch lange nicht Bildung. Man gibt auch einem Steinblocke Schliff; deshalb bleibt er doch der eckige Klotz, der er zuvor gewesen, außen glatt, innen roh. Will man den Klotz zu etwas bilden, was nur entfernt wie lebend, fühlend, oder gar von einem höhern Geiste beseelt aussieht, so bedarf man dazu einer Kunst und einer Mühe, die auf Hunderttausende kaum einer über sich bringt. Wir brauchen, um das zu beobachten, nicht erst unter die Wilden zu gehen. Man kann ähnliche Wahrnehmungen alle Tage in unserer Mitte machen. Wann zeigen sich abstoßendere Züge von Barbarei und Geschmacklosigkeit, als wenn ein durch Gunst oder Geld plötzlich emporgehobener Parvenü es in Förderung der Kunst, in Theilnahme an Versuchen zur Hebung von Dichtkunst und Wissenschaft den Großen gleichthun will, mit denen er sich zwar an Rang, doch nicht an Bildung messen kann? Ist es nicht fast immer ein Unglück für ein Mädchen, wenn es aus der Dienerin plötzlich zur Ge-

[1] Baker, Der Albert-N'Yanza, deutsch von Martin (3) 200 ff. Roß Browne, Reisen und Abenteuer im Apachenlande, deutsch von Herz (2) 46 ff. 146. Maltzan, Reise nach Südarabien 10 f. 13. Körner, Südafrika (2) 261; vgl. 243.

bieterin wird? Es wechselt die Kleider, es eignet sich einen gewissen äußern Schliff an; aber aus jeder Falte blickt die geistige Unbeholfenheit, und was früher nicht im mindesten an ihm abstoßend erschien, das springt nun als Halbheit, ja als Roheit jedem verletzend in die Augen, indes die künstlich angezogene Eleganz nie den Eindruck des Gemachten, des Affectirten, des Karikirten verläugnet. Gerade damit haben wir aber den Grundfehler der modernen Erziehung berührt: es ist das Uebermaß von äußerlichem Wissen und oberflächlicher Feinheit, mit der man die Kinder so bunt und plump behängt, wie ein Bauernmädchen seine Puppe anzieht. All das klebt aber nur von außen an; inwendig bleibt das arme Geschöpf unter all dieser Last von Flitter so steif und hölzern und geistlos wie eben diese seine Puppe. Wir geben unseren Kindern alles: Wissen dreimal mehr, als sie je bedürfen, und zehnmal mehr, als ihnen gesund ist, Uebung des Körpers bis zur Verkrüppelung, Anstandslehre, daß die Mädchen schon mit zehn Jahren im Stande sind, die Königin zu spielen, eine Altklugheit, eine Kunst, über alles zu urtheilen, mit der es ergraute Gelehrte nicht aufnehmen können; aber eines vergessen wir ihnen zu geben, den Geist. Und darum bleibt alles Stückwerk und wird nie etwas Ganzes aus dieser zusammenhanglosen Masse und wächst ihnen nichts dauernd an, geschweige ein. Nein, auf diesem Wege wird man die Menschen nie bilden! Theilt Millionen Lessing und Schiller und Goethe aus, mehr als die Bibelgesellschaften Druckbogen, stellt in jedes Dörflein ein Theater, ordnet Kinder- und Feuerwehr-Bälle und Leihbibliotheken auf allen Gehöften an, es wird unsäglich viel theures Geld weggeworfen, unersetzlich viel kostbarere Zeit vertragen, aber der Menschheit ist nicht gedient. Und wenn ihr doch nur bloß nicht gedient wäre! So aber wird durch diese Bildungsmittel dem jungen Nachwuchs schon frühe das Herz verdorben und das geistige Auge geblendet. Und dann geht es

eben nach dem Sprichwort: Wem die Augen in der Jugend ausgestochen sind, der sieht seine Lebtage nichts.

Dagegen thut es mehr als jemals noth, den ersten Grundsatz des christlichen Lebens mit aller Macht und ohne Ende zu predigen. Dieser aber lautet: Der Geist ist's, der lebendig macht[1]. Der Geist macht den Menschen. Der Geist entscheidet darüber, was ein Mensch und was eine Zeit werth ist. Die Veredelung des Geistes allein verdient den Namen Bildung. Jede Bildung, jede Cultur, die nicht mit dem Erneuern des Geistes beginnt und erst durch den neuen Geist die Aeußerlichkeit umgestaltet, ist eine halbe, eine oberflächliche, eine Cultur, die eher wieder verblüht als eine Passionsblume. Sende aus deinen Geist, rief ein Weiser inmitten der raffinirten und doch so geistlosen Cultur des Alterthums, sende aus deinen Geist: nur so werden neue Menschen geschaffen, nur so wird eine neue Welt möglich[2]. In Wahrheit, das war ein Weiser, der dieses Wort gesprochen! Es ist das weiseste, das wahrste Wort, welches das ganze Alterthum zu Tage gefördert hat. Es ist eine Weisheit und Wahrheit, welche das Christenthum unbedenklich von der alten Welt als das kostbarste Vermächtniß übernommen hat. Mag man uns also immerhin einen Vorwurf daraus machen, daß wir, wo immer man uns eine Seele zur Erziehung übergibt, nichts Eiligeres und Wichtigeres zu thun wissen, als ihr die erhabensten Glaubenswahrheiten ins Herz zu pflanzen, wir werden die letzten sein, welche diesen Vorwurf abweisen zu müssen glauben. Man rechtfertigt doch niemanden um dessen willen, was sein größter Vorzug und Ruhm ist! Was man uns zum Verbrechen macht, das ist unser Stolz und unsere Stärke. Ja es ist wahr, nie werden wir einen Menschen in unsere Macht bekommen, ohne daß es unser erstes Bestreben ist, ihn vor dem Versinken in das Irdische zu be-

---

[1] Joh. 6, 64. [2] Ps. 103, 30.

wahren, ohne daß wir mit aller Macht uns bemühen, ihn zu dem emporzuheben, der sein Ursprung und seine Vollendung ist [1]. So haben es die christlichen Lehrer von Anfang an gehalten, und so wird es bleiben, solange das Christenthum ein Wort in den Fragen über die Bildung des Menschen zu sprechen hat. Auch wir haben bei unserer Erziehung den Zweck vor Augen, gute Bürger, brave Arbeiter, tüchtige Mütter zu bilden. Insofern ist nicht der geringste Unterschied zwischen uns und einem Pestalozzi. Nur sollen sie das bei uns werden nicht als lebendige Staatsmaschinen, nicht als dressirte Gewohnheitswesen, sondern als denkende Menschen und als überzeugungsvolle Christen. Auch wir wollen anständige Sitten. Aber wir halten wenig auf einen rein äußerlichen Anstand, wenn er nicht der natürliche Ausdruck eines gesitteten Herzens ist. Darum greifen wir zuerst ans Leben, und dann erst denken wir an die Nebensache. Ist einmal der Geist erneuert, so bietet der neue Außenmensch nicht mehr viele Mühe.

Daran hat man stets ein Hauptkennzeichen zur Unterscheidung weltlichen und christlichen Sinnes. Uebergebt eine in sich zerfallene, unzufriedene, meuterische Stadt oder Gesellschaft einem Manne, der nur nach den Grundsätzen der Welt denkt, zur Besserung. Er wird zuerst Standrecht halten, den Kriegszustand erklären und eine erkleckliche Waffenmacht dort festsetzen. Dann aber wird er, um die Unzufriedenen zu beschwichtigen, Spiele und Feste anordnen, die Theater vermehren und den Eintritt erleichtern, durch Arbeiten Geld verdienen lassen, Bahnen bauen, insbesondere aber durch den Schulmeister den Feldzug zu gewinnen suchen, das heißt die Schulzeit ausdehnen, mehr Lehrer anstellen, neue Unterrichtsgegenstände in die Schulen einführen, und wenn alles nichts hilft, das Volk durch Kriege beschäftigen, schwächen und betäuben und sich und die Welt

[1] Origenes, C. Cels. 3, 15. 51. 56.

getrost über den Erfolg täuschen, so lange bis das ganze Kartenhaus zusammenbricht oder in Flammen aufgeht. Ruft die Diener der Kirche und gebt ihnen volle Gewalt, sie werden auch von diesen Mitteln mit Maß und Schonung anwenden, was die unvermeidliche Noth und was die Rücksicht auf den wahren Nutzen der Völker anräth. Aber vor allem werden sie Missionäre unter die unglückliche, bethörte Menge schicken, neue Seelsorgstellen und Klöster gründen, die so unerläßliche Kopfentlastung in den Schulen vornehmen und dafür Religion und kirchliches Leben zum Mittelpunkte der Bildungsanstalten machen, und dann die Arbeit beginnen. Die Arbeit aber wird die sein, daß sie den Besuch der Kirchen, die Heilighaltung der Feiertage und der Ehe, daß sie die Zucht in den Familien und das Ansehen der Obrigkeit herstellen, daß sie dem heranwachsenden Geschlechte Keuschheit, der Jugend und den dienenden Klassen Botmäßigkeit, daß sie den Herren Billigkeit, den Leidenden Opfersinn, den Wächtern der öffentlichen Ordnung gerechte Handhabung der Gesetze einschärfen, daß sie Gerechtigkeit, Gehorsam, Liebe, Mäßigkeit, Sparsamkeit, Genügsamkeit, Selbstverläugnung predigen, und das alles mit Berufung auf die zwei Worte, welche stets die ersten und die letzten in ihrem Munde sein werden, Glauben und Frömmigkeit [1].

8. Somit stehen wir endlich an der Antwort auf die Frage: Was ist Geist? Ach, in was für einer Welt leben wir doch! Mußten wir vom Anfang der Zeiten bis auf die laufende Stunde herab alle Gebiete der Cultur durchgehen, bloß um immer wieder zu sagen: das ist nicht Geist, und das auch nicht, wenn schon Millionen es glauben! Und doch gibt es nichts, was einfacher und klarer wäre als das, um was es sich hier handelt.

---

[1] Vgl. hierzu u. a. Clem. Alex., Paedag. 1, 1. 2. Augustin., De magistro 21 sqq. 36. 39. 45. Enchirid. 1, 2. 3. De fide et opp. 7, 11 sqq. De agone christ. 13, 14; 33, 35. Synesius, De providentia q. 2 (Bibl. max. P. P. VI, 109. h.).

Solange Adam auf der Erde lag, gleichsam mit ihr verwachsen, da war kein Geist in ihm. In demselben Augenblicke aber, als ihm der Geist Gottes einströmte, riß er sich los vom Boden und schwang sich in die Höhe. In gleicher Weise ist alles Reden von Geist nichts als leerer Schall, solange einer sich nicht wenigstens aus den Fesseln der irdischen Triebe losgerissen hat. Die fleischlich sind, die haben den Geist nicht[1]. Sie trachten nach dem, was des Fleisches ist[2]. Was aber die Werke des Fleisches sind, das liegt auf der Hand: es sind Unreinheit, Feindschaft, Zank, Haß, Neid, Streitsucht, Unmäßigkeit, Schwelgerei[3] und ähnliche Sünden. Um das zu erkennen, bedurfte es nicht einmal der Offenbarung Gottes. So viel sagt jedem Vernunft und Gewissen. Das allein zeigt uns schon, wie tief die Sünde mit ihrer Zerrüttung nicht bloß in das Leben der Gnade, sondern selbst in die Natur eingreift, daß es Leute gibt, die zu sagen wagen, es sei ein Privilegium der Geistreichen, mit der Sittlichkeit auf gespanntem Fuße zu stehen, und ein großer Geist könne nicht anders als diese kleinlichen Gesetze mit Füßen treten. Eine solche Behauptung verstößt gegen alle Denkgesetze, gegen alle Vernunft. Den Geist im Fleische ersticken soll die erste Vorbedingung sein, um zum Leben im Geiste zu kommen! Darauf eine Antwort zu geben hieße sich selber entwürdigen. Nein! Fleisch und Geist sind Gegensätze, die einander widerstreben[4]. Wer einmal im Geiste wandelt, der thut keine Werke des Fleisches mehr[5]. Solange aber einer nach dem Fleische lebt, kommt der Geist nicht zu seinem Rechte. Will also einer im Geiste leben, so muß er mit dem Fleische brechen, das heißt die Werke des Fleisches tödten und nach den Gesetzen des Geistes wandeln[6].

---

[1] Jud. 19. [2] Röm. 8, 5. [3] Gal. 5, 19 ff.
[4] Gal. 5, 17. [5] Gal. 5, 16.
[6] Gal. 5, 25. Röm. 6, 12; 8, 5. 12. 13.

Mit solchen Worten — es sind übrigens Worte der Offenbarung — rufen wir freilich nur den Spott der Welt hervor. Nun, sagt man, da haben wir einmal Respect! Danach hätte also ein Bauernmädchen, das zu blöde ist, um das Leben zu genießen, mehr Geist als eine Semiramis oder eine Du Deffand! Aber warum nicht, wenn anders seine angebliche Blödigkeit aus dem rechten Grunde stammt? Daß es nichts Böses thut, das ist freilich noch nicht Geist, sonst hätte auch der Stein Geist. Wenn es aber alle Versuchung in ihm und außer ihm überwindet aus jener Absicht, welche ihm der Katechismus und das Vorbild der Heiligen einschärfen, wenn es sich über sich selbst erhebt dadurch, daß es sich zu Gott erhebt, dann sind wir dessen gewiß, daß ein Geist in ihm lebt, mit dem sich der aller starken und feinen Geister nicht messen kann. Dasselbe gilt aber von allen Siegen über die Lasten und Schmerzen des Lebens überhaupt. Es gehört unglaublich viel Geist, es gehört ein unaussprechlich starker und hoher Geist dazu, um die Noth des Daseins so zu ertragen, daß man nicht erliegt, und um über der niedrigen Sorge für das tägliche Brod nicht den Sinn für das Höchste zu verlieren, eine Größe des Geistes, von welcher Schönredner und verwöhnte Schoßkinder des Glückes keine Ahnung haben. Wir müßten uns deshalb unserer Sache wenig sicher fühlen, wenn wir uns auch nur einen Augenblick besinnen sollten, wem wir den Vorzug des Geistes zuschreiben sollen, einem Voltaire, Goethe, Byron, oder aber einem schlichten Landmanne, der seinem Gott, seinem Vaterlande, seiner Gemeinde, seiner Familie mit saurer Arbeit dient, vorausgesetzt anders, daß er weiß, warum und wozu er das thut. Er weiß das übrigens schon, wenn er seine Bürde aus Gehorsam zu Gott, aus Liebe zu seinem Erlöser trägt, und wenn er seine Arbeit stets durch Gebet verklärt.

Alles kommt somit darauf an, daß wir die Kunst erlernen, in jedes Ding, in jede That, zumeist und vorerst aber in uns

selber den rechten Geist hineinzulegen. Den Geist, um den es sich hier handelt, bringt kein Mensch von Geburt her mit. Diesen muß einer zuvor in sich selbst hineinbilden, um ihn dann aus seinem eigenen Innern heraus in die Dinge hineinzutragen und so Welt und Leben und Arbeit zu vergeistigen. Nicht die hohen Gedanken, nicht die geistreichen Worte machen den Werth des Lebens aus, nicht daran liegt es, was einer thut, sondern wie er es thut. Es gibt gar viele Ereignisse und Leistungen, von welchen die Staaten- und die Culturgeschichte mit hohem Lobe redet, aber es ist kein Geist, jedenfalls nicht der rechte, in ihnen. Dagegen kennt jener, dessen Urtheil allein entscheidet, so manches Opfer und so manche That, welcher die Welt wenig Bedeutung beilegt, die aber er hoch anschlägt, weil er sie von dem Geiste beseelt findet, nach dem er allein rechnet. Dieser Geist aber ist nichts anderes als jene Richtung des Denkens, des Wollens, des Herzens, welche die christliche Tugendlehre einem jeden ihrer Schüler zur Pflicht macht, die Erhebung unseres ganzen Sinnens und Strebens zu Gott, dem wahren, dem höchsten, dem letzten Ziel alles Seienden. Das ist der Maßstab, nach welchem vor Gott, der ewigen Wahrheit, unser ganzes Leben beurtheilt wird. Die leere äußere That ist nichts. Die Absicht, der Zweck macht alles. Ein gemeiner Zweck macht die heiligste Handlung gemein. Eine heilige Absicht macht auch die unbedeutendste That zu Geist und Leben [1]. Wer nur die Erde sucht mit ihrer Ehre und ihrer Lust, der bleibt irdisch und fleischlich, und wenn er auch das Wissen eines Aristoteles und die Thaten Alexanders hätte. Wer aber in jeder Arbeit und bei jedem Worte Gott und das Heil seiner Seele, kurz, sein wahres, einziges, übernatürliches Ziel sucht, der ist Geist, der lebt aus dem Geiste, der wandelt im Geiste, und thäte er auch sein Leben lang keine

[1] Oben 5, 8.

andere Arbeit als die des Köhlers oder der Waschfrau. Nochmals also: Der Geist ist's, der lebendig macht [1]. Wer der Erde anhängt, bleibt Erde. Denn wie das Irdische, so die Irdischen [2]. Wer aber dem Herrn anhängt, wird Ein Geist mit ihm [3].

9. Nun sieht man wohl, daß, um die Menschen zu diesem Leben des Geistes zu erheben, die wahrhaft unerträglichen Anforderungen überflüssig sind, die man heute an die Bildung stellt. Wir verwerfen, wir haben das schon hervorgehoben, gewiß den Weg des Unterrichts und des Lernens nicht. Im Gegentheil: wir können es nicht oft genug betonen, daß er das erste und das unerläßliche Mittel zur Bildung ist. Hat man die Belehrung versäumt, so ist unermeßlich viel verloren. Ist sie verkehrt ausgefallen, so hat der Mensch beim besten Willen sein Leben lang die bitteren Folgen davon zu tragen. Gilt das schon von der Bildung für rein irdische Zwecke, so noch mehr von der Erziehung für das übernatürliche Ziel. Wenn also auch die ganze Welt sich empören würde, werden wir nie davon abgehen, daß alle wahre Geistesbildung vom Unterricht in den Heilswahrheiten ausgehen, daß sie sich auf die Glaubenslehren stützen, daß sie immer auf sie Rücksicht nehmen muß. Wir verlangen deshalb von allen, welche es angeht und welche die Macht dazu haben, daß sie für einen gediegenen Unterricht in allen den Dingen sorgen, welche den Menschen fürs irdische Leben nothwendig und wahrhaft nützlich sind. Was aber den Unterricht in den Lehren des Heils betrifft, so erheben wir dieselbe Forderung mit doppeltem Nachdruck, da es sich hier nicht bloß um ein hohes Ideal handelt, sondern um eine heilige, religiöse Pflicht, deren Erfüllung wir Gott schuldig sind und von welcher das Heil der Seelen abhängig ist [4].

---

[1] Joh. 6, 64. 1 Kor. 15, 45. [2] 1 Kor. 15, 48.
[3] 1 Kor. 6, 17.
[4] Cf. Augustin., Trinit. 12, 14, 21. Hieron., In Amos 8, 11.

Soll aber die Belehrung Nutzen bringen und wirklich den Geist bilden, so muß sie sich an gewisse Schranken halten. Aller Unterricht, sei er welcher Art immer, muß fürs erste ernstlich betrieben werden, das heißt als Zucht des Geistes, nicht bloß um der Neugierde zu fröhnen, sondern als Uebung einer höhern Pflicht. Nippen und Naschen verdirbt die Seele, nimmt dem Willen die Kraft, sich zu überwinden, macht unbeständig und flatterhaft in der Phantasie, leichtsinnig im Herzen, oberflächlich im Kopfe, eitel, träge, halb. Besser darum wenig, aber das Nothwendige und dieses gründlich und beharrlich. Ohne Selbstverläugnung und Pflichterfüllung beim Lehren und Lernen, ohne ernstliche Mühe beim Schüler, ohne ernstliche Zucht von seiten des Lehrers gibt es keine wahre Bildung des Geistes. Damit aber das angestrebt und ertragen werde, muß beides, Lehren wie Lernen, einem höhern Zweck unterworfen werden. Darum wird fürs zweite aller Unterricht und alles Studium nur dann gedeihlich wirken, wenn dabei stets unser letztes Ziel im Auge behalten wird. Alle Giftpflanzen der fernen Welttheile kennen lernen und Unkraut und Lolch im eigenen Herzen für Heiligthümer halten, im ganzen großen Hause der Schöpfung umhergehen und nichts unberührt und ungekostet lassen, es aber nicht der Mühe werth erachten, dem Herrn des Hauses auch seine Verehrung zu bezeugen, ja auch nur nach ihm zu fragen, das ist keine Bildung. Wer wahrhaft gebildet ist oder es werden will, der stellt sich, wenn er die Werke eines Künstlers oder die Sammlungen eines reichen Herrn studiren will, diesem selber vor und bittet um seine Erlaubniß und um seine Weisung, und dann erst macht er die Runde durch seine Schätze, aber stets nur mit Rücksicht auf dessen Wünsche. Er sieht nur das an und genießt nur von dem, was jener erlaubt, und so, wie er es gut findet. Darum ist die wilde Gier, die unersättliche Maßlosigkeit, die rohe Rücksichtslosigkeit, mit welcher die heutige Bildungswuth

vorgeht, nicht bloß eine thörichte Ueberladung des Geistes, sondern auch eine Versündigung gegen Gott, den Herrn der Geister, und überdies wie ein Ausfluß, so eine Pflanzschule der Unbildung, somit gerade ein Hinderniß für wahrhaft feine Bildung. Soll also unsere Geistesbildung wirklich zu dem führen, wozu sie die Menschheit bringen möchte, so muß sie sich als drittes Gesetz jenes edle, bescheidene Maß auferlegen, das unsere feinfühlenden Väter im Mittelalter, wie wir noch zu betrachten haben werden, als unerläßliche Vorbedingung aller Tugend und Schönheit erachteten [1].

10. Das alles aber ruht auf jenem Grundsatze, den wir schon so oft ausgesprochen haben, welchen wir indes nicht oft genug aussprechen können, dem Satz, daß Wissen allein nicht Bildung ist und nicht zur wahren Bildung führt. Wenn man der Welt die Irrlehre nicht aus dem Herzen reißt, daß Wissen alles sei, so ist nichts geschehen und wird nichts erreicht. Nein, Wissen ist nicht alles. Wissen allein ist sogar sehr wenig. Wissen ist allerdings Bedingung und Anfang alles Guten, und darum ist es heilige Pflicht des Menschen, sich das rechte Wissen zu erwerben. Aber wenn er auch alles Wissen hat, so hat er doch bloß den Grund gelegt und die erste Vorschule der Bildung durchgemacht. Erst muß ich wissen, was ich soll und wohin ich streben muß, sonst kann ich nichts beginnen. Aber dann muß ich wollen, was ich weiß, und thun, was ich will. Das erst gibt einen ganzen Menschen. Ein bloßer Verstandesmensch ist nicht einmal ein halber, er ist nur ein Drittelsmensch. Zwar sagt auch der Herr: Die Wahrheit macht den Geist frei [2]. Aber das ist nicht die Wahrheit, die man bloß erkennt, sondern jene, die man übt. Ja damit man sie nur überhaupt recht erkenne, muß man sie nach dem Worte desselben Herrn zuvor üben [3].

---

[1] Vgl. dazu Augustin., Enchirid. 5, 16.
[2] Joh. 8, 32. [3] Joh. 7, 17; 8, 31.

Darum ist und bleibt die Zucht des Geistes durch That und Ueberwindung nicht bloß das Hauptmittel, sondern auch die Vorbedingung zur Bildung des Geistes. Schon im gewöhnlichen Leben zeigt sich das. Die von der Noth erzwungene Rührigkeit ist ein mächtiges Mittel zur Schärfung des Geistes. Wie viele bedeutende Männer wären das nicht geworden, was sie waren, hätten sie nicht eine so harte Schule des Lebens durchgemacht! Wie mancher hätte mit seinen Gaben etwas Tüchtiges werden können, hätte er es nicht so bequem und so leicht gehabt! Um wieviel mehr gilt das von dem Streben nach Vollendung des Geistes! Da ist alles Wissen wenig, um nicht zu sagen vergeblich, wenn einer mit ihm nicht Ernst macht, Ernst aber nicht nur in schönen Worten, sondern durch redliche Thaten. Nur ein Leben, das sich hoch über den Wegen des Fleisches und der Leidenschaften hält, ein Leben, zu welchem Denken und Wollen und Thun gleichmäßig das Ihrige beitragen, ein Leben endlich, das über die Niedrigkeit dieses Erdendaseins hinweg unentwegt nach Gott strebt, das ist wahrhaft ein Leben des Geistes. Deshalb ist es eitel Täuschung, zu glauben, man könne dieses Ziel so leicht und so einfach erreichen. Nein, der Weg dazu ist verwickelt und umständlich. Die Aneignung einiges todten Wissens ist das Allermindeste. Worauf aber alles ankommt, das ist Selbstverläugnung, Abtödtung der Sinne und der Sinnlichkeit, der Begierden und Regungen des Herzens, und Aneignung lauterer Frömmigkeit.

Daß diese Ueberzeugung in den Herzen aller Menschen wieder fest begründet, und insbesondere, daß nach ihr unser ganzes Erziehungs- und Bildungswesen umgestaltet werde, daran liegt viel, sehr viel. Was hatte der Mensch bisher davon und was hatte die Welt davon, daß der Menschengeist die Erde und alle ihre Kräfte sich dienstbar gemacht hat? Es war ruhmvoll, daß er Sonnen aus ihrem Versteck hervorzog, in

dem sie sich Jahrtausende den Blicken der Menschen entzogen. Es war eine große That, daß er dem Himmel den Blitz entriß und die Gewalt des Dampfes zu seinem Sklaven machte. Aber hat er damit die Welt gebessert? Hat er auch nur einem Menschen das vom Herzen genommen, dessen Bewußtsein ihn vor sich selber erniedrigt und quält? Hat er sich selber veredelt, gebessert, geläutert, klar, ruhig, einig in seinem Innersten gemacht? Nichts von alledem. Setze einen Menschen, im Besitze alles Wissens, aber ohne die Kunst, seinen Geist zu zügeln und zu Gott zu erheben, mitten ins Paradies, er kann es nur entweihen. Ihm selber ist unheimlich dort; denn wo er seinen Fuß hinsetzt, macht er es geistlos, zur Wohnung der Leidenschaften, wo nicht des Fleisches. Kunst und Poesie wird unter seinen Händen zu Gift, das Wissen zu verwirrendem Zweifel, das Vergnügen zur Ausgelassenheit, jedes Fest zur geistlosen Orgie. Bevölkere dagegen eine Wüste mit Menschen, arm und kränklich, ohne Gelehrsamkeit, ohne Kunst, ohne die Gabe der Rede, mit Menschen aber, die, nur Gott und ihre Vollkommenheit vor Augen habend, im heißen täglichen Kampfe ihr Inneres schlichten, und die Einöde wird zur Wohnung des Geistes, und bald wird sie auch das äußere Ansehen der Wüste verlieren, und alle, die nach Erhebung und Veredlung dürsten, werden dorthin wandern, wie von unsichtbarer Macht gezogen. An einem Menschen, der, im Feuer der Abtödtung geläutert, im Streben nach seinem höchsten Ziele über die Alltäglichkeit gehoben, im Gebete und Dienste Gottes verklärt, die Wege des Geistes zu wandeln gelernt hat, finden sich selbst die, welche das alles nicht verstehen, wunderbar gehoben, getröstet und gestärkt. Wohin er geht, wohin er seine Hände legt, da entströmt ihm ein Hauch des belebenden Geistes, ohne daß er es selber weiß. Und was ihn immer trifft, es sei lieb oder leid, das dient ihm nur als Werkzeug zu neuer höherer Vervollkommnung. Die Versuchung wird ihm zur Stärkung, das

Unglück erhebt ihn über das, was unserer Höhe nicht werth und unserer Reinheit gefährlich ist. Was ihn ehemals zu Boden gedrückt hätte, das gibt ihm nur Gelegenheit, in Gottes Kraft der Welt zu zeigen, daß ein neuer, überlegener Geist in ihm Einzug genommen hat, der ihn thun, leiden, siegen lehrt, wo sie sich längst für besiegt erklärt. Und wo der enge Geist dieser Welt schon längst die Thore seiner Gedanken verschlossen hat, da geht ihm erst recht eigentlich seine Welt auf, die Welt der Unendlichkeit, die Welt der Ewigkeit.

Bildung des weiblichen Geschlechtes im Zeitalter Nero's.

11. Ueber den unermeßlichen Schaden einer verkehrten Auffassung von Bildung ein Wort zu sagen, wäre Zeitvergeudung. Leider sind die Dinge so, daß man es auch für Zeitverlust halten muß, wenn jemand versuchen will, in diesem Stücke gegen die einmal herrschende Richtung aufzutreten. Es ist gerade, als ob es der Menschheit heute von einer unwiderstehlichen Zaubermacht angethan wäre, die handgreiflichsten Ungereimtheiten nachzusagen und mitzumachen und sich mit offenen Augen in das augenscheinliche Verderben zu stürzen, sobald man gewisse Schlagwörter ausgesprochen hat, wie Nationalität, Kriegsbereitschaft, freie Forschung, Fortschritt, Staatszweck, Unterdrückung kirchlicher Anmaßung und pfäffischer Uebergriffe und dergleichen mehr. In die Reihe dieser Formeln gehört auch das Wort Bildung. Die schlichtesten Leute begreifen, daß das nunmehr zur Herrschaft gekommene Unterrichts- und Schulsystem ein hitziges Fieber ist, welches sein Opfer geistig verkrüppelt, sittlich durch Hochmuth und Ausschweifungen vergiftet, meist auch körperlich zu Grunde richtet; sie ahnen, daß es über kurz oder lang zum Schaden der ganzen Gesellschaft ausschlagen muß, die Gebildeten aber spotten der angeblichen Beschränktheit, die hier etwas Verfängliches sucht, und eilen um so kühner

voran, so lange, bis das Verderben besiegelt ist. Wir haben nicht die Macht, sie aufzuhalten. Aber es schneidet uns ins Herz, sehen zu müssen, wie selbst bessere Geister sich in diesem Stücke bethören lassen und die ganze Zeitrichtung zum Verderben lenken. Denn außer der Untergrabung von Religion, Glauben und Autorität gibt es kaum etwas, was für die menschliche Gesellschaft verhängnißvoller wirkt, als eine falsche Geistescultur. Selbst Unsittlichkeit ist nicht so verderblich als verkehrte Bildung. Edlere Herzen können sich nicht auf die Dauer im Sumpfe des Lasters wohl fühlen, und sogar die Schlimmsten, die sich im Schlimmsten wohlgefallen, vermögen sich selber nicht abzuläugnen, daß es schmählich, daß es unrecht ist, diesen häßlichen Weg zu gehen. Daher der stete Stachel, den sie in sich fühlen, der sie nie zufrieden mit sich selber werden läßt, der sie immer wieder treibt, endlich der Sünde und Ausschweifung zu entsagen. Hat man ihnen aber unter dem Namen von Bildung Grundsätze beigebracht, welche den Geist von Gott und seiner Wahrheit abziehen und Willen und Herz vergiften, so sind sie fast unheilbar geworden. Unter dem Scheine von Bildung zieht das Böse und Verderbliche auch die Besseren in seine Schlingen. Um aber einen, der von Jugend auf in falschen Anschauungen unterrichtet worden ist und sich in eine unrichtige Denkweise hineingelebt hat, wieder zurechtzubringen, dazu gehört ungleich mehr Kunst und Gnade, als wenn es sich darum handelt, ein Herz auf die rechten Wege zu führen, welches der Zwiespalt mit der bessern Ueberzeugung des Kopfes ohnehin nie so recht zur Ruhe kommen läßt.

12. Uebrigens kennen wir die Welt genügend, um zu wissen, daß es vergebene Mühe ist, sich dem Strome der Tagesmeinungen unmittelbar entgegenzustellen. Wenige Ausnahmen abgerechnet, zeigen sich selbst die gelehrtesten Leute und die besonnensten Charaktere unfähig — um bloß dieses eine Beispiel zu wählen —, ein ruhiges Wort über die Thorheit, die Ungerechtigkeit, die

Schädlichkeit des heute herrschenden Nationalitätsprincips, oder wie man sagt, des Patriotismus auch nur anzuhören, sobald man von ihrem eigenen Volk und Vaterland spricht. Und so ist es mit allen unseren Zeitfragen. Will man darüber einigermaßen Klarheit verbreiten, so muß man sich auf ein völlig neutrales Gebiet begeben, indem man entweder von den Wilden oder von alten, längst vergangenen Zeiten redet und es dann dem Denkfähigen überläßt, die Nutzanwendung zu machen.

Aus diesem Grunde ziehen wir es vor, einen Blick in die römische Culturgeschichte zu thun, um den Satz zu erweisen, daß die schlimmsten Auswüchse einer Zeit stets mehr aus planmäßig verkehrter Bildung stammen als aus anderen mehr zufälligen Ursachen. Wie war es möglich, daß ein so grauenvolles Verderben über Rom hereinbrach und sich so allgemein ausbreitete? Es muß etwas vorhanden gewesen sein, was der Ansässigmachung einer solchen Pest vorgearbeitet hat. Die Pocken treten doch nur da auf, wo sie einen empfänglichen Boden finden, und ein Krebsgeschwür ist nichts als das Hervortreten der schon längst durch den ganzen Körper verbreiteten schlechten Säfte. Ungeheuer wie Caligula und Nero und Domitian und die noch erschrecklicheren Gegenbilder aus dem weiblichen Geschlechte, eine Julia, Agrippina, Messalina, Faustina, sind unmöglich als Einzelerscheinungen zu erklären. Die ausgesuchteste persönliche Schlechtigkeit kann selbst an einem Menschen, der eine einflußreiche Stellung bekleidet, eine öffentliche Rolle nur spielen, wenn sie in der Gesammtheit Boden, Entgegenkommen und Mithilfe findet. Unter anderen Umständen muß sie sich eher verbergen. Wo die Gesellschaft nicht ganz verdorben ist, spielen die schlechtesten Menschen nach außen oft eine ganz ersprießliche Rolle. Ist aber das Ganze vergiftet, so werden Menschen zu Scheusalen, die für ihre Person bei weitem nicht so schlimm sind, als sie sich vor der Welt zeigen. Das beweist, daß die ganze Gesellschaft sie wie eine natürliche Blüte an ihren

höchsten Sprossen absetzt. Ein Iwan, ein Barnabo Visconti, ein Robespierre und Marat, die Damen der Halle, eine Sassulitsch und Perowska sind zweifellos der genaue Ausdruck für den Geist ihrer Zeit und Umgebung, der verkörperte Geist des herrschenden Gesellschaftswesens. Dieses hat kein Recht, sich von ihnen hinwegzuläugnen. Ihm fällt die Verantwortung für die Unglücklichen zur Last, die es gezeugt, die es gebildet und großgezogen hat, und zwar ihm oft mehr als den Einzelnen. Diese sind mehr oder minder nur Opfer des Geistes, den man ihnen im Namen der Gesammtheit eingeflößt hat, und das naturgemäße Ergebniß dessen, was ihre Zeit im ganzen und großen als Bildung betrachtet und verfolgt. Die Menschheit ist nun einmal — wir können das nicht oft und entschieden genug hervorheben — ein lebendiger Organismus, und deshalb ist das Ganze für seine Theile und ist jedes Glied für die Gesammtheit solidarisch thätig und haftbar [1].

13. Auch in der verworfensten Gesellschaft, welche die Geschichte kennt, hat sich die Wahrheit dieses Grundsatzes bewiesen. Man braucht nur einen Blick auf das zu werfen, was man im Rom der Cäsaren unter Bildung verstand, um zu begreifen, daß die Zeit nicht schlimmer war, als sie zu sein verdiente, und nicht anders geartet sein konnte, als sie war. Was die Bildung der Männer betrifft, wollen wir hier kurz sein. Martial, und er war ein Eingeweihter, hat sie uns in einigen Versen [2], die wir hier frei wiedergeben, so lebenswahr geschildert, daß lange gelehrte Darstellungen die Sachlage kaum erschöpfender, jedenfalls nicht treffender wiedergeben könnten. Er singt:

‚Freund, dich rühmt die feine Welt, daß du feine Bildung hast:
Bitte, sag mir, was dies Wort feine Bildung doch bedeut'.'
„Feine Bildung? Nun so hör': Feiner Haare eine Last,
Feinen Moschus, Patschuli reich in Haar und Tuch gestreut,

[1] II. Band (2. Aufl.) 3, 11. S. 182 ff.
[2] Martial. 3, 63.

Stets die feinsten Melodien, sei's von Wagner, sei's von Strauß,
Hand und Fuß wie im Ballet nach der feinsten Kunst gesetzt,
Damen fein die Cour gemacht mit dem Handschuh, mit dem Strauß,
Schnell die feinste Neuigkeit, wo Skandal es abgesetzt,
Wer verlobt und wer verliebt, Held auf Ball und Bühne ist,
Welcher Stammbaum Bela's Hengst, Betty's Möpsen Adel leiht[1]:
Jetzt, mein Theurer, kennst du ganz seiner Bildung feinste List."
‚Freund, die Bildung ist zwar fein, doch mich läßt sie frei von Neid.‘[2]

14. Im Gegensatz zu dieser in Wahrheit höchst fraglichen Bildung strebte das weibliche Geschlecht von damals nach einer ganz anders gearteten. Die Rollen der Geschlechter waren vollständig vertauscht. Die Männer hatten sich zu Weibern gemacht. Die Frauen führten das Regiment wie in der Gesellschaft Ludwigs XIV. und noch weiter herab. Ihre Verachtung gegen eine Männerwelt, die sich in der eben geschilderten Weise selber wegwarf, kannte keine Grenzen. Im Streben, dieser gründlich zu imponiren, sich selber von der Unterordnung unter das männliche Geschlecht zu emancipiren und die Herrschaft über sie unerschütterlicher zu machen, kam das weibliche Geschlecht auf den schlimmsten aller Abwege, auf den es sich verirren kann. Es verlor alle Freude zu seiner wahren Bestimmung, der stillen Arbeit für das Haus und die Familie. Die alten römischen Matronen hatten vielleicht nie über die so heikle Frage vom Frauenberuf nachgedacht. Aber indem sie gute Mütter und arbeitsame Frauen zu sein suchten, hatten sie, ohne sich dessen bewußt zu werden, ihre rechte sociale Stellung gefunden, und eben durch ihren richtig erfaßten socialen Beruf auch einen politischen Beruf von unermeßlicher Wichtigkeit erfüllt. Dieses junge ausgeartete Geschlecht dünkte sich zu erhaben für jene so unersetzlich bedeutsame, aber auch so unscheinbare Aufgabe

[1] Vgl. hierzu Friedländer, Sittengeschichte Roms (1) II, 160 ff. Forbiger, Hellas und Rom II, 327. 348.

[2] Cf. Seneca, Quaest. nat. 7, 31. Martial. 2, 7.

und setzte Himmel und Erde in Bewegung, um sich eine geachtetere sociale und politische Stellung zu erobern. Natürlich mußte es, nachdem es einmal die Grundlage der natürlichen Ordnung verlassen hatte, alsbald in Unnatur und Schrankenlosigkeit verfallen, wie das jedesmal bei ähnlichen Versuchen in gleicher Weise nothwendig wird. Die Weiblichkeit abzustreifen und sich durch Kraftleistungen, geistige und leibliche, auszuzeichnen [1], das wurde jetzt das Ideal weiblichen Lebens und weiblicher Bildung.

Gelehrsamkeit und Beredsamkeit, versteht sich, nicht wirkliche, sondern solche, die Schein und Ansehen verbreitete, stand unter diesen Idealen obenan [2]. Ehemals hatte — in Griechenland wenigstens — der schändliche Grundsatz gegolten, ein Weib zu bilden, sei ein Verbrechen, denn das heiße eine Natter mit tödtlichem Gifte ausrüsten [3]. Nun schien die oberste Richtschnur für dessen Bildung zu werden: Je unnützer ein Wissen, desto mehr muß es betrieben werden. Die Kenntniß der Muttersprache galt nicht viel [4]. Sie war ja die Umgangssprache des Pöbels. Es mußte eine fremde Sprache sein, damals natürlich die griechische, in der man verkehrte [5]. Je gespreizter, je lächerlicher, desto lieber [6]. Ob die Schriftsteller, die man las, um sich in dieser Sprache auszubilden, auch sittlich zulässig waren, das galt als Nebensache. Genug, daß man aus ihnen ein gutes Griechisch und eine elegante Form der Darstellung lernte [7]. In der Muttersprache lasen diese Mädchen und Frauen nur veraltete Bücher, zumal Dichter, um dann in der Gesellschaft damit auskramen und die Männer beschämen zu können,

---

[1] Fugit a sexu, vires amat. Juvenal. 6, 253.

[2] Id. 6, 445. [3] Menander, Frag. incert. 154 (Dübner).

[4] Juvenal. 6, 188. [5] Tacitus, Orator. 29.

[6] Juvenal. 6, 186 sqq. Martial. 10, 68. Plutarch., C. Gracchus 19, 2. Sallust., Catilina 25.

[7] Ovid., Trist. 2, 369 sqq. Statius, Silv. 5, 3, 148 sqq.

die von dergleichen kaum den Namen wußten [1]. War das ein Dociren und Sprechen im Salon und beim Diner! Zumal liebten es diese geistreichen Damen, mit der Kenntniß alter, unbekannter Barden [2] großzuthun; an Dichtern, welche der große Haufe auch kannte und las, ließen sie nicht leicht ein gutes Haar [3]. Nur Virgil kam erträglich durch, hatte er ja doch die Leidenschaft und Verzweiflung des antiken Werther — überdies noch in Gestalt eines Weibes —, der Dido, so trefflich geschildert und insbesondere den Selbstmord unvergleichlich und hinreißend dargestellt. Aber schlimm ging es dem guten Homer unter dem Messer dieser unerbittlichen Kritikerinnen, schlimm den größten Rednern, schlimm den gewiegtesten Grammatikern. Denn aller fühlten sich diese Alleswisserinnen Meister [4]. Man mußte nur Ohr sein in ihrer Gesellschaft. Das aber durfte man in gutem Zustande haben. Es war, als ob alle Schellen und Becken und Glocken einer ganzen Janitscharenmusik gerührt würden, und doch sprach nur sie, die Einzige, die Heldin des Salons, die Unvergleichliche [5]. Keiner kam zu Wort, keiner hätte es auch gewagt, ein Wort zu sprechen, denn ihrer Geistesschärfe entging kein Fehler, und ohne Fehler war keine Silbe, die jemand außer ihr sprach [6].

Uebrigens ist damit die Bildung, über welche diese emancipirten Damen verfügten, noch lange nicht erschöpft. Neben der Belletristik betrieben sie mit Vorliebe Naturwissenschaften und alles das, was man heute mit dem Namen Realien belegt. Nur Anatomie und Medicin ließen sie beiseite: dazu war jene

---

[1] Juvenal. 6, 454.

[2] Vates, Juv. 6, 436. Claudian., Epithal. Hon. 234 sqq.

[3] Quintilian 1, 8. Aulus Gellius 1, 10. Spartian., Hadrian. 15. Friedländer (1) III, 278 ff. Vgl. auch Lucian., Demonax 37, 26.

[4] Juvenal. 6, 434 sqq. [5] Id. 6, 439 sqq.

[6] Id. 6, 451 sqq.

Zeit noch nicht fortgeschritten genug. Wie viel sie von jenen trockenen Gegenständen wirklich gelernt hatten, darüber stellte natürlich niemand ein Examen an, schon um der Artigkeit willen. Genug, sie ließen sich Vorlesungen halten und waren jeden Augenblick bereit, ein günstiges Zeugniß über ihre Studien aufzuweisen, weshalb sie stets Lehrer der Mathematik und Geometrie als Besucher ihrer Salons und unter ihren Verehrern hielten [1]. Auch Geschichte, mit der sich leichter auskramen ließ, war Modesache bei ihnen geworden [2]. Desgleichen Philosophie [3]. Nicht als ob sie sich letztere sehr zu Herzen genommen hätten. Aber sie hörten sie zum mindesten mit dem Fleiße, wie man sie bei uns auf der Universität hört. Zu dem Zweck hatte jede Dame von Stand einen sogenannten Vorleser, der neben anderen Dingen auch etwas von der Modephilosophie, der Ethik verstehen mußte, das heißt von der Kunst, ohne allzu große Mühe ein rechtschaffenes Leben zu führen. Im ganzen vertrat er im Hause ungefähr dieselbe Stelle wie heute mitunter der Hofmeister. Ab und zu mußte er die langen Stunden, welche die Toilette in Anspruch nahm, mit einem Vortrage ausfüllen [4]. Namentlich durfte er nicht fehlen, wenn sich die Gebieterin in die Einsamkeit des Landlebens zurückzog. Dann wurde ihm beim Abzug in der letzten Kütsche der letzte Platz neben den unentbehrlichsten Lebewesen des Haushalts angewiesen, das heißt neben dem Koch, dem Friseur und — dem Schoßhunde. Ueber letztern hatte er die Aufsicht zu führen, wenn er anders durch Brauchbarkeit und Umsicht sich die Ehre dieses Vertrauenspostens verdient hatte [5]. Aus trockenen Büchern scheint man in diesen Kreisen Philosophie seltener studirt

[1] Plutarch., Pompej. 55, 1. Philostr., Sophist. 2, 30, 1.
[2] Juvenal. 6, 451.
[3] Plutarch. l. c. Philostr. l. c. Sen., Cons. ad Marc. 4.
[4] Lucian., De mercede conductis 17, 36.
[5] Ibid. 17, 32. 34.

zu haben. Nur ein philosophisches Werk lasen diese Damen, von denen Seneca sagt, daß sie das Studium überhaupt nicht als Mittel zur Weisheit, sondern nur als Befriedigung der Leidenschaft betrachteten [1], mit wahrer Passion, Plato's Republik, nicht um sich seine ernsten Lehren über die Erziehung und die Tugend anzueignen, sondern weil sein Eintreten für die Aufhebung der Ehe und für die Emancipation der Frauen dieses Buch interessant machte [2].

Daß das Politisiren zu den vornehmsten Leidenschaften der römischen Damen von damals gehörte, versteht sich von selber [3]. Es war auch ein Ziel, werth ihres Ehrgeizes, in einem Staate von solcher Bedeutung die Besetzung der einflußreichsten Stellen, die Entschlüsse der Herrscher und der allmächtigen Günstlinge von ihrer Gnade abhängig gemacht zu sehen, ja wohl selber in den Gang der Ereignisse, und zwar nicht immer bloß in untergeordneten Fragen, einzugreifen. Manche trieben deshalb mit Schwärmerei das Studium der Jurisprudenz [4]. Das hatte freilich oft noch einen ganz besonderen Grund. Processe, namentlich Erbschaftsprocesse und Ehescheidungsklagen [5] zu führen, war diesem nach beständiger Aufregung und pikanter Abwechslung haschenden Geschlechte ein Lebensbedürfniß geworden. Man kann sich denken, welchen Reiz es für die scheidungslustigen Damen haben mußte, ihre Sache selber vor Gericht zu führen [6]. Natürlich konnte eine Frau nur die Acten ausarbeiten, dagegen mußte sie einen Vertreter haben, welcher in der öffentlichen Verhandlung ihre Schriftstücke vortrug.

Wir wollen gerne glauben, daß solche Leistungen verkehrter Geistesbildung seltenere Ausnahmen bildeten. Aber einen, aller-

---

[1] Seneca, Consol. ad Helviam 17, 4.
[2] Epictet., Frag. 53. [3] Juvenal. 6, 398 sqq.
[4] Juvenal. 2, 51. [5] Id. 6, 227. 268.
[6] Id. 6, 244. Tacitus, Annal. 3, 33.

dings den schlimmsten Auswuchs dieser krankhaften Verrücktheit müssen wir als die allgemeine Lieblingsneigung der feinen römischen Damenwelt erklären. Wir meinen den Spiritismus mit all den Geheimnissen und Greueln, die sich unter den weiten Falten seines dunkeln Mantels bargen, Tischrücken, Tischklopfen, Geisterbeschwörungen, Hypnotisirungen [1]. So ungeheuchelt wie damals hat sich dieser Unfug wohl nie als Teufelscult, als Bund mit der Hölle kundgegeben. Die ganze Welt erzählte von den Zaubereien, Giftmischereien, Menschenopfern, zumal Kinderopfern [2], und sonstigen Abscheulichkeiten, womit dieses finstere Treiben seinen wahren Ursprung und seinen letzten Zweck offen kundgab. Gleichwohl schreckte all das nicht davon ab, sondern zog erst recht dazu hin. Die Frauen insbesondere ergaben sich diesem Unwesen, das ihnen willkommener Ersatz für die längst verlorene und dennoch unentbehrliche Religion war, mit einer Leidenschaftlichkeit, daß die Polizei trotz aller Nachsicht nicht umhin konnte, diesem Treiben in den Weg zu treten, jedoch stets ohne Erfolg.

15. Man sieht, der Ehrgeiz dieser Damen ging vor allem dahin, den Namen von starken Geistern zu verdienen, oder wie man das im Zeitalter der Pompadour und der Du Deffand ausdrückte, von Frauen mit großen und starken Herzen. Jedoch dieses Ziel genügte ihrem glühenden Geiste noch lange nicht. Sie wollten das so tief gesunkene Männervolk auch durch mehr als männliche Kraft überbieten. Ist das Weib aber einmal auf diese Fährte gebracht, so gibt es keine Ueber=

---

[1] Friedländer, Sittengesch. Roms (1) I, 298 ff. III, 644 ff. Döllinger, Heidenth. u. Judenth. 648 ff. 656 ff. Forbiger, Hellas u. Rom II, 192 ff. Pauly, Real=Encykl. IV, 1398 ff.

[2] Horat., Epod. 5, 12 sqq. Cicero, Vatin. 6. Juvenal. 6, 552. Lucan., Pharsal. 554 sqq. Philostr., Apollon. 8, 5, 3. Ammian. Marc. 29, 2. Lamprid., Heliogab. 8. Euseb., Hist. eccl. 8, 14.

spanntheit, keine Lächerlichkeit mehr, welcher es sich nicht bloß kaltblütig, sondern mit wahrhaft heldenmüthiger Selbstverachtung unterzöge. Es schämt sich dann seiner Natur und nennt alles willkommen, was Aussicht gewährt zu zeigen, daß es sein Wesen abgelegt habe. Je unweiblicher, desto lieber; je bedenklicher, desto hartnäckiger. Dem Unnatürlichsten opfert es begeistert Ehre, Tugend und Gesundheit. Jede Einrede treibt es nur noch weiter auf dieser Bahn. Leider liefert die Geschichte so mancher Zeitalter Belege in Fülle zum Erweise dieser Behauptungen. Jene Zeit aber hat vor vielen das voraus, daß sie aufrichtiger und rücksichtsloser durch die That bewiesen hat, wessen man sich zu einer Emancipirten von Profession zu versehen hat. Den Anfang dazu bildete selbstverständlich das Tanzen. Diesem folgte das Turnen. Außer verschiedenen Arten dieser Kunst, über die besser nicht zu reden ist, erfreute sich insbesondere das Schwingen der eisernen Hanteln [1] großer Vorliebe von seiten dieser Amazonen. Die Römer, in denen noch ein Tropfen des echten alten Blutes floß, sahen in den meisten dieser Kunststücke, selbst wenn sie von Jünglingen und Männern geübt wurden, eine Uebung, bei welcher das Gewissen leicht an Kraft verliere [2] und die Sittlichkeit unvermeidlich Schaden nehme [3], der erwartete Erfolg für den Körper aber doch nicht sehr groß sei. Gerade so urtheilten sie über die zahllosen Arten von Abhärtungs- und Heilmethoden durch beständige Waschungen, Kaltwassercuren und Zimmergymnastik, mit welchen sich die Aerzte von damals Namen und Geld zu machen suchten [4]. Um so weniger waren sie davon erbaut, daß sich die Mädchen und Frauen mit solcher Leidenschaft auf diese Dinge warfen. Indes,

---

[1] Juven. 6, 421. Martial. 7, 67, 8 sqq. (halteres).

[2] Plinius 29, 8 (1), 9.

[3] Tacit., Ann. 14, 20. Plinius 35, 47 (14), 2. Plinius jun., Ep. 4, 22. Plutarch., Quaest. rom. 40.

[4] Plinius 29, 5 (1), 5.

diese frugen wenig nach derlei Ansichten altfränkischer Kopfhänger. Gerade der Widerspruch reizte sie. Sie wollten einmal ein neues Beispiel der Größe und Kraft aufstellen. Und damit war es ihnen so Ernst, daß sie, unbekümmert um das Schicksal ihrer sonst so hoch gehaltenen Schönheit, die rauhe Kost der Fechter[1] genossen, sich zuerst mit harzigem Fette[2] einschmierten und dann mit Sand und Staub bestreuten[3], ganz wie jene thaten, um ihre Knochen stark, ihre Muskeln derb, ihre Haut straff, ihre Sehnen zähe zu machen. Um sich noch mehr abzuhärten, gingen sie zu Schiff und nahmen den Matrosen ihre Dienste ab[4], oder eilten früh morgens an den Eis treibenden Tiber und tauchten bis über den Kopf unters Wasser[5]. So vorbereitet, steckten sie ihre Füße in Kanonenstiefel und Schienen, ihre zarten Arme in Fechterhandschuhe, ihren Leib in Watte und Panzer und zogen die Sturmhaube mit Visir über das Haupt[6], genau wie unsere Corpsburschen oder, um in der Sprache von damals zu reden, wie die Gladiatoren. Und nun ging es an ein Ringen und Raufen[7] trotz jedem Helden der Arena, ja ans kunstgemäße Fechten, zuerst gegen das hölzerne Gestell in der Fechtschule[8], schließlich gegen leibhaftige Gegner. Daß sie aber das alles mit so vieler Mühe bloß für den eigenen stillen Hausbedarf sollten erlernt haben, das konnte ihnen billigerweise niemand zumuthen. Wohl thaten ihnen diese Kunstfertigkeiten auch zu Hause gute Dienste: Sklaven und Sklavinnen, mitunter selbst der Herr Gemahl, wußten davon zu erzählen, welche Kraft und Schlagfertigkeit der weibliche Arm bei so ernstem Studium mit der Zeit

---

[1] Juvenal. 2, 53. Martial. 7, 67, 12 (coliphium).

[2] Juvenal. 6, 246 (ceroma, κήρωμα).

[3] Martial. 7, 67, 5 sqq. Plutarch., Quaest. conviv. 2, 4, 4. Ovid., Met. 9, 35 sq.

[4] Juvenal. 6, 102. [5] Id. 6, 522 sqq. [6] Id. 6, 252 sqq.

[7] Id. 2, 53. [8] Id. 6, 247 (palus).

erringen kann [1]. Aber gerade diese kleinen Erfolge mußten in den reisigen Heldinnen das Bedürfniß hervorrufen, von ihren schönen Kenntnissen und Künsten auch öffentliche Proben abzulegen. Gelegenheit dazu ergab sich überall. Auf jedem einsamen Spaziergange durch Feld und Wald fand sich da und dort ein Armer, den sie im Vorübergehen mit der Reitpeitsche ihre Ueberlegenheit fühlen lassen konnten [2]. Noch besser, wenn der Hofhund des Nachbars ihren Schlaf am hellen Tage gestört hatte. Flugs stand die Amazone im Hofe des verblüfften Hundebesitzers und tractirte erst den Herrn und danach das verbrecherische Thier mit dem Ziemer [3]. Es ist begreiflich, daß jeder ruhige Staatsbürger diesen Heroinen von weitem aus dem Wege ging, wenn sie eine Ausfahrt machten, so finster und stolz sahen sie von ihrem Gespanne herab auf den Pöbel, so wüthend sausten sie daher. Man meinte aus der Ferne, es sei ein ganzes Heerlager aufgebrochen [4]. Aber eben weil man ihnen so scheu auswich, darum fanden sie ihre Rechnung nicht. Ihnen wäre es lieber gewesen, es wäre ihnen an jeder Straßenecke ein Hektor oder ein Achill entgegengetreten. So sahen sie sich zu ihrem Leidwesen auf das Niederschießen von harmlosem Wild, auf das Kutschiren hoch vom Bock herab [5], wo möglich nicht mit Pferden, sondern mit gezähmten Löwen [6], auf Nachtschwärmerei mit einem Gefolge von liederlichen Galgenvögeln [7] beschränkt. Hätte man damals schon die Damenvelocipèdes gekannt, so wäre es vielleicht besser gewesen. So aber konnte das alles ihr nach Thaten dürstendes Herz nicht ausfüllen. Darum ritten sie den Soldaten nach, nahmen theil an ihren Wettrennen, Exercitien und Ma-

[1] Juvenal. 6, 474 sqq. [2] Id. 6, 413 sqq.; cf. 8, 129.
[3] Id. 6, 415 sqq. [4] Id. 6, 418 sqq.
[5] Propert. 4, 8, 15 sqq.
[6] Plinius 8, 21 (16), 2. Plutarch., Anton. 9, 4.
[7] Cicero, Pro Coelio 15.

növern[1] und drangsalirten in den Provinzen die hilf- und wehrlosen Unterthanen bis aufs Blut[2]. Im Verzweiflungsdrang nach Leistungen und Ruhm verschwanden sie wohl auch einmal auf einige Zeit mit einem Gladiator, bloß um von sich reden zu machen[3]. Aber all das reizte nur wieder nach mehr, wie ein Tropfen lauen Wassers den Wassersüchtigen. Zuletzt schien nur der Kampf mit Stieren und Tigern, zuletzt schien nur der Kampf auf Leben und Tod mit Gladiatoren, zuletzt schien nur Menschenblut, vergossen unter dem donnernden Beifall der gesammten hohen Gesellschaft, vergossen unter den Augen des Hofes, vergossen zum stummen Verwundern des Pöbels, vergossen durch zarte Frauenhand, ein Ziel, das ihrer Kraft und ihres Ehrgeizes werth war. Wenn Männer aus den höchsten Kreisen durch solche Großthaten unsterblichen Ruhm erwarben, warum sollten sie davon ausgeschlossen sein? Nachdem sie durch die Lectüre über dem Streben, alles zu wissen, nachdem sie im Salon über dem Rechte, alles zu hören, alles zu besprechen, nachdem sie im Theater und Ballet über der Lust, alles zu sehen und sich von allen sehen zu lassen, längst den letzten Rest von Zartgefühl abgestreift hatten, war dieser Wunsch fast wie natürlich[4]. So mußte denn Rom das Gräßliche erleben, daß Frauen aus den höchsten Ständen im Vereine mit Senatoren in die Arena hinabstiegen und dort mit den wilden Bestien und mit dem zum Morden professionsmäßig abgerichteten Auswurfe der Welt sich herumschlugen[5].

---

[1] Tacitus, Annal. 2, 55. Histor. 1, 48.

[2] Id., Annal. 3, 33. Juvenal. 8, 129. Cf. Tacit., Annal. 4, 20; Champagny, Les Césars (5) II, 305 sv.

[3] Juvenal. 6, 105 sqq. [4] Seneca, Quaest. nat. 7, 32.

[5] Tacit., Annal. 15, 32. Dio Cass. 61, 17; 66, 25. Joann. Damascen., Frag. 84 (Müller, Frag. hist. Graec. III, 417). Statius, Silvae 1, 6, 53 sqq. Sueton., Nero 4.

Allerdings, das ist noch ein Trost, waren derlei Excesse nicht allgemeine Regel [1]. Indes ist der Schaden, den ein einziger Fall so offener Entsittlichung stiftet, größer als der Nutzen des Beispiels, welches die Besseren durch stille Pflichterfüllung geben. Wenn nun überdies diese Besseren selber durch eine verschrobene, rein äußerliche Bildung zu jenen bleichen, schwächlichen Feenwesen herangezogen worden sind, deren Arbeit ein bloßes Tändeln, deren Bildung ein oberflächlicher ästhetischer Firniß, deren Tugend, von Koketterie, von Schöngeisterei und weichlicher Humanität entnervt, keines Ernstes fähig ist, welches Gegengewicht können sie alle miteinander diesen wenigen ausgearteten Amazonen entgegenstellen? Da saßen diese ätherischen Geschöpfe, wir meinen die sittsamen Jungfrauen, die ehrbaren Matronen, den ganzen Tag vor ihrem Instrumente [2]. Ehemals in strengeren Zeiten hatte man geglaubt, eine Frau könnte Gesang, Tanz, und was dergleichen leichte Künste mehr sind, leicht weiter treiben, als es ihrem guten Rufe nützlich wäre [3]. Jetzt hatten diese spießbürgerlichen Vorurtheile längst aufgehört. Die ganze Umgegend hätte verzweifeln mögen ob diesem endlosen Geklimper und Gesange. Der Mann lag krank, die Aerzte schüttelten bedenklich das Haupt über den Zustand des Kindes. Die Dame des Hauses aber saß in ihrem Salon und musicirte und hatte Tag für Tag Gesellschaft von Musikfreunden [4], deren Kunstverständniß, deren Begeisterung für ihr Spiel zwar nicht groß war, die aber doch ihre Person der Herrin durch ihre Lobsprüche interessant und deren Küche sammt Keller ihrem Magen zu nutze machten, wenn sie nicht noch andere, schlimmere Absichten dabei verfolgten [5].

---

[1] Juvenal. 2, 53.

[2] Id. 6, 379 sqq. Plin., Ep. 4, 19. Ovid., A. a. 3, 315 sqq.

[3] Sallust., Catilina 25. [4] Manilius 4, 527 sqq.; 5, 329 sqq.

[5] Horat., Sat. 1, 9, 25; 10, 90 sq. Seneca, Brev. vitae 12. Ovid., A. a. 1, 595 sq.

Daß durch solche Durchschnittsgeschöpfe der tiefkranken Gesellschaft keine Heilung gebracht wurde, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Wohl aber dürfen wir glauben, daß durch eine so weichliche Musik, wie sie damals üblich war, zumal wenn sie mit solcher Leidenschaft und mit solchem Uebermaß betrieben wurde, auch die Besseren noch völlig entnervt, oft auch geradezu verdorben worden sind. Wenigstens erheben die damaligen Schriftsteller oft bittere Klagen über die schlimmen Wirkungen dieser weichlichen, entsittlichenden Musik [1].

16. So ist Rom, dessen Stärke so lange Zeit auf einem verhältnißmäßig reinen Familienleben ruhte, zu einem guten Theil durch den Niedergang des weiblichen Geschlechtes zu Grunde gegangen. Dieses selber aber kam so tief herab durch eine ganz verkehrte Bildung [2]. Wie, fragt ein Dichter, der es wahrhaftig mit der Sittlichkeit nicht ängstlich genau nahm, wie soll sich ein solches Leben mit Keuschheit vertragen? [3] Wie konnte es anders kommen, als daß diese Frauen mit Verachtung auf die einst so hoch in Ehren gehaltene Arbeitsamkeit im eigenen Hause herabsahen? [4] Wie hätten sie es über sich bringen mögen, die mühevollen, demüthigen Pflichten der Mutter zu versehen? [5] So über das Maß ihres Geschlechtes und über ihre Fassungskraft hinaus gebildet, mußten sie Maß und Fassung und die ihrem Geschlechte gebührende Stellung verlieren. Dem Manne gegenüber glaubten sie sich von Natur aus zum Gebieten berufen [6]. Vor Fremden wußten sie allerdings liebens=

---

[1] Quintilian. 1, 10. Juvenal. 6, 314 sqq. (cf. Aelian., Nat. an. 12, 44). Aristoxenus, Frag. 90 (Müller, Frag. hist. Gr. II, 291). Plutarch., De esu carnium 2, 2, 3. De musica 15, 1. Quaest. conviv. 9, 15, 17. Maximus Tyr. 37, 4.

[2] Tacitus, Orator. 29. Quintilian. 1, 2.

[3] Juvenal. 6, 252. [4] Id. 2, 54 sqq. [5] Id. 6, 592 sqq.

[6] Horat., Carm. 3, 24, 19 sq. Juvenal. 6, 224. Plautus, Aulul. 2, 1, 47; 3, 5, 61.

würdig, ja verführerisch zu sein; zu Hause jedoch gab es wenig Honig, um so mehr aber Aloe von ihnen zu ernten [1]. Flatterhaftigkeit und Oberflächlichkeit im Bunde mit Vorwitz auf der einen, und hochfahrendes, abstoßendes Wesen auf der andern Seite war der weiblichen Jugend, wie ganz natürlich bei solcher Bildung, in dem Grade eigen geworden, daß man es als ein Wunder verzeichnete, wenn ein Mädchen einmal in diesem Stücke eine Ausnahme machte [2]. Nicht mit Unrecht wirft einer der ausgelassensten Dichter jener Tage den römischen Frauen, die sich über die Verkommenheit der Männer beklagen, vor, sie hätten sich das selber am meisten zuzuschreiben [3].

Freilich trugen auch die Männer ihren Theil der Schuld am Verderben der Frauen. Sie schwiegen zu allem, sie beförderten sogar dieses Treiben, theils aus Blindheit, theils aus Schwäche, theils aus unsittlichen Absichten. Sie verdrehten den armen Geschöpfen durch ihre verkehrte Höflichkeit und Hofmacherei Kopf und Herz. Es war in den feinen Kreisen Sitte geworden, die Mädchen vom vierzehnten Jahre an mit dem Titel Herrin zu beehren [4]. Der Name Herr aber hatte damals den Begriff eines übernatürlichen, göttlichen Wesens [5]. Noch Augustus hatte mit Abscheu diese Anrede von sich gewiesen [6]. Erst Domitian ließ sich in seinem Vergötterungswahnsinne den Titel Herr gefallen [7]. Was mußte also aus jungen Geschöpfen werden, denen eine unverdaute Bildung ohnehin schon den Kopf verrückt hatte, wenn sie, noch nicht den Kinderschuhen entwachsen, von Senatoren und Generälen wie übernatürliche Wesen behandelt wurden! Wer will es dem schwachen Weibe verdenken,

[1] Juvenal. 6, 180 sq. [2] Plutarch., Pompej. 55, 1.
[3] Martial. 12, 97. [4] Epictet., Manuale 40.
[5] Joseph. Flav., Bell. Jud. 7, 10 (37), 1. Epistola Smyrn., De martyrio S. Polycarpi c. 8. Tertull., Apolog. 34. Epictet., Diss. 4, 1, 12. 13.
[6] Sueton., Octav. Aug. 53. [7] Id., Domitian. 13.

wenn es alle Schranken überschreitet, sobald eine falsche, übermäßige Galanterie es zur Gebieterin, um nicht zu sagen, zur Abgöttin der Gesellschaft gemacht hat?

So sündigt nie ein Geschlecht allein und nie ist einer ausschließlich schuld am Verderben des Ganzen. Die Frauen haben keinen Grund, den Männern alle Schuld zuzuschreiben, die Männer thun Unrecht, die Frauen als Ursache alles Uebels anzuklagen. Weder die Männer noch die Frauen vermöchten für sich allein eine Gesellschaft zu untergraben. Vereint sind sie bald am Ziele. Die größte Schuld trägt der Mann, aber sein bestes Werkzeug ist das Weib. Das Weib macht die Sitten, und durch sie stützt oder stürzt es die Gesellschaft. Will man eine Zeit vollends zum Untergange führen, so muß man durch verkehrte Bildung das weibliche Geschlecht um Halt und Stellung bringen. Erst begegnet man dem Weibe, das sich noch als Weib geberdet, mit stolzer Verachtung. Dann berückt man ihm, sobald es sich nur einmal in eine falsche Stellung hat drängen lassen, durch übertriebene Huldigung vollends Herz und Sinn. Bald schämt es sich dann zu sein, was es ist, und zu erfüllen, was ihm gebührt. Das übrige gibt sich rasch von selber. In der Hauptstadt der Welt hat man das vortrefflich verstanden. Das Weib, einmal verdorben, verdarb Rom, und Rom verdarb die Welt. So ist die alte Welt untergegangen. Gebe Gott, daß nicht auch die neue Welt auf demselben Wege in ihr Grab eile! Die Vorbedingung dazu, das Verderbniß des weiblichen Geschlechtes durch eine ganz verkehrte Erziehung, ist leider im vollsten Maße vorhanden [1].

[1] Vgl. Diel und Kreiten, Clemens Brentano I, 123 f.

Fünfzehnter Vortrag.

Die Bildung des Willens.

1. Seit den Tagen Homers gehört die Klage über die Schwäche des Menschen zu den ergiebigsten Quellen, aus welchen die Dichter schöpfen. Wenn der Ruhm sich als Trug und die Schönheit als Rauch erwiesen hat, wenn selbst die sinnliche Liebe, deren Seufzer in ewig gleichförmigen Tönen durch die Saiten ihrer Leier ziehen, zum Ekel geworden ist, dann gibt noch immer dieses unerschöpfliche Meer voll Sturm und bittern Salzes zu denken und zu dichten. Wie die Blätter im Herbst, klagen Tausende von Liedern, wie der Staub im Sommer, wie die See vor der Windsbraut, wie die Meisterwerke der Künstlerhand vor der Wucht des Erdbebens, so wogt und schwankt und fällt der Mensch, eben da seine Macht und Herrlichkeit auf dem Gipfel zu stehen schien.

Ja, die Dichter haben Recht, der Mensch ist schwach. Aber warum singen sie immer nur von der Vergänglichkeit seiner Werke und Schöpfungen? Ach, wenn es sich um nichts anderes handelte, das hätte nicht so viel zu sagen. Daß er aber innerlich noch viel schwächer ist als in seinen äußerlichen Thaten, das ist sein eigentliches Elend. Da aber ist er so schwach, daß es ihn schon unangenehm berührt, wenn er davon auch nur sprechen hört, so schwach, daß es schwer hält, ihn von seiner Schwäche zu überzeugen und erst gar ihm zu zeigen, woher diese stammt und wie sie zu heilen ist. Wir suchen immer den

Grund unserer Schwachheit in anderen. Nicht wir wollen schwach sein, nicht wir wollen es sein, welche den Keim des Verderbens in die Werke unserer Hände gelegt haben: es sind immer andere, welche die Ursache unserer Fehler sind, es sind immer die Umstände, über die wir nicht Herr sind, schuld daran, daß alles so kläglich ausfällt. In Wahrheit aber ist die Hinfälligkeit unserer Thaten unsere eigene sittliche Schwäche, und diese ist nichts anderes als die Schwäche unseres Willens.

2. Diese Erwägungen drängen sich uns stets auf, wenn wir die Weltgeschichte durchgehen. Immer und überall Mißerfolge, großartiger Anfang, schwacher Ausgang, hohe Reden, kleine Thaten, nirgends aber Lust oder auch nur Fähigkeit, den wahren Grund davon einzusehen. Allenthalben Beweise der Gebrechlichkeit und nirgends Erkenntniß, geschweige erst Zugeständniß des Unläugbaren. Wenn wir aber die Welt verstehen, und vor allem, wenn wir etwas in ihr bessern wollen, so müssen wir begreifen und gestehen lernen, daß das Elend von jeher aus der eigenen Schuld des Menschen gekommen ist, und daß es immer daher kommt und kommen wird. Alles Große ist bald wieder untergegangen, alles Schöne verdorben, die meiste Saat des Menschen schon im Keime verfault durch den Menschen selber. Nicht die Bosheit der Feinde, nicht die Mißgunst des Schicksals, über welche Völker und Menschen klagen, sondern die eigene Nachlässigkeit derer, welche seufzen, der Mangel an Selbstbeherrschung, die Scheu vor Selbstüberwindung, kurz, unsere Trägheit und Willensschwäche ist der Schlüssel zum Verständniß alles Unheils in der Geschichte.

Darum und nur darum, weil es an der sittlichen Thatkraft fehlte, das heißt an der Selbstüberwindung, am Willen, die eigenen Fehler einzugestehen und anzugreifen, an der Rücksichtslosigkeit gegen den Stolz, gegen die Halbheit, gegen die Weichlichkeit des eigenen Herzens, darum ist Rom gefallen, darum Athen, darum Babylon, Persepolis, Constantinopel.

Nicht die äußeren Feinde haben diese Reiche zusammt ihren Culturen gestürzt. Sie selber haben sich entwurzelt. Es ist einer der verhängnißvollsten Irrthümer für die Völker und die Staaten, daß man diese Fundamentalwahrheit der Weltgeschichte nie recht erkennen will. Deshalb geht aber auch immer wieder ein Reich um das andere und eine Cultur nach der andern, deshalb gehen Völker, sociale, gelehrte, religiöse Genossenschaften unter, weil man beharrlich den Grund für die Stärke und für die Schwäche aller menschlichen Einrichtungen in Außendingen sucht und nicht im Innern selbst. Es ist nun aber einmal und bleibt für ewig das Grundgesetz für alle Politik, für die Volkswirthschaft, für die Erziehungskunde und Literatur, daß die sittliche Kraft eines Geschlechtes die Bedingung seiner Blüte in jedem Zweige des Culturlebens bildet, und daß mit dem Sinken der Sittlichkeit und nur durch diese Ursache der Verfall des staatlichen, des socialen, des humanitären Lebens eintritt. Solange die Welt diesen Satz nicht zugesteht, kann ihr kein Mensch, der auf Wahrheit hält, den Bestand ihrer Macht und Bildung verbürgen. Mit Kanonen und mit Millionen hält man keinen Staat, viel weniger eine Cultur im Leben. Wo man nicht den Grund jeder Erschütterung, jeder Gefahr, jedes Auswuchses in sich selber sucht, dort nimmt das Uebel immer mehr zu, bis es plötzlich zum vollen Ausbruche kommt und keine Heilung mehr zuläßt. Dann brauchen die Feinde nur zu kommen und mit dem Finger an das morsche Gebäude zu rühren, und es stürzt alles zusammen. Ja, es bedarf dazu nicht einmal eines Anstoßes von außen, wenn das Maß des Unheils voll geworden ist. Möchte sich das ein jedes Volk und ein jedes Reich zu Herzen nehmen! Damit schützt und stärkt man sich nicht und ehrt sich auch wahrhaftig nicht, daß man einem fremden Volke, das eben in einem Kriege von einigen Monaten aus der anscheinend höchsten Höhe herab zu Boden gestreckt worden ist, wie zum Hohne das Wort hinwirft, ein

solches Unglück sei kein Wunder, wo solch sittliches Verderben herrschend geworden sei. Sagen wir das lieber im Ernste uns als im Tone des Vorwurfs anderen. Wir werden ohne Zweifel uns mehr nützen, wenn wir aus fremdem Beispiele uns selber diese so unermeßlich wichtige Wahrheit klar machen.

3. Aber hier liegt es eben. Wir tadeln die Alten, wir machen Fremden Vorwürfe und begehen selber die gleichen Fehler. Mit einem Vorhalten an Fehlende thun wir uns nicht wehe. Daß wir jedoch uns selber das nämliche sagen, was wir jenen nicht ersparen, dazu haben wir uns zu lieb, dazu sind wir zu bequem. Wir glauben schon für die Tugend etwas Großes gethan zu haben, wenn wir ihre Verletzung durch den Nächsten mit bitterem Tadel rügen. Haben wir aber gar uns selber durch ein paar schöne Worte für sie begeistert, so halten wir uns für nahezu vollkommen.

Damit haben wir einen zweiten wunden Fleck der Weltbildung berührt, welcher nicht weniger schlimme Folgen nach sich zieht als der im vorausgehenden behandelte. Es ist ein verhängnißvoller Irrthum, zu glauben, man könne den Geist durch bloßen Unterricht des Verstandes bilden. Ebenso nachtheilig wirkt aber auch die Täuschung, man könne durch ein bischen oder auch durch viel Reden über Tugend und Moral besser werden und die Menschheit besser machen. Wenn dem so wäre, dann hätte es wohl nicht viele Zeiten gegeben, welche so vollkommen sein müßten als die unsrige. Denn seit dem vorigen Jahrhundert, seit den Tagen des Rationalismus und der Revolution, ist das Moralisiren Mode, ja Krankheit geworden, und noch immer nimmt, wie die Literatur zeigt, die Vorliebe dafür zu. Könnte man nur auch dasselbe von der thatsächlichen Verwirklichung des Guten sagen! So aber stehen die Dinge derart, daß man ungescheut die Behauptung wagen darf: Reden und Schreiben über Moral und Verwirklichung ihrer Forderungen stehen regelmäßig im umgekehrten Verhältniß.

Die Geschichte zeigt uns einen Zeitabschnitt, in welchem sich das schon einmal recht klar erwiesen hat, eine Periode, welche mit der unsrigen überhaupt vieles gemein hat, das goldene Zeitalter des Augustus. Auch damals hatte der Verfall des sittlichen Lebens eine wahrhaft ansteckende Sittenrednerei hervorgerufen. Wir wissen aus Horaz, welche Landplage, welche Gefahr für den harmlosen Spaziergänger sogar am hellen Tage diese moralisirenden Stechmücken geworden waren. Man glaubt sich ganz in die Aufklärungszeit und in unsere Tage versetzt, wenn man ihr Gebahren beobachtet und ihre Grundsätze verfolgt. Diese Secte von Aposteln einer rein menschlichen Biedermannsmoral war so zahlreich, daß man einen eigenen Namen dafür erfunden hatte. Was man im vorigen Jahrhundert, solange Marquisinnen und deren Lakaien den Ton angaben, Philosophen für die Welt nannte, was man heute Lehrer der freien, Vorkämpfer der bürgerlichen Moral, Sprecher des allgemein menschlichen Vereins für die Religion der Moral und für ethische Cultur nennt, das nannte man damals Aretalogi. Sie waren die rechten Missionäre und Seelsorger für eine Gesellschaft, aus der ein Nero, eine Agrippina herauswuchsen.

Ob und wie weit sie es selber mit ihren Lehren ernst nahmen, das brauchen wir nicht zu untersuchen. Es handelt sich hier für uns nur um den einen Punkt, welchen Einfluß ihre schönen Worte auf die Welt gehabt haben und wie sich ihre Tugendreden zur Tugendübung verhalten haben mögen. Nach allen Geschichtsschreibern jener Tage aber sah das römische Publikum in ihnen nur eine verfeinerte Art von Possenreißern, Schwänkemachern [1] und Aufschneidern [2], im günstigsten Falle von Schauspielern, Declamatoren, Zeitvertreibern. Vornehme Leute hielten sich einen Aretalogus um billiges Geld im Hause,

---

[1] Manetho, Apotelesmatica 4, 445—449 (Koechly).

[2] Aretalogus mendax, Juvenalis 15, 16.

zumal reiche Damen, nicht, um sich Tugend predigen zu lassen, sondern um einen Gesellschafter, einen sogenannten Vorleser zu haben, und um das Schoßhündchen unter der Hut eines zuverlässigen Mannes[1] zu wissen, nebenbei auch, damit er ihnen das Gewissen beschwichtige, wenn sie, wie das manchmal sogar bei Weltleuten von Bildung geschehen kann, mit dessen Unterdrückung nicht fertig werden konnten[2]. Andere, die sich solche Kosten nicht auferlegen mochten, ließen wenigstens bei festlichen Gelegenheiten einen Aretalogus kommen, insbesondere während einer großen Mahlzeit. Bei solchen Veranlassungen waren die Philosophen für die Welt stets am leichtesten zu haben. Auf jeder Straße findet sich um die Essenszeit ein Dutzend dieser philosophischen Eckensteher, sehnsüchtig den Blick nach den Hallen der Paläste richtend. Ein Wink für den nächststehenden, und er steht im Speisesaale, und wenn die Fechter und Gaukler und die Tänzerinnen und die Musiker auf der Tribüne müde geworden sind, dann löst er sie auf einige Zeit ab und gibt die Kunst zum besten, wie man sich vor der Welt den Ruhm eines Ehrenmannes erwerben könne, ohne daß man sich die Arbeit allzu sauer werden lassen müsse[3]. Und die Gäste klatschen und lachen von Herzen, werfen ihm Leckereien zu und beginnen dann die eigentlichen Orgien. Selbst der ernste Augustus würzt auf diese, wie er glaubt, echt kaiserliche Art seine Festgelage[4].

4. Je mehr also Reden von Rechtschaffenheit, um so weniger wirkliche Tugend. Sie ist zum bloßen Spaß, im besten Falle zum Gegenstand schöngeistiger Unterhaltung geworden. Sich deshalb um sie zu bemühen, fällt keinem Menschen ein. Die

---

[1] Siehe oben 14, 14. Seite 692.

[2] Seneca, Tranquill. an. 14. Plutarch., Anton. 80. Praecepta reipubl. ger. 18, 3. Reg. et imper. apophth. (August. 7.) Cato min. 10, 2; 16, 1. Strabo 14, 10, 14. Aelian., Var. hist. 12, 25. Lucian. 17, De mercede conductis.

[3] Lucian. 17, 35. [4] Sueton., Augustus 74.

Welt begriff das damals schon mit Unwillen oder mit Ekel, sie spottete darüber, aber — denn sie ist immer die gleiche — sie änderte nichts und wußte es auch nicht besser zu machen. Da kommt eines Tages, es mag um das Jahr 51 unserer Zeitrechnung sein, ein Mann durch das Thor von Athen, also gerade der Stadt, wo die Aretalogi für die ganze Welt gebildet werden, ein Mann, sagen wir, so seltsam und neu, daß er sogar hier, wo der ewige Wechsel von Merkwürdigkeiten die Geister stumpf zu machen pflegt, Aufsehen erregt. Klein von Gestalt, mit Staub bedeckt, Schwielen an den Händen, das Zeichen ernstlicher Handarbeit, mit dem unverkennbaren Merkmal jüdischer Herkunft in den Zügen, würde er von diesen eiteln Tugendpredigern, deren die Stadt voll ist, keines Blickes gewürdigt werden, blitzte nicht aus seinen Augen ein Geist, zeugte nicht sein Auftreten von einer Kraft, wie man hier noch nie Aehnliches getroffen. Offenbar ist dieser sonderbare Fremdling ein geistreicher Mann und hat die Welt gesehen. Doch an solchen Leuten haben sie hier Ueberfluß zum Verschenken. Das würde also noch nicht viel Interesse für ihn erwecken. Aber eines zieht unwillkürlich die Augen auf ihn. Man erkennt es an seinen Zügen, man fühlt es aus seinem Benehmen heraus: er weiß nicht bloß etwas und kann nicht bloß reden von dem, was er weiß, er ist auch etwas, und er ist genau das, was er weiß und was er spricht. Und das ist neu, ja unerhört in diesen Kreisen. Ist das möglich? flüstern jene Tugendprediger sich voll Verwunderung zu. Wir reden von Tugend, und da soll auf einmal einer sein, der sie besitzt? Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Kunde durch die Philosophenschulen der Stadt. Den Adlern gleich stürzen sie herbei, um ihre ewig beweglichen Zungen an diesem tugendhaften Ungeheuer zu versuchen, und keinem bleibt der merkwürdige, schlagfertige Mann die Antwort schuldig. Pah, rufen einige Epikuräer, auch so ein Aretalogus, ein Wort-

aussäer [1], wie wir sie zu Tausenden schon gehabt! Nicht doch, erwidern andere, Worte haben auch wir, der hat entschieden mehr. Der hat zu den Worten die That. Worte säen auch wir aus. Der aber bringt sie an sich selber zur Reife. Das ist ein neuer Mensch. Wir wissen auch etwas, vielleicht mehr als er. Aber was der weiß, das will er auch, und wenn er etwas will, man sieht es ihm an, dann geschieht es gewiß. Der ist ein ganzer Mensch. Bei uns bleiben es Worte, bei ihm werden sie zur That. Das ist ein gelebter Mensch. Wir haben immer geglaubt, wunder was wir leisteten, wenn wir vom Menschen sprachen, und da steht auf einmal ein wirklicher Mensch vor uns. Das ist der erste Mensch, der uns begegnet. Der muß eine neue Religion zu verkündigen haben, welche die Kunst lehrt, Mensch zu werden. Denn was die Philosophie betrifft, so haben wir sie lange genug betrieben, um zu begreifen, daß man so etwas nicht bei ihr lernt. Können wir vielleicht von dir erfahren, was das für eine neue Lehre ist, welche du zu verkündigen hast? [2] Und sie nahmen ihn und führten ihn mit Ungestüm, nicht in eine ihrer Philosophenschulen, denn das begriffen sie auf den ersten Blick, daß er dorthin nicht passe, sondern vor das Tribunal, vor dem sie die entscheidenden Fragen des allgemeinen Wohls zur Verhandlung brachten. Sie fühlten, daß aus diesem Fremdlinge etwas sprach, wovon ihr Leben, wovon das Heil der Gesammtheit abhing. Und also trat Paulus, der Apostel, denn dieser war es, vor den Areopag und säete sein Wort, nicht ein Wort der Weisheit, nicht ein Wort der Schönrednerei, sondern das Wort des Lebens. Kaum aber hatte er begonnen, diesen Alleswissern das einzige, was sie bisher noch nie gehört, auseinanderzusetzen, daß es nicht genüge zu sprechen, daß es nunmehr gelte zu leben, kaum hatte er ein paar Worte davon fallen lassen, daß Mensch werden und

[1] Apg. 17, 18. [2] Apg. 17, 19.

leben nicht so ohne weiteres gehe, sondern nur durch Buße, durch Ueberwindung, durch Arbeit an sich selber, durch Willens- und Thatkraft möglich sei, da hatten sie genug gehört. Ueber das, sprachen sie, wollen wir dich ein anderes Mal hören [1]. Sie wären gerne Menschen geworden, aber sie hätten es als echte Griechen, als echte Heiden werden mögen ohne Arbeit.

5. Damit war am ersten Tage bereits, da sich Heidenthum und Christenthum, Humanismus und Humanität miteinander maßen, der sittliche Gegensatz, der beide Richtungen voneinander trennt, aufs klarste ausgesprochen. Wir können ihn nicht schärfer fassen, als er damals schon gefaßt war, so wie ihn Tertullian mit den Worten ausdrückt: Hier That und Ernst, dort Wort und Schein [2].

Schöne Worte und äußerer Schein sind dem Humanismus stets das erste, um nicht zu sagen das einzige gewesen, wonach er sein Urtheil feststellte [3]. Wenn ein fremder Gelehrter seinen Besuch gemacht, ein Diplomat seine Beglaubigungsschreiben vorgelegt, ein neuernannter Bischof seine Aufwartung gemacht hat, und man kann in Frankreich von ihm sagen: Er spricht gut, in Deutschland aber: Er weiß sich zu benehmen, so hat er seine Sache gewonnen; wo nicht, so helfen ihm alle seine sonstigen Verdienste und Eigenschaften nicht, er ist ein verlorner Mann. Die zierlichste Rede gibt den Ausschlag, wo es sich handelt um Krieg oder Frieden, um Freisprechung oder Verurtheilung, um den Sieg der Parteien, die Freiheit des Gewissens. Die bedenklichste sittliche Verkehrtheit, selbst wenn es bei ihr offenbar auf Verführung und Sittenverderbniß abgesehen ist, sei es in der bildenden Kunst oder in der Poesie oder sogar im gewöhnlichen Leben, wird entschuldigt, wenn nur geistreiche Eleganz in Wort und Darstellung oder

---

[1] Apg. 17, 32. [2] Tertullian., Apologet. 46.
[3] 1 Kor. 1, 17; 2, 13. Plato, Leg. 1, p. 641. e.

schöne bestechende Form sie verblümt[1]. Und bliebe es nur bei der Entschuldigung! Aber wie oft wird sie mit Entzücken genossen, mit Frechheit empfohlen, mit bewußter Lüge vertheidigt, ja heilig gesprochen! Was also hier in die Wagschale geworfen wird, ist nicht das Wesen, nicht die That, nicht der Ernst, sondern das Wort und der äußere Schein. Eine seelenmörderische That in schöne Farben und Verse kleiden hat nichts Verfängliches. Aber sich einmal versprechen, sich verschreiben, einen faux pas machen, das rechte Band, die passende Farbe verfehlen, das ist ein Kapitalvergehen, eine Sünde, für die es keine Verzeihung gibt, nicht einmal über den Tod hinaus.

Das Christenthum hingegen verachtet zwar die äußeren Formen auch nicht; aber Wohlredenheit und schönklingende Verse und bestechende Formen und äußern Anstand so sehr zur Hauptsache zu machen, daß man danach allein den Werth eines Menschen oder eines Kunstwerkes bemißt und darüber das innere sittliche oder unsittliche Wesen vergißt, das ist ihm nun einmal nicht möglich. Sein Stolz ist nicht, eine Philosophie der schönen Worte, sondern eine Religion der guten Thaten zu sein. Das hat sogar ein Walther von der Vogelweide mit den treffenden Worten ausgesprochen:

Wer Christ sich nennt, und ist doch voll
Von Worten bloß, an Werken hohl,
Ist wahrlich halb ein Heide[2].

Nicht einmal das Mittelalter also, welches doch gewiß auf die äußeren Formen viel, vielleicht übertrieben viel Gewicht legte, hat daran gedacht, den Werth eines Menschen nach diesen zu beurtheilen. Man war zwar damals sehr strenge gegen jede Verletzung des Anstands und der äußern Form. Aber einen deshalb

---

[1] Augustin., Confess. 1, 18, 28.

[2] Walther von der Vogelweide, Leich 135 ff. (Pfeiffer 80). Cf. Justin., Apolog. 1, 16. Primasius, In Gal. 3, 10.

zu verdammen, das fiel doch niemand ein. Nur wegen sittlicher Gebrechen zog sich einer öffentliche Schmach zu. Es ist aber sehr bezeichnend und bildet einen merkwürdigen Gegensatz zu dem Geist der Neuzeit, daß es gerade Fehler gegen die sittliche Thatkraft sind, auf welche damals nach der allgemeinen Meinung die größte Schande fiel. Sich verliegen[1], sich versitzen[2], und erst gar sich verschlafen[3], das heißt Zeit und Kraft ohne That vergeuden, das war im Mittelalter schimpflich, nicht aber sich versprechen. Es schien auch jenen Zeiten zu einem ganzen Menschen das Wort am rechten Orte nöthig. Aber einen wegen seiner schönen Worte schon heilig zu sprechen, wie wir es mit unserem Goethe und mit so vielen anderen Heroen des Humanismus thun, das kam ihnen nicht in den Sinn, denn ihnen galt der Satz:

Gar wenig hilft uns schönes Wort,
Wenn wir das Werk dazu nicht thun[4].

Sage niemand, das sei ein bloß zufälliger und nebensächlicher Unterschied. Nein, es ist hierin das Wesen beider Lebensrichtungen ausgesprochen. Sogar von Perikles, der gewiß ein Mann der That war, rühmt Thucydides, sein Bewunderer, zuerst die Schönrednerei und hinterher erst das Handeln[5]. Stellt uns aber das Christenthum den vor Augen, nach dem

---

[1] Hartmann von Aue, Erek 2791. Walther 2, 29 (Pfeiffer). Wolfram, Parzival 434, 9 (Bartsch 9, 39). Freidank 53 (Bezzenberger 115). Marner (Hagen, Minnesinger II, 249). Nithart 58, 5 (Hagen, Minnesinger III, 230).

[2] Parzival 2, 15 (Bartsch 1, 45).

[3] Gerbelin 3, 1 (Hagen, Minnesinger III, 37). Hohenburg (ebd. I, 34). Sant Cecilie (Zeitschrift für deutsches Alterthum XVI, 165).

[4] Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied II, 106. Nr. 196. Hagen, Minnesinger III, 468[t]. Nr. 28.

[5] Thucydid. 1, 139, 4. Cf. Diodor. 12, 46, 1.

wir uns zu bilden haben, so heißt es bezeichnend genug: Er begann zuerst zu handeln und dann zu lehren [1], er war mächtig im Werk und im Wort vor Gott und vor allem Volke [2].

6. Daraus sehen wir, wie sehr sich die Reformation vom Geiste des Christenthums entfernt hat, indem sie einen Glauben ohne Werke, eine Religion ohne Uebung, ein unsichtbares und rein innerliches Christenthum des Geistes und des Herzens predigte. Mag sie sich hundertmal auf das Evangelium berufen, durch diese Verirrung allein hat sie bewiesen, daß ihr dessen Geist vollständig fremd ist. Redet sie sich darauf aus, sie wolle nur verhüten, daß der Mensch durch Pochen auf eigene Gerechtigkeit Gott die Ehre entziehe, so trifft auch dies nicht zu. Gott will keine Ehre von uns um den Preis unserer Ehre. Wir geben aber unsere Ehre preis, sobald wir auf das sittliche Leben verzichten. Mit Recht sagt darum einer der edelsten mittelalterlichen Dichter, Thomasin von Zerkläre, auf diese Ausflucht, die man schon dreihundert Jahre vor der Reformation manchmal vorbrachte:

Dem will ich aber Antwort geben:
Geselle, du willst dir sanfte leben!
Das weiß ich wohl seit manchem Tag,
Daß ohne Gott man thun nicht mag
Das Gute; doch ist der nur gut,
Der ihm erzeiget willigen Muth [3].

Gewiß, es handelt sich bei diesem Streit gegen die guten Werke nicht um Gottes Ehre, sondern um das Streben, die Trägheit, die sittliche Schwäche des Menschen zu entschuldigen, nicht um den Sieg des Evangeliums, sondern vielmehr des Humanismus. Der Humanismus war es, der mit der Reformation unter dem Namen Evangelium ins Christenthum

---

[1] Apg. 1, 3. [2] Luc. 24, 19.
[3] Thomasin von Zerkläre, Der wälsche Gast 11 507 ff.

seinen Einzug hielt; jener nämliche Humanismus, der schon im Alterthum die Tugend als bloßes Wissen und den Menschen als eine geschliffene Zunge betrachtete, mit der man zugleich Gott zur Noth loben und den Menschen zu Gefallen reden könne; derselbe Humanismus, mit welchem das Christenthum immer zu kämpfen hatte und immer zu kämpfen haben wird, solange die Selbstsucht, die Ursache der Feigheit, in den Herzen nicht erstickt ist. Man wundert sich, daß im Mittelalter die Pflicht der guten Werke so nachdrücklich betont wurde, gerade als hätte es auf Christi Verdienst und den Glauben an die Gnade nichts gehalten. Schon im Heliand wird auf das thätige Leben merkwürdig großes Gewicht gelegt[1]. Allein das gereicht dem Geiste jener Zeit sehr zur Ehre. Der heldenmüthige Rittersinn jenes thatkräftigen Geschlechtes hielt nun einmal nichts auf leere Worte und auf todten Glauben ohne Ernst und That. Aber die Menschheit bleibt im ganzen und großen immer die gleiche. Darum dürfen wir uns nicht wundern, daß der Hang zur Weichlichkeit sich selbst damals stets wieder geltend machen wollte. Noch immer war der alte heidnische Sauerteig nicht völlig ausgefegt. Noch immer gab es deren, welche, im Kopfe zwar Christen, im Herzen aber noch halb Heiden, die eigene sittliche Arbeit an sich selber zu beschwerlich fanden[2]. Gegen diese mußte auch damals das Christenthum mit allem Nachdruck streiten. Das ist keine Schande, wohl aber ist es eine Ehre für das Mittelalter, daß es sich von der Kirche die Verpflichtung zu guten Werken so ernstlich vorhalten ließ. Solange die Welt auf diese Mahnung hörte, konnte der Humanismus mit seinem Gefolge von sittlicher Erschlaffung nicht zur Herrschaft gelangen. Als nun

---

[1] Heliand 497 f. 957 ff. 1014 ff. 1139 ff. 1171 f. 1235 ff. 1934 ff. (Rückert).

[2] Concil. Paris. 829 (2, 10).

aber eine große Anzahl von Lehrern, nicht von Lehrern aus der Schule dessen, welcher der Weg, die Wahrheit und das Leben ist[1], sondern von Lehrern jener Art, die ihr Herz im Munde haben[2], also aus der Schule der Aretalogi, sich mit dem Humanismus verbündete und seinen Grundsätzen durch die Berufung auf das Evangelium, von dem sie keinen Auftrag hatten, den Sieg verschaffte, da kam der alte heidnische Geist, der bisher nur ein kümmerliches Dasein gefristet hatte, von neuem zu gewaltiger Macht. Jetzt waren die beiden Gegensätze zwischen Wort und That, zwischen Schein und Ernst, die von Paulus an mit dem Gegensatze zwischen Heidenthum und Christenthum zusammenfielen[3], dank dem heillosen Mißbrauche der heiligsten Worte, unter die Bekenner des Namens Christi selber hineingetragen, zur Schmach des Christenthums, zur Verwirrung der Gewissen, zum Jubel für die Feinde des Glaubens.

Aber es ist und bleibt nun einmal unmöglich, daß man in diesem Stücke die Welt über den wahren Sinn der Lehre Jesu Christi täusche. Mit einer Ausrede auf das Evangelium dessen, welcher längst, ehe er ein Wort gesprochen, zahllose Thaten des Heils für uns gethan hatte, kann keiner seine Thatenlosigkeit bemänteln. Das Evangelium ist es gerade, welches uns sagt, daß jedes Wort des Herrn nicht ein Wort bloß zum Hören, nicht ein Wort zum Zeitvertreib, nicht ein Wort zum Vergnügen, sondern ein Wort des Lebens ist, ein Gebot des Lebens, ein Wort, dessen Wahrheit, dessen Inhalt, dessen Kraft wir nur verstehen, wenn wir es thun[4]. Das Evangelium stellt uns in unserem Meister noch weit mehr das Vorbild als den Lehrer vor Augen. Und es sollte nicht die tiefste

[1] Joh. 14, 6. [2] Eccli. 21, 29.

[3] Vgl. 1 Kor. 1, 18. 2 Petr. 1, 16. Athenagoras, Legatio 33. Vitae Patrum 7, 41, 2.

[4] Joh. 6, 64. 67; 7, 17; 12, 50.

Herabwürdigung für ihn sein, wenn man ihn auf eine Stufe mit jenen schönrednerischen Philosophen setzen wollte, die schon zufrieden sind, einen gefunden zu haben, der ihre Worte anhört und ihnen recht gibt, die aber nicht den Muth haben, von ihren Schülern mehr als ein paar leere Aeußerungen des Beifalls zu verlangen? Ist er aber nicht von dieser Art, ist er vielmehr Lehrer des Lebens und Muster der That, ist er wirklich unser Herr und Gott, der kein Bedenken getragen, sich ganz für uns hinzugeben, wie werden wir vor ihm bestehen, wenn wir ihm den Willen und die That und das Leben entziehen und ihn mit Gefühlen und halben Thaten abfinden wollen? Rede niemand von jüdischem, von alttestamentlichem Standpunkte. Das ist eben das rechte Wort! Wenn schon das alte, unvollkommene Gesetz den ganzen Menschen mit Geist und Herz und That begehrte, um wieviel mehr das neue, vollkommene! Nein, der Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Gesetze liegt gewiß nicht darin, daß jenes einen ganzen Menschen als Opfer für Gott begehrt hat, dieses aber mit einem halben ohne Kraft, ohne Hand und Fuß vorlieb nimmt, sondern dadurch müssen wir Christen unsere Ueberlegenheit über das alte Bundesvolk zeigen, daß wir mehr leisten als jenes, und daß wir vollkommener und freudiger vollbringen, was unsere Pflicht uns gleich ihm auferlegt.

Was schon in früher Vorzeit
So manch hochweiser Mann die Menschen ernstlich mahnte,
Da man den alten Bund in banger Zucht befolgte,
Das gilt jetzt viel gestrenger als göttliches Gebot,
Daß jeder seine Dienstpflicht dem Gott der Liebe leiste,
Der schon durch das Gesetz Gehorsam ganz geheischt [1].

7. Bliebe die Welt, was ihr Verhalten gegen ihre wahren Wohlthäter betrifft, nicht immer sich gleich, so müßten wir uns

[1] Heliand (Rückert 1414 ff.).

höchlich verwundern, wie sie an dieser Lehre des Christenthums Anstoß nehmen konnte. Man sollte meinen, wenn es jemanden ernstlich darum zu thun ist, sich in den christlichen Geist hineinzuleben, so sollte er Gott auf den Knieen für diese Einrichtung des Weges zum Heile danken. Was schlägt denn strebsame Geister, denen man das Vorurtheil beigebracht hat, als ob man mit Geist und Forschen allein in die Geheimnisse Gottes eindringen könne, mehr nieder als die Erfahrung, daß es so schwer ist, auch nur einigermaßen die Breite und die Länge, die Höhe und die Tiefe jener Wahrheiten zu erfassen, die alles Erkennen übersteigen?[1] Ach, seufzt manch edle Seele, die so gerne ihr Heil in Sicherheit brächte, ach, wie soll ich mit meinen schwachen Kräften dieses Ziel erreichen? Die größten Geister sind erlegen, und bessere Herzen als das meinige haben sich verirrt. Und mir fehlt es an gar allem, an Geistesgaben, an Zeit zum Forschen über Dinge, von welchen das Heil abhängt! Da sehen wir, wie grausam dieser Irrthum gerade die Besten betrügt. Nirgends steht es im Evangelium geschrieben, daß man sich christlichen Geist und christliches Leben durch endloses Studium aus allen möglichen Büchern aneignen müsse. Niemals hat der Herr sich zu einem Philosophen herabgewürdigt, nie daran gedacht, ein Lehrbuch seiner Weisheit zu verfassen. Wer seine Religion wie eine Aufgabe für unsern Verstand gleich einem Rechnungsbeispiel oder einem Schachproblem betrachtet, der hat wohl die verkehrteste Ansicht von ihr, welche möglich ist. Nicht einmal menschlicher Wissenschaft wird einer bloß durch Kopfübung ohne Ueberwindung des Willens Meister. Wie erst des christlichen Lebens, das neue Menschen, Kinder Gottes, aus uns machen will! Niemand faßt die Weisheit Gottes mit dem dürren Verstande, obschon auch dieser mehr in Arbeit genommen werden muß, als viele vermeinen. Aber ungleich mehr bedarf es dazu

[1] Ephes. 3, 18. 19.

des ernstlichen Wollens und der redlichen That. Nur wer sie im Werke übt, dringt ein in die Erkenntniß ihrer Tiefe [1]. Dafür ist sie aber auch allen zugänglich, welche ernstlich wollen, mögen ihre Geistesgaben noch so gering sein.

Auf dieser Grundlage ruht die christliche Erziehungskunst. Das Christenthum schult fürs Leben. Seine Bildung drängt vom Wissen zum Thun, denn Leben ist Thätigkeit. Sie hat den ganzen Menschen im Auge; darum nimmt sie Wollen und Thun gerade so in Anspruch wie das Denken, ja mehr noch als dieses. In dieser Absicht treibt sie ihre Zöglinge frühzeitig, da ihr Geist noch zu schwach ist, als daß er selbständig thätig sein könnte, zum Thun an, und kräftigt so ihren Willen und baut dem erwachenden Verstande vor. Und wenn dann dieser lebendig wird, so übt sie ihn so, daß er zuletzt wieder auf die Uebung des Willens und der That hinarbeiten muß. Die heutigen Erziehungskünsteleien, die man dem Geiste des Christenthums zum Trotze ausgesonnen hat, kommen ewig darüber nicht ins reine, wann man den Kindern das Nöthige von Gott und von göttlichen Dingen beibringen solle, wenn sie überhaupt noch daran denken. Bald folgen sie dem Grundsatze, die Religionslehren müßten den letzten Platz einnehmen und nur noch zum Schlusse den Kindern sagen, was sie durch Denken inzwischen schon selber gefunden haben. Bald haben sie wieder die Sorge, es sei zu frühe, die Kinder zu einem christlichen Leben anzuhalten, solange sie nicht gründlich unterrichtet seien, fast möchte man sagen, ehe sie Religions- und Moralphilosophie von Grund aus studirt hätten und dadurch in den Stand gesetzt seien, sich ihr eigenes Verhalten zu bestimmen. Und schließlich geht vor lauter Erwägen das christliche und menschliche Leben so leer aus wie das Glauben und die Frömmigkeit. Für uns bestehen diese Sorgen nicht. Wir gehen vom Leben aus und gehen wieder

[1] Joh. 7, 17.

auf das Leben aus. Es kann nie zu früh sein, den Geist durch den Glauben an Gottes Güte und Größe zu bilden. Es kann aber ebenso wenig je zu früh sein, das Leben des Geistes zu wecken. Vielleicht fassen die Kinder den Sinn der christlichen Gebete und Gebote noch nicht so recht mit dem Kopfe, mit dem Willen und mit dem Herzen fassen sie ihn schon. Und haben sie sich durch die That an Ueberwindung und an sittliche Kraft gewöhnt, so lernen sie allmählich auch mit dem Geiste verstehen. Was einer geübt hat, das faßt er bald. Das größte Hinderniß für die Erkenntniß geistiger Dinge — man kann das nicht oft genug sagen — ist ja nur das Verderbniß des Herzens und die Trägheit des Willens. Ist dieser früh zur Selbstüberwindung gestählt, so erwacht auch früh die Schärfe des Geistes.

Nur darf man diesen Grundsatz nicht auf die ersten Anfänge der Erziehung einschränken. Man muß vielmehr die wichtige Wahrheit für das ganze Leben, und nicht nur für die Erziehung anderer, sondern auch für die eigene Fortentwicklung festhalten, daß stets dem Willen größere Kraftleistungen auferlegt werden müssen als dem Geiste. Erwacht der Geist durch Erhebung zu Gott im Denken, im Beten, in der religiösen Richtung des ganzen Lebens, so wächst ein gesunder ganzer Mensch nur unter der Bedingung weiter, daß in eben dem Maße, in welchem die Geisteskraft zunimmt, die Uebung des christlichen Lebens Fortschritte mache. Es ist lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß dieses so selbstverständliche und so überaus einflußreiche Erziehungsgesetz gewöhnlich vernachlässigt wird, wenn nur zu häufig ein guter Beginn so bedauerlich endigt. Das Wissen wächst, aber die Uebung hält nicht gleichen Schritt. Man lernt, aber man lernt nicht für das Leben, denn man vergißt, das Gelernte ins Leben zu übersetzen. Indes der Geist erstarkt, wird der Wille täglich schwächer. Der Kopf nimmt zu an Schärfe, das Herz nimmt ab an Wärme; der Mensch,

der erst zu so schönen Hoffnungen berechtigte, wird mehr und mehr einseitig, verkrüppelt, lahm, bis er endlich abstirbt. Darum liegt alles daran, daß die alten Grundsätze der Erziehung und der Selbstbildung wieder lebendig werden, jene Grundsätze, die man wegen ihrer angeblichen Härte geächtet hat, die aber allein ein gesundes, starkes Geschlecht erzeugen können: Nicht geschont, bald gewohnt. Früh gewöhnt, bald verstanden. Jung gewohnt, alt gethan. Aus dem Geist das Werk, aus dem Werk der Geist. Mehr Erkenntniß, mehr Verpflichtung. Keine Bildung ohne Leben. Ohne That kein Leben. Je mehr Wissen, je mehr That. Nur das Leben schützt das Wissen. Immer Maß, immer ganz. Ein lebendiger Christ, ein ganzer Mensch. Man versuche es nur, den Inhalt dieser wenigen kurzen Sätze sich klar zu machen, und man wird uns vielleicht beistimmen, wenn wir sagen, daß sie den Hauptinhalt der ganzen Kunst des Erziehens und überhaupt der Kunst des Lebens bilden.

8. Wir sagen Kunst des Lebens. Die Erziehung soll für das Leben vorbereiten, das Leben soll das fortsetzen und vollenden, was die Erziehung begonnen hat. Man kann es mit der Erziehung nicht ernst genug nehmen, man muß aber das Leben noch viel ernster nehmen. Die Erziehung ist ein Einlernen, ein Einüben, ein Anfangsversuch, das Leben soll Ausübung, soll Kunst, soll Meisterschaft werden. Es ist ein großer, leider allgemein verbreiteter Irrthum, zu glauben, es könne die Bildung, zumal die Bildung des Willens und des Herzens, in diesem Leben einmal ein Ende erreichen. Es ist wahr, man erklärt zu einer gewissen Zeit unsere Erziehung für geschlossen. Aber will man damit sagen, daß wir nun schon fertige Menschen sind? Mit nichten. Der Mensch wird nie mit sich fertig. Man will uns nur bedeuten, daß man uns für weit genug gefördert halte, um durch eigene Bemühung fortsetzen zu können, was bisher andere an uns zu besorgen hatten. Diese Erklärung so aufzufassen, als ob wir bereits vollkommen ausgebildet

seien, dazu gibt uns nichts ein Recht. Durch das Anhören einiger Vorlesungen auf der Universität wird einer noch kein Gelehrter und durch einigen Unterricht in der Musik noch lange kein Virtuos. Und doch ist es weit leichter, Gelehrter und Virtuos zu werden, als ein ganzer Mensch und ein vollkommener Christ. Dieses Ziel kann nur durch beharrliche Arbeit des Menschen an sich selber nach und nach errungen werden. Es gibt nichts, und wäre es noch so gering, was ein Mensch erreichen könnte ohne Arbeit. Um wieviel weniger die Kunst, die wir zu erlernen haben! Man redet zwar von angeborner Befähigung zum Künstler. Aber einer, der wahrlich nicht zu den unbedeutendsten Künstlern gehört, Guido Reni, pflegte auf dieses Wort jedesmal zu sagen: Ach was, Talent! Lassen Sie mich mit dieser Rede! Wenn so was von selber käme, dann müßte ich auch etwas davon erfahren haben. Wissen Sie, was Genie ist? Ernst, Fleiß, Arbeit! Wer am meisten arbeitet, der leistet am meisten. Ich habe mir mein Können mit saurer Mühe erwerben müssen; acht Jahre habe ich die Antike studirt, davon habe ich, was ich habe. Fast wörtlich gleich hat einmal Sebastian Bach von sich gesprochen. Auch Bossuet, welcher gewiß zum Redner geboren war, erklärte auf die Frage, welche von seinen Reden er für die beste halte: Die, an welcher ich am meisten gearbeitet habe. Wer einen Blick in die Vorarbeiten von Rafael, in die Handschriften von Beethoven, von Schiller, von Goethe geworfen hat, der wird wissen, wieviel Arbeit diese Meister auf Leistungen verwendet haben, welche uns wie ein Ausfluß unwillkürlicher Begeisterung anmuthen [1].

Also selbst wenn wir das Leben von der schönsten Seite, von der künstlerischen, nehmen, erspart es uns keineswegs die Verpflichtung zu ernstlicher Anstrengung. Kunst bedarf entschlossenen Muth, beharrliche Uebung, beständige Ueberwindung.

---

[1] Vgl. Smiles, Der Charakter 169 f.

Wer ein Künstler werden will, muß wissen, was er anstrebt, darf sich durch kein Mißlingen abschrecken lassen und hat nichts mehr von nöthen als Selbstverläugnung. Andere mögen von seinen Werken Genuß haben, er hat wenig mehr davon als die Mühe. Darum gibt es so wenige Künstler und kommen so wenige Kunstwerke zu Stande, weil es so wenige gibt, welche Willensstärke, Thatkraft und Ausdauer genug besitzen, um das, was sie thun, vollkommen zu betreiben. Darum findet sich auch so selten ein ganzer Mensch und ein vollkommener Christ, weil kaum einer oder der andere bedenkt, daß er die Aufgabe hat, sein Leben zum Kunstwerke zu gestalten, und weil selbst die, welche sich diese ihre Verpflichtung klar gemacht haben, nicht genug erwägen, wie viel zu einer wahrhaft künstlerischen Leistung gehört.

9. Wenn wir alle das Leben wieder von diesem Gesichtspunkte aus betrachteten und es nach diesen Grundsätzen zu führen suchten, welch ganz anderes Aussehen würde die Welt bald wieder bieten! Die Hauptursache aller Uebel, unter denen wir leiden, ist ohne Zweifel der Mangel an Selbstverläugnung und Selbstüberwindung, mit anderen Worten, die Willensschwäche. Wie leicht und wie bald wäre darum unser Geschlecht geheilt, würde es lernen, sich mehr Gewalt anzuthun! Auch wenn einer sich schon weggeworfen hat und am Rande des schrecklichsten Abgrundes, vor Wahnsinn, vor Verzweiflung und Selbstmord steht, selbst der ist noch zu retten, sobald es nur gelingt, seinen Willen zu fassen, ihn zu ernster Arbeit und zur Selbstüberwindung zurückzuführen. Jeder Psychologe wird mehr als ein Beispiel dafür zu erzählen wissen, daß einen nur selten eine schleichende Krankheit aufreibt, solange er der Ueberzeugung lebt, er habe noch eine große Aufgabe zu erfüllen übrig, die es verlohnt zu leben. Bei jeder Epidemie kann man es sehen, daß die am ersten erkranken, welche muthlos fliehen, indes die Willensstärke, die sich in der treuen Erfüllung

der herkömmlichen Pflichten und in der Hinopferung seiner selbst kundgibt, der sicherste Schutz gegen die Ansteckung ist. Es müßte ein wenig erfahrener Arzt sein, der nicht die Thatsache zu bestätigen wüßte, daß es häufig bare Unmöglichkeit ist, einen Kranken zu retten, ehe er vor dem Priester Ordnung in die Angelegenheiten seines Gewissens gebracht und dadurch Ruhe des Herzens, Festigkeit des Willens, kurz sich selber wiedergefunden hat. Wer will sich vermessen, die krankhafte Melancholie und die ganze Flut der Leiden, welche damit zusammenhängen, Hypochondrie, Hysterie,

> Ohnmachten, Nervenkrämpfe, Thränen,
> Des Weibes ganzen Apparat [1],

den mit solcher Vorliebe gepflegten Weltschmerz, die Philosophie der satten Lebemänner, der arbeitsscheuen Gerngroße zu heilen, wenn er nicht vor allem darauf ausgeht, die Willenskraft und die Lust an Arbeit im Leidenden zu stählen? [2] Wenn es irgend einen Punkt gibt, wo offenbar mit dem bloßen Wissen nichts geholfen ist, so haben wir hier einen. Es ist bald gesagt:

> Im Gram verharren zeugt von niederm Sinn [3];

es ist ein leichter Rath und ein kurzes Recept, wenn man lehrt, diese Uebel seien in dem Augenblicke geheilt, wo dem Kranken die Ueberzeugung beigebracht sei, daß er mehr an Charakterschwäche denn an wirklichem Uebelbefinden leide. Wir läugnen gewiß nicht, daß etwas Wahres an dieser Behauptung ist. Ehe der Geplagte zur Einsicht gebracht ist, daß, mögen auch seine thatsächlichen Schmerzen unläugbar groß sein, dennoch seine eigene Schuld, seine Nachgiebigkeit gegen die Laune, die Feigheit des Willens, der Mangel an Standhaftigkeit, an Aufrichtigkeit, an Selbstverläugnung, noch größer ist, kann von

---

[1] Puschkin, Eugen Onegin 5, 31.

[2] Vgl. Justus Möser, Patriotische Phantasien III, 131.

[3] Dschelaleddin Rumi's Diwane, von Rosenzweig, 65.

Heilung keine Rede sein[1]. Aber wenn es nur auch mit der Erkenntniß schon gethan wäre, daß Selbstüberwindung das beste, vielleicht das einzige Heilmittel der Melancholie ist! Der Leidende weiß, was ihm fehlt und was ihn retten kann, er sieht es besser als jedermann, woran es eigentlich liegt, wir fühlen uns selber müde und krank, so oft und so eindringlich haben wir ihm schon gepredigt, und doch wird es eher schlimmer als besser. Und wir mögen ihm noch zehn Jahre zureden, wenn es uns nicht gelingt, seinen Willen zu fassen, ist alles vergeblich. Dieses Heer von Modekrankheiten, das sich epidemisch auf unsere Gesellschaft legt, Krankheiten, die man als vornehm und interessant sich mit Absicht künstlich anzüchtet und mit raffinirter Berechnung pflegt, Krankheiten, mit denen wir uns und die Umgebung in eigenthümlicher Schadenfreude zu quälen lieben, Krankheiten, die uns schließlich mit Ekel vor uns und vor der Welt erfüllen, Krankheiten, mit denen wir sogar unsere Freunde anzustecken uns gefallen, sie haben alle ihren letzten Sitz fast einzig im Willen. Jeder, welcher daran leidet, weiß das am besten von sich selber. Wir wundern uns, daß täglich neue, früher unbekannte Leiden auftreten und überhandnehmen. Daran ist aber wenig zu verwundern. Es ist im Grunde immer nur die eine Modekrankheit. Das Leiden unserer Zeit ist die sittliche Schwäche, der Mangel an Bildung des Willens. Diese Gemüthsleiden, Einbildungen, Brüten und Grübeln, Traurigkeit, Unaufgelegtheit und das häßlichste und kindischste von allen, die Launenhaftigkeit; diese Willenskrankheiten, Niedergeschlagenheit, Gleichgiltigkeit, stumpfe Theilnahmslosigkeit, Furchtsamkeit, Unentschlossenheit, Wankelmuth, die mitunter bis zur förmlichen Lähmung der Seele sich steigern; diese Krankheiten des Kopfes, zügelloses Phantasiren, Grillenfangen,

---

[1] Teresa, Leben, Kap. 13. Vgl. Kant, Macht des Gemüthes. Feuchtersleben, Diätetik der Seele.

Flatterhaftigkeit, Zerstreutheit, sie alle sammt und sonders sind nichts als ein betrübender Beweis, daß es uns und unserer Zeit an Herrschaft über den Willen, an Bildung des Willens, an der Kraft der Selbstbeherrschung fehlt. Wir geben zu, daß manches daran, vielleicht vieles, in unserer geschwächten Natur oder in den traurigen Zeitverhältnissen begründet sein mag. Nichtsdestoweniger sind sie alle der Hauptsache nach Fehler unseres Willens. Sie sind zum größten Theile ein Ausfluß aus der fruchtbarsten, fast unerschöpflichen Quelle unserer Sünden, aus der Scheu vor Selbstüberwindung, oder um es derb und unverblümt zu sagen, aus der Feigheit und Trägheit, und dazu aus unserer Eitelkeit und Selbstliebe. Ja, es hat schon seine Richtigkeit, daß Herzfehler und Herzleiden die Hauptkrankheiten unserer Zeit sind. Die Herzen sind krank, und darum liegen so viele Krankheiten auf der Welt. Diese Art von Krankheit aber heilt kein Verstand und kein Arzt und kein Bad und keine Zerstreuung in Ewigkeit. Nur der kann sie aus der Welt schaffen, der sie geschaffen hat, der Wille. Ist nur erst Wille und Herz wieder in Ordnung, dann ist alles andere Uebel beseitigt. Ein gesundes Herz macht einen Halbtodten wieder lebendig [1].

10. Insoweit besteht wohl kein Zweifel: der Wille ist der Uebelthäter, wo immer etwas übel steht, in unserem Innern oder in der Oeffentlichkeit. Der Wille ist der Anstifter aller dieser Leiden, um deren willen wir uns und unsere Pflicht und zuletzt die Welt vernachlässigen oder verderben. Der Wille muß gebessert und gekräftigt werden, soll es mit uns und mit der Welt zum Bessern kommen.

Aber die große Frage ist: wer übernimmt diese doppelte Arbeit, den Willen zu bessern und dann zu stärken? Daß diese Kunst, ein krankes Herz und einen feigen Willen gesund

[1] Vgl. Sprichw. 14, 30.

zu machen, nicht in Menschenmacht steht, das wird noch jeder erfahren haben, welcher einmal den Versuch gewagt hat. Zureden, Bitten, Belehren hilft meist so viel wie nichts. Ernst und Strenge zu rechter Zeit nützen etwas, aber nicht viel und selten auf die Dauer. Dazu bedarf es, man mag die Achsel zucken und das Haupt schütteln, so viel man will, einer Macht, die man bei Menschen nun einmal nicht findet, die aber unzweifelhaft beim Christenthum, und zwar bei ihm allein, zu finden ist. Wir sagen das mit großer Zuversicht und mit Berufung auf alle, die hier eine Stimme haben, das heißt, die aus Erfahrung zu reden wissen. In Fragen, in welchen das Leben von Tausenden auf dem Spiele steht, haben auch andere kein Recht mitzusprechen. Von Praktikern aber, selbst von solchen, die für ihre Person aufs Beten und ähnliche Dinge nicht eben viel geben, die aber das Leben kennen, wurde es hundertmal beobachtet und ausgesprochen, daß es nur eine Macht gibt, welche im Stande ist, die Melancholie dauernd zu heilen, und diese ist das Christenthum, nicht ein halbes, sentimentales Scheinchristenthum, sondern ein lebendiges, thätiges Christenthum, welches den Menschen mit Ernst erfaßt und durch die Zucht schult.

Und das ist leicht begreiflich. Das Christenthum hat in Wahrheit ein Mittel, das im Stande ist, dem Willen zur Besserung zu verhelfen, und zwar das einzige Mittel, das hierzu ausreicht. Dazu braucht es nicht Aufsuchen fremder Länder, noch kostspielige Badekuren, nicht Zerstreuung in Concerten und Leihbibliotheken. Das alles ist tausendmal versucht worden ohne allen und jeden Erfolg. Aber ein Mittel bleibt noch immer, zwar nicht so anziehend lautend, weder medicinischer noch philosophischer Art, aber um so mehr psychologisch und pädagogisch erprobt. Das ist die Beichte. Ja wohl die Beichte. Wenn wir davon sprechen wollen, daß man den Willen nicht bilden kann, es sei denn, man entferne den

wahren, den einzigen Grund seiner Schwäche, die Selbstsucht, und wir empfählen die Beichte nicht, so hätte jeder ein Recht, zu sagen, wir machten leere Worte. Den Willen zu sich bringen, das heißt von dem verkehrten Hange zu seiner Trägheit und Weichlichkeit losmachen, das ist eine That, die Gott allein vorbehalten ist[1]. Nur der Religion, die von ihm ausgeht, hat er etwas von dieser Kraft mitgetheilt. Das Gewebe von Selbstbetrug und Unaufrichtigkeit, das eine hysterische, eine hypochondrische, eine melancholische Anlage fast immer um sich herumspinnt, durchschneidet nur der lebendige Glaube an den, welcher Herzen und Nieren durchforscht[2], das offene Bekenntniß vor einem Menschen, welchem der Allwissende seine Macht übertragen hat, und die ernste, gerechte Zurechtweisung von jenem, der als Gottes Stellvertreter über die menschlichen, oft so grausamen Rücksichten erhaben ist. Die Weichlichkeit, die Selbstliebe und Eitelkeit, welche der Grund für unsere Schwäche und für die Ausartung unseres Willens sind, heilt nur der Gehorsam gegen einen Führer, der so barmherzig ist, uns mit Strenge ins Gewissen zu greifen.

Denn solche Krankheit spottet jedes Arztes,
Hier thut der Priester mehr noth als der Arzt[3].

Dagegen ist es verkehrte, erbarmungslose Schonung, wenn man sich besinnt, vielleicht nur aus armseliger Menschenfurcht, einem derartigen Leidenden mit scharfem Schnitte ins Herz zu schneiden, eine grausame Liebe, welche den Gequälten täglich noch schwächer macht, indem sie seiner Eitelkeit und Laune schmeichelt und ihn in seiner Selbsttäuschung erhält, statt ihn mit Gewalt zu jenem Arzte zu treiben, der allein ins Herz,

---

[1] Thomas, C. Gent. 3, 88—90. Summa theol. 1. q. 105. a. 4; q. 106. a. 2; q. 111. a. 2; 1. 2. q. 9. a. 6; q. 75. a. 3 etc.

[2] Jerem. 11, 20; 17, 10; 20, 12.

[3] Shakespeare, Macbeth 5, 1.

den Sitz dieser Krankheit, hineinsieht und allein ins Herz hineinzugreifen vermag, das heißt zu Gott und zu dem, welcher auf Erden als Richter über die Seelen seine Stelle und seine Macht inne hat. Wie manchen, der schon mit dem Tode rang, hat jene scheinbare Rücksichtslosigkeit des Priesters und die gründliche Umkehrung des ganzen Innern, die sein bloßes Erscheinen schon mit sich brachte, dem Leben wiedergegeben! Wie viele gehen verloren, schon für das irdische Leben, vom ewigen sprechen wir nicht, nur weil falsche Liebe und eitle Furcht die einzige Möglichkeit der Rettung von ihnen ferne hält, die in der Aufrüttelung des schlaff gewordenen Willens besteht! Wie viele, welche durch ein that- und ehrloses Leben einem vorzeitigen Tode entgegensiechen, könnten mit Würde noch lange ihre Stelle auf Erden einnehmen, vermöchten sie sich nur zu aufrichtiger Selbstanklage, zu ehrlicher Umkehr und dadurch zu neuer frischer That und Ueberwindung aufzuraffen!

Denn allerdings, mit einer bloßen kurzen, vielleicht nur zum Scheine gemachten Beichte ist es noch keineswegs gethan. Auch die ernsteste Beicht ist eben nur ein Anfang. Nun handelt es sich aber um den Fortgang, um die Kräftigung des eben erst zur Noth genesenen Willens. Auch für diesen Zweck bietet uns das Christenthum ein ganz vortreffliches Mittel dar. Nicht umsonst hat es die Weisheit Gottes so geordnet, daß jedem, der zur Beichte geht, eine Bußleistung auferlegt werden muß. Diese ist freilich nach der jetzigen Uebung der Kirche, welche der Schwäche unseres Glaubens und unseres Seeleneifers Rechnung tragen muß, eine wahre Kleinigkeit und steht zu der Größe unserer Fehler und Bedürfnisse in keinem Verhältnisse. Aber sie soll uns wenigstens ins Bewußtsein rufen, was uns so überaus noth thut, damit es mit uns wieder besser werde. Ja es ist ganz gewiß nichts zu unserem Heile so nothwendig, als daß wir durch Buße, durch Abtödtung und Selbst-

verläugnung unsern verweichlichten, von der Eigenliebe berückten Willen kräftigen. Davon, daß diese so unbeliebte Wahrheit wieder Anerkennung und Befolgung finde, hängt das Heil der Menschheit für die Zukunft ab. Es ist leider wahr: wir können nichts mehr ertragen. Wir sind so schwach, wir sind so empfindlich, so weichlich geworden, wir klagen so viel und thun so wenig, daß wir uns selber zum Ueberdruß werden. Warum? Man hat uns leider von klein auf viel zu wenig gewöhnt, zu schweigen und zu dulden. Man hat uns nie gestraft, nie angehalten, unsere Fehler gutzumachen. Man glaubte wunder welche Weisheit zu erfinden, indem man uns alles spielend beibringen wollte, um ja jede Belästigung von uns ferne zu halten [1]. Ist es doch der höchste Triumph moderner Pädagogik, wenn man von einem Lehrer oder Erzieher sagen kann:

Er sparte klug ihm jede Qual,
Belehrt' ihn spielend über alles
Und plagt' ihn niemals mit Moral.
Sein Tadel war von milder Art
Und mit Vergnügen stets gepaart [2].

Statt uns frühzeitig zur Abhärtung anzuhalten, damit wir fähig würden, schwere Schläge zu ertragen, hat man uns alles Unangenehme erspart, hat uns verzärtelt und verweichlicht, bis dann auf einmal das unerbittliche Leben mit seiner ganzen Wucht auf uns fiel. So ist ein Geschlecht herangewachsen, welchem der Dichter die harten Worte ins Gesicht schleudern darf:

Ihr wollt nur lachen, buhlen, spielen,
Ein wenig glauben, etwas fühlen.
Ihr legt, was euch nur irgend drückt,
Auf den, der alles auf sich nahm,
Als Gott ihn einst herabgeschickt.
Doch weil er einmal zu euch kam

---

[1] Justus Möser, Patriot. Phantas. III, 133 f.

[2] Puschkin, Eugen Onegin 1, 3.

Und litt für euch im Dornenkranz,
So denkt ihr nur an Spiel und Tanz.
Ja tanzt nur! Doch wohin das führt,
Das laß ich diesmal unberührt[1].

Leider läßt unsere Generation dies überhaupt unberührt wie alles, was ernst ist und Ernst kostet. Denn da wir diesen nicht gelernt haben, so sehen wir überall Unmöglichkeiten und unterliegen jeder Schwierigkeit. An die größte aller Schwierigkeiten aber, an Besserung und Genugthuung, wagen wir schon gar nicht mehr zu denken. Lieber geben wir uns den Tod. Dagegen gibt es nur ein Heilmittel. Und das ist eben jenes, wovor der Menschheit am meisten graut. Es ist Abtödtung, Selbstverläugnung, Uebung der Buße. Je mehr also diese Worte unerträglich klingen, um so sicherer ist es, daß es in diesem Stücke nie wieder besser wird, ehe sich die Welt abermals zu einem wahrhaft christlichen, einem büßenden, abtödtungsvollen und thätigen Leben nach der Lehre der Kirche und nach dem Vorbild der Heiligen wendet.

11. Darum liegt alles daran, daß wir das Leben und unsere Aufgabe wieder vom christlichen Gesichtspunkte aus fassen. Die heute üblich gewordenen philosophischen und humanitären Floskeln von der Würde des Charakters, von dem Erhabenen der Aufopferung für ein edles Ideal mögen einen Augenblick ausreichen, um unsere Feigheit zu beschämen und uns Thatkraft wünschenswerth erscheinen zu lassen. Aber für die That haben sie sich noch immer kalt und schwach erwiesen, und vor großen Opfern verschwinden sie wie Rauch im Winde. Sie sind eben von der Erde und darum ohne Dauer. Es wäre freilich schön, den Menschen zu zeigen, was der Mensch vermag. Aber wo es solche Opfer gilt, wer wird mich da nicht entschuldigen! Und wer wird überhaupt das Opfer, wenn ich es bringe,

[1] Ibsen, Brand 1, 2.

würdigen? Und gesetzt auch, es findet sich der eine oder der andere, was hilft mir das? Das Leben ist kurz. Immer sich überwinden, immer Opfer bringen, während es sich alle leicht und bequem machen, wer hält das aus? Ihr habt Recht mit euerer Klage. Niemand überwindet das, welcher nicht dies Leben als die Vorhalle eines ewigen Lebens bei Gott faßt. Es ist wahr, und wir versuchen das auch nicht abzustreiten: wer nur dies Leben auf Erden im Auge hat, für den ist das Wort von Selbstverläugnung im besten Falle eine schöne, aber zugleich thörichte Rede. Diese Rücksicht auf die Menschen und auf das Erdenleben ist ganz geeignet dazu, um uns schwach und weichlich zu machen, nie und nimmer jedoch dazu, uns über uns selber zu erheben. Wie ganz anders aber, wenn wir über die engen Schranken dieser irdischen Zeitlichkeit hinaus einen Blick werfen! Was ist es auch um ein kurzes Traumleben voll von Opfern, wenn wir beim Erwachen zu einem Leben auferstehen, wo wir, ich sage nicht für jedes Opfer tausendfachen Entgelt, sondern was mehr ist, uns selber geläutert, vollendet wiederfinden! Was fragen wir danach, ob diese Zweifelwelt auf unsere Mühen aufmerksam wird, sobald wir wissen, daß auch die kleinste Ueberwindung, die wir unseren Leidenschaften angethan haben, nicht verfehlen wird, uns die Anerkennung unseres wahren Werthes in einer Welt zu sichern, wo keine Irrung, keine Beeinträchtigung, kein Ende statt hat! Was kümmert uns das Urtheil der Menschen, welche der Täuschung kaum je entgehen, wenn nur jener Spruch für uns günstig ausfällt, nach dem es keine Berufung auf uns selbst und keine Aenderung mehr gibt! Dieses letzte Richterwort aber wird uns wägen und unseren Werth für ewig unabänderlich bestimmen einzig nach unseren Werken und nach dem Geiste, aus welchem die Werke hervorgegangen sind [1]. Nicht um das

---

[1] Matth. 16, 27; 25, 35 ff. Röm. 2, 6. 2 Kor. 5, 10.

wird es sich alsdann handeln, wie schön einer gesprochen, sondern darum, wie viel, und noch mehr darum, in welcher Gesinnung einer gehandelt hat [1]. Denn nicht die Menge und nicht die Größe und nicht der Schein der Werke entscheidet dort, sondern einzig ihr Gehalt. Jedes Leben und jedes Werk wird da gewogen und gezählt und gemessen auf gerechter Wage und geprüft im Feuer, bis es sich zeigt, was in Wahrheit daran gewesen ist [2]. Die großen Männer und die Welteroberer, die Völker, welche durch Kunst und Macht geglänzt haben, Culturepochen und Gelehrtenschulen, sie alle werden zu dieser Prüfung wandeln so gut wie der Arme und der Kleine, und alle werden einem Gerichte unterliegen, aber nicht alle einen Urtheilsspruch erlangen. Von großen Dingen wird gar oft nichts übrig bleiben als ein Häuflein leichter Asche oder giftigen Moders, indes ein unscheinbares Werk und Opfer unversehrt die Probe übersteht, die nur auf Wahrheit, auf Geist und That sich richtet.

Manche meinen zwar uns etwas Beschämendes vorzuwerfen, wenn sie sagen, daß der Gedanke an dieses genaue Gericht den Christen eher erniedrigen als erheben, viel leichter schwach machen als stärken müsse, da er ihn nie der Furcht vor Gott ledig werden lasse. Aber darin täuschen sie sich. Freilich, wir wissen, daß unsere That und unsern Willen einer prüfen wird, dessen Auge keiner täuscht. Und daß dieser Gedanke wohl geeignet ist, uns mit Furcht zu erfüllen, das werden wir am letzten läugnen. Aber mit Furcht vor wem? Vor uns, nicht aber vor Gott. Wenn wir uns fürchten, dann brauchen wir Gott nicht zu fürchten. Diese Furcht ist eben das Geheimniß unserer wahren Stärke. Was könnte mehr zur Wachsamkeit, mehr zum Eifer, mehr zu Fruchtbarkeit an guten Werken spornen, was ist besser geeignet, die Unaufrichtigkeit

[1] Nachfolge Christi 1, 3, 5. [2] 1 Kor. 3, 13 ff. Dan. 12, 10.

des Herzens zu vertreiben, was muß sicherer den Willen und die That läutern[1] als diese ernste Furcht, die mit Recht der Anfang[2] und die Krone[3] der Weisheit und die Quelle des Lebens[4] heißt? Wir läugnen nicht, daß wir auch Furcht vor Gott haben. Aber das ist eine Furcht, die mit irdischem Fürchten nur den Namen gemein hat. Diese heilige Furcht lähmt nicht, sondern ist nur ein neuer Grund unserer Stärke. In der That, nichts bietet uns kräftigeren Schutz gegen unsere bedauerliche Menschenfurcht, den eigentlichen Grund unserer Charakterschwäche, als die Furcht Gottes. Woher stammt diese Feigheit, deren wir uns oft selber schämen, ohne sie doch überwinden zu können? Wir täuschen uns, wenn wir uns immer einreden, die Verhältnisse seien stärker als wir, wir seien eben auch Menschen wie alle und könnten uns über das, was alle thun und denken, nicht erheben. Nein, das sind nicht die Verhältnisse und nicht die Menschen, die uns so schwach machen, das sind wir selber ganz allein. Nicht umsonst sagt ein altes Wort: Es kommt mehr Furcht von innen heraus als von außen hinein[5]. Wenn die Furchtsamkeit nicht schon innen ist, dann bringen sie alle Tyrannen und Spötter nicht hinein. Will man Charaktere finden, welche über die bedauerliche Schwachheit gegenüber der sogenannten öffentlichen Meinung und dem Urtheil der Welt erhaben sind, so suche man nach solchen, die niemand fürchten als Gott[6], denen es gleichgiltig

---

[1] Jos. 24, 14. 1 Kön. 12, 24. 2 Paral. 19, 7. 9. Eccli. 2, 18 ff.

[2] Ps. 110, 10. Sprichw. 1, 7; 9, 10. Eccli. 1, 16.

[3] Eccli. 1, 22. [4] Sprichw. 14, 27.

[5] Körte, Die Sprichwörter der Deutschen (2) 2100.

[6] Ps. 26, 1; 55, 5. Eccli. 34, 16. Is. 8, 12. 13. Matth. 10, 28. 1 Petr. 3, 14. 15. Lactant. 6, 17. Augustin., S. 348, 1. Ps. 32, en. 3, 12. Gregor. Mag., Mor. 5, 33. Joann. Climac., Scala 21, schol. 6 (Isaac). Joann. Damasc., Parall. 1, 4 (Didymus in Isaj.). Sailer, Die Weisheit auf der Gasse (Ges. W. Grätz 1819. XX, I, 102).

ist, ob sie den Menschen gefallen, wenn sie nur dem gefallen, dem gegenüber Menschengunst unwerth und Menschenmacht ohnmächtig ist. Wer in seinem Innern Ordnung hat und weiß und fühlt, daß er von Gott und von seinem Gewissen nichts zu fürchten hat, der ist schwer in Furcht zu jagen. Glaubt mir, sagt der fromme Tevrizent, welchen die Buße und die Uebung der christlichen Tugendwerke und die Betrachtung der Gerichte Gottes in der Einöde von der früheren Zaghaftigkeit des Weltmenschen befreit hat, glaubt mir, sagt er zum Ritter, der ihn plötzlich in voller Eisenrüstung überrascht,

glaubt mir Herr,
Der Hirsch erschreckt mich und der Bär
Wahrhaftig öfter als ein Mann.
In Wahrheit ich euch sagen kann:
Ich fürchte nicht, was menschlich ist,
Ich weiß auch, was am Menschen ist;
Ich möchte mich nicht rühmen gern,
Doch Furcht und Zittern liegt mir fern [1].

Jener heidnische Geist, welcher nie die Gottesfurcht und darum nie die wahre Stärke kennen gelernt hatte, meinte Felicitas höhnen zu sollen, als sie im Kerker, einer doppelten Geburtsstunde, der ihres Kindes zum Leben des Todes und ihrer eigenen zum wahren Leben durch den Martyrertod, gewärtig, sich in den Wehen wand. Wenn du jetzt schon so bitter wehklagest, sagte er, was wirst du erst machen, wenn du den wilden Thieren vorgeworfen wirst! Aber die christliche Heldin beschämte ihn mit dem großen Worte: Jetzt muß ich selber leiden, was mir widerfährt, dort aber wird es ein anderer in mir sein, der für mich leiden wird, weil ich für ihn leiden werde [2]. Und wirklich, als die Stunde des öffentlichen Leidens für Gott gekommen war, da stritt und siegte sie so helden-

---

[1] Parzival 457, 25 ff. (Bartsch 9, 745 ff.)

[2] Ruinart, Acta Martyrum (S. Felicit. et Perpet. n. 15).

müthig, daß die Heiden, die in hellen Haufen zum blutigen Schauspiele geströmt waren, mit Verwunderung erkannten, es sei ein neues Volk auf Erden erstanden, eine neue Zeit durch eine neue Religion herbeigeführt worden, ein Volk der Stärke in der Schwäche, eine Zeit heiliger Furcht und Freiheit, eine Religion der Willensstärke und der Thatkraft.

12. Schwach also ist der Mensch freilich und wird es immer bleiben. Aber etwas stärker und um vieles stärker könnten wir gleichwohl werden, verstünden und wagten wir es nur, unsern Willen besser zu bilden. Es ist ein ganz unerträgliches Wort, das wir schon öfter gerügt haben, diese Ausrede auf die kräftigeren Geschlechter früherer Zeiten. Würde man uns von klein auf zur Selbstverläugnung und zum Opfer angehalten haben, würden wir die heranwachsende Jugend ebenso eifrig nöthigen, ihren Willen zu bezwingen, ihre Pflicht zu erfüllen, zu arbeiten trotz aller Abneigung, wie wir sie zum Turnen und zum Schwimmen abrichten, es würde sich bald zeigen, daß wir heute noch ebenso viel aushalten können als unsere Urahnen. Wir Christen vollends sollten uns schämen, eine solche Entschuldigung in den Mund zu nehmen. Warum machen wir von der Kraft, welche uns die Gnade anbietet, nicht bessern Gebrauch? Warum beachten wir nicht, was uns hundertmal gesagt worden ist, daß nicht Wissen und Sprechen, sondern Leben und Thun uns unsere Auszeichnung verleiht? Daß die Menschen, die nur nach den Grundsätzen der Welt leben, das nicht bedenken, ist doch wahrlich keine Entschuldigung für uns, sondern eher eine Aufforderung, uns unseres christlichen Berufes um so mehr werth zu zeigen. Gerade in der Schwäche feierte die Gnade und die übernatürliche Tugend stets ihre größten Siege[1]. Die von allen gehaßt, verfolgt und ausgestoßen werden, die haben der Welt zu allen Zeiten, wo das

[1] 2 Kor. 12, 9.

christliche Leben blühte, bewiesen, daß sie mehr waren und mehr vermochten als die Welt mit allem Pochen auf ihre eigene Kraft. Je ärmer sie waren, desto reicher haben sie sich erwiesen, so reich, daß sie nicht bloß der thatenarmen Welt von ihrem Ueberflusse ablassen, sondern sogar Gott überreichliche Zinsen von dem zurückgeben konnten, was sie von ihm empfangen hatten. Das ist das Werk jener unsichtbaren Macht, deren Wirksamkeit der ganzen neuen Ordnung der Dinge ihr Siegel aufgedrückt hat, der Gnade. Die sich selbst am meisten vermessen, sind stets und überall durch ihre Schwäche die wahre Schande der Menschheit. In denen, die ihrer eigenen Schwäche am meisten bewußt und geständig, der Gnade am wenigsten Hinderniß entgegensetzen, feiert Gottes Macht und im Vereine mit ihr menschliche Ehre und Thatkraft ihre schönsten Triumphe.

Darum ist der Sieg über menschliche Hinfälligkeit und die wahre Kraft des Willens nur dort zu finden, wo ein Leben treu nach den Lehren des christlichen Glaubens geführt wird. Gottes Gnade und unsere Mitwirkung mit der Gnade sind das ganze Geheimniß unserer Stärke. Wir geben unsere Schwäche daran, und Gott setzt seine Allmacht dazu, und aus der Einigung von beidem, von Göttlichem und Menschlichem, wird ein vollkommenes Werk, ein Christ, ein ganzer Mensch. Im Glauben nehmen wir Gottes Kraft in uns auf. In den Werken erstatten wir dem Geber alles Guten zurück, was unsere Armuth mit seinen geliehenen Pfunden gewonnen. Im Glauben legt Gott in uns das Fundament, auf das sich jede Tugend gründet [1]. Mit den Werken bauen wir unter seiner Hilfe aus, was er in uns grundgelegt hat. Nicht große Thaten werden von uns verlangt, aber ganze Kraft; nicht glänzende Erfolge, aber unerschütterlicher Ernst. Das sind

[1] Dante, Parad. 24, 89 f.

Worte, welche in ihrer schlichten Einfachheit weit hinter den großtönenden Reden der Philosophen zurückstehen. Aber in eben demselben Maße stehen auch die Thaten, welche durch das Christenthum gezeugt werden, den Wirkungen jener weltlichen Versprechungen voran. Wo hochbegabte Geister aus der Erinnerung an die Lehren der Philosophie kaum genügend Kraft schöpfen, um in Stunden des Leidens mit Würde das Leben zu tragen, da flößt der Glaube den ärmsten und schwächsten der Christen solch siegreiche Kraft ein, daß sie, weder Schmach noch Furcht achtend, nach Leiden geizen, daß sie um den Gewinn der ganzen Welt nicht einen Augenblick der Arbeit und des Opfers ablehnen würden, und daß sie nicht eher ruhen, als bis sie das Höchste erreicht haben. Es sind nicht Einzelne, sondern Tausende, von welchen das rühmliche Wort gesagt ist:

Die einen das Himmelreich stehlen,
Die die Tugend in Demuth verhehlen.
Andre nehmen es mit Gewalt,
Die Martern hier leiden mannigfalt.
Die dritten werden hineingetrieben,
Die siech und arm hier sind geblieben,
Und die dafür Gott noch danken,
Wenn sie in Leidenslast schon wanken.
Die vierten erwerben es mit Kauf,
Die bereit stehen, zu geben darauf
Irdisch Gut und Freunde und Ehren,
Um nachzufolgen Christi Lehren [1].

In diesem Glauben richten wir
Die Fahrt voll Freude für und für.
Zwar ist die Welt ein wogend Meer,
Doch Gott ist Steuer uns und Fähr.
Das Kreuz des Herren Jesu Christ
Ein starker Mast im Sturme ist,

---

[1] Hugo von Trimberg, Der Renner 20878 ff. Vgl. Freidank 66, 13 ff. Offenbar nach Bernard., De div. s. 99.

Der Glaube ein Segel, ein festes,
Die guten Werke der Ruder bestes,
Der Heilige Geist, der ist der Wind,
Der führt die rechte Fährt geschwind.
Zur Himmelsheimat geht die Reis',
Dort sollen wir landen, Gott sei Preis![1]

---

[1] Frei nach dem Gedichte: Die vier Evangelien (bei Diemer, Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts aus Vorau 329, 11 ff.; auch bei Müllenhoff und Scherer, Denkmäler S. 67. Nr. 31, 27. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied II, 31. Nr. 27, 27).

Sechzehnter Vortrag.

Die Bildung des Charakters.

1. So viel auch die Welt über die unnützen Federhelden und die unpraktischen Stubengelehrten schmäht, das hat sie ihnen noch nie genommen, daß sie doch im Grunde die Ereignisse, ja wir können sagen, die Zeiten machen. Wüßten die, welche die Fäden der Geschichte in ihren Händen halten, wie sehr sie oft selber von jenen am Faden gehalten werden, sie kämen sich fast wie Marionettenfiguren vor. Wir nehmen deshalb keinen Anstand zu sagen, daß trotz mancher Einseitigkeiten, welche dabei nicht zu vermeiden sind, das besonnene Studium der Literaturwerke einer der kürzesten und sichersten Wege ist, sicherer als Reisen und sogar als Theilnahme am öffentlichen Leben, um Welt und Leben kennen zu lernen. Arbeite ich an den riesigen, einem wohlgefüllten Zeughause vergleichbaren Werken der Scholastiker, in denen sich Artikel an Artikel, angefangen von den ersten Voraussetzungen des Wissens bis zu den höchsten Geheimnissen des Glaubens, zum einheitlichen, stahlharten, undurchdringlichen Schuppenpanzer schmiegt, so weiß ich, was das für eine Zeit war, die solche Arsenale des Denkens lieferte und benützte. Und nippe ich an unseren geschniegelten und gebügelten Duodezbändchen, deren ich immer drei und vier auf einmal nehmen muß, damit es sich nur lohnt, einen Griff gethan zu haben, dann weiß ich

auch, in welcher Zeit ich lebe. Man kann es geradezu als Regel aufstellen, daß jede Epoche der Culturentwickelung durch gewisse charakteristische Erscheinungen in der Literatur ausgezeichnet ist, in denen sich ihr ganzes Wesen wie in einem kurzen Abriß ausgedrückt hat. Daß die Summa theologica des hl. Thomas und die Göttliche Komödie solche Inbegriffe für das Geistesleben ihrer Zeit sind, wird niemand in Abrede stellen, niemand aber auch, daß spätere Zeiten schweren Stand haben, wenn sie diesen Säcularwerken die Summe ihrer Culturvollendung gegenüberstellen sollen.

Auch die neuere Zeit hat Literaturwerke von ähnlicher Tragweite, nur leider nicht von gleichem Werthe aufzuweisen. Das Jahr 1648 zum Beispiel mit seinem Frieden, durch dessen Folgen unser ganzes öffentliches Leben so klein gebröckelt wurde, hat ein Büchlein hervorgerufen, dessen Bedeutung wir ziemlich hoch stellen. Wir meinen den berühmten Nürnberger Trichter von Harsdörffer, durch welchen jedermänniglich in sechs Stunden die „teutsche Dicht- und Reimkunst" sollte eingegossen werden. Man mag es seltsam, man mag es Ironie des Schicksals nennen, aber es ist wahr, dieses Buch ist in der Culturgeschichte zu einem Eckstein geworden, zu einem der Marksteine und zum Aushängeschilde moderner Bildung. Im Mittelalter wäre dieses Buch unmöglich gewesen. Das bloße Erscheinen eines solchen sagt uns, daß die neue Zeit mit der, manchmal allerdings weit gehenden Solidität in der Arbeit und Gründlichkeit im Denken alter Tage völlig aufgeräumt habe. Statt langer Lehrzeit sollen uns jetzt ein paar gemeinverständliche Vorträge das zum Sprechen und Erwerben nöthige Wissen mittheilen. Das Angenehme wird mit dem Nützlichen nicht mehr verbunden, sondern soll es ersetzen. Wer sich einen Namen machen will, muß nicht gelehrte Werke schreiben, sondern irgend eine oberflächliche Anweisung, welche über die Schwierigkeiten hinwegeilt wie der Hahn über die glühenden Kohlen, die aber

den Schein um sich verbreitet, als könne man sich mit ihr gelehrt und reich und gesund und am Ende noch tugendhaft schlafen. Fürwahr, für solche Zeit war der Nürnberger Trichter gerade das rechte Buch. Seitdem haben wir diese zahllose Menge von Lehrbüchlein für jedes denkbare Wissen und Können, welche den ersten Nürnberger Trichter an Kürze und Seichtigkeit noch überbieten. Seitdem lehrt man uns jede Sprache der Welt in vierzehn Tagen sprechen und schreiben. Seitdem schneit es uns zu allen Fenstern jene populär-wissenschaftlichen Werke herein, die uns ohne alle weitere Vorkenntniß befähigen, binnen drei Tagen in jedem nächstbeliebigen Zweige der Wissenschaft, der Kunst, des öffentlichen Lebens, das so lange vergeblich gesuchte entscheidende Wort zu sprechen. Kurz, es ist dieses Buch so recht der Ausgangspunkt des Kleingeistes, der auf allen Gebieten des Lebens den Sieg des Humanismus über den christlichen Geist in den letzten Jahrhunderten begleitete.

2. Dieser eigenthümliche Zug hat neuerlich sogar die schwierigste aller Wissenschaften, die Philosophie der Geschichte, ergriffen. Man sucht jetzt die gesammte Geistes- und Culturentwickelung der Menschheit so leicht genießbar zuzubereiten, daß selbst Leute, die nicht bis fünf zählen gelernt haben, sie mit einem Schlucke sich aneignen können. So hat beispielshalber Moriz Carriere, glücklicher als alle Scholastiker, die ganze Weltgeschichte in drei Worte, die sich an den Fingern einer Hand herabsagen lassen, zusammenzufassen verstanden. Das Alterthum, lehrt er mit einer wahrhaft taschenspielermäßigen Geschwindigkeit, ist das Leben der Natur, das Christenthum die Religion des Gemüthes, die Gegenwart das Zeitalter des Geistes — wenigstens, fügt er bescheiden hinzu, im Aufgange. Damit ist die ganze Geschichte begriffen und, was die Hauptsache ist, das lästige Christenthum überwunden, daß es kürzer kaum mehr möglich ist. Wir anerkennen nun zwar mit Freuden dieses Streben unserer Tage, den Gesammtinhalt des Wissens

wieder in feste Formeln und Begriffe zu binden, nachdem man so lange die alten Zeiten mit Unrecht gerade wegen dieses vermeintlich müßigen Formelwesens verachtet hat. Aber was zu viel ist, das ist zu viel. Das geistige Leben von Jahrtausenden in ein Wort, noch dazu so einseitiger Art wie hier, zusammenzufassen, das ist ein Versuch, der mißlingen muß, eine echte Nürnbergertrichterweisheit, ganz entsprechend den Schlagwörterkunststückchen, mit denen man im öffentlichen Leben die Massen des Denkens entlastet. Und wenn man vollends vermeinte, das Christenthum dadurch herabzusetzen, daß man ihm als der Religion des Gemüthes die neuere Cultur als die des Geistes gegenüberstellte, dann war das Unternehmen erst völlig unnütz. Nach der Ehre, ein Zeitalter des bloßen Geistes zu begründen, hat das Christenthum niemals gegeizt, so wenig als es je eine Religion einzig des Willens oder des Gemüthes sein wollte und war. Es ist eine Religion des Geistes und wird sie immer bleiben, wie sie es immer war, gewiß! Aber es ist ebenso auch eine Religion der Thatkraft wie des Charakters und des Gemüthes und noch mehr. Es ist alles zusammen in unlösbarer Einheit. Einseitigkeiten widersprechen seinem Wesen von Grund aus. Wenn ihm ein Titel vor allen anderen lieb sein muß, so ist es allerdings der einer Religion des Charakters, aber auch dieser nur darum, weil Charakter, wie wir alsbald sehen werden, nichts anderes ist als der durch den christlichen Geist von innen heraus geschaffene ganze Mensch. Die christliche Religion hat eben das Eigene, daß sie das eine nur sein will, weil sie das andere auch ist, und daß sie eines nur sein kann, so lange sie alles ist. In Bezug auf den Menschen bleibt ewig zu ihrem Ruhme ihr Wahlspruch: Entweder alles oder nichts. Daß sie nicht alles auf einmal vom Menschen verlangt, das ist richtig. Darin zeigt sie eben nur, wie gut sie unsere Natur versteht und wie schonend sie mit unserer Schwachheit rechnet. Wir haben uns davon schon

öfter überzeugt. Wir wollen hier einen neuen Beweis erfahren, indem wir erwägen, wie sie Charakterbildung auffaßt und durchführt.

3. Wir haben es oftmals ausgesprochen und finden uns diesmal mehr als je dazu veranlaßt, es zu betheuern, daß es uns eine schlechte Empfehlung unseres Glaubens schiene, könnten wir ihn nur durch ungerechte Herabsetzung anderer erheben, oder müßten wir ihn erst dadurch in helleres Licht stellen, daß wir auf das Leben der Welt die möglichst dunklen Schatten werfen. Darum entsagen wir gerne der Gelegenheit, die sich uns hier bietet, eine Charakterzeichnung der Menschen, so wie sie sich dem prüfenden Auge des Psychologen in Wirklichkeit darstellen, zu unternehmen. Wer nur eine Ader zum Zürnen, zum Schwarzsehen, zum Spotten in sich hat, der kann hierbei kaum der Gefahr der Uebertreibung entgehen, da er einmal zuviel des Stoffes vorfindet. Wollten wir alle die verschiedenen Fehler des Charakters schildern, Charakterlosigkeit, Charakterschwäche, Grundsatzlosigkeit, Wankelmuth, widerspruchsvolle und halbe, unbeständige und oberflächliche, leichtsinnige und einseitige, und dann wieder verbissene, verknöcherte, unbeugsame, rücksichtslose, gefühllose, eiserne, eisige Charaktere, wohin kämen wir und was hätten wir damit gewonnen, als daß wir viele erbittert und uns verbittert, niemanden gebessert und uns selber verböser thätten?

Besser, wir gehen der Frage auf den Grund und untersuchen die Wurzel des Verderbens. Das ist vielleicht weniger unterhaltend, dafür um so mehr belehrend. Alle Mängel des Charakters lassen sich aber schließlich auf zwei Grundübel zurückführen. Der Hauptfehler des Charakters bei der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Menschen war von je und bleibt stets Charakterschwäche. Diese Krankheit, an der wir fast alle leiden, rührt aber davon her, daß wir nicht in uns selber unsern Halt haben, sondern daß wir uns allzusehr von der Außenwelt abhängig machen. Statt unsere eigene Ueberzeugung, statt

feststehende Grundsätze, statt unser Gewissen zur Richtschnur unseres Lebens und Denkens zu machen, sehen wir immer nur darauf, was andere sagen und thun. Wir hängen so sehr von fremdem Urtheile ab, wir wechseln so oft mit unseren Anschauungen, wir sind so unbeständig in unserer Handlungsweise, daß wir stets in Gefahr sind, uns selber zu verlieren, wenn wir uns je einmal auch nur recht gefunden haben. Daher dieser Mangel an Muth und Kraft, dessen wir uns oft vor uns selber schämen. Wir seufzen und zürnen bei uns über die Handvoll von tonangebenden Stimmführern, welche diesen Tyrannen, den man öffentliche Meinung und Mode nennt, leiten, und helfen diese selber schaffen oder doch stärken, indem wir ihr Ueberzeugung und Gewissen opfern und durch das Beispiel unserer Unterwerfung ihr neue Sklaven zuführen. Wir lachen über die Schwachheit des gemeinen Mannes, weil er glaubt, eine Sache müsse wahr sein, weil es so gedruckt zu lesen ist, und beachten kaum, daß wir dabei unsere eigene Schwäche verlacht haben. Denn, um es abermals zu sagen, wir sind so schwach, daß wir unsere Schwäche oft nicht einmal kennen, geschweige denn zu sagen wüßten, woher sie stammt.

Wir sagen übrigens offen: wenn denn doch einmal gefehlt sein soll, so ziehen wir diese Charakterschwäche ihrem Gegentheil, der Starrheit des Charakters, weit vor. Es ist sicher noch schlimmer, wenn manche mit so stolzer Verachtung und Bitterkeit auf diese Wankelmüthigkeit und Grundsatzlosigkeit der Welt herabsehen und dann, wie ja der arme Mensch stets glaubt, ein Extrem durch das andere heilen zu sollen, die Schwäche durch Unnachgiebigkeit, die Haltlosigkeit durch Eigensinn, die Verflüchtigung durch Abschließung in sich selber gut machen wollen. Das ist der zweite, zwar seltenere, dafür aber um so verhängnißvollere Fehler des Charakters. Wo bisher eine Unselbständigkeit bis zum Zerfließen, da soll nun Trotz, Unbeugsamkeit, Schmollen mit aller Welt, da soll Pochen

auf Sonderbarkeiten, da soll Vorliebe fürs Paradoxe und Seltsame, mag es noch so kleinlich und lächerlich sein, die wahre Charaktergröße vorstellen. Was das Gefährlichste bei dieser Verirrung ist, das liegt in der lauten Bewunderung, welche ihr fast immer gezollt wird. Je schwächer die Menschen für sich selber sind, um so leichter begegnet es ihnen, daß sie sich, wenn sie an anderen diesen stoischen Grundsatz beobachten, sich vor nichts zu beugen, sich um nichts zu kümmern, sich durch nichts in Bewegung bringen zu lassen [1], geradezu wie gebannt fühlen. Daher erklärt es sich, daß, wenn von Charakter die Rede ist, die Mehrzahl gewöhnlich an nichts anderes denkt als an diese einseitige Starrheit des Kopfes und des Willens, die man zwar selber nur ausnahmsweise dann und wann einmal einem Schwächeren gegenüber recht hervortreten läßt, die man sich aber doch als ein hohes Ideal zur Bewunderung vor Augen stellen zu sollen glaubt. Wenn ein Saul, wenn ein Manlius Torquatus um eines übereilten Gelübdes oder Verbotes willen den eigenen schuldlosen Sohn dem Tode weiht, wenn ein Herodes einem thörichten Versprechen zuliebe den von ihm hochgeachteten Gerechten opfert, wenn ein Cato in eiserner Beschränktheit mit dem Kopfe gegen die Ausmündungen der Kloaken stürmt, deren Schleusen er selber öffnen hilft, dann reden wir bewundernd von Charakter und bedauern fast, daß wir uns außer Stande fühlen, solche vermeintliche Charakterstärke nachzuahmen.

4. Daß wir die Wahrheit gestehen, es geht uns eben hier wie meist bei den Worten, die wir am liebsten im Munde führen. Wir sprechen von Charakter und wissen nicht, was Charakter ist. Man lese nur bei unseren Philosophen nach, was sie unter Charakter verstehen und wie sie sich in dessen

---

[1] Cicero, Off. 1, 20, 66. Academ. 1, 10; 2, 44. Diog. Laert. 7, 116 sqq. Horat., Ep. 1, 6, 1.

Erklärung widersprechen, und man wird Beweise für die Behauptung überflüssig finden, daß sie völlig unfähig sind, etwas Bestimmtes unter diesem Worte zu denken. Begreift dieser unter Charakter die bis zur Starrheit ausgebildete Unbeugsamkeit des Willens, so der zweite den seiner Zwecke bewußten Geist[1], der dritte nichts weiter als die angeborene Naturanlage oder das Temperament. Verlangt man hier von einem gebildeten Menschen vor allem Bildung des Charakters, so wird man dort nach dem Vorgange der englischen Philosophen[2], insbesondere aber nach Kant[3] und Schopenhauer[4] nicht müde zu versichern, daß Charakter nichts weiter sei als eine Art von thierischem Instincte oder von blindem Triebe, den zu veredeln oder bilden zu wollen ein thörichtes, aussichtsloses Beginnen sei.

Niemand wird sich übrigens darüber wundern, daß die Welt nicht zu sagen weiß, was unter Charakter zu verstehen ist, wenn er anders die Welt selber kennt. Wo finden wir denn Charaktere? Wie viele bedeutende Charaktere hat eigentlich die Geschichte der alten oder der neuen Zeit aufzuweisen? Den Alten freilich war es nicht zu verdenken, daß sie nicht wußten, was Charakter sei[5]. Unter den Verhältnissen, in denen sie lebten, mußte jeder Charakter verdorben werden, wenn überhaupt die Möglichkeit bestand, daß bei ihnen einer aufkam. Die zwei großen Grundübel des Heidenthums, die Lähmung,

---

[1] J. H. Fichte, Ethik II, I, 118 ff.

[2] Hume: Vorländer, Gesch. der philos. Moral der Engländer und Franzosen 473. Priestley: Stäudlin, Gesch. der Moralphil. 904—909. Owen: J. H. Fichte, Die philos. Lehre von Recht, Staat und Sitte seit d. 18. Jahrh. (Ethik I) 717.

[3] Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie 458. 853. Ueberweg, Gesch. der Philos. (3) III, 313.

[4] Schopenhauer, Welt als Wille und Vorstellung (3) I, 337 ff. Erdmann, Geschichte der neueren Philos. III, II, 408 f.

[5] Cicero, De fato 18. 20. Plutarch., Plac. philos. 1, 27, 3; 29, 5. Stoic. repugn. 23. Aulus Gellius 6, 2.

ja Vernichtung des persönlichen innern oder sittlichen Lebens, dessen, was wir in unserer eben nicht sehr klaren philosophischen Sprache die freie Individualität nennen, und die völlige Unselbständigkeit der Persönlichkeit gegenüber dem Allgemeinen, dem Staate oder der Gemeinde, entschuldigen sie vor jedem billig Urtheilenden. Denn obwohl auch wir heute abermals ein schönes Maß von geistiger Knechtschaft in unserem öffentlichen Leben zu ertragen gelernt haben, so können wir uns doch kaum eine Vorstellung von der Abhängigkeit machen und von der Unmöglichkeit jedweder freien Selbstbewegung gegenüber dem Gesetze, gegenüber dem politischen Gemeinwesen und dem öffentlichen Urtheile, welche damals auf jedem Einzelnen lastete. Von einem Rechte, der Stimme seiner eigenen Vernunft in Dingen, welche das Leben betreffen, Rechnung zu tragen, war damals keine Rede. Man hatte nie etwas davon gehört, man empfand kaum ein Bedürfniß danach. Das Heiligthum des persönlichen Gewissens war so unbekannt wie irgend eine unentdeckte Welt. Wozu auch ein Gewissen, wenn Gesetz und die Stimme der öffentlichen Meinung es ersetzte, ja verbot? Daß nun aber unter solchen Verhältnissen das innere Leben, wenn dieser Ausdruck anders erlaubt ist, im Alterthum den Ausdruck der tiefsten Charakterschwäche tragen mußte, begreift sich von selber. Und weil denn doch ein gewisser Rest menschlicher Selbständigkeit sich nie ganz aus der Brust tilgen läßt, so war es abermals naturnothwendig, daß sich dieser, wenn er sich einmal zur Reaction gegen solchen Geistesdruck erhob, in jenem starren, oft lächerlichen Trotze gegen alle Rechte, alle Sitten, alle Formen Luft machte, wie sie uns die Geschichte namentlich der alten Philosophen so häufig aufweist. Was sollen wir aber denken, wenn uns selbst heute noch, ja heute, mit Schmerz sagen wir es, fast mehr als je dieselben Irrungen bezüglich des Charakters aufstoßen wie damals? Neben Millionen, die wie Rauch im Treiben der Gesammtheit verschwinden

und gleich widerstandslosem Nebel vor jedem Lüftchen den Platz wechseln, wiederum, wie man sich auszudrücken liebt, eine Subjectivität, welche auf die Gefahr hin, den Menschen lebendig zur Mumie oder zum Menschenfresser zu machen, lieber vereinsamt Mücken fangen und schmollen als in der Unterordnung unter das Ganze Wunder thun, lieber jammern als an der Rettung des Rettungsfähigen mitarbeiten, lieber den glimmenden Docht zertreten und mit dem grimmigsten Gegner zusammen am Untergange der eigenen Sache thätig sein als an einem Joche mit einem Gesinnungsgenossen ziehen will, der sich nicht wie Wachs nach den Ansichten des Nachbars kneten läßt. Heute schmeicheln sie ihrem erkorenen Liebling, morgen verwünschen sie ihn bis zur Hölle hinab. Vor einer Stunde glaubte man, die Welt sei zu klein für ihren Feuereifer. Jetzt wollen sie es den Karthäusern gleich thun und in beschaulicher Ruhe der Welt spotten, die sie nicht verstehe. Morgens ein Plänemachen, ein Opponiren, ein Donnern, als ob die Welt heute noch aus den Fugen gehen müßte, und abends dann, wenn der Tag ein Bändchen ins Knopfloch oder eine Einladung zum Thee gebracht hat, ein Schmeicheln bis zum Ekelhaften, ein Ersterben vor Ergebung. Ja, Dante kennt die Welt:

Ein Chor der Rache, gegen Schwache eitel
Hyän' und Löwe, doch ein Lamm, wenn einer
Die Zähne weiset oder auch — den Beutel! [1]

5. Man kann uns freilich entgegnen, das liege mehr an den öffentlichen Zuständen als an den Einzelnen. Jene setzten eben der Entwickelung des Charakters dieselben Hindernisse entgegen, wie wir sie oben im Alterthum wahrgenommen haben. Wir wissen das und bedauern es herzlich, daß die Frucht des Kampfes, welchen das Christenthum zu Gunsten der Menschheit geführt hat, nämlich die Sicherung der freien Persönlichkeit

[1] Dante, Parad. 16, 115 ff.

gegen die Uebermacht der Allgemeinheit, der öffentlichen Meinung und des Staates, wiederum so ganz zu Grunde gegangen ist. Jedoch wir können den Einzelnen heute nicht mehr in dem Grade entschuldigen, als wir es bei den Alten konnten. Diese traurigen Zustände, die auch heute wieder wie im Heidenthum der Vorzeit das Herkommen an die Stelle der Moral, und die Macht über das Recht, und das Gesetz zum Ersatz, ja zum Gebieter für das Gewissen setzen wollen, und welche dann als einzige Rettung den Widerstand der Unthätigkeit oder gar offene Widersetzlichkeit übrig lassen, wären eben nicht möglich, würde jeder Einzelne von Anfang an jenes unschätzbare Gut unveräußerlich festhalten, welches die Alten noch nicht kannten, welches aber uns das Christenthum gebracht hat, das Recht der innern Freiheit oder des Gewissens, und damit der persönlichen Selbständigkeit. Was ahnte der Mensch vor Christus davon, daß er, auch wenn er arbeitsunfähig, ohne Geld und Gut, ohne Schönheit, der Welt eher zur Last als zum Nutzen ist, dennoch für sich selbst Werth, unermeßlichen Werth hat? Wer sagte es jenen Geistern, die in Arbeit und Genuß sich förmlich verflüchtigten und in das Außenleben aufgingen, daß ein jeder sich selber näher steht als die ganze Welt, daß ihm aller Gewinn Ungewinn ist, wenn er nicht sich selber besitzt? Sicher hätte es Aufruhr in allen Herzen hervorgerufen, hätte man sie damals gelehrt, daß erst dann unsere Verpflichtung an die Allgemeinheit beginnt und nur dann Segen für uns und für das Ganze bringt, wenn wir zuvor uns selber besorgt, wenn wir unser eigenes Innere in Ordnung gebracht haben. Was wußte und was weiß die Welt ohne Christenthum davon, daß alle Arbeit fruchtlos und bloß Ausleerung unser selber ist, wenn wir nicht ehevor gelernt haben uns selber in Zucht halten und beherrschen, und erst so ein geregeltes Herz zum Ausgangspunkte unserer Thätigkeit für andere machen? Das alles sind Wahrheiten, die nie ein Mensch ahnte, ehe Gott

selber zu dem Zwecke auf Erden erschien, um sie uns durch Vorbild und Lehre zu erschließen, Wahrheiten, die noch heute unverständlich klingen, ja als empörend, als gefahrdrohend für öffentliche Ordnung und Wohlfahrt verschrieen werden, wo Christi Lehre und Leben den Herzen fremd geworden ist. Nunmehr freilich ruht, solange es einen Menschen zu veredeln gibt, auf ihnen die ganze Entwicklung des Menschenwesens und des Menschenlebens. Wo sie nicht beachtet oder nicht befolgt werden, da ist es ganz unvermeidlich, daß jede menschliche Bildung verkehrt und jede Thätigkeit zum eigenen Verderben ausfalle. Darum kann der Satz nie laut und oft genug gepredigt werden, daß der Mensch vor allem sich selbst gehört und zuerst sich selber gefunden haben muß, ehe er für andere sorgt, und daß sein Geist und sein Herz inmitten aller Anforderungen von außen ein Heiligthum bleiben muß, in dem niemand außer seinem Gott die Herrschaft führen darf. Dieser oberste Satz der Lebensweisheit, eine Wahrheit von unermeßlicher Tragweite, ist nun aber auch zugleich die erste Grundlage der wahrhaften Bildung des Charakters. Darum darf es niemand wunder nehmen, wenn es dort, wo dieser Grundsatz nicht gebührend geachtet wird, so schlimm mit den Charakteren bestellt ist.

Aber der Christ steht so wenig für sich allein als der Mensch. Jeder ist vielmehr das Glied eines größeren Ganzen. Ohne irgend welche Theilnahme am Leben und Geschicke der Gesammtheit verdient einer nicht den Namen Mensch. Ebenso kann einer nicht Christ genannt werden, wenn er nicht Mitglied der sichtbaren Kirche ist und sich als lebendiges Glied des Reiches Gottes erweist. Nun ist es eine bekannte Thatsache, daß schon im physischen Leben Charakter und Umgebung stets zu einander in einem gewissen Verhältnisse stehen. Man drückt das häufig so aus, daß die Atmosphäre, die Gegend, die Beschäftigung einem jeden ihren Charakter einpräge, gerade

wie die örtlichen Umstände gewöhnlich einem Gebäude seinen eigenthümlichen Typus aufdrücken. Das ist im ganzen wohl richtig gedacht, aber nicht sehr genau gesprochen. Es liegt aber hier in der That mehr am richtigen Ausdruck, als es auf den ersten Blick scheinen sollte. Nicht das Baumaterial, nicht die äußerlichen Verhältnisse sind es, die einem Bauwerke, nicht der Gegenstand, nicht der Inhalt, nicht die Umstände, die einem Schriftstücke seinen Stil geben. Der Baumeister, der Schriftsteller ist es, welcher den Stil macht. Ebenso ist es auch die eigene freie Persönlichkeit, die sich im Leben ihren Stil schafft, oder wie wir diesen am Menschen nennen, den Charakter. Aber nie ist ein Mensch, ob er nur an einem gewöhnlichen Werke der bildenden oder darstellenden Kunst oder an dem größten aller Kunstwerke, an sich selber, arbeitet, so gestellt, daß er völlig unabhängig nach eigener Willkür verfahren könnte. Wohl oder übel, er muß Stil und Charakter den gegebenen Verhältnissen, in denen er steht, anbequemen. Will er das nicht, so ist von vornherein die Gewißheit gegeben, daß das Ergebniß schlimm ausfallen werde. Alles liegt also daran, in welchem größeren Zusammenhange einer lebt, und in welchem Verhältnisse er zu diesem steht. Sagt sich einer von aller Rücksicht auf die Umgebung los und läugnet er seine Verpflichtung gegen sie, dann verkümmert er in sich selber, und es wird kein Charakter aus ihm. Umschlingt dagegen die Allgemeinheit die gesammte Masse der Einzelnen in dem Grade wie im antiken Staatsleben, so daß die natürliche Freiheit, die Selbstbewegung und das Gewissen des Individuums dadurch beeinträchtigt werden, oder läßt sich einer von der Arbeit und Sorge für das, was um ihn ist, aufzehren und derart in Beschlag nehmen, daß er sich selber darob zerstreut und verliert, so ist eine gedeihliche Charakterbildung abermals nicht möglich. Es muß also einer seiner Pflicht gegen die umgebende Welt der Familie, der Gemeinde, des Staates, der Kirche geständig, dabei aber

so gestellt sein, daß er zum großen Ganzen als selbständiges Glied gehört und sich als solches fühlt, daß er seine persönlichen Rechte selbst dem Allgemeinen, dem Staate, der Genossenschaft gegenüber als unantastbar weiß, daß er auf seinem, ob auch bescheidenen Platze als selbstthätiges, frei denkendes und frei wollendes Wesen zum Zwecke der Gesammtheit mitwirkt. Alsdann ist die zweite Hauptbedingung gegeben, unter der ein Charakter sich glücklich entwickeln kann. Die Selbständigkeit und Unabhängigkeit allein ist also noch nicht ausreichend, um einen Charakter zu bilden. Im Gegentheile, wenn diese nicht ein Gegengewicht findet, so führt sie zu arger Mißbildung. Darum muß das Bewußtsein der Verpflichtung an die Nebenwelt dem Selbstgefühl als Schranke zur Seite treten. Niemand kann diese Pflicht von sich abläugnen, auch nicht der Reiche und der Mächtige. Es kann sein, daß keine äußere Macht ihn nöthigt, sich anderen nutzbar zu machen. Dafür hat er um so mehr seiner selbst wegen von nöthen anzuerkennen, daß eine Schranke ihn umgibt, und daß eine höhere Pflicht seinem eigenen Kraftgefühle Maß und Ziel setzt. So wird die Kraft des Einzelnen durch das Zusammenwirken aller Kräfte unterstützt und die persönliche Freiheit dadurch vor Maßlosigkeit geschützt, daß ihr das Uebergreifen gewehrt wird.

6. Was wir bisher über den Unterschied zwischen der humanistischen und christlichen Auffassung von Charakter, oder vielmehr dafür vorgebracht haben, daß erst die Offenbarung Charaktere möglich und wirklich gemacht hat, das kann jeder so zu sagen mit Augen schauen und mit Händen greifen in jener Kunst, in welcher der Mensch wie in keiner andern seinem eigenen Charakter Ausdruck verleiht, wir meinen die Baukunst. So herrlich das große Ganze der antiken Bauwerke wirkt, so wenig ist es ihnen gelungen, die Einzelheiten zu besonderer Geltung zu bringen. Es ist, zumal in der orientalischen, ägyptischen, italischen Kunst, eine unterschiedslose Masse, die

von dem Rahmen des Ganzen zusammengeschlossen wird. Und wenn auch einmal einzelne Glieder frei hervortreten, wie in dem griechischen Baue, da bricht plötzlich und unnatürlich ihr kurzes Aufstreben ab, denn quer über ihr Mark legt sich mit wuchtiger Macht eine gewaltige Last, deren alleiniger Zweck zu sein scheint, sie dadurch zu einem Ganzen zu einigen, daß sie alle gleichmäßig schwer zu Boden drückt. Im christlichen, wenigstens im gotischen Baue tritt dagegen auch das unbedeutendste Glied mit einer fast unbegreiflichen Selbständigkeit, ja Kühnheit heraus, gerade als wäre es nur um seiner selbst willen da. Mit einer Festigkeit stehen die einzelnen kleinsten Theile vor uns, wie sie nur jenes Selbstgefühl einflößt, das aus dem Bewußtsein des eigenen Werthes und aus der Zuversicht eines starken Rückhaltes hinter sich entspringt. Mit einer Freudigkeit, mit einer Behendigkeit, die zeigt, daß sie ihrer Freiheit bewußt, im vollen Gefühle ihrer Kraft und durch nichts gehindert sind, mit allen ihresgleichen innerhalb der Schranken des Gesetzes um den Sieg zu wetteifern, streben sie in kühnster, raschester Bewegung empor, scheinbar jedes ganz allein für sich, und doch alle in einem Dienste zusammengefügt, das eine berechnet auf das andere, und jedes getragen von dem Ganzen, dem es bei aller Freiheit sich gerne unterordnet. Alles ein Guß, alles ein Plan, an dem auch nicht ein Glied fehlen dürfte, und doch alles in freier Selbstbewegung und voller Selbständigkeit. Da schauen wir verkörpert, was wir oben bei uns erwogen haben: dort den heidnischen, hier den christlichen Charakter im Bilde.

7. In der eben angedeuteten Auffassung vom Charakter dürfte auch die Thatsache ihre Erklärung finden, warum es für unsere Geschichtschreiber so schwer halten will, ein billiges Urtheil über das Mittelalter und über jede Zeit und Individualität abzugeben, in der sich das Christenthum einmal so recht ausspricht. Ausschließlich in der Schule des Alterthums

gebildet und gewohnt, alles nach der engen und einförmigen Schablone zu bemessen, die sie von dorther mitgebracht, stoßen sie sich schon gleich beim ersten Anblicke an der unglaublichen Verschiedenheit, welche Menschen und Thaten in den christlichen Zeiten aufweisen. Es geht ihnen wie einem Knaben, der, auf dem Lande aufgewachsen, nur den Dialekt seines Dorfes kennt und nun plötzlich in eine große Gesellschaft versetzt wird, wo ein Dutzend fremder Sprachen auf einmal an sein Ohr tönt. Von solcher Mannigfaltigkeit erhalten wir freilich beim Studium des Alterthums keine Vorstellung. Da reden alle auf eine Weise, denken alle nach einer Art und handeln, wenn sie je handeln, als hätte einer vom andern gelernt. Haben wir dort innerhalb eines Landes oder einer Epoche einmal einen hervorragenden Mann gekennzeichnet, so haben wir seine ganze Zeit, ja wohl alle seine Stammesgenossen und Kampf- und Leidensgefährten kennen gelernt. Im Mittelalter aber stehen auf der Bühne in einem und demselben Aufzuge nebeneinander Männer, und arbeiten zu gleicher Zeit an einem und demselben Werke Charaktere, wie sie verschiedener nicht gedacht werden könnten. Niemals früher oder später begegnet uns eine so unerschöpfliche Fülle der mannigfaltigsten und immer selbständigen und immer wieder neuen und originellen Erscheinungen, in Bauten, in Stilgattungen, in Orden, in Buß- und Liebeswerken, in Festen und Heldenthaten, in Wissenschaft und Poesie, in Kleidung und Hauseinrichtung, in bürgerlichen und staatlichen Ordnungen. Niemand kann verkennen, daß dieser merkwürdige Hang zum Eigenthümlichen, welcher das Mittelalter auszeichnet, schon damals oft etwas von jener Donquijoterie an sich trägt, welche der gleiche Geist der Selbständigkeit um jeden Preis in Spanien später hervorrief. Aber ist es nicht befangene Voreingenommenheit für den einförmigen Geist des antiken Lebens oder bare Abneigung gegen alles Mittelalterliche und Christliche, wenn man diesen

ganzen Zug ohne weiteres mit dem in unseren Gelehrtenschulen wie auf Commando eingelernten Vorwurfe der Zerrissenheit und Zerfahrenheit zu verdammen wagt? Warum so grämlich und dürre in eine Zeit des üppigsten Frühlingslebens blicken? Warum nicht mit offenem Herzen den Ahnen einen Ruhm zuerkennen, wenn es uns gleich im nämlichen Herzen wehe thut, daß wir es ihnen nicht nachthun können? Wir sprechen das Mittelalter gewiß nicht heilig. Es war noch lange nicht am Ziele der Aufgabe, welche das Christenthum der Welt gesetzt hat. Aber das sagen wir getrost, daß der eben gehörte Vorwurf wenigstens in dem Sinne, wie er erhoben zu werden pflegt, auf die zurückfällt, die ihn machen. Wenn die Lobredner des Alterthums die Menschheit in der Uniform oder in der Zwangsjacke schöner finden als in freier und dabei gesetzlicher Bewegung, so ist das Geschmacksache. Und wenn sie heute abermals im Guten oder Bösen der Welt den uniformen, kasernenmäßigen Charakter der alten Zeit aufprägen wollen, so müssen wir es eben geschehen lassen, denn sie haben die Macht in Händen, es ist ihre Stunde. Aber das lassen wir uns nicht nehmen, zu denken, wie es unsere Ueberzeugung mit sich bringt, und zu reden, was wir denken. Gedanken sind den Leuten frei und Wünsche auch [1], den Satz haben wir vom Mittelalter gelernt, und den geben wir nicht aus den Händen. Uns ist, wenn wir nun einmal die Sache verrathen sollen, gerade das ein Grund, warum wir unsere Vorliebe für das Mittelalter trotz aller Fehler jener Epoche nie ganz verbergen können, weil es auf uns eben um dieser Eigenthümlichkeiten willen den Eindruck einer Zeit der Originale, der Charaktere macht. Ja, gewiß, das Mittelalter hatte auch seine Schattenseiten. Aber ein Lob spricht ihm keine wahre Kritik ab, und

---

[1] Winsbekin 15, 1 f. Dietmar von Aſt 5, 1 (Hagen, Minnes. I, 99). Zingerle, Die deutsch. Sprichw. im Mittelalter 46.

selbst seine Feinde müssen ihm zugestehen: Es war eine Epoche der größten Selbständigkeit. Nie waren Menschen mehr ihrer selbst bewußt, nie weniger fähig, sich zu Sklaven der Menschen herabzuwürdigen, nie trugen sie ihr Denken und ihr Wollen ungeschminkter zur Schau, nie verstanden sie es besser, im Aeußern schon es auszuprägen, was sie im Innern lebend hatten, und in aller Arbeit nach außen sich selber innerlich zu besitzen, nie mit einem Worte finden wir so viele eigenartige und hervorragende Charaktere als im Mittelalter. Wäre nicht zugleich das Gefühl für Autorität und die Bereitwilligkeit, sich der Gemeinsamkeit unterzuordnen, ja zu opfern, so tief gewurzelt gewesen, die öffentlichen Ordnungen hätten damals bei einem solchen Geiste der Eigenart alle in Trümmer sinken müssen, wie sie in der That alsbald in Stücke fielen, sowie mit dem Hereinbrechen des Humanismus der alte christliche Geist der Zucht und Unterordnung irgendwo gebrochen ward.

Es ist nicht einmal nöthig, daß jemand lange mühevolle Studien mache, um sich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. Wem ist nicht bei einem flüchtigen Blicke auf das eine oder das andere unserer altdeutschen Gemälde wenigstens eine Ahnung von dieser Thatsache aufgestiegen? Man kann sich fürwahr nicht sattsehen an den Männern, wie sie uns in der flandrischen und in der Kölner Schule und selbst noch in der schwäbischen und der fränkischen Schule vor Augen gestellt werden. Die Gestalten mögen oft recht unbeholfen ausgefallen sein, aber doch zieht uns eines immer wieder vor jene Bilder, der merkwürdige Ausdruck in den tiefen, charaktervollen Gesichtszügen. Und fast noch auffälliger tritt uns dieser Eindruck aus den weiblichen Bildnissen älterer Zeit entgegen, und zwar am meisten aus wirklich gelungenen, von Meistern gefertigten Bildern oder Ahnenporträts. Züge, mit anderen Worten Charakterausdruck betrachtet man heute fast als Störung weiblicher Schönheit. Weichheit, Glätte, Feinheit, das

ist alles, wonach man diese zu bemessen gewohnt ist. Kein Wunder, daß uns an den Bildnissen berühmter weiblicher Schönheiten aus früherer Zeit jene so bestimmten männlichen Züge fast abstoßen. Wir können aber kein Lob für unsern heutigen Geist daraus schöpfen, daß die meisten vom Besuche jener alten Porträts mit dem unverhohlenen Ausdrucke der Enttäuschung zurückkommen. So viel sollten diese scharf ausgeprägten, klaren, festen und dabei so tiefen, und was die Hauptsache ist, so ruhigen Züge einem jeden sagen, daß jene Zeit wenigstens einen Vorzug auf der Stirne geschrieben trägt, den des Charakters.

8. Um eine Kunst zu erlernen, geht man aber am liebsten bei denen in die Schule, welche sie selber am besten auszuüben verstehen. Liegt es uns also am Herzen, und es darf uns schon im Ernste am Herzen liegen, wieder zu lernen, was Charakter ist, so werden wir am besten thun, beim Mittelalter anzufragen, wie wir uns zu Charakteren bilden können. Wir wollen aber diesmal ganz Umgang nehmen von den gelehrten Schulpfaffen und den hohen Meistern zu Paris und Köln, damit niemand denke, wir wollten einen Mönch oder einen unbrauchbaren Gelehrten oder gar einen Scholastiker aus ihm machen. Wenden wir uns dafür an einen von jenen ritterlichen Sängern und Lehrern des Lebens, deren wir in den Ueberresten der weltlichen Dichtung eine so große Zahl vor uns haben, und bitten wir ihn, er möge uns die rechte höfische Kunst seiner charaktervollen Zeit lehren, er möge uns dazu verhelfen, ein echter Charakter nach gutem altem Schnitt zu werden oder das, was sie damals in ihren Liedern als Spiegel der Zucht, als biderben Mann, unwandelbar und wohlgethan, an Ehren fest und Tugend stark zu preisen pflegten. Also Muth, weg mit allen Vorurtheilen, und hin zu unserm Ritter!

Das erste wird sein, machen wir uns nur gleich darauf gefaßt, daß er uns mit seiner Eisenfaust an den Kopf greift,

wie der Arzt vor allem den Puls fühlt, und spricht: Freund! Erst muß es da in Ordnung sein. Wenn der Kopf nicht klar und fest beschlagen ist, dann kann ich in Ewigkeit keinen Charakter aus dir machen. Du mußt vor allem wissen, was du willst und sollst, und mußt wissen, von wem du's lernen kannst. Die Politisirereien, um nicht zu sagen Fuchsschwänzereien, die ihr statt unwandelbarer Ueberzeugung und statt aufrichtigen Glaubens angenommen habt, mußt du schon gleich lassen. Grundsätze brauche ich, helle, feste, unerschütterliche Grundsätze, sonst kann ich aus dir nie einen Charakter machen. Kannst du das nicht lassen, an jeder Gewißheit zu mäkeln und zu deuteln, hast du nicht so viel Geradheit, daß du das, was du einmal geglaubt und als gut erkannt hast, auch festhältst, und wenn du allein stehen müßtest, lässest du dir gar von deiner Zeit den armseligen Grundsatz einreden, daß zweifeln und immer wieder zweifeln vornehmer sei als glauben auf ehrliche Gründe und eine zuverlässige Autorität hin, dann ist es nicht der Mühe werth, daß wir unsere Zucht beginnen. Darum habt ihr keine Charaktere mehr, weil ihr keinen Glauben, keine unveränderliche Ueberzeugung mehr habt. Dieses euer Zweifeln ist der Grund aller eurer Charakterschwäche[1], der Anfang aller Sünde[2], der Niedergang des Volksgeistes[3]. Vor ihm solltet ihr fliehen wie vor dem leibhaftigen Bösen[4]. Auf Zweifel baut man nie ein Haus, am wenigsten das eines Charakters. Auf Ungewißheit steht kein Pfosten fest. Unter einem wankenden Dach legt sich kein vernünftiger Mensch schlafen. Der Zweifler

---

[1] Parzival 1, 1 f.; 350, 30 (Bartsch 7, 390). Hartmann von Aue, 1. Büchlein 1799 ff.

[2] Meister Kelin 3, 9 (Hagen, Minnesinger III, 24).

[3] Kaiserchronik 429 f.

[4] Parzival 119, 25 ff. (Bartsch 3, 112 ff.) Walther von der Vogelweide 78, 47 f. (Pfeiffer). Der arme Hartmann, Vom Glauben 1137 ff.

würde nie fertig, und wenn Gott selber an ihm baute [1]. Soll ich einen festen und dazu hübschen [2] Charakter aus dir bilden, so laß das Zweifeln. Mit einem kranken Kopfe, in dem sich alles dreht, wie wenn er im Fieber läge oder betrunken wäre, bringen wir nie einen Charakter fertig. Ohne Grundsätze, ohne feste Ueberzeugung, kurz, ohne Glauben können wir folglich mit der Bildung des Charakters auch nicht einmal beginnen.

Bei einem so energischen Entweder-Oder, wie diese mittelalterlichen Eisenmänner es führen, ist schwer zu entrinnen. Es bleibt uns also nichts übrig als zu sagen: Ja! wohlan denn, wir wollen glauben, wir wollen unsere Grundsätze nach der unveränderlichen Richtschnur des Glaubens einrichten. Was müssen wir nun aber weiter thun, um schließlich zum Charakter zu kommen? Was dann noch? fragt unser Ritter ganz verwundert. Was anderes als Wort halten? Was anderes als Ernst machen? Was anderes als thun, was ihr glaubt? Was anderes als treu bleiben der Ueberzeugung und dem gegebenen Worte? Ihr wißt, was ihr versprochen habt. Ihr habt zugesagt, ihr wollet die Wahrheit Herr sein lassen über euch, mehr noch, in euch. Damit ist alles gewonnen. Von einem Manne, von einem jeden, der nach Charakter strebt, setze ich voraus, daß er der erkannten und gelobten Wahrheit, daß er seinem Worte, daß er sich selber treu bleibe. Ich sage, sich selber. Denn wenn er von seiner einmal gewonnenen Ueberzeugung abläßt, wenn er gegen den Glauben, dem er zugeschworen hat, denkt und spricht, wenn er gegen Gott handelt, wem anders wird er untreu als zuvörderst sich selber? [3] Un-

[1] „Zweifel Baumeister“ von Reinmar von Zweter 2, 173 (Hagen, Minnesinger II, 208). Lindemann, Blumenstrauß von geistl. Gedichten des Mittelalters 76. Vgl. Hagen III, 423, 4.

[2] Der Rubin 8, 1 (Hagen, Minnesinger I, 314).

[3] Ulrich von Singenberg 28, 1 (Hagen I, 298).

treue aber ist jeder Tugend[1] und jeder Charaktervollendung Tod. Treue, und Ueberzeugungstreue vor allem, ist die Grundbedingung der Mannesehre[2], die Mutter jeder Tugend[3], ein Siegel, ein Schloß und starker Riegel für alles Gute, das sich in einem Menschen findet[4]. Treue und Wahrheit gehören unzertrennlich zu einander[5]. Wenn wir von Charakter sprechen, so versteht sich Treue, das heißt Unterwerfung unter die erkannte Wahrheit, Hingebung an die unerschütterlich feststehenden Grundsätze des Glaubens, der ebenfalls keinem Wechsel unterliegt, so sehr von selber, daß jedes Wort überflüssig erscheint. Wenn es zu euern Zeiten noth geworden sein sollte, euch Treue erst besonders zu empfehlen, so bedauere ich euch von Herzen. Da rühme ich mir unsere Tage. Damals pflegte man im Sprichworte zu sagen, daß es sich kaum denken lasse, es könnte einer, der nur einmal mit prüfenden Lippen gekostet hat, was Treue ist, je wieder von ihr lassen[6].

Gegen diese zweite Forderung ist nun freilich noch weniger ein Einspruch möglich als gegen die erste Zumuthung. Diese alten Ritter machen mit der Zunge fast noch weniger Umstände als mit der Lanze. Fast kleinlaut und im Herzen uns schämend, daß wir doch ein so ganz anderes Geschlecht geworden sind, fragen wir unsern Lehrmeister im eisernen Panzer zum dritten Male: Aber Herr Ritter! Wir haben Euch gebeten, Ihr sollet uns lehren, wie man ein Charakter werden kann. Ihr habt nun erst von Grundsätzen und dann von

---

[1] Joh. von Rinkenberk 2 (Hagen, Minnesinger I, 339).

[2] Hermann Damen 3, 7 (Hagen, Minnesinger III, 164).

[3] Walther von Breisach 1, 6 (Hagen II, 141).

[4] Hugo von Langenstein, Martina 25, 28 ff. (Keller 62). Vgl. Joh. von Rinkenberk 1.

[5] Friedr. von Sonnenberk 1, 22 (Hagen III, 72).

[6] Kuonrât, Rolandslied 1975 f. Heinr. von Meißen (Frauenlob), Spr. 205, 1 f. (Ettmüller 126). Boppe 9 (Hagen II, 386).

That- und Ueberzeugungstreue gesprochen. Aber damit haben wir noch immer keinen Charakter. Wann kommen wir also zum Charakter selber? Diese Frage hätten wir nicht thun sollen. Ach, spricht der Degen, und eine Wolke deckt sich über seine charaktervollen Züge, nun sehe ich erst, wie ferne ihr dem noch seid, was ich euch lehren soll. Habe ich euch nicht bereits alles gesagt? Oder muß ich euch das noch eigens sagen, daß ihr eben bei dem, was ihr begonnen habt, bleiben müßt, bleiben nicht bloß in Gesinnung, bleiben vor allem in der That, bleiben unter allen Schwierigkeiten, bleiben, so lange es eine Pflicht zu erfüllen gibt, bleiben bis zur Vollendung, bleiben, um alles mit einem einzigen, guten, edlen Worte zu sagen, das uns Alten so heilig und theuer war wie das Leben selber, in Stäte? Was hilft aller gute Anfang, wenn einer von ihm wieder absteht?[1] Ist nicht bei weitaus den meisten der Grund, warum sie ihr Ziel verfehlen, weit weniger Bosheit als vielmehr Unstätigkeit im Guten?[2] Wie wenig bedarf einer, wie sehr ist es zuletzt gleichgiltig, welche Gaben er hat, welchen Beruf er erfüllt, wenn er nur in Stäte bleibt! Es mag groß sein oder klein, was einem gegeben ist und was er thut, es wird doch was Ganzes daraus, ist er nur stätig im Guten und in Ehren[3]. Zu unseren Zeiten schärfte die Mutter schon dem Kinde, dem Mädchen sogar, als höchste Tugend die Stätigkeit ein[4]. So hoch wir die Frauen auch ehrten, wir schätzten sie doch nur dann, wenn sie mit der ersten Tugend ihres Geschlechtes, der Sittsamkeit, die höchste des ganzen Menschen-

[1] Bernard., Ep. 129, 2. Titurel (Hahn) 529, 1 ff.

[2] Thomasin von Zerkläre, Der wälsche Gast 1816 ff. 2530 ff. 4345 ff. Marner 15, 25 (Hagen II, 253).

[3] Heinrich von Meißen (Frauenlob), Spr. 381 (Ettmüller 215 f.).

[4] Die Winsbekin 13, 3; 18, 3 ff. 39, 2 (Haupt). Heinr. von Meißen, Spr. 44, 4 (Ettmüller 53).

geschlechtes [1], die Stäte vereinten [2]. Das größte Lob aber, das man einem unserer weltlichen Ritter geben konnte, wenn man ihm schmeicheln wollte, lautete: Du hast einen stätigen Muth [3]. Um so mehr setzte man damals bei einem christlichen Helden, den ja alle Tugenden zieren mußten [4], die Stätigkeit voraus [5], da ohne sie keine Tugend als vollendet gelten kann [6]. Galt uns Wahrheit und Gewißheit als Grundlage, und Ueberzeugungstreue als das sichere Schloß und der Schutz alles Guten im Menschen, so erblickten wir die Vollendung eines tugendhaften Lebens, einen Charakter, erst in jener unwandelbaren Festigkeit [7] der Gesinnung, dem Nachbild der Unwandelbarkeit Gottes [8], die nur durch beharrliche Treue in der einmal erkannten Wahrheit und durch Ausdauer und Uebung des Willens in jeder gesinnungstreuen guten That mit der Zeit erworben werden kann [9]. Nun wisset ihr, wie wir im Mittelalter Charakter verstanden und wie wir ihn zu lernen versuchten. Geht hin und thut es uns nach. Aber denket nicht, daß man sich einen Charakter in ein paar Tagen ausbilden könne, und daß es mit einigen Kunstgriffen fürs Denken und Handeln schon gethan sei, sondern wisset, daß Bildung des Charakters eine Arbeit fürs Leben, fürs ganze Leben, und daß

---

[1] Willehalm v. Heinzenburk 4, 1 (Hagen, Minnes. I, 304). Hugo v. Langenstein, Martina 22,111 (Keller 56). Thomasin 1457.

[2] Thomasin 990. 1013. 1069. 1417 u. a. m.

[3] König Rother (Rückert 1255).

[4] Kaiserchronik 15102 (Maßmann II, 394).

[5] Kaiserchronik 15096 (Maßmann II, 394). Kuonrât, Rolandslied 214. 4522 f.

[6] Hugo von Langenstein, Martina 23, 40 ff. (Keller 57). Zingerle, Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter 150 f.

[7] Bernard., De div. s. 41, 10. Hugo von Langenstein, Martina 23, 23 ff. (Keller 57).

[8] Bernard., De div. s. 111, 7; De consider. 5, 14, 31.

[9] Thomasin 4345 ff.

Charakter alles ist, was zum innern Leben gehört, mit anderen Worten: der ganze innere Mensch.

9. Fürs ganze Leben und der ganze innere Mensch! Das ist eigentlich die größte Schwierigkeit für uns und das, worin wir von unseren Ahnen am meisten zu lernen haben. Immer und überall, wo wir die Sonde ansetzen, entdecken wir darin das größte Unheil der modernen Bildung, daß sie fast grundsätzlich, trotz aller der unzähligen Lasten, mit denen sie den Geist beschwert, nur eine einzige Seite des Menschen ausschließlich erfaßt. Bald ist es die Einbildungskraft, welche sie einseitig anregt, bald der Verstand, bald das Gefühl — am seltensten der Wille —, aber nie alles zumal, nie der ganze Mensch. So wächst ein Geschlecht heran von gefühllosen Verstandesmenschen und rationalistischen Kritisirern, die sich vor lauter Räsonniren und Zersetzen selbst um das Einzige bringen, worauf sie glaubten Anspruch erheben zu dürfen, um die gesunde Vernunft, oder aber ein Geschlecht von willensunfähigen Gefühlswesen, von Phantasten ohne Kopf und Kraft, ohne Maß und Selbstbeherrschung, ohne Ernst, ohne Tiefe, manchmal auch ein Geschlecht, das unbändigen Starrsinn und vernichtenden Trotz für Willensstärke ausgibt, nur nie ein Charakter, weil nie ein ganzer Mensch. Das aber ist ohne Frage das größte Unheil, welches einer Zeit begegnen kann. Aller andere Schaden läßt sich später zur Noth wieder ausgleichen. Ist aber in der Erziehung einmal durch diese Einseitigkeit an einem gesündigt worden, so hängt sie einem zeitlebens an und macht alle Bemühungen um Charakterbildung fast immer wieder vergeblich.

Daß diese Anklage wider unsere Zeitbildung aber auf Wahrheit beruht, das ist leider unläugbare Thatsache. Ist es doch so weit gekommen, daß man Einseitigkeit als die erste Bedingung eines Charakters verlangt![1] Wie oft wird das Wort

[1] Vgl. Band I. (2. Aufl.) 21, 6. S. 753.

des Halbirren wie eine selbstverständliche Wahrheit nachgebetet, jenes unheilvolle Wort, das es als Unmöglichkeit hinstellt, Gewissen und kräftiges Handeln, besonnenes Ueberlegen und Wärme des Herzens zu einem Ganzen in That und Leben zu vereinbaren! Wir meinen die bekannten Verse, die wir nie ohne Entrüstung hören, wenn sie im Ernste gesprochen werden:

Wir alle werden feige vor Gewissen,
Der natürlich frischen Farbe des Entschlusses
Wird des Gedankens Blässe angekränkelt,
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
Durch solche Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
Verdienen kaum den Namen mehr von Thaten [1].

Und dann klagt man Gott im Himmel an, daß er in alten Zeiten Eisen wachsen ließ und Felsen zu Gebirgen thürmte, uns aber keine Männer, keine Charaktere mehr schicke! Bei Gott, das ist Ungerechtigkeit! Ist Gott schuld daran, daß wir sein Richtscheit wegwerfen und darum nicht mehr zimmern und bauen können? Könnten wir uns nicht an der Hand seines Gesetzes heute noch ebenso gut zu Charakteren bilden, wie es ehedem möglich war?

Wenden wir doch nur unsere Blicke aufmerksam und mit der Absicht zu lernen auf jene, die sich vor uns zu so maßvollen Charakteren dadurch gemacht haben, daß sie ihren Geist nach Gottes Lehre gebildet und ihren Willen nach seinem Gesetze geordnet haben! Wenn es ihnen gelang, warum soll es uns nicht gelingen, ein Leben aus einem Gusse zu schaffen, den innern wie den äußern Menschen nach einem Gesetze zu bilden, Glauben und Leben, einen regsam forschenden Verstand und einen vor nichts zurückschreckenden Willen, Unbeugsamkeit des Gewissens mit Gelehrigkeit des Geistes, die Erfüllung der kleinsten irdischen Pflichten mit der Hingabe unseres ganzen

[1] Shakespeare, Hamlet 3, 1.

Wesens an Gott, Sorge für unser Seelenheil und für Gottes Ehre vor allem mit Hingabe an den Dienst aller, die unserer Hilfe bedürfen, Verzicht auf Ruhm und Anerkennung der Welt, Gleichgiltigkeit gegen Urtheile und Drohungen wie gegen Versprechungen und Spott der Menschen mit zuversichtlichem Hoffen auf ewigen himmlischen Lohn und demüthigem Geständniß unseres Unwerthes, Geradheit, Wahrheit, Schlichtheit und Einfachheit mit Hochherzigkeit, Besonnenheit, Maß und Klugheit, Treue gegen die einmal erkannte Pflicht, gegen die einmal gefaßten Vorsätze, gegen die einmal begonnenen Unternehmungen, warum, sagen wir, sollte es uns nicht gelingen, dies miteinander in Einklang zu bringen? Alles das muß sich in ungezwungener Uebereinstimmung finden, sonst fehlt es uns an Charakter. Das ist schwer, ohne Zweifel; daß es aber keine Unmöglichkeit ist, zeigt uns das Beispiel von Tausenden, in welchen das Christenthum Wahrheit geworden ist.

Man sieht, der Mensch muß vieles werden, damit er etwas ist, und er muß immer und überall sein, was er irgendwo einmal war. Noch mehr: der Mensch muß alles sein und alles auf einmal und alles in Einheit, und er kann es sein, wenn er anders Eines ist und immer dieses Eine, er selbst. Und das ist er und bleibt es immer und überall, wenn er alles, was er ist, und alles, was er thut, aus seinem Innern hervorbringt, ohne sich selber auszuleeren oder anders zu werden. Das aber kann nur sein, wenn er so fest in Gott gegründet ist, daß er immer und überall aus Gott schöpft, in Gott lebt und nimmermehr aus Gott heraustritt. Das ist das große Geheimniß des Charakters.

10. Daß nun aber dieses alles nicht so leichten Kaufes zu erwerben ist, das haben wir bereits zugegeben. Charakter wird weder dem natürlichen Menschen angeboren, noch auch dem zum übernatürlichen Leben bestimmten Christen schon als fertige Gabe Gottes wie zum Taufangebinde in die Wiege

gelegt. Charakter ist die Frucht langer Arbeit, ja der Arbeit des ganzen Lebens. Von einem fertigen Charakter an einem lebenden Menschen zu sprechen ist im Grunde so wenig möglich als von vollendeter Tugend. Würde es uns gestattet, einen Blick in die Brust eines Mannes zu werfen, den wir als Muster eines durchgearbeiteten Charakters verehren, es würde uns sein, wie wenn wir in die Werkstätte eines großen Meisters getreten wären, eben da er im Begriffe steht, seinem Modelle die letzte Vollendung zu geben. Wo unser ungeübtes Auge glaubt, die höchste Feile bewundern zu sollen, da findet der Künstler noch ganze Stücke abzuschneiden und anzufügen; so kommt er an kein Ende mit Glätten der Unebenheiten und mit Ausgleichen von Unvollkommenheiten. Daher jenes ewige Seufzen und Ringen der vollkommensten unter unseren Heiligen. Der hämische Geist weltlicher Kritik glaubt ihre eigenen Geständnisse über ihre Unvollkommenheit und Halbheit als Zeugnisse gegen ihren Glauben aufgreifen zu können. Er ahnt nicht, welch hohes Lob er damit dem christlichen Glauben spricht, der seinen Bekennern ein so unermeßliches Feld von erhabenen Pflichten eröffnet hat, daß selbst die vollkommensten Charaktere sich in diesem Lichte wie ungebildet und halbvollendet erscheinen.

11. Aber wenn es so wichtig ist, seinen Charakter zu bilden, so hängt alles von der Antwort auf die Frage ab, wie das zu geschehen hat. Woran müssen wir anknüpfen, wovon ausgehen, was entwickeln und ausbilden? Ohne allen Zweifel muß die Natur des Menschen den Ausgangspunkt bilden. Was wir stets, wo es sich um die Bildung des Menschen und des Christen handelt, festgehalten haben, das gilt auch vom Charakter. Der oberste Grundsatz aller Bildung lautet, daß jede gesunde Entwicklung sich auf die natürlichen Anlagen und die Neigungen, die einem angeboren sind, stützen muß. Indes das ist sehr einfach zum Aussprechen,

aber sehr schwierig in der Ausführung. Wer sagt einem, ohne sich zu irren und ohne einen zu betrügen, was Natur und Unnatur, was berechtigter Vorzug, was natürliche Anlage, was gemachte Eigenheit, was gefährlicher Auswuchs einer vernachlässigten Neigung ist? Wer in diesen Dingen sich selber berathen will, der folgt einem Blinden; denn ein Richter in eigener Sache ist immer mit Blindheit geschlagen. Wie oft pflegen wir mit besonderer Vorliebe eine Neigung unserer Seele, die wir uns als völlig harmlos, ja als berechtigt vorstellen! Aber auch wie mancher Lehrmeister, wie manches Buch hat in unserm Herzen Regungen wachgerufen und uns als unverfänglich hingestellt, an denen wir schließlich nichts Bedenkliches mehr fanden, nachdem man sie uns also gepriesen hatte, und welche Stürme hat uns das später gebracht! Wie bitter sahen wir uns enttäuscht! Da bedarf es also eines zuverlässigen Rathgebers, der weder selber irren noch auch uns irre führen kann. Nur ein Licht, das heller leuchtet als das der menschlichen Vernunft, nur übernatürliche Erleuchtung, der unser eingeborenes Verderben ebenso klar liegt wie das Ziel unserer höchsten Vollendung, kann in die Abgründe des Herzens und der Natur hineinleuchten und den Weg zu unserer Vollkommenheit beleuchten, so daß wir nicht fehl gehen. Nur ein Führer, der unbestechlich durch Menschenrücksichten und völlig unparteiisch den Zumuthungen der Natur gegenübersteht, kann uns lehren, was echte Natur ist und was wider sie verstößt, was wir ausbilden, was wir ausscheiden, wie wir uns entwickeln sollen.

Jedoch auch mit bloßem Rath und mit der besten Lehre allein erzieht man noch keinen Charakter. Ein Erzieher, der nur Worte und nicht auch Kraft hat, um seine Lehre durchzusetzen, ist das Verderben dessen, den er bilden soll. Darum finden wir so wenige Charaktere auf der Erde, weil so wenige das Glück hatten, einen Meister zu finden, welcher das Herz

von Grund aus kannte, welcher es aber nicht bloß verstand, sondern welcher auch die Kraft besaß, unerbittlich alle Verderbnisse der Natur, auf die er im Worte hingewiesen, in der That bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel zu verfolgen und von dort auszutreiben. Wie soll ein gerader Charakter aus der Verschrobenheit herauswachsen, die unserm Herzen fast wie natürlich wird, sobald es sich gehen läßt, wenn uns nicht eine feste Hand die Wohlthat erweist, uns gerade zu biegen? wie ein fester Charakter ohne eine Zucht, die ihre Zwecke kennt und die uns mit fester Hand trotz aller unserer Versuche, zu entkommen, auf unser Ziel hinlenkt?

Indes wir brauchen nach dieser unentbehrlichen Wohlthat nicht lange zu fragen. Jeder kennt diesen untrüglichen Lehr- und Zuchtmeister. Die fürwahr sind die letzten, welche sich darauf ausreden können, sie hätten nichts von ihm gewußt, die, sagen wir, welche ihn eben darum so ängstlich fliehen, weil ihnen seine Hand zu strenge dünkt. Es ist der christliche Glaube mit allen den Mitteln, die er und nur er besitzt, um uns ins Herz hineinzugreifen, der Glaube mit jener Uebermacht über unsere menschlichen Halbheiten und Schwächen, welche der beste Beweis für seinen übermenschlichen Ursprung ist. Vor ihm ist selbst die unergründliche Schlauheit der Eigenliebe und Eitelkeit, diese eigentliche Wurzel aller Charakterfehler, ohnmächtig. Er besitzt ein Mittel der Charakterbildung wie kein anderer Meister ein zweites besitzt, ein Mittel, daß ihm eine Kenntniß des Herzens verschafft, wie sie nie ein Psychologe besessen, ein Mittel, das auch dorthin noch Zutritt hat, wohin keine menschliche Macht mehr dringt, in die geheimsten Gedanken, die verborgensten Wünsche und Regungen des Herzens, ein Mittel, welches der geschworene Feind aller Schmeichelei und Heuchelei gegen uns selber, ein Mittel, welches der Tod der Ehr- und Ruhmsucht, der Selbstliebe, der Selbsttäuschung ist. Dieses unschätzbare, dieses unvergleichliche Mittel der Charakterbildung

ist — man staune nicht, daß wir wiederum dieses kühne Wort sprechen — kein anderes als abermals das Institut der Beichte. Hätte die Beichte gar keine andere Bedeutung — sie hat deren freilich noch unendlich höhere — als diese, daß es das mächtigste und unbestechlichste, oft das einzige Mittel zur Läuterung des Charakters ist, schon dann allein vermöchten wir Gott nicht genug für sie zu danken. Sogar solche, die für ihre Person dieses Mittel fürchten wie der Krebsleidende das Messer des Arztes, wissen es gleichwohl unter diesem Gesichtspunkte wohl zu würdigen, wenn sie ein Kind in den Händen haben, an dem alle Versuche der Erziehung zu scheitern drohen. Es ist freilich oft ungerecht genug, vom Priester zu verlangen, daß er in fünf Minuten an einem Kinde, das man ihm zur Beichte wie zur äußersten Strafe zuführt, gut machen soll, was durch zehn Jahre einer verkehrten Erziehung, einer planmäßigen Zerrüttung der ganzen Charakteranlage an ihm gefehlt worden ist. Indes es liegt darin wenigstens das Geständniß, daß der Beichte eine Macht der Charakterbildung innewohnt, die selbst dann noch Hoffnung auf Erfolg bietet, wenn alle übrigen Zuchtmittel nicht mehr verfangen.

Freilich, damit die Beichte diesen Zweck erfüllen könne, muß eine dreifache Bedingung vorausgesetzt werden. Diese Wirksamkeit kann sie nur dann üben, wenn sie erstens nicht bloß als eine dem freien Belieben anheimgestellte Uebung, sondern als unumgängliches Gebot aufgefaßt wird. Wo sie nicht als Verpflichtung anerkannt wird, und zwar als heilige, göttliche Verpflichtung wider den, welcher Herz und Nieren durchforscht, und zweitens als Verpflichtung, alles, das Erste und das Letzte, was in unserm Innern sich regt, die That wie die Gesinnung, das Offenkundige wie das Geheimste, und dieses gerade vor allem, ungeschminkt aufzudecken, da muß sie verderblicher wirken, als wenn sie gar nicht benützt würde. So freilich mißbraucht — und was versteht nicht der Mensch zu

mißbrauchen! — kann sie nur vollends den Charakter verderben, indem sie statt Geradheit erst recht Verstellung und Selbstbetrug fördert. Das Dritte endlich, was vorausgesetzt werden muß, soll die Beichte sich als die Wohlthat erweisen, die sie wirklich werden kann, ist gerade das, was der kurzsichtige Stolz des Herzens an ihr als das Demüthigendste empfindet. Es ist die Forderung, daß sie unter den Gewahrsam einer überlegenen Autorität gestellt wird. Eine Anklage vor einem, dem ich nur als theilnehmendem Freunde mein Herz eröffne, kann zwar die Last etwas erleichtern, die mir auf die Seele drückt, aber bessern und heilen, das kann eine solche Beichte nie. Nur wo sie vor einer Gewalt geschieht, die im Namen der unbestechlichen Gerechtigkeit uns die Wahrheit über uns sagt, rügt, was zu rügen, straft, was zu strafen ist, und uns im Auftrag Gottes Mittel der Läuterung und der Besserung vorschreibt, da kann sie die Hoffnungen, welche man mit Recht auf sie setzt, erfüllen.

12. Uebrigens würde uns trotz allem wenig damit gedient sein, daß wir an dem Glauben den sichersten Unterricht, an der Kirche den besten Zuchtmeister zur Charakterbildung haben, wenn wir nicht die Möglichkeit hätten, den Charakter, zu dem wir uns bilden sollen, lebendig vor uns zu sehen. Glücklicherweise ist das Christenthum so reich an vollendeten Charakteren, daß jeder die Auswahl von mustergiltigen Vorbildern hat, die es ihm leicht machen, an sich selbst nachzuahmen, was sie ihm vorgezeigt haben. Sie selber aber sind alle wieder Nachbilder des unvergleichlichen Charakterideales, von dem sie aller Mühe ungeachtet nur einen kleinen Theil der Vollkommenheit sich aneignen konnten. Darum ist für alle ohne Ausnahme das einfachste Mittel der Charakterbildung die thätige Nachahmung des Herrn. Ohne Christus nie ein ganzer Mensch. Nur in Christus, nur nach Christus ein vollkommener Charakter. Auch die Welt bildet ihre Charaktere, wir geben es ja neidlos zu,

ehrenwerthe, in vielen Dingen nachahmungswerthe Charaktere, aber fast immer, ja wir dürfen es sagen, unvermeidlich einseitige Charaktere. Sie macht es eben, wie sie es versteht und wie sie von Menschen menschlich erdachte Grundsätze verwirklicht sieht. Der Christ aber hat an seinem Erlöser das Urbild der höchsten Vollkommenheit, des schönsten Ebenmaßes, der gleichmäßigen Entfaltung aller Tugenden vor sich, und darum ist es für ihn, wenn er stets auf dieses hinblickt, ungleich leichter, sich selbst harmonisch zu entwickeln, als für einen jeden, der so unglücklich ist, den Herrn nicht zu kennen oder verloren zu haben.

Man lobe uns also immerhin die Griechen als das Volk der Plastik. Sie mögen dieses Lobes genießen. Aus kostbarem Steine einen starren, geistlos blickenden Schein des Lebens zu meißeln, ja, das haben sie wunderbar verstanden. Aber damit haben sie dem Christen, der seine Aufgabe kennt, nichts weggenommen, denn er hat einen viel edlern Beruf als den des Bildhauers. Seine Kunst muß sich darin zeigen, daß er aus Lehm der Erde und aus einer Seele voll von Leidenschaften und von Unvollkommenheiten einen vollendeten Charakter, einen ganzen Menschen bilde. Das haben weder die Griechen noch überhaupt die Alten zu Stande gebracht. Niemand wird sich darüber wundern. Wer nie ein Vorbild makelloser Vollendung geschaut hat, wie soll man von dem ein mangelloses Nachbild erwarten? Der Christ aber ist so glücklich, ein solches Urbild der Vollkommenheit vor sich zu haben. Indes die alten Weisen sich vergebens nach einem Ideale umsahen, an dem sie ganz und lebendig schauen konnten, was sie nur halb und im Dunkel ahnten, hatte der Christ von frühester Jugend auf, da noch sein weiches Herz für jeden Eindruck bildsam war, ohne Unterlaß vor sich das unvergleichliche Bild einer Größe, einer Stärke, einer Anmuth, einer Fülle und Tiefe des Charakters, die, wenn auch nur einmal flüchtig

erblickt, in Ewigkeit nie wieder aus der Erinnerung verschwindet, auf ewig zur Nachahmung auffordert und begeistert. Möge kein Christ so unselig sein, je zu vergessen, zu was ihn dieses Musterbild verpflichtet! Möge es jeder als die Aufgabe seines Lebens erkennen, durch unaufhörliche Arbeit an der Veredlung seines Charakters dem göttlich-menschlichen Vorbilde, nach welchem er sich nennt, Ehre zu bereiten! Die Menschheit hat es genugsam versucht, wohin sie mit sich selber kommt; es kann uns nicht schwer fallen, uns zu überzeugen, daß der Mensch, wenn er sein eigenes Original sein will, zuletzt zur Karikatur wird. Lernen wir durch das Mißgeschick der Welt, lernen wir von dem Beispiel der wenigen wahrhaft Gelungenen! Soviel sich der Mensch von Christus zu eigen gemacht hat, soviel hat er Charakter, soviel ist er reiner Mensch. Nachdem wir also das Bild des irdischen Menschen getragen haben, richten wir alle Mühe darauf, uns nach dem Bilde des himmlischen umzugestalten! [1]

[1] 1 Kor. 15, 49.

Siebzehnter Vortrag.

Die Bildung des Gemüthes.

1. In einer Gesellschaft, die sich zufällig einmal — man zählte bereits das letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts — in dem Gefängnisse eines Bahnwagens zusammengefunden hatte, kam das Gespräch auf die Frage, woran unsere Zeit am meisten Mangel habe, und was am schwersten unter allen ihren Schäden wieder gut zu machen sei. Ohne alles Bedenken, sagte eine Dame, ein Kind der großen Nation, nenne ich da die Männer. Ich habe selber jene furchtbare Kriegserklärung gehört, welche der größte unserer neueren geistlichen Redner am 10. Februar 1853 von der Kanzel zu Saint-Roch herab der Demoralisation des zweiten Kaiserreichs entgegen schleuderte [1]. Seitdem zweifle ich keinen Augenblick mehr, daß es in der Welt nie besser werden wird, solange wir nicht wieder Männer haben werden. Aber, das ist eben die große Frage, wer wird uns Männer geben? Wer anders, antwortete mit der unnachahmlichen Mischung von Feinheit und Bestimmtheit, die seiner Nation eigen ist, ihr Gegenüber, ein ausgedienter englischer Offizier, wer anders als die Frauen? Glauben Sie nicht, Verehrteste, daß wir nur deswegen keine Männer haben, weil uns die Frauen fehlen, die zu Hause den Männern das ersetzen, was ihnen der Zwang des öffentlichen Lebens raubt?

[1] Année Dominicaine n. 189. Paris, Poussielgue (1876), 90 ss.

Hätten wir nur Frauen, dann würden wir bald auch wieder Männer besitzen. Haben Sie nicht selber schon öfter beobachtet, wie die Frau, sobald sie sich in der jetzt üblichen Weise an die Oeffentlichkeit drängt, gründlicher entartet und mehr verdirbt als der Mann? Und sie verwickelten sich alsbald mit aller Artigkeit und Liebenswürdigkeit in eines jener ausgangslosen Gespräche von früher und später und mehr und minder, das unvermeidlich jedesmal die Folge ist, so oft Mann und Weib auf Adam und Eva oder auf eines ihrer Kinderpaare zu sprechen kommen, heiße es nun Paris und Helena oder Tristan und Isolde oder Romeo und Julie. Endlich nahm ein Mönch — Name und Orden thun nichts zur Sache — das Wort und stillte das Gefecht, indem er sprach: Es fällt mir zwar nicht ein, die Berechtigung der beiden soeben vorgetragenen Ansichten anzustreiten. Indes, so scheint mir wenigstens, entbehrt unsere Zeit eines noch weit wichtigeren, weit unentbehrlicheren, weit schwerer zu ersetzenden Gutes, als woran Sie bisher gedacht. Was uns am meisten fehlt und was wir am schmerzlichsten vermissen, das sind nach meiner Ansicht Kinder, das heißt Kindheit und Kindessinn. Daß die Jugend schon die Lebensfreudigkeit eingebüßt hat, noch ehe sie das Leben zu genießen beginnen konnte, das ist eine traurige Thatsache und eine schwerwiegende Anklage gegen die heute bestehenden Lehr- und Erziehungsmethoden[1]. Sind Sie noch nie des Weges gegangen, wo die Mädchen eben aus der Schule kamen? Ist Ihnen da der Unterschied von ehedem und jetzt nicht augenblicklich aufgefallen? Wo ist jenes zwanglose Wesen dieser pausbackigen Mädchen von ehemals, das Gegenstück zu den glücklichen männlichen Flegeljahren der Knaben? — Sie lachen über dieses Wort! Einstmals glaubte man, wenn man die Kinder sah, sie wollten mit ihren strahlenden Augen, mit ihrem

---

[1] Masaryk, Der Selbstmord 176.

glühenden Gesichte aller Welt entgegen fliegen, um nicht zu sagen, um den Hals fallen. Niemand von uns fand daran etwas zu tadeln. Wir konnten vielmehr herzlich lachen über diesen täppischen Ungestüm. Und mit Recht. Denn er war ein Zeichen der Unbefangenheit und der innern Zufriedenheit. Nun beobachten sie aber das jetzt heranwachsende Geschlecht! Welches Kind, das einen Rest von Natürlichkeit in sich trägt, wird nicht froh sein, wenn die Stunde schlägt, welche das Lernen abbricht? Welcher Kenner der menschlichen Natur wird es einem jungen Wesen verdenken, ja ich sage noch mehr, wird es nicht geradezu von ihm erwarten, daß in dem Augenblicke, da es nach stundenlanger Einschränkung Luft und Freiheit wiederfindet, das Ueberwallen der unverdorbenen Lebenslust und des kindlichen Muthwillens sich gerade so äußert, wie wir im Frühlinge die jungen Thiere nach langer Haft im Stalle zum erstenmal das Freie begrüßen sehen? Und unsere Mädchen, die aus der Stunde kommen, geberden sich, als ob sie noch mit Sinn und Herz auf den Schulbänken zurückgeblieben wären. Ich weiß nicht, ist das Verstellung, um sich vor den Vorübergehenden groß zu machen, oder ist es ein Zeichen, daß sie in der Schule lebensmüde und todt geworden sind. Aber ich bitte Sie, nur selber einmal Beobachtungen darüber zu machen, ob es noch natürlich ist, wie sie mit gewichtiger Miene und gravitätischem Schritte nicht heimeilen, sondern gleich Professoren mit den Fußspitzen tastend und sich wichtig machend nach Hause philosophiren. Ist es nicht gerade, als wollten sie mit ewig gespreiztem Fuße, mit dem geknickten Nacken und den spitz hinaufgezogenen Schultern und dem steifen gnädigen Knixe jedem Vorübergehenden das Bein stellen und durch das weit vernehmliche, berechnete Schleifen der Sohlen vor sich herrufen: Achtung! nun komme ich? Fragt man sich nicht unwillkürlich: Ach, wer wird die Sonne aufgehen und uns Kohl wachsen lassen, wenn ihr einmal nicht mehr seid? Es ist etwas Greisen-

haftes an unseren Mädchen, von kindlicher Natürlichkeit kaum eine Spur mehr. Und wir selber sind allem Ungekünstelten derart fremd geworden, daß, wenn je einmal kindische Laune und ungezwungene Einfalt sich durch diesen Eisenpanzer von steifer Förmlichkeit hindurchdrängt, wir uns fast verletzt fühlen und es ihnen sofort als Ungezogenheit verweisen. Statt uns zu freuen, wenn einmal so ein Kind sich recht naiv vergißt, erschrecken wir darüber wie über die größte Unanständigkeit und legen ihm noch Strafe dafür auf. Wahrhaftig, ich bedaure diese armen Mädchen. Ich nehme die Knaben von meinem Bedauern nicht aus. Sie zwar haben an ihrer glücklichen naturwüchsigen Roheit einen unverwüstlichen Schützer für ihre Kindheit. Aber doch, kann man diese altklugen Meister, diese frühreifen Alleswisser noch eigentlich Kinder nennen? Zu was sollen sich diese Armen auswachsen, wenn nicht zu jenen blassen, eingebrochenen Jünglingen, die allenthalben auf den Straßen unserer Städte geistern, Jünglingen, die im Frühlinge des Lebens am Leben satt und nach dem Siechthum lüstern geworden, Jünglingen nach Art des bedauernswerthen Leopardi, Jünglingen gleich Greisen, nicht jenen Greisen von ehemals, an denen wir uns als Kinder verjüngt haben, sondern Greisen, sich selber unerträglich und der Welt eine Last, da sie sich ausgelebt, ja überlebt haben. In den guten alten Zeiten sagte man:

Singen, springen soll die Jugend,
Das Alter walten alter Tugend [1].

Jetzt hat sich das nahezu ins Gegentheil verkehrt. Ich sage nicht, daß das heute zum erstenmal so geworden ist. Ich kenne die Geschichte zur Genüge, um zu wissen, daß es ähnliche Erscheinungen auch früher gab. Aber das entschuldigt uns nicht und macht uns nicht besser. Schon zu Anfang des

[1] Freidank 52, 4 f. (Bezzenberger 114).

vierzehnten Jahrhunderts klagt Hugo von Trimberg, daß die Jugend jetzt so frühreif und altklug werde. Lernen wolle sie nichts mehr, und zu wissen glaube sie alles. Und habe einer einen Satz gelernt oder zwei, von denen drei noch nicht ein Ei werth sind, so glaube er schon des Meisters Meister zu sein [1]. Als er jung gewesen, sagt er, da habe er wenig gemerkt, womit die Alten umgingen. Wenn seine Gesellen mit ihm sprangen und sangen, da sei er glücklich gewesen und habe nichts weiter gebraucht. Jetzt sei so manches Kind an den Augen ein Luchs, im Herzen ein kundiger Fuchs. Was wird aus denen im Alter werden, die jetzt schon in der Jugend so alt sind! Mir graut, schließt er,

Mir grauet, wenn so kleine Kind'
So weise sprechen und ernsthaft sind [2].

Sagen Sie selber: was würde der biderbe Bamberger Schulmeister heute sagen, wenn er unsere Jugend sähe! Sie haben es gewiß selber oft genug erfahren: unwillkürlich werden wir durch den Anblick eines Mannes, dem wir den Kampf in den Zügen lesen, einer Frau, welche den Gram im Gesichte geschrieben trägt, im Herzen zum Mitleiden bewegt; es treibt uns, ihnen in ihre Wohnung nachzugehen und zu sehen, ob wir ihnen nicht helfen können. Wenn aber so ein Jüngling an uns vorübergeht mit den gleichgiltigen, schlaffen Falten um den Mund und den blauen Ringen um die Wimpern, ein Mädchen, das mit seinen hohlen, glanzlosen Augen, mit seinen zusammengekniffenen Lippen, mit seinem müden Kinn uns anmuthet, als wenn eine Stätte blühenden Lebens hier durch eine Katastrophe plötzlich versunken wäre, eilen wir nicht, ohne uns Rechenschaft zu geben warum, damit wir schleunig an ihnen vorüber kommen? Wenn Sie ein Unglück wissen, das

[1] Hugo von Trimberg, der Renner 16560 ff.
[2] Ebd. 14897—14913; vgl. 6277 ff. und 16364 ff.

Sie schmerzlicher im tiefsten Herzen trifft, einen Schaden, der schwerer wieder gut zu machen ist, dann sprechen Sie, ich bitte! Mir wäre es fast ein Trost in meinem Schmerze über das Unglück unserer Jugend, könnte ich denken, daß es noch andere Dinge gebe, die mehr unser Mitleiden herausfordern. — So der Mönch. Und die Reisegefährten meinten, er sei zwar strenge, aber er habe im ganzen doch Recht.

2. Er dürfte kaum übertrieben haben. Es fehlt uns an gar vielem. Es fehlen Männer, es fehlt bei den Frauen, es fehlt die Familie, es fehlt in der Erziehung, es fehlt an geraden, aufrichtigen Charakteren, es fehlt an Selbstverläugnung, an Genügsamkeit. Wir halten inne, um uns nicht zu verlieren. Wir wollten auch alles verschmerzen, hätten wir nur wenigstens Kinder. Was fast einem jeden von uns abgeht, das ist das Kind. Die Kinder schon haben keine Jugend mehr, Jünglinge und Jungfrauen haben Humor und Frische eingebüßt. Beim Eintritt ins Leben kann beinahe keines mehr das Leben ertragen. Allen fehlt das Kind. Wie glücklich, wie liebenswürdig, wie beneidenswerth ist so ein Kind! Die Mutter setzt das Kind auf den Rasen hin und zupft ihm ein paar Feldblumen ab und geht ihrer Arbeit nach, und das Kind, es weiß sich zu beschäftigen. Es hat mit sich vollauf zu sprechen und unterhält sich köstlich mit den Schmetterlingen und Käfern im Grase. Es ist reicher als jeder König, denn es ist unumschränkt Herr über eine Welt in sich. Es ergötzt sich herzlich an der bunten Welt um sich herum, denn es ist mit sich selbst im reinen. Und kommt das Hündchen oder das Kitzlein in seine Nähe, so theilt es ihm fröhlich von seinem Brode mit, solange es einen Bissen hat, und freut sich mehr darüber, daß es dem Thiere schmeckt, als wenn es selber an der feinsten Tafel säße.

Dieses Kind müssen wir studiren, damit wir allgemach wieder begreifen lernen, was wir entbehren. Wir sind in uns selbst nicht zu Hause. Wir sind uns selber fremd geworden. Wir

wissen der Welt in uns nichts abzugewinnen. Wir haben kein Leben in uns. Darum fliehen wir zu der Welt außer uns, nicht um ihr von dem zu geben, woran wir Ueberfluß haben, sondern um bei ihr zu suchen, was uns gebricht. Sie soll uns das Heim geben, das wir in uns nicht finden. In dieser Stellung, die wir zur Welt einnehmen, liegt aber eine doppelte Verkehrtheit. Statt sie zu beherrschen, treten wir ihr nur als Bettler gegenüber; nachdem wir uns selber unerträglich geworden sind, muthen wir ihr zu, sie möge uns helfen, daß wir uns ertragen lernen. Wenn uns das Gefühl unserer eigenen Leere lästig geworden, suchen wir Heilung, indem wir uns an der Welt zu zerstreuen, indem wir also den letzten Rest unseres Ich an sie auszuleeren suchen. Statt uns selber zusammenzuraffen und unser durch Sammlung in uns mächtig zu werden, setzen wir uns der Gefahr aus, uns noch ganz nach außen zu verlieren. Natürlich kann uns die Natur, die so tief unter uns steht, nichts bieten, was unser würdig wäre, wenn wir nicht selber etwas in sie zu legen verstehen. Und so kann es nicht wunder nehmen, wenn die, welche sich am meisten an die Welt ausgießen, nicht müde werden, eines Mundes über die schale Welt zu klagen und ihr eigenes Loos zu bedauern. Mit all diesem Complimentiren und Toastiren, dieser Verstellung, Schmeichelei und Trügerei, diesem minniglichen Seufzen und Herzbrechen, das uns Tausende von Gedichten bis zum Ekel vorerzählen, das aber Hunderttausende doch wieder glauben versuchen zu müssen, kommt der Geist zu kurz und geht das Herz leer aus. Nichts bleibt davon als der bittere Hefensatz und der widerwärtige Nachgeschmack und die düstere Oede eines ausgeplünderten Herzens und eines verwüsteten Kopfes, oder um es mit einem Worte zu sagen, eines ausgeschütteten Lebens. Was sollen wir von diesem Treiben sagen? Ist es nicht das Gebahren eines heruntergekommenen Verschwenders, der überall belästigt, wo er anklopft, der aber auch mit allem Abfall zufrieden sein

muß? Ich weiß nur einen Ausdruck dafür: Das Leben ist nicht mehr gemüthlich. Wir haben selber nichts in uns, wir können niemand etwas bieten, wir finden nirgends etwas Befriedigendes — überall fehlt Gemüthlichkeit und Gemüth.

3. Gemüth, was ist das für ein Ding? Seltsame Frage das! wird mancher bei sich denken. Diese müßigen Gelehrten verstehen doch die Kunst, um Dinge zu fragen, die sich für jedes Kind von selbst verstehen! Nun gut, wenn ihr es wisset, dann saget es uns, wir sind euch herzlich dankbar! Gemüth? Nun, was wird Gemüth sein? Gemüth ist halt jene Eigenschaft, die einer haben muß, wenn man ihn gemüthlich nennen soll! Einverstanden. Aber wer ist denn eigentlich gemüthlich? Wir sind mit diesem Worte eben nicht gar wählerisch. Und das ist immer schon ein bedenkliches Zeichen, daß eine Sache der Welt ziemlich fremd geworden sein muß, wenn das Wort dafür so leicht und ohne besondere Bedeutung gebraucht wird. So einen harmlosen Spaßvogel, der kein Kind an sich vorübergehen lassen kann, ohne es, wie man sich ausdrückt, in den April zu schicken, so einen Plauderhals, in dessen Gesellschaft wir nur Ohren und ein gesundes Zwerchfell, aber keine Zunge mitzubringen brauchen, nennt man auch gemüthlich. Und wenn es irgendwo in einer Gesellschaft oder auf einer Post oder auch in einer Stadtverwaltung derart hergeht, daß kein Mensch weiß, wer Herr ist und wo man zu seinem Rechte kommen soll, weil alle das Wort haben und jeder thut, was ihm beliebt, so heißt es ebenfalls, da sei es urgemüthlich. Aber wer wird doch, wenn wir hier von Gemüth sprechen und im Namen der christlichen Religion Bildung des Gemüthes empfehlen, glauben, daß wir an so etwas denken?

Daß wir Gemüth in uns haben, nach außen aber zeigen müssen, so viel kann nicht zweifelhaft sein. Aber worin liegt dieses Innerliche? Unsere jungen Leutchen — wir haben hier wieder besonders die Mädchen im Sinne —, die leider so

wenig arbeiten, daß sie so viel Zeit zum Lesen, und so viel lesen, daß sie so wenig Zeit zum Denken haben, lesen da einmal in einem Romane eine geistreiche Bemerkung über die Schwermuth des Gemüthes, welche den großen Männern des Geistes von jeher wie ein kennzeichnendes Merkmal eigen schien [1]. Welch ein Trost für sie, welche Entdeckung! Nun ist ihnen plötzlich ein ganz neues Licht über sich selber aufgegangen! Bisher wurden sie stets getadelt und gestraft und waren mit sich selber unzufrieden, wenn sie theilnahmlos vor ihrer Arbeit saßen, wenn sie in müßigen Gedanken dahinbrüteten, die sie selber nicht verstanden, wenn sie sich nicht zu dem bequemen wollten, was alle Besseren ihresgleichen auch thun. Jedermann hielt sie für träge, für unerträglich und vermuthete, daß sich hinter diesem Treiben eine Neigung verberge, welche das Licht scheuen müsse. Sie selber waren nahe daran, sich diese ewigen Vorwürfe zu Herzen zu nehmen und ihr Treiben abzuschütteln. Nun haben sie glücklicherweise noch zu rechter Zeit den Schlüssel zu sich selber gefunden! Was die kurzsichtigen Eltern für Leerheit und Unbrauchbarkeit gehalten, das steht jetzt vor ihnen wie ein unausgefüllter Abgrund, ein unermeßliches Sehnen, eine ganz neue Welt! Ja, sie haben es schon längst von sich geahnt, daß mehr hinter ihnen sei, als die blinde Welt glaubte. Aber sie wußten es noch nicht so recht klar. Es fehlte ihnen das bezeichnende Wort dafür. Jetzt haben sie es gefunden! Es ist Gemüthstiefe! Sie waren schon lange auf dem besten Wege, große Geister, herrliche Frauen zu werden, und kannten sich so lange nicht! Nun aber soll es eingeholt werden. Den ganzen lieben Tag grübeln sie fortan an sich herum. Jede Caprice wird zergliedert und zerfädelt, jede neue Marotte erfüllt sie mit neuer Bewunderung vor sich selbst. Je bedenklicher Eltern und Lehrerinnen den Kopf darüber schütteln, desto

---

[1] (Aristotel.) Problem. 30, 1.

sicherer wird es ihnen, daß ein der Welt unverständlicher Reichthum eines verborgenen Lebens in ihnen wach geworden ist. Ein Glück ist es noch, wenn sie darob zum Versemachen greifen! Dann ist doch wieder ein Ableiter für die äußerste Gefahr gewonnen und wenigstens insofern dem größten Unheil vorgebeugt, daß sie noch gar in diesem Zustande ein Tagebuch anlegen und sich heillos in den Selbstbetrug hineinschreiben, als sei das wirklich ein Leben des Gemüthes. Gemüthsleben! Unbegreiflich, wie man so wenig in der Welt von Gemüth versteht! Wie soll dieser vollendete Egoismus, diese Trägheit des Geistes — denn auch geschäftiger Müßiggang und unnütze Arbeit außer der Pflicht ist Feigheit und Entnervung — wie soll diese bewußte, absichtliche Versetzung in einen Zustand, wo man sich unbrauchbar und nur zur Last für andere macht, Gemüth sein? Kann man sich Wesen denken, die weiter von Gemüthstiefe entfernt sind als solch arme bethörte Herzen, die nicht einmal so viel begreifen, daß die erste Grundbedingung dafür Selbstlosigkeit und Opfer ist?

Zum drittenmal also: Gemüth, was ist das für ein unbekanntes Gebiet? Kann ein Mensch hoffen, dahin zu gelangen? Ja, es ist möglich, aber nicht so leicht und nicht so bald. Wir reden zwar von einem kindlichen Gemüthe, wenn wir ein Wesen finden, das in den Augen die Seele, auf der Zunge das Herz hat, ein Wesen, das keine Falschheit kennt und sich so leicht erschließt und mittheilt wie die Knospe an der Sonne. Aber wir fühlen, daß dies bloß Anlagen sind, aus denen erst durch die That ein fertiges Gemüth werden muß, leider aber nicht allzu häufig wird. Wie viele Männer finden wir, die alles haben, was uns mit Verehrung vor ihnen erfüllen muß; aber eines fehlt ihnen, die Selbstlosigkeit, die Gabe, sich herabzulassen, aus ihren Gedankenkreisen herauszutreten, sich mit dem abzugeben, was anderen das Herz bewegt, kurz, wie wir sagen, das Gemüth! Wie manche Frau trägt die Spuren

herrlicher Gemüthsanlagen in ihrem ganzen Wesen zur Schau! Und doch müssen wir bedauern, und gerade um ihrer sonstigen Vorzüge willen recht schmerzlich bedauern, daß sie so ganz ohne Gemüth ist! Es fehlt ihr bloß Selbstvergessen und Hingebung. Sie ist zu viel mit sich beschäftigt. Sie fühlt sich nur als Mittelpunkt ihrer Umgebung. Sie bedürfte weiter nichts, als daß sie etwas weniger empfindsam, oder wie sie sagt, gefühlvoll wäre, daß sie nicht alles auf sich allein bezöge, daß sie dem nachahmte, der gekommen ist, nicht um sich bedienen zu lassen, sondern um selber zu dienen, und sie hätte alles, was zum Gemüthe gehört.

4. Nun ist es wohl nicht mehr schwer zu finden, was Gemüth ist. Wollt ihr Gemüth kennen lernen, so sucht es bei jenen verehrungswürdigen Seelen, die unter blütenweißem Haare, unter Runzeln und Zittern den glänzenden Augenstern des Kindes, die Klarheit der jugendlichen Stirne, die Theilnahme für alles, was um sie vorgeht, bewahrt haben. An einem Priestergreise, dessen Erholung stets seine Kinder und Kranken waren, an einer Nonne, die ihr Leben lang die Leiden der Armen gelindert, an einer Mutter, die erfahren hat, was der Himmel der Ehe ist, das verklärende Bewußtsein überstandener Prüfungen, Opfer und Sorgen, an Menschen, welche fähig sind, der eigenen Noth über fremdem Leid zu vergessen, dort werdet ihr es finden. Die Selbstsucht ist der Tod des Gemüthes. Allem, was wir ungemüthlich nennen, liegt Egoismus zu Grunde. Das lästige Räsonniren und Kritisiren, der Zug, alles besser verstehen zu wollen, der Hang, immer allein das Wort zu führen, überall etwas auszusetzen, alles zu corrigiren, das alles ist Selbstsucht und darum so ungemüthlich. Es ist ungemüthlich, mit einem zu verkehren, bei dem wir immer von seinen Dingen reden müssen, den wir nie dazu bringen, daß er Theilnahme mit unseren Anliegen kundgibt. Es ist ungemüthlich, mit einem zu leben, der es nicht vergessen kann, daß wir einmal seinen

Geburtstag übersehen oder ihn nicht zuvor gegrüßt haben, der immer genau weiß, wer ihm einen Brief oder Besuch schuldig ist, der immer nur von seinen Arbeiten und Leiden und Hoffnungen und Erfolgen redet. Es ist ungemüthlich, wenn einer bloß mit Menschen freundlich ist, die sich durch Geist und Adel und Geld und Schönheit auszeichnen, ungemüthlich, wenn einer die Freundlichkeit selber ist, solange wir ihm dienen können, augenblicklich aber keine Zeit mehr hat, sobald wir seine Dienste in Anspruch nehmen. Es ist aber gemüthlich, mit einem zu verkehren, der auf unsere Anschauungen einzugehen, der sich in unsere Lage hineinzuversetzen, der mit uns mitzufühlen, Mitleid zu tragen, Geduld zu haben, fröhlich zu sein versteht. Ein Herz, offen für alles, was anderen wohl und wehe thut, ein Herz, das stets bereit ist, andere zu behandeln, wie es selber behandelt sein will, ein Herz, das für fremde Anliegen so warm schlägt als für die eigenen, das ist Gemüth.

5. Es ist etwas Schönes und Großes um einen fertigen Charakter. Aber ein verhängnißvoller Irrthum war es, einer der Grundirrthümer des Stoicismus wie der Cyniker, und ein schwerer Irrthum ist es und bleibt es stets, im Charakter schon den ganzen Menschen zu suchen und den Werth eines Mannes und seines Lebens nach seinem Charakter ausschließlich zu beurtheilen. Jeder ist sich selbst der Nächste und der Erste, das ist richtig. Daraus folgt, daß jeder zuerst sich selber vervollkommnen muß. Aber keiner lebt für sich allein [1]. Was ein jeder hat, das hat er von dem empfangen, auf den sich jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk zurückleitet [2]. Dieser aber theilt einem jeden seine Fähigkeiten mit zur Auferbauung der Gesammtheit, zu welcher die Einzelnen als Bruchtheile gehören [3]. Indem einer seinen Antheil von Fähigkeiten aus der Hand Gottes in Empfang nimmt, unterzieht er sich

[1] Röm. 14, 7. [2] Jac. 1, 17. [3] Vgl. Ephes. 4, 16.

auch der Verpflichtung, damit Wucher zu treiben zu seinem Gewinne sowohl als zum Besten des Ganzen. Ein jeder gehört zuerst sich an, dann der Welt; zuvor kommen die eigenen Rechte und Pflichten, hierauf die der Gesammtheit. Will einer mit den Talenten, die er erhalten hat, nur für sich selber arbeiten, oder verbirgt er sie ganz und gar in seinem Tuche, ohne sie fruchtbringend anzulegen, so hat er nicht bloß sich selber und die Welt um eine schöne Entfaltung dessen gebracht, was in ihm angelegt ist, sondern, was noch mehr ist, er hat auch die Versäumniß einer Pflicht verschuldet, die er Gott gegenüber zu erfüllen hat, eine Vernachlässigung, die er selber gerade an seinem Charakter am meisten zu büßen haben wird. Die Ausbildung des Charakters, mit welcher nicht die des Gemüthes gleichen Schritt hält, muß auf Irrwege gerathen. Charakter ohne Gemüth ist eine Beschränktheit, die schlimmste aller Beschränkungen, die auf sich selber. Ihre unvermeidliche Folge ist Starrheit und dann Rückgang. Einen Mann, der bloß Charakter ohne Gemüth zur Schau trägt, können wir ohne Egoismus nicht denken. Begreiflich auch. Ist es ja eben die Eigensucht, die ihn verleitet, seine Gaben oder vielmehr Gottes Gaben für sich allein gebrauchen zu wollen. Das muß sich dadurch rächen, daß der Charakter selber zurückbleibt und in Erstarrung und Engherzigkeit ausartet. Wie jeder Mensch ohne Zusammengehörigkeit mit der Welt und ohne Aufopferung in sich verkümmert, so schrumpft der edelste Charakter ohne Gemüthsleben zusammen. Der Charakter muß also zwar dem Gemüthe als Grundlage und Führer dienen, das Gemüth aber ist hinwiederum nothwendig, damit der Charakter sich erweitere, veredele und mildere.

6. Darum ist es ein großer Irrthum, wenn man so häufig behauptet, Charakter sei jene Eigenschaft, welche dem Manne, und Gemüth die Eigenthümlichkeit, welche dem Weibe zustehe. Als ob beide, Mann und Weib, naturnothwendig halbe Menschen,

als ob nicht beide ganze Menschen sein sollten! Der Mann ist seinem ganzen Wesen nach mehr geneigt, sich auf sich selbst zurückzuziehen, sich in sich zu verschließen und die Welt von sich zurückzustoßen. Dem Weibe liegt es näher, sich nach außen zu wenden; es bedarf mehr eines Haltes außer sich; es ist ihm fast natürlich, für andere zu leben. Beides sind Einseitigkeiten der Naturanlage, die einer Ausgleichung bedürfen. Man sagt freilich: Eben deswegen sind Mann und Weib aufeinander angewiesen, um sich gegenseitig zu ergänzen. Aber wir fragen: Wo hat man das einmal gesehen, daß ein ganzer Mensch daraus geworden ist, wenn zwei halbe nebeneinander lebten! Um ein ganzes Leben miteinander leben zu können, müssen beide ganze Menschen sein. Ganz muß also jeder in sich selber werden. Nichts Fremdes kann uns ganz machen. Dem Manne ist es leichter gemacht, sich zum Charakter zu bilden. Dafür muß er, soll etwas Ganzes aus ihm werden, dem, was ihm schwerer fällt und ferner liegt, der Ausbildung des Gemüthes, um so größere Sorge zuwenden. Das Weib hat weniger Mühe, ein Leben des Gemüthes zu führen. Dagegen hat es um so mehr noth, durch die Pflege des innern Lebens sich jenes Lob zu verdienen, mit welchem die Schrift das Ideal des weiblichen Geschlechtes feiert, das Lob eines starken, das heißt eines charakterfesten Wesens. Ohne Gemüth wird der Mann hart und unerträglich, ohne innerliches Leben, ohne Charakter das Weib haltlos. Soll etwas Ganzes aus uns werden, so müssen wir alle unsere doppelte Aufgabe vor uns haben, das auszubilden, wozu unsere Anlage besonders hinneigt, und die Lücken auszufüllen, die wir in unserer Natur vorfinden.

7. Wir haben bereits früher einmal die Bemerkung gemacht[1], daß man es gegenwärtig liebt, das Christenthum mit

[1] Oben Vortrag 16, 2.

Vorzug die Religion des Gemüthes zu nennen. Diesen Ruhm hat man ihm mit Berechnung deshalb zugesprochen, um desto mehr berechtigt zu sein, seine anderen Lichtseiten zu verdunkeln. Man nennt es die Religion des Gemüthes mit der Absicht, ihm eine neue, höhere Cultur, die angebliche Zeit des Geistes, als Gegensatz gegenüber zu stellen. Darauf brauchen wir jetzt nicht mehr zu antworten, da wir bereits davon gesprochen haben. Darüber sind wir indes alle einig, daß vor Christus von Gemüth wenig auf Erden bekannt war. Jene herkömmlichen Lobreden auf die Humanität, die Bildung, die Kunst der Hellenen lassen sich bequem aussprechen und leicht anhören. Aber wie schwer würde es jedem von uns fallen, nachdem wir seitdem ungleich Besseres kennen gelernt haben, wenn wir ihr bei aller äußerlichen Feinheit innerlich so rohes Leben ohne Herz und Gemüth nur kurze Zeit mitleben müßten! Es ist ein abschreckendes Bild, mit dem ein großer Geist voll scharfer Beobachtungsgabe, obwohl sonst den Heiden mit wahrhaft leidenschaftlicher Vorliebe zugethan, jene Menschen schildert: voll von Bosheit, sagt er, von Schalkheit, Neid, Mord, Zank, Arglist,Böswilligkeit, Ohrenbläser, schmähsüchtig, Klatscher, lieblos, treulos, ohne Erbarmen[1]. Aber es ist ein Bild aus dem Leben gegriffen, und die Geschichte gibt ihm Recht.

Und wie hätte es auch anders sein sollen! Fehlte doch der ganzen so unglücklichen Zeit die erste Grundlage, auf welcher das Gemüth seinen Glanz entfalten kann. Wem fiel es unter den alten Philosophen ein, vom gemeinen Manne reden wir nicht, sich als einen Theil der ganzen, in allen ihren Gliedern ihm gleichen Menschheit zu betrachten? In den letzten Zeiten des absterbenden Heidenthums allerdings nahmen sie manchmal — ein klarer Beweis, daß sie selber schon ihre Sache preisgaben und nach etwas Besserem suchten — aus dem neuen

[1] Röm. 1, 29—31.

Gedankenkreise, welchen die Offenbarung in der Welt bereits zu verbreiten begonnen hatte, auch diesen Satz herüber. Aber auch so noch war es ihnen unmöglich, zu verstehen, was dem Gemüthsleben eigen ist. Denn dazu gehört zweitens die Ueberzeugung, daß das, was wir von dem Unsrigen für die Gesammtheit abgeben und opfern, nicht die großmüthige That unseres persönlichen freien Beliebens, sondern die Erfüllung einer eigentlichen Verpflichtung ist. Wer den Satz nicht anerkennt: Ich bin allen Schuldner[1], wie soll der ein Leben des Gemüthes leben? Diesen Satz wird aber niemand zugestehen, der nicht zugibt, daß er um Gottes willen allen zu Dienst verbunden ist, weil ihm dieser all das Seine verliehen hat, damit er davon das allgemeine Beste fördere. Und gesetzt, er anerkenne selbst dies, was hilft ihm das, wenn ihm die Verhältnisse keinen Boden gestatten, auf dem er dieses Leben pflanzen sollte? Wo aber war im Heidenthum auch nur der Platz, auf dem sich das hätte entwickeln sollen, ohne was uns Christen jetzt, und selbst denen, welche nur die Vortheile unserer Offenbarung ohne ihre Verbindlichkeiten hinnehmen wollen, das Leben eine Wüste scheint, das heißt das Gemüth? Wenn es kein Familienleben gab, wenn die Freundschaft nur auf Sinnlichkeit oder auf Eigennutz beruhte, wenn die thätige mitleidige Liebe unbekannt war, wenn also die drei Hauptgebiete, auf welchen das Gemüthsleben sich kundgibt, fehlten, wie hätte sich dieses damals entwickeln können? Wir läugnen nicht, daß das Alte Testament wunderbare Züge von Gemüth verräth. Jene liebliche Häuslichkeit und aufopfernde Liebe, wovon wir in den Büchern Ruth und Tobias lesen, die Schilderung der zarten Freundschaft zwischen David und Jonathas muß jedes Herz rühren. Aber hier haben wir eben auch das Volk der Offenbarung vor uns, und gerade der Unterschied, der in diesem

[1] Röm. 1, 14.

Stücke zwischen den Juden und ihren heidnischen Nachbarn besteht, zeigt uns am besten, daß die zarte Blüte des Gemüthslebens unverkümmert erst auf einem Boden gedeiht, welchen die übernatürliche Gnade geebnet und fruchtbar gemacht hat.

8. Indes auch die schönsten Erscheinungen des Alten Bundes waren nur eine den Tag verheißende Morgenröthe. In seinem vollen Glanze ging der Welt das Geheimniß des Gemüthes erst auf, seitdem Gottes Gnade leibhaftig und sichtbar auf Erden erschienen ist. Jeder Zug an unserm Herrn und Meister ist ein Ausfluß unvergleichlicher Gemüthstiefe. Daher erklärt es sich leicht, wie Zeiten und Menschen ohne Gemüth sich so fern von ihm fühlen, daß sie fast glauben, er sei nicht für sie, und sie seien nicht für ihn. Welch einfaches und doch welch wunderbares Leben ist der Wandel des Sohnes Gottes auf Erden, so opfervoll und so verklärt vom Frieden, so still und so bewegt, so fern unserm Treiben und dennoch so liebenswürdig! Dreißig Jahre von dreiunddreißigen, die ihm zugemessen waren, lebt er, zu einer Zeit, da die Welt nichts mehr von Familie kennt, im Schoße der Familie die Arbeit, die Noth, die Sorgen eines armen, bedrängten Hauses durch. Mitten in einem bewegten öffentlichen Leben, für das sich nur das eine Wort finden läßt: er zog herum, Wohlthaten ausströmend [1], gibt ihm die Liebe Muße, die theure Familie zu Bethanien mit den Beweisen der rührendsten Freundschaft zu überhäufen. Noch am Abend seines Leidens, da ihm doch das Herz vor eigenem Weh erzittert und überfließt von Wehmuth und Bewegung, bleibt dem Liebesjünger der altgewohnte Platz zur Ruhe an seiner Brust aufbewahrt. Solange er unter den Menschen weilte, hat nie ein zuckendes Herz zu ihm geseufzt, nie ein gramerfülltes Auge seine stumme Klage ihm zugesendet, ohne daß ein milder Blick, ein Trosteswort, ein Spruch der Macht von ihm

[1] Apg. 10, 38.

Hilfe bot. Wie eine Henne ihre Küchlein unter ihren Flügeln vertheidigt und wärmt, so hat er sich dahingegeben für die Seinen, die ihn nicht erkannten. Die stillen Thränen am Grabe des Freundes, die lauten Weheklagen und die heißen Zähren, die er der gottvergessenen Stadt weiht, zeigen uns, daß er dem Elend seiner Feinde fast noch größere Theilnahme schenkte als der Noth seiner geliebtesten Freunde. Und da er schließlich im Todesschmerz gleich einem Wurm sich windet, da Hohn und Galle ihm Seele und Gaumen verbittern, da hat er so vieler anderer zu gedenken, der Kreuziger und der Lästerer rings umher, des Leidensgenossen neben ihm, der Mutter und des Freundes zu seinen blutenden Füßen, der ganzen weiten Welt voll armer, gepreßter Sünder, daß er kaum noch Zeit findet, der eigenen unermeßlichen Noth inne zu werden.

Darin dürfen wir sicherlich einen der Hauptgründe erkennen, warum ihm das Menschengeschlecht so schnell und leicht zugefallen ist. Wir sagen, das Menschengeschlecht. Die Unglücklichen, die nie gelernt haben, sich als gnadebedürftig zu erkennen, die Armen, welche glauben, für sich selber reich genug zu sein, um seiner entbehren zu können, sie freilich gehen an ihm vorüber. Aber sie sind auch fern davon, als die wahren Vertreter der Menschheit gelten zu können. Die wenigen reinen, unentweihten Seelen und die übergroße Zahl der Leidenden, sie machen die echte Menschheit aus. Diese aber hat nie Schwierigkeiten gefunden, ihn anzuerkennen als ihren Meister und Retter. Im Gegentheil, sie hat sich zu ihm hingezogen gefühlt, sie ist ihm nachgezogen übers Meer und bis in die Wüste hinaus. Wo immer er sich blicken ließ, da drängten sich die Leidenden an ihn, daß er kaum mehr seinen Weg verfolgen konnte. Sie sind sein Ehrengeleite gewesen und sind es geblieben bis heute, sie sein Ruhm, sie das Zeugniß für ihn, das keine Läugnung umstößt. Und waren diese des Abends fortgezogen, Gott preisend, daß sie endlich einmal ein theil=

nehmendes Gemüth gefunden, da traten jene zu ihm, die sicherer als der einseitige, grübelnde Verstand aller Philosophen in ihrem reinen Herzen und Gemüthe herausfühlen, wo Wahrheit und Hilfe und Trost ist, die Kinder. Zu ihm drängte sie ihr Herz mit unwiderstehlicher Gewalt. Wenn sie an seiner Brust ruhen konnten, da däuchte es ihnen, als ob sie einem ihnen verwandten Herzen nahe gekommen wären. Und so war es. Die Kinder ahnen die Wahrheit, der jede unverdorbene Seele blutsverwandt ist. Mitten in einer altersschwach gewordenen, abgelebten Welt stand er vor ihnen in ewiger Jugend. So alt seiner Gottheit nach, daß selbst er in seiner Weisheit nicht zu sagen vermochte, wie alt er sei, wie lange er noch leben werde [1], war er dennoch jung geworden wie jedes aus ihnen, und hatte auch im Mannesalter jenen jugendfrischen Zug bewahrt, welcher stets das sichere Merkmal der unversehrt gebliebenen Tugend ist. Dieser Mann, das fühlte das Kindesherz, konnte nicht altern. Und hätte er tausend Jahre gelebt [2], er

---

[1] Konrad von Fußesbrunn, Kindheit Jesu (Hahn, Ged. des 12. und 13. Jahrh. 102, 39 f.). Aehnlich redet Heinzelin von Konstanz Gott an: Du alter, greiser Jüngling (Hagen, Minnesinger III, 413, 70. Wackernagel, Kirchenlied II, 191. Nr. 319, 70). Konrad von Würzburg sagt: Jungherr weiß und Altherr jung (Leich 1, 3. Hagen, Minnesinger II, 310 f.; 34, 2; ebd. II, 330. Wackernagel II, 135 f. Nr. 235, 3; Nr. 232). Reinmar von Zweter (Hagen, Minnesinger II, 216). Des Knaben Wunderhorn (2) I, 80.

[2] Das gilt nur von der Jugendfrische des Herzens und Geistes. Dem Leibe nach hätte Christus auch ohne gewaltsamen Tod das herkömmliche Altern und natürliche Sterben auf sich genommen, nicht weil er mußte, sondern weil er uns in allem gleich sein wollte. Augustin., Peccat. merit. et rem. 2, 29, 48. Thomas 3. q. 14. a. 2; 3. d. 16. q. 1. a. 2. 3. Bonaventura 3. d. 16. a. 1. q. 3. Suarez, De Incarnat. 32, s. 3, 3. Anton. a Vicetia, In Breviloq. S. Bonav. 4, 8. n. 8. Salmantic., De Incarn. d. 24. n. 10. Joann. a S. Thoma, Incarn. q. 14. a. 4.

wäre geblieben, was er in der Krippe war, der Jungalte, junger Mensch[1] und alter Gott[2]. Zu ihm zog es darum das Kind hin wie zu seinesgleichen. Bei ihm erholte sich der von Alter und Leid Gebeugte. In ihm fand der, welcher die harten Kämpfe für die Reinheit und Heiligkeit kämpfte, neue Freude zu muthigerem Kampfe, in ihm der, welcher bereits erlegen war, abermals Muth und Kraft zur Wiederaufnahme des Kampfes ums Leben. Einem jeden, der mit ihm in Berührung kam, war, als wenn der Frühling in sein Herz gezogen wäre: der Todte stand zu neuem Leben auf, der Fromme begann, als hätte er noch nie gelebt, alle wurden wie verjüngt.

9. Und wie er immer zuvor that und danach lehrte, so entsprach auch hier sein Wort seinem Beispiele. Fürwahr, lautete seine Lehre, ich sage euch, wenn ihr euch nicht umwandelt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen[3]. Vielleicht eines der schwersten unter allen Geboten, so schwer zu begreifen für den Verstand, so schwer zu üben für das Herz, daß kein anderer als ein göttlicher Lehrer es wagen durfte, und doch so genau unseren Bedürfnissen entsprechend, daß kein Geringerer als Gott selber auf den Gedanken kommen konnte, uns diese Vorschrift zu geben. Aber was soll das heißen, zum Kinde werden? Nicht dem Geiste nach dürfen wir Kinder sein[4], nicht sein wie die Kleinen, die sich an eitlen Dingen ergötzen[5], und nicht dem Willen nach sollen wir zum schwachen Kindlein werden, dem man nicht viel Ueberwindung zumuthen darf: da ist es vielmehr Ehre und Pflicht, zum Manne[6], ja zum Greise zu werden, der nur an ernsten und reifen Dingen Freude hat, dem man auch Opfer und Anstrengung zumuthen darf. Aber eines

[1] Heinr. v. Meißen (Frauenlob), Unser frouwen Leich 7, 5.
[2] Walther von der Vogelweide 88, 9 (Pfeiffer).
[3] Matth. 18, 3. [4] 1 Kor. 14, 20.
[5] Thomas, In psalm. 36, 25. [6] 1 Kor. 13, 11.

muß sich unser Geist und unser Wille vom Kinde bewahren, die Bildungsfähigkeit [1], die Ueberzeugung, daß wir noch lange nicht vollendet sind, den ewig jungen Trieb nach Vollkommenerem und Besserem [2]. Das ist ehrenvolle Kindlichkeit, das wahrer christlicher Kindessinn.

Was aber insbesondere nie altern darf, was ewig jung und kindlich bleiben muß, das ist das Herz des Menschen. Eine dreifache Pflicht ist es, welche dem Herzen auferlegt wird, wenn uns das Evangelium Kindessinn befiehlt, eine dreifache Aufgabe, welche wir unter dem einen Worte Gemüth zusammenfassen. Das ist vorerst der offene Blick für alles, was schön und edel ist, und sollte es auch uns selber und die Unsrigen in Schatten stellen, besser gesagt, die ungeheuchelte Anerkennung für alles, was irgendwo in der Geschichte der Welt, im Leben der Menschen und im Reiche Gottes Anerkennung verdient. Das ist fürs zweite jene Einfalt [3], jene Unbefangenheit, jene Zwanglosigkeit im Benehmen und Umgang, wie sie nur das Kind übt, das noch nichts von Verstellung weiß. Um diese Eigenschaften nachzubilden, braucht es aber mehr Kraft und Kunst, als die Weltklugheit meint [4]. Diese verachtet sie gerne als Einfältigkeit und erkennt sogenannte Lebensart und feine Bildung nur in Verstellung seiner selbst und in schlauen Winkelzügen. Der christliche Geist aber trägt kein Bedenken, auch dem Erwachsenen und Gebildeten Schlichtheit, Geradheit und Aufrichtigkeit des Kindes zu empfehlen, denn er weiß, daß es hierzu der Mäßigung eines männlichen Willens und der Klugheit eines gereiften Geistes bedarf [5]. Das Dritte endlich,

---

[1] Isidor. Pelus., Ep. 1, 440. [2] Phil. 3, 13.

[3] Victor. Antiochen., In Marc. 9, 36. Isidor. Pelus., Ep. 1, 207. Bruno, In psalm. 112, 1.

[4] August., Conf. 1, 19, 30. Leo Magn., Epiphan. s. 7, 3. Paschas. Radb., In Matth. 9 (Bibl. Lugd. XIV, 584. d.).

[5] Greg. Mag., Mor. 1, 2; 8, 85. 86; 10, 48; Evang. h. 2, 30, 5.

was zum Gemüthe gehört, ist das Mitgefühl, die Mittheilsamkeit, die Opferwilligkeit des Kindes, das immer zuletzt an sich selber denkt, Vorzüge, die der Erwachsene nur durch ernsten Kampf gegen die Eigenliebe erwirbt.

Niemand wird somit läugnen, daß es keine Kleinigkeit ist, sich Kindessinn oder Gemüth anzueignen, niemand also auch sich an der Forderung des christlichen Gesetzes stoßen, daß wir alle zu Kindern werden müssen. Es liegt nicht im entferntesten eine Erniedrigung in diesem Gebote, sondern nur eine Mahnung, uns vor der letzten Einseitigkeit zu hüten, in die wir auf dem Wege zu unserem Ziele möglicherweise noch verfallen könnten. Unser Glaube will gewiß nicht einen einzigen Menschen, geschweige die ganze Menschheit auf der Stufe der Unwürdigkeit zurückhalten [1]. Im Gegentheil. Will man Leute finden, welche noch die Kinderschuhe tragen, dann muß man sich zur Welt wenden. Darum sagt der Apostel, der Christ müsse das Weltkind ausgezogen haben [2]. Wer nicht so viel Muth hat, daß er seinem eigenen Gewissen folgt, und wenn auch die Tagesmeinung und die Gunst der Mächtigen und der Menge sich von ihm abwendet, wer nicht so viel Selbständigkeit besitzt, um selber zu wissen, was recht ist und was er zu thun hat [3], ohne Rücksicht darauf, was der große Haufe denkt und lobt, der wird nie ein ganzer Christ sein. Was wir brauchen, das sind Männer an Willen und Greise an Weisheit, aber dazu Kinder am Herzen [4]: dann gibt es gute Christen. Greise, sagen wir, insofern als jeder sein eigenes, selbständiges Urtheil haben muß, das er sich nur am Gesetze Gottes bildet, in dem er sich aber von dem Urtheil der Welt

---

[1] Clem. Al., Paed. 1, 5. 6. Tertull., Valent. 2.
[2] Gal. 4, 1 ff. [3] Luc. 12, 57.
[4] Sit senectus vestra puerilis et pueritia senilis. August., In ps. 112. en. 2.

durchaus nicht beeinflussen läßt[1], und Männer, die ihre Pflicht thun und ihrer Ueberzeugung treu bleiben. Das müssen alle sein, die auf den Namen Christen Anspruch machen, Männer wie Frauen und Mädchen, denn alle müssen es zum Mannesalter in Christus gebracht haben[2], alle, wie wir heute sagen, Charaktere sein. Das ist aber nicht im mindesten ein Hinderniß, daß alle auch in Christo Kinder sind, mit anderen Worten, Gemüth haben. Möge ein jeder, der zu uns zählen will, es unserem Paulus gleichthun an Charakter, an glühender Begeisterung, an unverzagtem Muth, in der Unwiderstehlichkeit des Angriffes, in dem unermüdlichen Ringen nach den höchsten Zielen! Möge er aber auch von ihm lernen, daß es dem Manne keine Schande ist, Kindessinn zu haben, von ihm, welcher den Unwissenden die Brust reichte gleich der Amme[3], der mit den Schwachen mitfühlte, wie die Mutter mit dem Kinde fühlt, das sie unter dem Herzen trägt[4], der sich freute mit dem Freudigen und weinte mit dem Weinenden[5], der allen Diener, ja in Wahrheit alles wurde, um alle für Christus zu gewinnen[6]. Kein Stückwerk, sondern alles, und alles aus einem Gusse! Das ist die Devise des Christenthums. Der Ernst des Greises, der Muth des Mannes, die Hingabe der Mutter, die Begeisterung des Jünglings, der Zartsinn der Jungfrau, die Offenheit des Kindes, das alles zusammen in ungekünstelter Einheit, das erst macht den Menschen nach dem Herzen Gottes und nach dem unsern, nicht Kind, nicht Greis, nicht Mann, nicht Weib, sondern einen ganzen Menschen und einen echten Christen!

10. Bis also einer im vollen Sinne den Namen Christ verdient, hat er wahrlich keine kleine Aufgabe zu erfüllen.

[1] 1 Kor. 2, 15; 10, 15; 11, 13.
[2] Ephes. 4, 13. 2 Tim. 3, 17. Kol. 1, 28.
[3] 1 Thess. 2, 7. [4] Philem. 12, 20. 2 Kor. 6, 12; 11, 29.
[5] Röm. 12, 15. [6] 1 Kor. 9, 19. 22.

Man muß das oft und nach seinem ganzen Ernste ins Auge fassen, um die Stellung und die Wirksamkeit des Christenthums in der Welt zu verstehen. Der verhängnißvolle Irrthum so vieler ist der, daß sie das christliche Leben nach Art einer philosophischen Schule auffassen. Sie wollen zwar schon Christen werden, ja sie schmeicheln sich, sagen zu können, daß sie gute Christen seien. Aber bei aller Hochachtung vor dem Geiste der Religion glauben sie immer noch zwischen ihrer Lehre und den Vorschriften, die sie für das Leben aufstellt, unterscheiden zu dürfen. Sie meinen, man könne ganz wohl den Glauben achten und hochhalten, auch wenn man nicht gerade alles thue, was er begehrt. Aber da irren sie weit. Das Christenthum ist so untheilbar, als irgend ein lebendes Wesen. Es ist That und Leben, nicht aber eine philosophische Darstellung, die nur eine einzelne Seite einer Wahrheit hervorhebt, nur eine besondere Kraft des Menschen in Anspruch nimmt. Als Philosoph kann einer sich einen Namen machen, auch wenn er nie daran denkt, selber zu thun, was er lehrt, auch wenn er im Willen verläugnet, was er im Verstande denkt. Wer dagegen glaubt, er könne sich durch bloßes Speculiren über den Glauben, durch fromme Reden über Gott, Religion und Liebe und durch einige gute Entschlüsse der Pflicht überheben, ein Leben aus dem Glauben zu führen, der hat noch weit, bis er den Geist des Christenthums erfaßt. Ein Christ muß alles besitzen, was zum Menschen gehört, und noch mehr als das, Geist, Willen und That, Charakter und Gemüth, Gnade, Glauben und Liebe. Und es muß das alles in ihm harmonisch vereinigt sein. Um ein echter Grieche, ein Vollblut-Römer zu heißen, mochte es genügen, daß einer der Welt durch Rednergabe, durch künstlerische Tüchtigkeit, durch philosophische Verstandesschärfe und militärische Begabung oder durch die Starrheit und Unnahbarkeit eines cynischen oder stoischen Charakters, wenn das anders Charakter ist, imponirte.

Am Christen würde das übermäßige und auffällige Hervortreten solch einzelner Eigenschaften nur abstoßend wirken. Das aber ist ein großes Zeugniß für unsern Glauben. Ein bloßer Verstandesmensch, ein Mensch, in dem nichts zu leben scheint als ein unbeugsamer Wille, ein Mensch, der nur für sich als Charakter leben will, ist nach unseren christlichen Begriffen nur ein halber Mensch, auch wenn ihn die, welche ihr Denken nach antiken oder humanistischen Vorstellungen einrichten, als das Ideal eines großen und bedeutenden Mannes feiern. Seitdem nicht mehr einseitige menschliche Philosopheme, sondern eine göttlich geoffenbarte Religion die Grundlage unserer Anschauungen geworden, verlangen wir vom Menschen etwas Ganzes. Dieses Ganze aber schließt erst das ab, was wir Gemüth nennen. Wir erwarten zwar, daß den eigentlichen Kern des Christen der innere Mensch bilde, der Geist, die Willenskraft und vornehmlich der Charakter, das heißt die Einigung aller inneren Kräfte des Geistes und des Willens zu einem geschlossenen, geläuterten Ganzen. Aber das, was diesem Ganzen den Glanz und die Weihe geben muß, das ist das Gemüth, sozusagen die Probe über unsern innern Gehalt. Deshalb sagt unser Meister, daß er einst beim Gerichte sein Urtheil über unsern Werth danach bemessen werde, ob wir ein Herz gehabt haben für fremde Anliegen und ob wir, wo es uns gegönnt war, das auch durch die That bewiesen haben. Nicht als ob sich das ganze Gericht nur auf diese Frage beschränken würde. Er wird uns auch fragen, und zwar zuerst fragen nach dem Glauben, fragen nach dem Gehorsam gegen seine Gebote, fragen nach der Anhänglichkeit an seine Kirche und um das von ihr geleitete Leben. Aber die letzte Frage, die alles entscheidet, wird die sein, ob diese inneren Ueberzeugungen nun auch unser äußeres Leben durchdrungen, und ob wir das, was wir gethan, so vollbracht haben, daß es sich als der natürliche Ausfluß unseres Innern darstellte und wie

eine thatsächliche Rechtfertigung unseres Glaubens vor allen, die auf uns sahen.

11. Gerade darum aber können wir mit Zuversicht sagen, daß das Christenthum nicht eine Lockspeise für einige Liebhaber von Absonderlichkeiten oder ein privilegirter Tummelplatz für einzelne begabtere Geister ist, sondern eine Religion für alle. Es sind alle verpflichtet, sich ihm zu unterwerfen, es finden alle in ihm geistige Nahrung und Beschäftigung, es können alle, wenn sie redlich wollen, sich überzeugen, daß hier die Wahrheit ist, mögen ihre Neigungen und natürlichen Anlagen noch so verschieden seïn. Der Mann des Denkens und der Speculation wird keine Philosophie finden, die ihn so hoch über sich hinauf, der Psychologe keine Lebensweisheit, die ihn so tief in sich hinein führt. Wer auf Willenskraft und Charakter hält, möge die ganze Welt abfragen, ob er eine Lebensrichtung findet, die mehr Muth, größere Unbeugsamkeit und Festigkeit erheischt. Und wenn einer auf all das wenig gibt und nur im thätigen Leben, im äußerlichen, nutzbringenden Wirken das Kennzeichen der wahren, brauchbaren Religion sucht, der ist erst recht verpflichtet, beim christlichen Glauben Halt zu machen. Die Berufung auf das praktische Leben brauchen wir wahrhaftig nicht zu scheuen, vielmehr weisen wir gerade auf dieses mit vollstem Ernste hin. Ohne thätige Nächstenliebe, ohne lebendige, fruchtbringende sociale Wirksamkeit kennt uns Christus nach seinem eigenen Worte nicht, und kann darum auch der Christ keinen Christen denken[1].

Man verstehe aber wohl, wie wir das meinen. Wir berufen uns hier nicht so fast auf die Thatsache, daß das Christenthum und jeder, der echten christlichen Geist in sich hat, von Anfang an bis heute wirklich durch lebendige Werke der Liebe die Welt auf die Wahrheit und das Leben aufmerksam ge-

[1] Joh. 13, 35. 1 Joh. 3, 23; 4, 8. 20.

macht hat. Es ist auch das ein Zeugniß für unsern Glauben, und vielleicht das einzige, das bisher noch keiner in Abrede zu stellen gewagt hat, von Julian angefangen bis auf unsere Tage. Aber wir müssen hier der Sache eine andere Wendung geben. Daß das Christenthum auf diesem Gebiete allen übrigen Lebensrichtungen thatsächlich den Vorrang abgelaufen hat, könnte immer noch Zufall sein. Es handelt sich aber darum, ob unsere Religion ihrem innersten Wesen gemäß den Trieb und die Kraft hierzu besitzt. Denn es ist klar, daß, wenn sie die erste, die allein wahre Religion sein will, sie verpflichtet ist, auch in diesem Stücke das Höchste zu leisten, und daß sie an dem Tage aufhören würde, zu sein, was sie sein soll und will, da sie dieser Verpflichtung nicht mehr nachkommen würde. Warum wir diese Pflicht, das Gebot des Gemüthslebens, so sehr betonen, mehr noch als die ehrenvolle Thatsache, daß uns hier noch nie jemand den Rang streitig gemacht hat, das hat seinen guten Grund. Erst unseren Tagen war es vorbehalten, wie an allem, was unläugbar ist, so auch an dieser Frage zu mäkeln. Nicht als ob man gewagt hätte, zu läugnen, daß die Christen und die christlichen Zeiten stets auf diesem Gebiete alle ihre Nebenbuhler in Schatten gestellt haben. Man behauptete nur, das sei ein rein äußerliches Zusammentreffen, daß eben die Christen und gerade die Zeiten des wärmsten christlichen Sinnes sich am meisten durch Milde auszeichneten. Mit dem christlichen Glauben habe das nicht das Geringste zu schaffen. Dieser christlichen Wohlthätigkeit lägen meistentheils ganz andere Ursachen als religiöse zu Grunde[1]. Da müssen wir nun aber doch fragen, was solch strenge Kritiker unter Christenthum denken, und wo sie christliche Lehre und christliches Leben kennen gelernt haben! Wer würde uns in Wahrheit noch eine Stunde als Christen anerkennen wollen, wenn wir

---

[1] Lecky, Sittengeschichte Europa's, von Jolowicz. II, 57.

einmal anfingen, unser Gemüth den Armen zu verschließen[1] und die Bettler durch die Polizei von dem Ehrenplatze wegräumen zu lassen, den sie seit Urzeiten einnehmen, von der Kirchthüre?[2] Es mag ein Klösterlein, es mag die Wohnung eines Priesters noch so abgelegen sein, die Armen, die zum erstenmal in die Gegend kommen, und auch die Reichen, welche das Almosen des Trostes und des Gebetes bedürfen, entdecken das Versteck, auch wenn sie bisher nie etwas davon gewußt haben. Ist das kein Zeugniß für unsere Religion? Was bedürfte es mehr, um die Armen und Bedrängten ferne zu halten, als die kurze Nachricht: Dieses Klösterlein, dieser Priester hat eine Aenderung mit seinem Glauben vorgenommen? Glaubt die Welt wirklich, die Wohlthätigkeit würde zunehmen, wenn jene Religion abnähme, deren Lehre lautet: Das ist die wahre Religiosität, den Armen in ihrer Trübsal beistehen?[3] Man hat ja die Versuche gemacht: man hat die Klöster aufgehoben, die frommen Stiftungen eingezogen. Was ist dann aus den Armen geworden, seitdem der Büttel die Stelle des Priesters versieht? Ach die Armen schreiben keine Tagebücher und keine Memoiren. Aber das wissen alle auch ohne besonderes Studium, daß die Armen zu leben haben, solange es lebendiges Christenthum in der Welt gibt, daß aber böse Zeiten über die Nothleidenden kommen, sobald man die Freiheit und die Schöpfungen jener Kirche angreift, welche den Grundsatz hat, daß die Kranken und die Bedrängten der Altar für die Gaben sind, die man Gott zum wohlgefälligen Opfer bringen will[4].

Unläugbar ist es also, daß die Religion mit der rechten Art, Wohlthätigkeit zu üben, viel zu thun hat. So viel, daß

---

[1] Joh. 3, 17. Jac. 2, 15—17.

[2] Apg. 3, 2. Chrysost., In 1 Thessal. hom. 11, 4. De verbis Apost. habentes 3, 11. (Chrysost.) De negat. Petri 3. Gregor. Mag., In Evang. hom. 15, 5. Dialog. 4, 14.

[3] Jac. 1, 27. [4] Chrysost., In 2 Cor. hom. 20, 3.

nur sie die große Kunst lehrt, wahrhaft Mildthätigkeit zu üben. Wir läugnen nicht, daß auch außerhalb der christlichen Kreise viel Gutes geschieht. Unbestritten übte auch die alte Welt und übt auch der Islam Wohlthätigkeit, mitunter große Wohlthätigkeit. Und wenn bei einer That das Aeußerliche den Entscheid geben soll, so ist keine Frage, daß wir Katholiken im Vergleiche mit den Summen, die anderswo manchmal ausgegeben werden, oft nicht eben viel geben können. Anders aber gestaltet sich die Sache, sobald wir die Art erwägen, in welcher diese Spenden gegeben werden, und den Geist, aus dem sie hervorgehen. Betrachten wir die Form, in welcher das Alterthum die Almosenvertheilung übte, so ergibt sich, daß sie immer und überall jene war, welche den Armen am tiefsten erniedrigt und entsittlicht, die, welche den Besitzenden am meisten durch Zwang und Erpressuug belästigt, die, welche am sichersten die Liebe tödtet und das Gefühl der Wohlthat aufhebt, das heißt die staatliche Armenpflege an conscribirte Arme. Von freiwilliger, von persönlich geübter Wohlthätigkeit, von Liebeserweisen, die vom Gemüthe ausgehen und wiederum auf das Gemüth veredelnd wirken, wußte die Welt damals nichts; man müßte nur das freiwillig nennen, wenn einer ein Weniges gibt, um sich größere Unbequemlichkeiten und ernstliche Gefahren vom Halse zu halten. Und so ist es allenthalben in der Welt. Wo das Christenthum nicht an der Herrschaft ist, da ist die Sorge für die Armen, vorausgesetzt, daß man sie überhaupt in eifersüchtiger Nachahmung von ihm entlehnt, Sache der Politik und leidigen Nothwendigkeit, aber nicht der Humanität, am wenigsten der Religion. Das Christenthum hat allein die Unterstützung zu einem Förderungsmittel für die Humanität gemacht, indem es sie zur Sache der Religion und durch die Religion zu der des Gemüthes erhoben hat: erst so wurde die Armenpflege zur Wohlthat. Es mag sein, daß wir nicht die Hälfte der Spenden zu geben haben, die ein Gracchus, ein Cäsar, ein Augustus an den müßigen Pöbel

von Rom vertheilte, damit er die Wagenrennen und die blutigen Fechterspiele in bequemer Ruhe mitfeiern konnte. Dennoch empfängt der Arme aus christlichen Händen ungleich mehr. Was der Armenbüttel gibt, das ist an und für sich schon nicht viel und dazu nur ein todtes, Liebe und Dankbarkeit tödtendes Geldstück. Ein christliches Gemüth dagegen gibt mehr, denn es hat immer zu geben, auch dann noch, wenn die Taschen geleert sind, und es gibt jedenfalls Besseres als Gold und Silber. Ein freundliches Wort, ein warmes Herz thut dem Armen wohler als alle klingende Gabe. Eine kleine persönliche Dienstleistung ist dem Kranken, wenn man ihm auch in seinen Schmerzen nicht helfen kann, von unendlichem Werthe. Die kleinste, freiwillig, freundlich, persönlich, um Gottes willen, also aus religiösen Gründen gegebene Unterstützung bietet dem Armen zur todten Gabe ein theilnehmendes Herz und damit erst das, was ihn wahrhaft tröstet und erhebt. Was an der unfreiwilligen Armuth das eigentlich Drückende ist, das liegt in der Mißachtung, um nicht zu sagen Verachtung, die sie begleitet. Arm sein ist hart. Aber sich von einem Mitmenschen wie ehrlos behandelt sehen, bloß weil jener um ein paar Thaler mehr besitzt, das drückt vollends zu Boden. Wird nun aber gar die Unterstützung in einer Weise gereicht, welche den Armen beschämt und seiner Würde beraubt, so ist das geradezu empörend für jeden, der einen Rest von Ehrgefühl besitzt, und das hat auch der Arme noch. Die Kunst aber, mit der Unterstützung dem Unglücklichen Trost, Ehre, Muth und Kraft zu neuer Thätigkeit zurückzugeben, das Geheimniß, in dem kleinen Geldstücke dem Niedergebeugten eine übernatürliche Kraft einzuflößen, die ihn über sich selber erhebt hinauf bis zu Gott, besitzt nur die christliche Wohlthätigkeit, nicht eine jede Wohlthat eines jeden Christen und auch nicht ohne weiteres schon jedes christlichen Vereines, sondern nur jene, die von einem christlichen, echt religiösen Gemüthe ausgeht. Indem also das

Christenthum die Almosenspende zur religiösen Pflicht machte und dadurch von der niedrigen Stufe einer gewöhnlichen Handlung zu einer That des Gemüthes erhob, hat es diese erst zur Tugend und zum Mittel sittlicher Läuterung für den Geber sowohl als für den Empfänger umgestaltet. Möchte darum die Welt zu ihrem eigenen Heile ihre Vorurtheile beiseite legen und gerade von jener Religion, der sie immer eine leere Aeußerlichkeit zum Vorwurfe macht, das lernen, wie alles, was äußerlich den Schein des Guten und des Wohlthätigen an sich trägt, sittlich gut und nützlich und wahre Pflichterfüllung nur durch den Geist der Liebe und der Religiosität wird, den keine andere Philosophie und Religion zum Gesetze zu machen gewagt hat, als einzig das Christenthum!

12. Vielleicht würde es dann für sie nicht mehr so schwer halten, in einer andern Frage, die ebenfalls enge mit dem christlichen Gemüthsleben zusammenhängt, ein weiteres Vorurtheil abzustreifen, und, sehr zu ihrem eigenen Nutzen, eine Wahrheit einsehen zu lernen, die ihr bisher, so scheint es wenigstens, noch ganz verborgen ist. Daß das Leben des Christen recht grämlich und verdrießlich sein müsse, darüber ist die Welt von jeher ohne Prüfung mit sich im reinen. Schon die ersten Christen erfuhren diesen Vorhalt von solchen, die ihr Thun und Treiben nur vom Hörensagen kannten[1]. Daß nun aber dies durchaus unrichtig ist, das bedarf keines Wortes. Wer immer aus eigener Erfahrung Menschen kennen gelernt hat, in denen lebendiges Christenthum die Herrschaft führt, weiß, daß nirgends so offenes Entgegenkommen, so unbefangene Gemüthlichkeit, so harmlose Heiterkeit zu finden ist als bei ihnen, sobald sie mit wahrhaft christlichen Geistern ohne Zwang verkehren können. Selbst die erklärtesten Gegner gestehen diese Thatsache zu. Ist sie doch so augenfällig, daß jene steife, erkünstelte

[1] Minucius Felix, Octav. 12.

Frömmigkeit, welche das echte Merkmal einer gefälschten Religiosität ist, gerade hierüber nicht genug zu seufzen weiß. In den Kreisen des Protestantismus ist es fast Mode geworden, über den vorgeblichen Leichtsinn der katholischen Völker zu grollen [1] oder über die angebliche Zerrissenheit des Mittelalters zu seufzen, wo man im heiligen Kriege, im Angesichte der Heiden des Morgens betet und fastet und Mittags bei Sagen und Singen und Saitenspiel sich aller Welt Wonne verschafft [2]. Auf eine derartige Deutung dieser Erscheinungen, welche so offenbar aus Mangel an christlicher Liebe stammt, können wir nur sagen, daß uns diese Tadler noch niemals das Christenthum von seiner rechten Seite, das heißt ernstlich im Werke geübt, kennen gelernt zu haben scheinen, sonst verstünden sie es wohl besser, woher jenes fröhliche Leben, jene kindliche Freude an der Natur, mit einem Worte, jenes offene, heitere Gemüth, das alle echt christlichen Kreise und alle Abschnitte der Geschichte auszeichnet, in welchen der Glaube Macht hatte.

Andere haben dafür eine andere Erklärung gesucht, die zwar billiger lautet, aber gleichwohl unzutreffend ist. Man schrieb diese Erscheinung dem Einflusse zu, welchen der germanische Geist auf die christliche Geistesentwicklung gewann. Es ist wahr, daß diese gemüthliche Stimmung uns nicht leicht irgendwo so ansprechend anmuthet als im Mittelalter. Wer aber das zumeist auf Rechnung sei es der deutschen Art, sei es irgend eines besonderen Volksgeistes setzen wollte, der dürfte weit irre gehen. Solange die Völker von einem und demselben christlichen Sinn durchdrungen lebten, waren sie einander auch an Tiefe und Innigkeit wie an Fröhlichkeit des Gemüthes ähnlich. Welch herzlicher und erquickender Sonnenschein auf dem größeren Theile unserer mittelalterlichen deutschen

---

[1] Herzog, Real=Enc. für prot. Theol. u. Kirche (1) VI, 542.
[2] Kuonrât, Rolandslied 634 ff. 650 ff. 664 ff.

Literatur liegt, das brauchen wir nicht weiter auszuführen. Wenn wir beispielshalber bei Wolfram die Geschichte des Knaben Parzival und der kleinen Obilot, wenn wir die Kindheit Jesu des Konrad von Fußesbrunn oder das Leben des seligen Heinrich Seuse und der lieben hl. Elsbet lesen, so fühlen wir uns wieder ganz in den Tagen unserer romantischen Jugend, wo alle Vögel mit uns sprachen und es eine Lust war zu leben, und nur eines ist es, was es hindert, daß unser Vergnügen vollkommen werde, das Bedauern, daß wir uns dieser friedvollen Seelentiefe und Herzlichkeit, dieser Naivetät und kindlichen Fröhlichkeit so unendlich fern sehen. Aber der nämliche Zug der Gemüthlichkeit durchweht im Mittelalter auch die christliche Literatur außerhalb der deutschen Marken. Wer sollte nicht bei der Lesung der italienischen Fioretti des hl. Franciscus oder der Anekdoten über die ersten Brüder des hl. Dominicus von dem Franzosen Gérard de Frachet, wer wird nicht aus Joinville, aus den Predigten und ascetischen Werken seiner Landsleute Humbertus a Romanis und Peraldus, wer nicht aus jenen unnachahmlichen Heiligenleben, deren wir aus dem Mittelalter eine so große Menge besitzen, ja wer wird nicht schließlich aus jeder mittelalterlichen Chronik schon den gleichen gemüthlichen Eindruck davontragen? Damals waren die Nebel des englischen Klimas, auf die man heute alle Schattenseiten im Charakter des Inselvolkes schieben möchte, kein Hinderniß für jene sprichwörtlich gewordene Heiterkeit, von welcher dem Lande noch immer, nachdem Reformation und Puritanismus es längst zur Heimat des Spleen gemacht, der Name des lustigen geblieben ist [1]. Es ist was Feines um eine Erzählung im geselligen Kreise, es ist eine Lust, in der Kirche des Gesanges zu pflegen, das ist der Inbegriff dessen, was der Engländer des Mittelalters als das Erfreulichste denkt [2]. Die einzige Frage nach

[1] Hohoff, Revolut. 259 ff. [2] Weismann, Alexanderlied II, 478.

dem Grunde dieses Unterschiedes von damals und jetzt gäbe Stoff genug zum Ueberlegen. Damals und noch lange hergb bis zu unseren Zeiten herrschte, wie ein gründlicher und gewiß nicht eben voreingenommener Sachverständiger sich ausspricht, nach dem Urtheile aller alten Reisebeschreibungen, nach dem authentischen Zeugnisse der spanischen Schriftsteller vom ersten bis zum letzten, trotz aller angeblichen Schrecken vor der Inquisition ein solch heiterer, ungebundener Lebensgenuß in Spanien, daß man kaum begreift, woher die düsteren Farben genommen sein mögen, mit welchen man uns dieses Land so oft als die Herberge des finstersten Ernstes ausgemalt hat [1]. Und wie die Spanier, so die Provenzalen, so die Italiener, denen man nachrühmt, daß sie neben den Oesterreichern das festesfreudigste Volk des Mittelalters gewesen seien [2]. Ja selbst der so hart zu bearbeitende Charakter des Aegypters erfuhr, wie wir aus dem Leben der Einsiedler in der Wüste ersehen, durch die Aufnahme des christlichen Geistes die heilsamste Veränderung, so daß eine ihm bisher unbekannte Selbstbeherrschung und Mäßigung, zugleich aber auch eine fröhlichere und wahrhaft einnehmende Stimmung an die Stelle der diesem Volke angeborenen schwermüthigen Melancholie und ihrer herkömmlichen Kehrseite, der sinnlosen Zügellosigkeit, trat. Kurz, wir finden überall die Wahrnehmung bestätigt, daß der wahre, gemessene Ernst im Dienste Gottes den Menschen stets mit einem heiteren Gemüthe und mit der Gabe lohnt, das Leben fröhlich zu gestalten. So beobachtete es Chrysostomus an den von Natur so sehr zur Düsterkeit geneigten Phöniziern und Syrern [3], so berichten es die Jesuiten von den grausamen In=

---

[1] Schack, Gesch. der dramat. Lit. u. Kunst in Span. (1) II, 37.

[2] Raumer, Geschichte der Hohenstaufen (3) VI, 548. Vgl. Hurter, Innocenz der Dritte IV, 559 ff.

[3] Chrysostomus, Ad popul. Antiochen. 18, 2.

dianern von Paraguay[1]. Und noch heute bezeugen es nach der Versicherung eines sehr feinen Menschenkenners alle Reisenden aller Confessionen, daß bei den zum Christenthum übergetretenen Chinesen selbst der Ausdruck des Gesichtes ein anderer geworden ist. Während der gewöhnliche Chinese Skepticismus, Ironie und mürrische Gleichgiltigkeit in der unangenehmsten Weise zur Schau trägt, bewegt jedem, der eine katholische Kirche in China besucht, der ungewohnte Zug von Zutrauen, Verehrung und Heiterkeit, den er hier findet, mit erfreulicher Ueberraschung das Herz[2].

So viel über die Thatsache. Die Erklärung davon kann für den, welchem das innere Seelenleben nicht ganz fremd ist, keine Schwierigkeiten bieten. Niemand hat noch Zufriedenheit und Fröhlichkeit außer sich gefunden, sie muß in uns gesucht werden[3]. Wie darum der Grund der Unzufriedenheit in dem eigenen ungeordneten Herzen liegt[4], so muß auch fröhlicher Sinn überall einkehren, wo ein geordnetes Innere hergestellt ist[5]. Wenn dem also ist, so können wir in dieser milden, besonnenen Heiterkeit, die ein wahrhaft christliches Gemüth nie verläugnet, selbst in trüben Tagen nicht auf die Dauer, nur einen neuen Beweis dafür erblicken, daß dort, wo der christliche Geist zur vollen Herrschaft gelangt ist, auch die volle, gesunde, gefriedete Menschlichkeit gesucht werden muß. Daß daneben insbesondere noch die Uebung thätiger Nächstenliebe, die von einem lebendigen Christenthume unzertrennlich ist, stets ein fröhliches und heiteres Gemüth als unmittelbaren Lohn mit sich bringt, ist eine zu selbstverständliche Sache, als daß

[1] Charlevoix, Paraguay 1, 51.

[2] Hübner, Spaziergang um die Welt II, 242.

[3] Augustin., In ps. 4. en. 8. Chrysost., In ps. 4. n. 10. In Rom. hom. 1, 18. Ad popul. Antioch. 18, 1.

[4] Augustin., Confess. 1, 12, 19.

[5] Augustin., In psalm. 42. en. 3.

wir lange davon sprechen sollten. Wir können über diese ganze Frage nichts Besseres sagen, als was einer der besten mittelalterlichen Lehrdichter zur Empfehlung eines echt christlichen und gemüthlichen Lebens zu seinem Sohne sagt:

Sohn, soll dein Haus in Ordnung stehn,
So muß man dort drei Dinge sehn:
Gut, Milde, Zucht, dann wird's wohl gehn.
Ist einer dabei ein fröhlich Mann,
Der's freundlich den Leuten bieten kann,
Nimmt jeder gern von ihm was an,
Und lachen beide einander an [1].

13. Gilt das Gesagte aber vom christlichen Leben überhaupt, so dürfen wir voraussetzen, daß es sich im Leben der christlichen Heiligen, an denen wir ja stets die Probe machen müssen, in ganz vorzüglichem Maße finden werde [2]. Dieses Wort, wir machen uns dessen kein Hehl, ist nun freilich ganz dazu angethan, Verwunderung zu erregen, und das nicht bloß bei jenen, die sich in dem bereits abgethanen Vorurtheile gefallen, als ob ein christliches und ein trübseliges Leben ein und dasselbe sei, oder als ob Heiligkeit und Menschlichkeit zu einander stünden wie Wasser und Feuer, sondern selbst bei solchen, denen ein wenig Erfahrung etwas geläuterte Vorstellungen verschafft hat. Kann man doch schon einen Mönch von der echten alten Zucht kaum anders denken als mit geknicktem Haupte, finstern Blickes, hart, schroff, abstoßend, jede Freude verdammend, jedes Gefühls für das Schöne unfähig, jeder weichern Regung unzugänglich. Wie erst soll man sich einen Heiligen vorstellen, wenn nicht entfremdet allem Irdischen, erstorben allem, was gewöhnlichen Menschenkindern Wohl und Wehe macht, längst entwöhnt allen den Empfindungen, die anderen das Herz mit Hoffnung schwellen, mit Versuchungen

[1] Der Winsbeke 49, 1 ff.

[2] Digby, Mores catholici or Ages of Faith, 4, 2; I, 428 ff.

bewegen, mit Jubel erfüllen? Arme bethörte Menschen! Da sieht man wohl, daß sie noch keine Heiligen gesehen haben! Bildet sich die Welt ihre Vorstellungen über Heiligkeit wirklich nach den puritanischen und jansenistischen Heiligen, nach den quäkerischen und methodistischen Erleuchteten und Wiedergeborenen, nach den Erweckten der Brüdergemeinde und des Pietismus? Dann würde es uns freilich nicht wunder nehmen, wenn sie an keinen Heiligen glaubt, der nicht durch seine süßsauere Miene und seine abstoßenden Manieren schon auf meilenweit in die Augen fällt, wenn sie von jedem Heiligen erwartet, daß er in grausamem Rigorismus und in gewaltsamen Angriffen auf fremdes Denken und Thun Schadloshaltung für die eigene Selbstquälerei suche, und daß ein Blick auf ihn genüge, um uns zu zeigen, wie er in einer Zwangsjacke stecke, in der er sich nur gekünstelt und gewaltsam bewegen könne. Wir maßen uns mit diesen Worten kein Urtheil über die an, welche außerhalb unserer Kreise stehen, Gott mag darüber richten [1]. Aber wir sind es der Wahrheit schuldig, eine Zusammenstellung dieser Heiligen mit unseren Heiligen abzulehnen. Darum bezeugen wir es vor aller Welt, und Gott weiß es, daß wir wahr sprechen: Unsere Heiligen sind anderer Art.

Das Merkmal aller, sagt der hl. Thomas, die es zur vollkommenen Liebe Gottes gebracht haben, ist eine ausnehmende und unerschütterliche Fröhlichkeit [2], eine so überraschende, dauerhafte, eine so zwanglose, kindliche Heiterkeit, daß Kinder dieser Welt, die voll von ihren Vorurtheilen in einen Kreis solcher Seelen gerathen, sich darob selbst zum Aergerniß versucht fühlen. Maßlos in der Lustigkeit, die nicht durch das Gegengewicht innerer Tiefe gemildert ist, maßlos in der Niedergeschlagenheit, die beim ersten Drucke des Leidens von außen die Seele niederwirft, wenn sie nicht ihr Gleichgewicht in sich

[1] 1 Kor. 5, 12. 13. [2] Thomas 2. 2. q. 28.

und im wahren Mittelpunkte ihres Lebens, in Gott, gefunden hat, hängen die Weltmenschen vom augenblicklichen Eindrucke der Aeußerlichkeit ab und lassen sich von jedem Luftzug nach rechts und links beugen wie Aehren, die keinen festen Halt haben. Daß man fröhlich im Ernste und heiter im Schmerze sein kann, das haben sie noch kaum einmal ahnen gelernt. Jene aber, welche in Gott und damit auch in sich selber Wurzel gefaßt haben, fühlen sogar inmitten der Verfolgungen und der Leiden Fröhlichkeit und Heiterkeit [1]; an ihnen bewahrheitet sich das Wort: Beständige Freude schwebt auf ihrem Antlitze [2]. Wer immer sie erblickt, der erkennt selbst an ihrem Aeußeren, daß ihr Verhalten nicht von der Welt um sie abhängt, sondern aus der Tiefe ihres Gemüthes quillt, eines Gemüthes, in dessen Tiefe nicht leicht ein Sturm mehr reicht, seitdem sie ihr Leben auf einen den Elementen so unzugänglichen Grund, auf Gott, gegründet haben [3]. Von Gott haben sie nichts zu fürchten, mit sich selber sind sie im reinen: warum sollten sie dann nicht fröhlich sein? [4] Seit langem nur das eine fürchtend, Gott zu mißfallen, und nur auf das eine bedacht, Gott zu gefallen, verstehen sie ohne langes Besinnen, was Gott mit jeder Prüfung und jedem Opfer von uns begehrt: einen fröhlichen Geber [5] und einen freudigen Dienst [6]. Wenn in einem, so ist in ihnen das Reich Gottes mit seiner ganzen Fülle, mit jener Fülle von Gaben, welche dem engen Gesichtskreise der Welt stets als unvereinbare Widersprüche erscheinen [7], zur harmonischen Wahrheit geworden: das Reich Gottes aber ist nicht

[1] 2 Kor. 7, 4. Apg. 5, 41. [2] Is. 35, 10.

[3] Antiochus, Pandectes scriptur. hom. 118.

[4] Chrysostom., In Matth. hom. 53 (54), 4. Bernard., In Cant. 37, 3. Peraldus, Summa virtut. 1, 1, 7—10 (Venet. 1571. I, 26 sqq.). Ludov. Granat., Dux peccat. II, c. 16—20.

[5] 2 Kor. 9, 7. Eccli. 35, 11. [6] Ps. 99, 2.

[7] Danzas, Études sur l'ordre de S. Dominique. I, 250 ss.

bloß Buße[1], sondern, gerade weil es Buße und Ernst fordert — wer es fassen kann, der fasse es —, auch Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geiste[2].

Es mag sein, daß die Welt solches unbegreiflich und unvereinbar findet; das hindert aber nicht, daß es in Wahrheit so ist, wie wir sagen. Das allgemeinste Kennzeichen der Heiligen ist ihre Fröhlichkeit[3]. Bei einzelnen tritt das allerdings in ganz besonderer Weise hervor. Es hat eben jeder aus ihnen seine besonderen Gaben und seine besondere Art, und es hat, wie jede edle Eigenschaft, so auch das Gemüthsleben unter den Heiligen seine Heroen gehabt. Ein solch unvergleichlicher Mann des Gemüthes war unser Heinrich Seuse, der selbst unter den Heiligen in Bezug auf die Ueberfülle der Herzenszartheit fast nur noch den Seraph von Assisi als Nebenbuhler neben sich zuläßt. Wem geht nicht das Herz auf, wenn dieser deutsche Heilige, Kind und Ritter zugleich unter der Kutte, in seiner minniglichen Rechnung Gott vorhält, daß ihm ein mildes Herz von seiner Mutter Leib an gefolgt sei alle seine Tage, daß er nie einen Menschen gesehen in Leid und Betrübniß ohne herzliches Mitleiden mit ihm, nie gerne reden hörte, was jemand beschweren konnte, nie jemands Sache böserte, jedem zu seiner Ehre half, wo und wie er es vermochte! Der Armen getreuer Vater, schreibt er von sich selber, hieß ich, aller Gottesfreunde besonderer Freund war ich; alle Menschen, die traurig oder beschwert zu mir kamen, fanden immer etwas Rathes, so daß sie fröhlich und wohlgetröstet von mir schieden. Mir that nie ein Mensch so großes Herzeleid an, wenn er mich nur gütlich danach anlachte, so war es alles dahin in Gottes Namen, als ob es nie geschehen wäre. Herr, ich will geschweigen der Menschheit: aber noch mehr, selbst aller Thierlein und Vögelein

[1] Matth. 3, 2; 4, 17. [2] Röm. 14, 17.
[3] Lombez, De la joie de l'âme chrétienne chap. 5.

und Gottes Creatürlein Mangeln und Trauern, so ich das sah oder hörte, ging mir an mein Herz, und wenn ich ihnen nicht helfen konnte, so erseufzte ich und bat den obersten, milden Herrn, daß er ihnen helfe. Alles, was auf Erdreich lebet, fand Gnade und Mildigkeit an mir [1]. Aber wenn auch diese Eigenschaften an einzelnen Heiligen in ganz hervorragendem Grade zu Tage treten, so dürfte es doch wenige geben, denen nicht wenigstens etwas davon zu eigen war. Ja sie erschienen oft im auffallendsten Maße gerade an solchen, bei welchen die Welt sie am wenigsten vermuthen durfte. Wenn ein heiliger Jüngling wie der heilige Berchmans von einer so ausnehmenden Fröhlichkeit war, daß er nur der heilige Immerfroh hieß, so kann man immerhin sagen, das sei an einem jungen Menschen, der allen Sorgen der Welt entrückt ist, der in der Unschuld seines Herzens von Gewissensbissen nichts weiß und die Zukunft im rosigen Lichte jugendlicher Hoffnungen vor sich sieht, eine ganz natürliche Erscheinung. Aber diese Erklärung hält gewiß nicht Stich bei dem großen Antonius, dem Vater der Mönche, der zuerst den erhabenen Gedanken faßte, den Dämonen und den wilden Thieren die Wüste durch eine Kolonie von Gottesstreitern abzuringen. Nun heißt es aber gerade so von ihm, daß, wenn er unter der Schaar der Brüder stand, und es kamen Fremde, denen er von Angesicht unbekannt war, ihn diese alsbald unter allen herausfanden, denn die leuchtende Heiterkeit seines Angesichtes verrieth ihn, so daß er nicht zu verkennen war [2]. Der Abt Apollo [3] mochte es durchaus nicht leiden, wenn einer seiner Jünger Trübsinn an den Tag legte. Mögen die Heiden, sprach er, und die Diener der Welt traurig sein: sie haben Grund dazu. Die Gerechten aber, die Gott

[1] Heinrich Seuse, Exemplar 31 (Denifle I, 121 f.).

[2] Athanasius, Vita Antonii Magni 16, 89 (Boll. Jan. I, 499).

[3] Palladius, Histor. Lausiac. 52. Sozom., H. e. 6, 29. Bei Ruffin (Vitae PP. 2, 7) heißt er Apollonius.

kennen und wissen, was sie zu erwarten haben, sollen der Mahnung des Apostels [1] treu bleiben und allezeit fröhlich sein. Geradeso pflegte die hl. Teresa zu sagen [2], welche auch für ihre Person stets sehr heiter war [3]. Dem großen hl. Martinus, in welchem die Glaubens- und die Wunderkraft des Elisäus wieder auferstanden schien, war die beständige Gebetsvereinigung mit Gott nicht das mindeste Hinderniß, den unbedeutendsten äußeren Anlaß zu irgend einem erheiternden und zugleich erbaulichen feinen Scherze zu benützen [4]. Der hl. Dominicus zeichnete sich inmitten seiner apostolischen Mühsale durch solch unverwüstliche Heiterkeit aus, daß jeder über seiner Stirne einen himmlischen Lichtglanz wahrzunehmen vermeinte. Den Tag hatte er der Fröhlichkeit gewidmet, die Thränen und die Geißelungen, durch welche er Gott zum Erbarmen mit dem Elende der Welt bewog, versparte er für die Nacht [5]. Und der hl. Romualdus, der Stifter des so strengen Ordens der Camaldulenser, dessen 120 Lebensjahre einen genügenden Beweis dafür ablegen, wie förderlich ein mäßiges, abgetödtetes Leben und eine von Leidenschaften gesundete Seele der Gesundheit selbst des Leibes ist, trug als Greis noch eine so kindliche und reine Fröhlichkeit zur Schau, daß keiner, und wenn er auch das Herz voll Bitterkeit hatte, ihn erblickte, ohne selber zur Freudigkeit gestimmt zu werden [6]. Das nämliche wird vom hl. Thomas von Aquin, dem tiefen Denker, dem großen

---

[1] 1 Thessal. 5, 16. Phil. 4, 4.

[2] Ribera, Vita S. Ter. 4, 12, 221. 225 (Boll. Oct. VII, 700 sq.).

[3] Ibid. 4, 1, 6. 7 (Boll. Oct. VII, 652).

[4] Severus Sulpic., Dialog. 2, 10.

[5] (Jordan. Saxon.) Vita S. Dominici 4, 75 sq. (Bolland. August. I, 556). Humbert. a Romanis, Vita S. Domin. n. 52. Mamachi, Annal. ord. Praed. I, 669. 978. append. 294 sq. Lacordaire, Vie de S. Dominique ch. 17. Paris 1860. (6) 413 ss.

[6] Petr. Damian., Vita S. Romualdi 53. 67.

Gelehrten berichtet[1], wie vom hl. Ignatius[2], dessen Ernst der Welt eine solche Thatsache kaum glaublich erscheinen lassen möchte. Der hl. Pachomius bewahrte noch in den letzten Stunden seines an Abtödtungen überreichen Lebens das strahlende Antlitz und die frische fröhliche Miene, die ihn sein ganzes Leben hindurch ausgezeichnet hatte[3]. Ja, von einem Einsiedler der scythischen Wüste lesen wir, daß er, als ihn seine Brüder bereits verschieden glaubten, nochmals den Mund öffnete und dreimal herzlich auflachte vor Freude darüber, so gelebt zu haben und so zu sterben, wie es ihm von Gott war gegeben worden[4]. Gerade so fanden wir irgend einmal von einer unbekannten Nonne geschrieben, daß sie im Augenblicke ihres Hinscheidens zu den um ihr Sterbebett stehenden Mitschwestern sagte: Nun, Schwestern, lachet, was ihr lachen könnt! Warum, sprachen diese, sollen wir jetzt lachen? Uns ist wahrhaftig nicht zum Lachen. Aber mir ist es zum Lachen, sagte die Sterbende, und ihr müsset mir lachen helfen, wenn ihr mich lieb habt, weil es mir allein nicht möglich ist, dem ganzen Jubel meines Herzens Luft zu machen[5].

14. So ist es also wirklich wahr und aus dem Leben gegriffen, was wir geschrieben lesen: Die Jungen siechen und kränkeln dahin, und im Jünglingsalter fallen sie verwelkt ab.

Sie ergrauen in der Kindheit,
Schier jede Freud' wird ihnen Leid[6].

Die aber auf den Herrn ihr Vertrauen gesetzt, erneuern ihre Lebenskraft und kleiden sich in neuen Gefiederschmuck dem Phönix gleich: sie eilen dahin, ohne zu ermüden, sie schreiten

[1] Guil. de Thoco, Vita S. Thomae 6, 37.
[2] Bartoli, S. Ignazio 4, 26 (Firenze 1831. II, 280).
[3] Vita S. Pachomii (Vitae PP. I) c. 53.
[4] Vitae Patrum 3, 159; 5, 11, 52.
[5] Viele Beispiele bei Thom. Cantimprat. Ap. 2, 50, 8 sqq.
[6] Die Warnung. 1751 f. (Zeitschr. f. deutsch. Alterth. I, 486).

vorwärts und wissen nichts von Entkräftung[1]. Wahrlich, es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Dienste Gottes und einem Leben, welches der Welt gewidmet und nach ihren Grundsätzen geregelt ist. Auf feuchtem, sumpfigem Grunde schießt freilich die Pflanzenwelt früher und üppiger empor als aus der festen Ackerkrume, die noch unter dem schneidenden Karst und Pfluge seufzt, indes im Moore daneben bereits bunter Blütenflor wie spottend über den trägen, zurückgebliebenen Fruchtboden das wallende Haupt wiegt. Aber wie bald hat sich die Lage geändert! Ein leichter Reif, ein heißer Sonnentag, und die ganze frühreife und haltlose Herrlichkeit der saftigen Sumpfpflanzen ist in sich zusammengebrochen. Und wenn der Landmann vom Felde die goldene Frucht so banger Sorgen und langer Mühe heimholt, erblickt sein Auge dort, wo er im Frühlinge vom Pfluge aus so vielversprechenden Glanz geschaut, nur frühen Tod und dürre Oede. So ist auch diese Bildung der Welt allzu häufig leider nur dazu geschaffen, vor der Zeit übereilte Blüte, aber auch unerwartet rasches Verblühen zu erzielen. Die Kosten trägt zum größten Schaden jenes Unglücklichen, der ein Opfer dieser Erziehung wird, aber auch zum unersetzlichen Verderben der Zeit und des Geschlechtes, mehr als alles andere — denn ohne Nachtheil bleibt nichts am Menschen und an der Menschheit — eines, das Gemüth. Frühreif, aber hohl wie alles Wachsthum, das einseitig nur die eine und die andere Kraft oder Anlage weiter fördert, Ausgießung seiner selbst, Entkräftung, Verdorren der Säfte des Lebens, vorzeitiges Einfallen und Hinsiechen an baldiger Auszehrung, das sind mit wenigen Worten die Abschnitte eines jeden Lebens, welches der inneren Lebenskraft eines aus christlichem Grunde heraus gebildeten Charakters und Gemüthes ermangelt. Daraus erklärt es sich, warum der Dienst und

[1] Is. 40, 30 f. Vgl. Ps. 103, 5.

das Leben der Welt so entsetzlich schnell auszehrt. Noch hat ihr Opfer kaum begonnen, ihre Fesseln — denn Ketten, ob auch aus Blumen oder Gold gewunden, sind sie doch — zu tragen, und bereits muß es alle Kunst aufbieten, um seinen Verfall zu verdecken und sich wenigstens auf ein paar Jahre eine Jugend anzuheucheln, die eher verflogen ist als ein Traum [1]. Im Namen von Millionen, die es ebenso schmerzlich erfuhren, aber nicht so rührend auszudrücken vermochten, hat einer der größten Dichter die Klage in die Welt hinausgesandt:

O weh! wohin verschwanden alle meine Jahr!
Ist mir geträumt mein Leben, ist es wahr?
Wohl hab ich viel gewähnt, doch war es was?
Und hab noch mehr verschlafen und weiß nicht was.
Nun bin ich erwacht, und ist mir unbekannt,
Was kund zuvor mir war wie meine Hand.
Das Land, die Leute, da ich bin erzogen,
Die sind mir fremd, als ob es sei gelogen . . .
Und denk ich rückwärts manchen Wonnetag,
Der ist entfallen wie ins Meer ein Schlag.
O weh und immer weh! [2]
Welt, deinen Lohn hab ich ersehen:
Was du mir gibst, das nimmst du mir,
Wir scheiden alle bloß von dir.
Schäm dich, soll mir also geschehen!
Den Leib, die Seele selbst — das war zu viel —,
Zu tausendmalen wagte ich's für dich:
Nun bin ich alt, und hast mit mir dein Spiel,
Und zürne ich, du lachest über mich [3].

[1] „Der Guotaere" 1, 3 (Hagen, Minnesinger III, 41).

[2] Walther von der Vogelweide 188, 1 ff. (Pfeiffer). Vgl. Heinr. von Meißen (Frauenlob) Spruch 357 (Ettmüller S. 204).

[3] Walther 76, 25 ff. (Pfeiffer). Vgl. ähnlich Ulrich von Singenberg 28 (Hagen, Minnesinger I, 298). Hardegger 8 (ebd. II, 135 f.). Johann von Rinkenberk 8 (ebd. I, 340). Reinmar von Zweter 2, 243 (ebd. II, 220). Petrarca, Sonett 311. Michel Angelo, Sonett 65; Canzone 3 (Hasenclever 279. 417). Camoens, Sonett 177. 253. 263.

15. Wann hat je einer, der in Wahrheit Christi Joch getragen, ähnliche Klagen verlauten lassen? Gott ist nicht der eigennützige Herr, der seine Sklaven möglichst schnell ausbraucht und dann wegwirft. Er ist ein Erzieher, der mit Ernst und Liebe, mit Schonung und Geduld seine Kinder also fördern will, daß sie mit Maß zur Reife gedeihen und sich dabei in ihrer vollen Jugendkraft und ersten Frische bewahren. Es ist eine ganz merkwürdige Thatsache, daß die überwiegende Mehrzahl aus den wahren Helden des Christenthums ihre größte Thatkraft erst in einem Alter zu entfalten begann, wo die Männer, die in der gewöhnlichen Welt eine Rolle spielen, sich bereits in den Ruhestand zurückziehen. Das allein beweist zur Genüge, daß der Dienst Gottes die Kräfte des Menschen nicht bloß nicht zu Grunde richtet, sondern vielmehr erhält. Ja, wer ungeduldig seiner bildenden Hand am ersten Tag entlief, da sie den krummen Baum gerade biegen wollte, der freilich weiß, wie jeder, welcher dem Erzieher sich entzieht, noch ehe er erzogen ist, nicht genug über die Härte zu klagen, die in dieser Schule herrsche, über die Gefahr, von den übermäßigen Anforderungen des christlichen Lebens erdrückt zu werden. Wer aber seiner Sorge in Geduld sich würdig zeigte, der fühlte bald, wie neuer Saft in seine Adern stieg, ein Saft der ewigen Jugend und Triebkraft. In Gottes Dienst lebt sich keiner ab. Man wächst auf Gottes Grund langsamer zur Vollreife auf als in der Welt. Dafür aber kennt man dort auch nicht das Verdorren und Verwittern. Die Heiligen werden nicht alt. Noch kein Heiliger hat sich überlebt. Die meisten Diener Gottes haben ihren schönsten Blütenfrühling erst im Herbste ihres Lebens gehabt. Das ist das Eigenthümliche jeder Pflanzung Gottes, daß daselbst Herbst und Frühling in ewigem Vereine miteinander herrschen. In dem Garten der Seele, den Gott mit eigenen Händen pflegt, reicht, wie einst im Paradiese, die Aussaat an die Ernte, und die Lese beginnt schon in der Blüte-

zeit[1]; da trifft man jeden Augenblick die jungen Sprossen zugleich mit den reifen Früchten an jedem Zweige. Nur zwei Dinge sind dort auf ewig unbekannt, des Sommers Dürre und die Erstarrung des Winters.

Deshalb hat die Menschheit, nur daß sie es in ihren Vorurtheilen oft nicht versteht, mit all ihrem Sehnen nichts anderes im Sinne als das Christenthum. Die zwei Wünsche, die keiner verläugnen kann, solange er einen Tropfen gesunder Säfte in sich hat, etwas Fertiges und Reifes zu werden und nie zu altern, diese beiden Wünsche finden ihre Erfüllung nur im christlichen Leben. Das weiß alle Welt: um den ungebildeten Geist zu wecken und zu stählen, um den ermatteten Geist und die sinkenden Kräfte zu erneuern, gibt es kein besseres Mittel als geistige Arbeit, Leiden, Opfer. Wie manche lägen schon längst unter der Erde, hätten sie nur Zeit zum Sterben! Sie waren schon am Erliegen, da haben sie ein neues Mittel gefunden, sich nützlich zu machen, und das hat ihnen neues Leben gegeben und sie wieder jung gemacht. O wer der Menschheit, die so ehrlos und kläglich dahinsiecht, einen Zweck aussetzen könnte, der ihre ganze Anstrengung verlangt, den sie nie völlig erschöpfen könnte, welche Wohlthat würde ihr der erweisen! Aber hat sie denn nicht durch Gottes Gnade eine solche Aufgabe wirklich erhalten? Was ist denn das Christenthum anderes als dieses von Gott gegebene Mittel, um stark zu werden und jung zu bleiben? Wenn man unserer Religion alles abspricht, den Ruhm hat ihr noch keiner genommen, daß sie uns mehr Geistesarbeit, mehr Kampf, mehr Opfer auferlegt, als wir je zu Ende bringen können. Dafür kann sie sich auch rühmen, und es ist nicht der letzte Grund ihres Rühmens, daß noch keiner, der ihr Wesen recht erfaßt hat, an geistiger Altersschwäche und an Lebensüberdruß gestorben ist. Je mehr der Körper brach, um so

[1] Levit. 26, 5.

kräftiger, um so frischer wurde der Geist. Die Heiligen, sagt einer der größten aus ihnen, Thomas von Aquin, sind immer jung [1]. Und wer immer nach demselben Gesetze sein Leben einrichtet, ein Leben, das vom ersten Augenblicke bis zum letzten alle Kräfte in Spannung erhält, ein Leben, welches das, was einer nach außen an Kraft abnützt, beständig von innen heraus ersetzt, nicht aus dem so bald erschöpften menschlichen, sondern aus dem übernatürlichen Lebensgrunde heraus, der hat für alle Fälle vorgesorgt, mag ihm ein kurzes oder langes Leben beschieden sein. Auf jeden Friedhof, unter dessen Erde wahre Christen den Tag der ewigen Erneuerung erwarten, könnte man die Worte setzen: Früh gestorben, reif geworden — lang gelebt, jung geblieben.

[1] Guil. de Thoco, Vita S. Thomae 5, 29 (Boll. Mart. I, 669 b).

Achtzehnter Vortrag.

Christenthum und Humanität.

1. Man braucht es nicht als Glaubenssatz anzunehmen, man kann es aber sehr wohl als glaubwürdig gelten lassen, weil es so ganz aus dem Leben gegriffen ist, was manche Erbauungsbücher über den Schmerzensgang unseres Herrn von dem Richthause des Pilatus bis nach Golgatha erzählen. Solange er durch die Straßen wandelte, in welchen der sogenannte bessere, gebildetere Theil der Bevölkerung wohnte, war die vornehme Gleichgiltigkeit, die stolze Verachtung, der schlecht verhaltene Hohn, dem er überall begegnete, für ihn bitter genug. Als er aber in das ärmliche Viertel der niederen Klassen eintrat, da wartete seiner noch größerer Schmerz. Da wohnen die, welchen er sich aus Uebermaß der Liebe in Noth und Dürftigkeit gleichförmig gemacht, die er vom Aussatze geheilt, denen er mit wunderbar vermehrtem Brode den Hunger gestillt hat. Vor etlichen Tagen haben sie ihn jubelnd als den Gesandten Gottes empfangen; heute, da sein Stern verblichen, sparen sie ihm weder Fluch noch Spott. So schwer jene der Wahrheit zugänglich sind, die sich etwas in der Welt dünken, so veränderlich, so leicht verführt ist das Volk, so maßlos, sobald es sich einmal vom rechten Weg entfernt hat. Nun ist es ihnen nicht genug, ihn mit ihren Schmähungen zu überhäufen. Sie schicken ihre Kinder auf die Straße und lassen ihm durch deren Hände Scherben und Abfälle vor die Füße schütten. Das war wohl

das größte Leid, das seinem Herzen widerfuhr. Bei keiner Schmach, bei keinem Schmerz hat der Herr bisher in seiner göttlichen Leidensmajestät geklagt oder auch nur geseufzt. Diesmal aber füllen Thränen seine blutunterronnenen Lider. Die Kinder, die er diesen Undankbaren geschenkt, die Kinder, die er mit besonderer Liebe gesegnet, von den eigenen Eltern ihm abwendig gemacht, ja wider ihn aufgewiegelt zu sehen, das hat ihm das fühlende Herz zu tiefst getroffen. Er wußte zwar, daß es Menschen gibt, denen man nur Gutes zu erweisen braucht, um sicher von ihnen Böses zu ernten, Menschen, für die eine Erinnerung an empfangene Wohlthaten genügender Grund zu unauslöschlicher Feindseligkeit ist. Aber gerade die Güte, mit der er hoffen durfte auch die härtesten Herzen weich gemacht zu haben, nun als Waffe gegen sein eigenes Herz gekehrt und die Frucht seiner liebevollen Opferthätigkeit so grausam zerstört sehen zu müssen, das vermochte selbst er nicht ohne Bewegung zu ertragen.

2. Betrachtet man die Menschen, so möchte man fast glauben, sie hätten es sich zur Aufgabe gesetzt, das Leiden, welches der Herr einstens für sie erduldet, soweit es an ihnen liegt, dauernd, ja ewig zu machen und keinen Zug aus seiner einmal erlittenen Marter unerneuert zu lassen. Erst liegt der große Kranke, das Menschengeschlecht, in seinen Wunden hilf- und rettungslos inmitten der Thiere der Wüste. Schon ist ihm mit der Hoffnung die Besinnung geschwunden. Da naht sich ihm der Menschenfreund vom Himmel her mit Gefahr seines eigenen Lebens und flößt ihm den belebenden Trank über die widerstrebenden Lippen. Und kaum ist dem Unglücklichen das Bewußtsein zurückgekehrt, da trocknet er den von der Arznei noch feuchten Mund und sagt mit rauhem Stolze: Ich habe mir selber geholfen, und sagt das, indes er seinen Retter neben sich verbluten sieht.

Mehr noch! Läugnen, daß man eine Wohlthat empfangen habe, ist großer Undank. Aber die erhaltene Wohlthat gegen

den Wohlthäter selber kehren und aus ihr eine Waffe wider sein Herz schmieden, das ist mehr als Undank, das ist Unmenschlichkeit. Und doch haben wir mit diesen kurzen Worten die Geschichte des Wortes Humanität seit Jahrhunderten geschrieben. Daß das Christenthum der Welt die Humanität, die sie längst verloren und vergessen hatte, wieder gegeben, daß es sich der zertretenen Menschheit in den Tagen eines Tiberius und Caligula, da der Erdkreis unter der Herrschaft der Unmenschlichkeit zitterte, angenommen, daß es sie leichter und mit weniger Opfern von Blut und Leben aus der Höhle von Tigern denn aus den Händen eines Nero und Domitian gerettet hätte, das war im Augenblicke vergessen, mit Absicht geläugnet, sobald die Menschheit wieder frei aufathmen konnte. Statt ihm das neu geschenkte Leben zu danken, erblickte die Welt vielfach in seiner bloßen Existenz einen Vorwurf für ihren Undank und setzte darum alles daran, es aus dem Wege zu schaffen, ja sich selber glauben zu machen, die christliche Religion sei der Erbfeind der Humanität und diese sei so lange nicht sicher, als der Glaube ein Wort zu sprechen habe. Gerade das Wort Humanität war das Schwert, mit dem man nach dem Herzen des Wohlthäters zielte, des großmüthigen Wohlthäters, welcher mit so schweren Opfern die Menschheit und die Menschlichkeit gerettet hatte. Das Christenthum, hieß es allenthalben, sei das unübersteigliche Hinderniß und ein unversöhnlicher Feind für alle menschliche Bildung. Das Christenthum, sagte Voltaire hundertmal und sagt die Welt seit ihm, das Christenthum habe Jahrhunderte lang die Humanität in Barbarei und Abgeschmacktheit erstickt, erst unserer Zeit sei es vorbehalten gewesen, das echte Menschthum wieder zu entdecken [1].

Ein unversöhnlicherer Gegensatz als zwischen dem, was die Vertreter der modernen Humanitätsidee unter reiner Menschlichkeit begreifen, und dem Christenthum läßt sich allerdings

---

[1] Ellissen, Der Geist der Gesetze von Montesquieu I, 79 f.

nicht denken. Humanität — wir machen nochmals darauf aufmerksam, daß das Wort hier eine unerträgliche Verwirrung aller Begriffe in sich schließt, und daß man eigentlich sagen sollte Humanismus, indes bleiben wir nun einmal bei diesem Worte — Humanität also, lautet der erste Grundsatz aller dieser Richtungen, sei mit Christenthum, und Christenthum mit Humanität unvereinbar. Das Christenthum sei der Tod der Humanität. Wer Christ werden wolle, müsse zuvörderst den Menschen ausziehen, müsse Verzicht leisten auf alles, was echt und schön menschlich sei. Schon das allein lasse keine Menschlichkeit aufkommen, daß der christliche Glaube uns nöthigen wolle, einem übermenschlichen Gott unterworfen zu leben. Ein rein geistiger Gott könne nicht Vorbild für Menschen sein. Das war anders im Heidenthum! An ihren vollen, reizenden Göttergestalten, sagt Schiller, hätten die Griechen beständig das Vorbild freier Menschlichkeit vor Augen gehabt. Wie herrlich sei es doch damals gewesen! Höhern Adel habe die Natur gehabt, nichts sei heilig gewesen als das Schöne. Das sei nun alles vorbei. Alle Blüten seien abgefallen. Heimgekehrt seien jene schönen Götter und hätten alles Schöne, alles Hohe aus der entgötterten Natur mitgenommen. Keine Gottheit zeige sich mehr unserem Blicke [1]. Was wir verehren, fährt Goethe fort, das sei ein Unsichtbarer im Himmel, allerdings auch ein Sichtbarer am Kreuz [2]. Aber was solle der Mensch — mit Schmerz sprechen wir solche Lästerungen nach — an dieser von Hunger abgemagerten, von Schmerz durchdrungenen Jammergestalt eines mit ausgerenkten Gliedern am Kreuze hangenden Gottmenschen Veredelndes und Erhebendes lernen? [3] Und wie solle aus dem ein echter Mensch erwachsen, den man von Jugend gewöhnt habe, die Sinnlichkeit

[1] Schiller, Die Götter Griechenlands (S. W. 1835. I, 108 ff.).

[2] Goethe, Die Braut von Korinth (S. W. 1827. I, 244).

[3] Ebd. (Ausg. 1827—1832) XLIV, 27; XXXIII, 172; vgl. III, 125. Renan, Études d'histoire religieuse (3) 412.

als Gefahr für die Seele zu fürchten, dem Schönheitsdrange einen Schleier über die Augen zu werfen, der Natur Gewalt anzuthun? Könne finsterer Ernst und trauriges Entsagen uns jemals glücklich machen? Zweifellos sei es besser offen zu sagen: Eilen wir also wiederum den alten Göttern zu!

3. Das sind böse, sehr böse Sätze, und sie gleichen durchaus dem Rufe: Hinweg mit ihm! kreuzige ihn! dem Rufe, mit welchem die Juden am Charfreitag die Wohlthaten des Herrn vergolten haben. Das Böse daran ist einmal dies, daß sie ganz augenscheinlich darauf berechnet sind, das Christenthum zu untergraben, und zwar viel entschiedener, als sie offen auszusprechen für gut finden. Das Böse ist zweitens, daß sie sich dazu des Wortes Humanität bedienen, eines Wortes, das jedem Menschen theuer und heilig ist, er müßte nur seine Natur ausgezogen haben. Das Böse ist aber ganz besonders drittens, daß sie dieses Wort in einer Weise mißbrauchen, wodurch die unbändigste aller Leidenschaften mit in den Kampf gegen das Christenthum gezogen wird, jene, welche eine Zucht am lästigsten findet, jene, welche, einmal aus den Fesseln befreit, am wenigsten auf Vernunft und Warnung hört, nämlich die Sinnlichkeit, der Trieb des Fleisches. Ob dieses Vorhaltes zeigen sich die Apostel der Humanität zwar meist höchlich entrüstet. Allein wenn jemand zweifelt, ob unser Vorwurf auf Wahrheit beruht oder nicht, dem ist leicht Rath zu schaffen. Er darf fast jeden nächstbeliebigen Schriftsteller der genannten Richtung aufschlagen, immer wird der Eindruck, den er davonträgt, der sein, daß ihre verblümten Worte von der freien, reinen Menschlichkeit wirklich nichts anderes bedeuten als den Cult der Sinnlichkeit. Man lese nur bei Goethe oder Schiller nach, warum sie den Untergang der alten schönen Humanität so schmerzlich bedauern. Da jener schönen Wesen Wonnedienst noch glänzte, sagen sie unverhohlen, da man deine Tempel noch bekränzte, Venus Amathusia, als noch Aphroditens heit'rer Tempel stand, damals war es anders,

damals blühte echte Menschlichkeit. Unsrer Priester summende Gesänge aber und ihr Segen haben kein Gewicht, ihr Salz und Wasser kühlt nicht, wo Jugend heiße Wünsche fühlt, stillt den Brand der Liebe nicht. Das ist deutlich genug gesprochen, und mehr als genug! Selbst Herder, der Evangelist dieser sogenannten Humanität, weiß ihr in trockener philosophischer Erörterung keine andere Bedeutung abzugewinnen. Die Indianer sind ihm deshalb allein schon die Urbilder der Inhumanität, wahre Unmenschen, weil sie, statt nach griechischer Sitte, um mit Schiller zu sprechen, stille Wünsche an Cytheren und Gelübde an die Charitinnen zu richten, vielmehr ihre Haut gegen Insectenstiche und scharfe Luft und Kohlenhitze unempfindlich gemacht, also ihre sinnliche Natur abgehärtet haben [1].

Wir wollen zugeben, daß nicht alle so schlimm denken, daß einzelne im Ernste glauben, gegen das Christenthum als gegen den Unterdrücker und Feind der Humanität streiten zu müssen. Aber das werden seltene Ausnahmen sein, und selbst diese wenigen haben kein Recht, sich des Wortes Humanität zu bedienen; denn auch nach ihrem Sinn steht dieses schöne Wort mit Menschlichkeit selbst ebenso in Widerspruch als mit dem Christenthume. Es ist ganz unglaublich, welche Begriffsverwirrung das Wort Humanität selbst in besseren Gemüthern hervorrufen kann. So schrieb F. H. Jacobi seiner Zeit einen Roman, Woldemar. Da heiratet der Held absichtlich nicht den Stern seines Herzens, den er liebt, sondern eine Fremde, die er nicht liebt. Er setzt sich mit bewußter Berechnung auf Zeit seines Lebens in einen Zwiespalt zwischen Gewissen und Leidenschaft, zwischen Kopf und Herz, zwischen Neigung und Pflicht, nur damit nicht die rauhe Wirklichkeit des christlichen Sacramentes dem süßlichen Traume eines ästhetisch-sinnlichen Schmachtens ein Ende mache. Und eine

---

[1] Herder, Ideen zur Geschichte der Menschheit 8, 1 (S. W. zur Philosophie und Geschichte. 1827. V, 106 ff.).

solche Zerrissenheit und Unnatur nannte ein Geist, von dessen universaler Bildung man doch am ehesten ein Verständniß des wahrhaft Menschlichen erwarten sollte, nannte ein Wilhelm von Humboldt das Ganze der Menschheit! Hier läuft doch offenbar Unnatur und Religionshaß zugleich unter dem Namen Humanität um! Hier nennt man augenscheinlich die Sinnlosigkeit Humanität, einzig darum, weil sie der Gegensatz zum Christenthum ist! Mit ebenso feiner Ironie als bitterer Wahrheit hat Friedrich Schlegel auf Humboldts Wort geantwortet, er wolle mit ihm nicht darüber disputiren, ob das wirklich echte Menschlichkeit sei, nur das stehe außer Frage, daß es echte Friedrich-Heinrich-Jacobiheit sei. Dieser Scherz hat die Wahrheit mit dem rechten Ausdruck gesagt. Soviele Köpfe, so viele Humanitäten, nur nirgends Humanität. Menschlichkeiten in Fülle, aber keine Menschheit. So sollte man allemal sagen, wo immer solche Männer sich zu Stimmführern aufwerfen wollen. Redet von Humanismus, soviel ihr mögt, das ist euer Fach, aber schweigt uns von Humanität! Bleibt bei eurer Goetheheit, eurer Humboldtheit, eurer Darwinheit, aber laßt Hand und Zunge von der Menschheit! Rühmt euch eures Protoplasmathums, eueres Gorillismus, nur schämt euch, eure reine Menschlichkeit zu rühmen! Wir wollen es euch glauben, daß ihr bei einer solchen Humanität dem Christenthum nicht mehr gut sein könnet. Aber das müssen wir euch bitten, mit so zweifelhaften Surrogaten wenigstens die nicht zu behelligen, welche mit unverfälschter Humanität zufrieden sind! Fragt alle, die es mit eigenen Augen gesehen und miterlebt haben, was aus der Humanität wird, wenn sie sich einmal dem Christenthum entgegenstemmt. Fragt alle jene, die zuerst der Revolution im Namen der Humanität zugejubelt haben, Mirabeau und die Manon Roland, Forster und Chamfort, Klopstock und Schiller, ihr einmüthiges Seufzen sagt es euch: wenn man den Bund mit dem Uebernatürlichen und Sittlichen bricht, weil man die Unterordnung, welche dieses

Band naturgemäß mit sich bringt, als entwürdigendes Joch verabscheut, so wird man darum nicht höher steigen, wohl aber unter sich sinken, so weit, daß man fähig wird, alles auszuziehen, was der Mensch überhaupt abzulegen im Stande ist.

4. Indem wir uns nun aber mit vollem Herzen jenen anschließen, welche mit allen Kräften für die Anerkennung des Satzes kämpfen, daß Humanität und Christenthum unzertrennlich sind, wollen wir, um jedwedes Mißverständniß zu vermeiden, nicht verfehlen, gleich zum voraus zu bemerken, daß damit durchaus nicht behauptet sein soll, sie seien beide Eines. Daraus, daß Humanität nicht zum Christenthum im Gegensatze steht, folgt noch nicht, daß sie mit ihm zusammenfalle. In diesem Sinne ist es ganz richtig, wenn man sagt: das Christenthum ist nicht Humanität. Freilich, wenn wir so sagen, so hat es einen anderen Sinn als im Munde unserer Gegner. Sie behaupten, Natürliches und Uebernatürliches stehe sich nicht bloß unendlich ferne, sondern auch so feindlich gegenüber, daß das eine der Tod des andern werden müsse. Wir sind der Ueberzeugung und setzen alles daran, die Welt wieder zu dem Glauben zu bringen, daß beide Welten wesentlich voneinander verschieden sind, daß aber kein Widerspruch zwischen ihnen besteht, sondern daß sich vielmehr das Uebernatürliche zur Natur herabläßt, um ihre Erhöhung und Vollendung zu werden.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man alle Lehren und Vorschriften der Offenbarung einzig vom Standpunkte irdischer Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit aus erklärte. Da vertheidigte man das Fastengebot nicht mehr deshalb, weil es ein Mittel der Abtödtung und Kräftigung der Seele, sondern nur darum, weil es der leiblichen Gesundheit förderlich sei. Da rechtfertigte man das Wallfahren, weil es für gewöhnliche Leute denselben Zweck der Erholung habe wie für Reiche eine Badereise. Von höheren, übernatürlichen Gesichtspunkten war keine Rede mehr. Man schämte sich des Uebernatürlichen. Man

wußte kaum mehr etwas davon. Diese dürren Zeiten sind wieder vorüber. Heute rühmen wir uns dessen, was man ehemals mit Schweigen übergangen hat. Und mit Grund. Wie die Himmel in unendlichem Umkreis unseren Planeten umgeben, so weit ragt das Uebernatürliche über die Natur hinweg. Aber trotzdem sind wir überall vom Uebernatürlichen umfangen. Wie die Luft alles durchdringt und belebt, was Leben hat, so erfüllt und beseelt das Uebernatürliche alles, was echt natürlich und menschlich ist. Das ist keine Störung oder gar eine Zerstörung des Natürlichen, sondern vielmehr dazu angethan, das wahrhaft Menschliche zu läutern und zu vervollkommnen. Welcher Denkende hat je gefürchtet, es könnte die Pflanze oder unser Blut Schaden leiden, wenn man der Luft Zutritt dazu gewährt? So ist auch die übernatürliche Ordnung jenes Element, in welchem die wahre Menschlichkeit erst groß wird und gedeiht. Aber daraus, daß das Natürliche des Uebernatürlichen zu seiner Vollendung bedarf, folgt nicht, daß beide nicht wesentlich von einander unterschieden seien. Die Erde sucht niemand anderswo als in der Welt. Aber keinem fällt es deshalb ein zu glauben, daß die Welt nichts anderes und nichts mehr sei denn die Erde. So ist es also auch kein Widerspruch, wenn wir sagen, daß, obwohl das Christenthum unendlich mehr ist als bloße Humanität, dennoch Humanität erst in der Atmosphäre des Uebernatürlichen gedeiht, und daß ächte Humanität nirgends sonst gefunden werden kann als eben mitten im Christenthum.

Daraus folgen unmittelbar zwei Sätze, welche die Grundlage der christlichen Religion bilden. Kein Christ, lautet der erste, darf sich schmeicheln, seine Pflichten als Christ erfüllt zu haben, solange er sich das Zeugniß geben muß, daß er sich noch nicht die volle Humanität angeeignet hat. Kein Mensch, sagt der zweite, welcher ernstlich danach strebt, echt menschlich zu leben, darf hoffen, diese Aufgabe zu lösen ohne Hilfe des Christenthums, das heißt, eines wahrhaft christlichen Lebens.

5. Um aber alle Zweifel über diese Wahrheiten zu überwinden und jede Zweideutigkeit zu zerstreuen, ist es nöthig, daß wir uns über die Frage verständigen, was unter Humanität zu denken ist. In der Welt — wir sprechen von der Welt, die nur nach den herrschenden Alltagsmeinungen urtheilt, — wird wohl kaum einer zu finden sein, der unter Humanität etwas anderes versteht als eine veredelte Aeußerlichkeit. Von der alten Welt sagt uns das ein Meister, der sie gewiß von Grund aus kannte, ausdrücklich [1], und wir haben uns selber oft genug davon überzeugt. Ob die neue Welt, welche des Christenthums überdrüssig geworden ist, in diesem Stücke sich zu höheren Anschauungen erhebt, ist mindestens fraglich. Denn wenn sogar ein Herder nicht ansteht zu sagen, der ungeheuere Fortschritt vom Floß zum Kriegsschiff, die Einsicht, daß sich in Häusern und Städten bequemer wohnt als in Höhlen, und daß man von den süßen Gaben der Ceres besser lebt als von Menschenfleisch und Eicheln, die Buchdruckerkunst und die Kunst, das Messer zu schärfen, diese und ähnliche Dinge seien der Inbegriff von Verstand und Kunst, welche im Vereine mit Billigkeit die Humanität begründen [2], so kann man leicht ermessen, was wir dann vom dürren Holz zu erwarten haben. In Wahrheit dürften Tausende von Lobrednern unserer heutigen Culturfortschritte zu finden sein, welche das von ihnen beständig im Munde geführte Wort Humanität noch weit äußerlicher und materialistischer auffassen als selbst die Alten. Der Satz zum Beispiel, daß unsere modernen Großstädte die Mittelpunkte der Cultur, der Bildung, der Humanität seien, ist für das Durchschnittspublikum so unumstößlich gewiß, daß es gefährlich wäre, öffentlich darüber auch nur die Achseln

---

[1] Lactant., Instit. 3, 9.

[2] Herder, Ideen 15, 3, 4; 4, 3 (S. W. zur Gesch. und Philos. 1827. VI, 306. 319 ff.).

zu zucken. Fragen wir aber nach dem Warum, so wird man uns sagen: weil man dort alle Bildungsmittel beisammen habe, naturwissenschaftliche und Kunstsammlungen, Theater, Concerte. Da haben wir den Beweis, dessen wir bedurften, handgreiflich erbracht. Soll es uns dann zum Vorwurfe gemacht werden können, wenn wir uns auf eigene Füße stellen gegenüber den Ansichten von Menschen, die nicht einmal in Bezug auf die Frage, was echte Menschlichkeit ist, den oberflächlichen Schein und den innern Kern voneinander zu unterscheiden wissen? Alle Erfahrungen alter und neuer Zeit bestätigen einhellig, daß das Leben und Treiben der übergroß angewachsenen Städte, dieser Brutöfen der geistigen Zerrüttung [1], der Tod aller Humanität ist. An äußerlichen Bildungsmitteln und oberflächlichem Schliff des Lebens ist freilich kein Mangel. Aber eben je größer diese sind, um so unläugbarer liegt es auf der Hand, daß sie nicht Humanität geben. Der mächtigste Staatsmann unserer Tage hat einmal unsere Riesenstädte die allgemeinen Landescloaken genannt. Er wußte vielleicht nicht, daß schon die Römer sich desselben Ausdruckes bedienten [2]. Die Erfahrungen, die ein tiefer blickender Geist darüber macht, sind eben stets gleich [3].

[1] So Masaryk, Der Selbstmord 111.

[2] Sallust., Catil. 37. Cicero, Attic. 1, 19. Catil. 2, 4: sentina urbis. Catil. 1, 5: sentina reipublicae. Lucan. 7, 405: Romam mundi faece repletam. Cf. Aristot., Polit. 7, 4. Thom. Aq., Regim. princ. 2, 3. Oben 1, 3. 6.

[3] Vgl. z. B. über Alexandria Polyb. 34, 14, 3 sqq.; Stahr, Kleopatra 26 ff.; Friedländer, Sittengesch. Roms (1) II, 74 ff.; über Korinth Strabo 8, 6, 20; über Komana ebenda 12, 3, 36; über Athen Andocides, De myster. 149; Isocrates, De pace 44; Areopagit. 83; Plato, Gorg. 44. p. 489. c. (συρφετός); über das alte Rom Champagny, Les Césars (5) IV, 6 sqq.; Friedländer I, 17 ff. Daß es im Mittelalter nicht anders war, zeigt Dante, Inf. 16, 67 sqq. In diesem Sinne nannte Napoleon die Pariser die ersten Gassenbuben der ganzen Welt.

Diese übermäßig großen Mittelpunkte des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, die mit dem Mark des Landes auch all seine Krankheitsstoffe an sich ziehen [1], beherbergen drei ebenso hartnäckige als versteckte Uebel, die keine äußerliche Macht und kein Scharfsinn der Polizei beseitigen wird, weil sie innerlicher Natur sind. Das ist einmal eine Roheit der niederen Schichten, wie sie auf offenem Lande nirgends in gleichem Grade möglich ist, dann eine Genußsucht und Sinnlichkeit unter allen Ständen, hier raffinirter, dort niedriger, die Leib und Seele verdirbt und so furchtbar mit der Bevölkerung aufräumt, daß sie beständig in einem kaum berechenbaren Fluß und Wechsel sich befindet, endlich das Hauptübel, der Tod der wahren Bildung und folglich auch der Humanität, eine Herrschaft des Scheines und der Unwahrheit, eine Schönrednerei und Lügenhaftigkeit des Benehmens, welche dieses ganze äußere feine Wesen zur leeren Maske herabwürdigt und Geist und Herz bis zur bewußten und unverbesserlichen Heuchelei verdirbt [2].

Das ist nur ein Beispiel, es zeigt aber, wie oberflächlich für gewöhnlich die Schlagworte Bildung und Humanität verstanden werden, und wie wenig Hoffnung vorhanden ist, daß Humanität wirklich herrschend werde, solange eine solche Richtung den Ton angibt. So ist es aber fast überall. Was soll man von Volksbildnern urtheilen, welche nicht müde werden, die Bühne als die eigentliche Schule der Bildung fürs Leben zu empfehlen, von Schulbehörden, welche zu diesem Zwecke eigene Vorstellungen für die lieben Kleinen veranstalten, oder gar von Religionsreformatoren, welche mit Strauß die Musik

[1] Sallust., Catil. 37. Tacitus, Ann. 15, 44. Vgl. Roscher, Volkswirthschaft III. (1), 41. Merkwürdig die Vision der A. K. Emmerich bei Schmöger, Emmerich (2) II, 135 f.

[2] Vgl. Hellwald, Die Erde und ihre Völker II, 226 f. Bodichon, De l'humanité I, 206 s. Riehl, Land und Leute (2) 91 ff. Wichern, Die innere Mission (2) 118 f. 151.

als die Religion der Zukunft predigen und die Welt glauben machen wollen, es werde Humanität nicht eher zur Wahrheit werden, als bis man die Kirchen in Theater umgewandelt habe? Jawohl, eine Nihilistenhumanität, eine Dynamit- und Höllenmaschinencivilisation und eine Cultur des Fleisches mag daraus schon entstehen, so blühend, daß vielleicht ihre eigenen Apostel noch vor ihr das Kreuz zu machen lernen werden! Ob das aber wirklich Humanität ist, das ist die Frage, oder vielmehr, das ist keine Frage. Wer weiß nicht, daß die Theater-, die Kunst- und Musikmanie nicht selten mit einer ausgesuchten Inhumanität, oft mit einer ganz bestialischen Roheit und Grausamkeit gepaart ist? Und wer wird sich darüber wundern, wenn er anders den Menschen kennt? Wie soll eine derartige Bildung, welche in der Pflege einer einzigen Seite des Menschen, der Sinnlichkeit und der Phantasie, besteht, die noch überdies eine so tiefgreifende Störung des Nervenlebens zur unvermeidlichen Folge hat, sich anders kund geben als in einer vollständigen Verwüstung des Geistes, des Willens und des Gemüthslebens? Nero war von Haus aus nach allgemeinem Zeugnisse sehr gut angelegt. Sein und der Welt Unglück aber war, daß das Theater seine Kirche und die Musik seine Religion wurde. Und sobald bei irgend einem Menschen oder in irgend einem Kreise dieselbe verkehrte Auffassung von Bildung und Bildungsmitteln zur Geltung gelangt, geht es mit der Humanität ebenso abwärts wie im sinkenden Athen und Rom, es mögen die natürlichen Anlagen noch so edel und milde, es mag Gelehrsamkeit und wissenschaftlicher Fortschritt noch so groß sein. Periander von Korinth war gewiß ein feingebildeter Mann, ein Mäcen aller Dichter[1], ein Freund der Philosophen[2]; viele rechnen ihn sogar unter die sieben

[1] Herodot. 1, 24, 1.

[2] Plutarch., Solon 4, 1. Diogenes Laert. 1, 64. 73. Mullach, Fragm. philos. Graec. I, 210.

Weisen Griechenlands. Das alles aber hinderte ihn nicht, Greuel, Grausamkeiten, Schandthaten zu begehen, die sich nicht nacherzählen lassen. König Alexander von Pherä, so recht geeignet zum Schutzpatron dieser neuen Theatermoral und Theaterreligion, war von Natur so weichherzig, daß er bei der Aufführung der Troerinnen von Euripides das Theater, so lieb ihm auch dessen Vergnügen war, verließ, weil er vor Rührung die Thränen nicht bemeistern konnte [1]. Und der nämliche Tyrann ließ Menschen lebendig begraben, in Thierhäute nähen und von seinen Jagdhunden zerreißen und schoß nach Tisch, wenn er im Parke kein Wild hatte, zum Vergnügen seine Unterthanen nieder und rühmte sich, daß er nie mit einem seiner Opfer Erbarmen gehabt habe [2]. Aehnliche Beispiele von unmenschlicher Härte im Bunde mit einer ausnehmend feinen, aber nur äußerlichen gelehrten oder künstlerischen Bildung liefert die Geschichte vieler Zeiten, insbesondere der Mauren in Spanien [3] — man denke an den Kalifen Al Motadid Billah — und der italienischen Höfe in der Zeit der aufblühenden Renaissance [4]. Und es ist heute nicht anders und wird noch schlimmer werden, je mehr dieser Plan von einer Religion der Zukunft, was Gott verhüten möge, sich verwirklichen wird. Es ist ein offenes Geheimniß, daß insbesondere die eingefleischten Theaterbesucher und jene zarten Seelen, die bei jedem Rührstücke ein paar Taschentücher unbrauchbar machen, zu Hause und im Geschäfte gewöhnlich gerade so der Schrecken ihrer

---

[1] Plutarch., Pelopid. 29, 4. Alexandri Magni fortuna 2, 1. Aelian., Var. 14, 40.

[2] Pausanias 6, 5, 2. Diodor. 15, 75, 1. Plutarch., Pelopid. 28, 2; 29, 3.

[3] Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien I, 248 ff.

[4] Körting, Geschichte der italienischen Literatur I, 307. Voigt, Die Wiederbelebung des classischen Alterthums (2) I, 450 ff.

Untergebenen sind wie die Nacheiferer der buddhistischen Liebe zu den Thieren. Auch unter denen, welche mit teuflischer Kaltblütigkeit das arme bethörte Volk auf die Barrikaden und zu Attentaten hetzen, sind manche, die keinem Gelehrten an Wissen den Platz zu räumen brauchen, manche behaupten sogar, es seien unter ihnen deren, welche Lehrstühle auf öffentlichen Anstalten mit Ruhm einnehmen.

Mit einem Worte: diese oberflächliche äußerliche Bildung ist noch lange nicht Humanität. Daß auch sie wünschenswerth, ja bis zu einem gewissen Grade nothwendig ist, das läugnet kein Besonnener. Niemand wird hoffentlich glauben, daß Schmutz oder abstoßendes Betragen das Kennzeichen eines gebildeten Herzens sein könne. Wir haben es bereits oft genug gesagt und werden es noch oft wiederholen, daß christliche Bildung und Humanität auch Feinheit im Benehmen und in den Umgangsformen, auch künstlerische Zierde und bescheidenen Schmuck erfordert. Aber wogegen wir im Namen der Humanität Verwahrung einlegen müssen, das ist das Vorurtheil, als ob diese Aeußerlichkeiten die Hauptsache oder gar das eigentliche Wesen an ihr seien.

6. Humanität, darüber ist ein Zweifel nicht möglich, muß also im Innern des Menschen gepflegt, in der Bildung, und zwar in der wahren Bildung des Geistes gesucht werden. Wie wir aber diesen Satz verstehen, und wie ihn alle verstehen, denen es um wirkliche und nicht um Scheinbildung oder gar um Mißbildung des Geistes zu thun ist, darüber ist nach dem, was wir bisher festgestellt haben, wohl kein Wort mehr nöthig. Wir haben gefunden, daß es überall zu den schädlichsten Folgen führt, wenn man nicht mit dem uns angeborenen Verderben rechnet. Alle Menschen ohne Ausnahme befinden sich in einem Zustande des Falles, der zwar nicht eine völlige Zerstörung, aber doch eine arge Verdunkelung ihrer geistigen Anlagen mit sich bringt, weshalb auch die Geistesbildung nie ohne ernste Leitung

gedeihen kann. In noch höherem Grade gilt das vom Willen, welchen das Verderben derart ergriffen hat, daß seine Bildung nur durch die strengste Beherrschung und durch beständige Läuterung gelingen wird. Dasselbe wiederholt sich, wenn wir die Bedingungen für die Bildung des Charakters oder des Gemüthes ins Auge fassen. Es kann also die Humanität, welche ja das Endergebniß dieser vierfachen Bildung sein soll, nie und nimmer gedeihlich gefördert werden, wenn nicht der erste Satz des christlichen Glaubens zugegeben wird, daß der Mensch nicht ist, wie er sein soll, sondern daß er nur durch ernstlichen Kampf gegen sich selbst und durch strenge Zucht zur Reinheit und Vollendung gebracht werden kann. Es braucht nur ein jeder in sich selber zu blicken. Hat einer zwanzig Jahre mit allem Ernste das Dornenfeld seines Herzens gejätet, und glaubt sich nun endlich zur Ruhe geben zu dürfen, so genügt die Erschlaffung von ein paar Monaten, um Dingen in seinem Inneren wieder Luft und Leben zu geben, von denen er gehofft hatte, daß er auf ewige Zeiten davon nicht mehr sollte belästigt werden.

Wir haben also gar nichts gegen den Satz, daß Humanität reine Menschlichkeit ist. Nur müssen wir, damit er nicht falsch gebraucht werde, ihm einen zweiten zur Seite setzen, welcher lautet: Die Menschlichkeit, so wie wir sie in uns finden, ist nicht rein; sie muß erst rein gemacht werden. Das aber kann nicht anders geschehen als durch einen Kampf wider uns selber; dieser Kampf aber ist nicht ein Unternehmen für einige Tage, sondern für unser ganzes Leben.

Humanität ist also nicht der Zustand, in dem sich der Mensch von Natur bereits befindet, sondern die Vollkommenheit, nach welcher er erst streben muß. Humanität üben heißt demzufolge die Achtung vor der Würde der menschlichen Natur dadurch an den Tag legen, daß man ihr die Vollkommenheit zu verschaffen sucht, zu der sie von Gott, ihrem Schöpfer und

Ziel, bestimmt ist[1]. Nun aber besteht unsere Natur aus zwei Theilen, aus Leib und Seele. Also hat auch die Uebung der Humanität eine zweifache Aufgabe zu erfüllen, eine hauptsächliche und eine untergeordnete. Ihre Hauptaufgabe ist Vervollkommnung der Seele. Die Sorge für den Leib und für alle die zeitlichen Interessen, welche dem sinnlichen Leben größere Feinheit und Behaglichkeit geben können, kommt erst in zweiter Reihe in Frage[2]. Denn was wir dem Körper schulden, das ist zunächst nur die Pflege der Gesundheit, damit er ein taugliches Werkzeug des Geistes werde[3]. Daß er aber das nicht bloß nicht wird, wenn wir ihn durch Nachgiebigkeit gegen seine sinnlichen Gelüste verhätscheln, sondern daß er so eher der Seele zum größten Hindernisse wird, daß er also nur durch strenge Zucht zur wahren Humanität gebracht werden kann, das versteht sich von selber[4]. Was wir dagegen der Seele schulden, das ist mehr, das ist Reinheit, Freiheit, Gottähnlichkeit. Humanität ist also vor allem das Streben nach Gerechtigkeit im weitesten Sinne des Wortes, nach Wahrheit, nach dem aufrichtigen Dienste Gottes aus lauterem, ungeheuchelten Herzen[5].

7. Daraus folgt, daß die Pflege der Humanität bei uns selber beginnen muß. Wir denken auch hier fast immer nur an unser Verhalten gegen andere. Aber ein jeder kann und muß sie üben, auch wenn er allein auf der Erde leben würde. Wer die menschliche Würde an sich nicht achtet, der wird sie an anderen auch nicht hochhalten. Das ist also auch hier unerläßliche Vorbedingung, daß einer zuerst nach der eigenen Vollkommenheit ringe. An uns selber müssen wir lernen, was wir anderen schuldig sind. Das Streben nach eigener sittlicher und geistiger Vervollkommnung ist deshalb der Grund

---

[1] Cf. Lactant. 3, 12. [2] Id. 6, 11.
[3] Bernard., De div. s. 16, 2. [4] Id. 16, 2. 5.
[5] Lactant. 3, 9. Bernard., De div. s. 16, 2.

und das Maß der Humanität. In dem Grade, in dem es einer ernst mit sich selber nimmt, wird er human in jeder Beziehung des Wortes. Ohne Demuth, ohne Liebe, ohne Opfergeist keine Humanität. Der Selbstloseste ist immer auch der Humanste. Die, welche am rücksichtslosesten gegen sich nach der Tugend streben, verstehen allein, was unserer Natur von Nutzen und was ihr zum Schaden ist, sie allein kennen die menschliche Schwäche und welcher Fehler wir fähig sind, sie wissen, was dem Menschen wohl und wehe thut, wo seine größten Gefahren liegen und wo sein wahres Heil.

Darum sind unsere Heiligen die ersten Förderer der Humanität, nicht bloß jene, die kraft eines unbeschreiblichen Zaubers die Herzen aller im Sturme gewannen, Ambrosius, Bernhard, Dominicus, Franz von Assisi und Franz von Sales, sondern selbst jene Einsiedler in der Wüste und jene Mönche, an deren strenges und abgeschlossenes Leben niemand ohne Schauder denken kann, ein Simon Stylites, ein Bruno mit seiner ganzen Schaar von todten Lebendigen. Freilich gibt es deren genug, welche die Strenge ihres Lebens für Roheit, ihre Enthaltsamkeit für Unnatur, die Abtödtung der sinnlichen Gelüste für Unfreiheit und Erniedrigung halten, welche die Kämpfe um Keuschheit und Reinheit eine Thorheit und dieses ganze, angeblich so einförmige und trübe Leben der Heiligen eine Schmach der Menschheit und eine Herabwürdigung der Humanität nennen [1]. Gegen solche Vorstellungen die Humanität und ihre Heroen vertheidigen zu wollen, wäre wirklich eine Herabwürdigung für sie. Wir geben zu, daß manche unserer Heiligen in Wissenschaft nur wenig erfahren waren und von Kunst nicht viel verstanden, und daß sie in dem Treiben unserer sogenannten feinen Gesellschaft eine schlechte Rolle spielen würden. Dennoch gehen wir, um Humanität zu lernen, lieber zu ihnen als zu den

[1] Renan, Études d'histoire religieuse (3) 310 ss.

Löwen der gebildeten Kreise in unseren Großstädten, ja zu ihnen allein. Und gerade diese ängstliche Sorge unserer Heiligen, das Maß ihrer Bedürfnisse einzuschränken, die Schweigsamkeit, durch welche sie ihre Zunge weise, ihre Zornmüthigkeit milde, ihren Geist beschaulich machen, gerade die Striemen, das Fasten, das Blut, womit sie ihre Seele zur Freiheit und Sieghaftigkeit erziehen, sind uns die Beweise, daß wir bei ihnen echte, edle Humanität lernen können, mehr als in allen unseren Culturmittelpunkten mit den Kunsttempeln und Schaustellungen, die mit ihren angeblichen Bildungsmitteln das Herz faul, wo nicht todt, und die Sitten inwendig roh machen. Man halte von unseren Heiligen, was man will, darum rechten wir jetzt nicht. Aber vier Dinge kann und muß jeder von ihnen lernen, dem es um echte Menschlichkeit zu thun ist, vier schwere Künste, von denen sich vielleicht mancher Herold der Humanität kaum träumen läßt, daß sie zu seinem Fache gehören, und diese sind: nicht alles sagen, was einem auf die Zunge, nicht alles schauen, was einem unter die Augen, nicht alles gehen lassen, was einem ins Blut, nicht alles thun, was einem in den Kopf kommt. Das bildet die Sinnlichkeit zur Bescheidenheit, den Geist zum Aufschwung zu Gott, das Herz zur Reinheit, den Willen zur Kraft, den ganzen Menschen zur sittlichen Freiheit. Und daß diese fünf Dinge ebenfalls zur echten Humanität erforderlich sind, dagegen lassen wir einen Widerspruch auch nicht einmal zu Worte kommen.

8. Jedoch der Mensch lebt nicht für sich allein. Was er zuerst sich selber schuldig ist, das schuldet er nach Maßgabe seiner Pflichten und Kräfte auch wieder anderen. Deshalb lernt er an sich Humanität, um sie an seinesgleichen zu üben. Gleichwie wir uns nicht vollenden ohne fremde Beihilfe, so sind wir auch hinwieder der Menschheit verpflichtet, damit sie sich durch unsere Beihilfe vollende. Die Alten haben es wunderlich genug als Naturrecht bezeichnet, und die neuesten, abermals

heidnisch gewordenen Gelehrten nennen es ebenso barbarisch und widerspruchsvoll Naturzustand, wenn alle allen als Feinde auf ewigem Kriegsfuße gegenüberstehen. Daraus folgte von selber, daß es Pflichten nur gegen jene gab, und daß nur jene ein Recht von ihnen zu beanspruchen hatten, die mit ihnen zugleich demselben Staate angehörten. Nur in Bezug auf diese hatte die Staatsgewalt die Befugniß zur beliebigen Vergewaltigung aufgehoben. Allen anderen gegenüber bestand das Recht des Stärkeren fort nach wie vor[1]. Damit hatten sie einen jeden, der nicht ihre Sprache sprach und nicht ihre Gesetze befolgte, als Barbaren aus der Reihe jener gestrichen, denen sie irgend eine Rücksicht schuldig waren. Und die neue Wissenschaft mit ihrer vom geschichtlichen wie vom religiösen Standpunkte aus gleich unhaltbaren Lehre von Naturmenschen und Naturvölkern und ihrer noch verwerflicheren Rassentheorie schränkt den Kreis derer, welchen wir Menschliches zutrauen und Menschliches schuldig zu sein glauben, fast ebenso enge ein. Das eine wie das andere ist aber der schroffste Widerspruch gegen die Lehren des Christenthums und damit der echten Humanität.

Wenn wir hier abermals, wie so oft schon, Christenthum und Humanität identisch nehmen, so liegt die Berechtigung diesmal mehr als je auf der Hand. Nur die christliche Lehre, die uns sagt, daß wir von Natur aus alle aus einem Samen[2], daß wir noch enger durch die gemeinsame Erlösung im Blute des Sohnes Gottes und durch die Bestimmung zu einem gemeinsamen letzten Ziele verbunden sind, nur die katholische Religion, welche den Geist und den Muth hatte, alle Menschen als solidarisch verbundene Glieder eines Ganzen zum selben Leben zu ver-

[1] Schmidt, Ueber den Unterschied zwischen röm. und german. Rechte I, 33. 34. 80. Mommsen, Röm. Gesch. (6) I, 154.

[2] Apg. 17, 26.

pflichten, auf eine internationale und übernatürliche Dogmatik und Moral zu vereidigen, nur diese allein ist international, übernational, also wahrhaft humanitär. Nach ihr aber haben wir alle dieselbe Seele, dieselben Empfindungen. Wozu einer verpflichtet ist, das bindet alle. Was einem wohl und wehe thut, das fühlt der andere ebenso. Was diesem recht ist, das ist auch jenem billig [1]. Und Gott, ohne dessen Wohlgefallen keiner etwas ist, kennt keinen Unterschied des Ranges und der Farbe [2], sondern wer immer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm wohlgefällig, er mag diesem Stande oder jener Rasse zugehören [3]. Keiner hat ihm etwas gegeben [4], es müßte nur einer die Unbilden rechnen wollen, die er ihm angethan, und den Undank, mit dem er seine Gaben lohnt. Keiner bringt eigenes Verdienst mit, durch welches er sich von anderen unterscheidet [5]. Was einer irgend hat, das hat er nur vom Geber aller guten Gaben empfangen [6]. Und darum sind alle einander gleich, alle gleich an Mangel eines Grundes, sich zu rühmen vor Gott [7], alle gleich als zahlungspflichtige Schuldner, als hörige, wenn auch freie Lehensträger Gottes, alle also unter sich, wie das so schöne, uns leider verloren gegangene Wort des Mittelalters sagt, Ebenchristen [8] und Ebenmenschen [9].

---

[1] Cf. Lactant. 6, 10. 11.

[2] Deut. 10, 17. Job 34, 19. Weish. 6, 8. Eccli. 35, 15. Apg. 10, 34; 15, 9. Röm. 2, 11. Gal. 2, 6. Ephes. 6, 9. Kol. 3, 25. 1 Petr. 1, 17.

[3] Apg. 10, 35. [4] Job 41, 2. Röm. 11, 35.

[5] Apg. 15, 9. 1 Kor. 4, 7.

[6] 1 Par. 29, 14. 1 Kor. 4, 7. Jac. 1, 17. [7] Röm. 3, 23.

[8] Dietmar der Sezzer 2 (Hagen, Minnesinger II, 174). Stolle 21 (ebenda III, 7). Helbling 2, 282. 1106; 8, 335. Hugo von Trimberg, Renner 6800. 7370. 10432. 15275. 17817. Hugo von Langenstein, Martina 129, 11 (Keller 325).

[9] Pfeiffer, Deutsche Myst. II, 486, 15; 616, 35. Haupt, Zeitschr. f. deutsch. Alterth. IV, 575. Später, freilich schon im Mittel-

Sind also alle untereinander gleich an Menschenrechten wie an Menschenpflichten, so bilden auch alle zusammen eine untheilbare Einheit. Was dem einen gehört, muß allen in irgend einer Weise zu gute kommen. Was der Gesammtheit schädlich ist, darf keiner als seinen Nutzen noch als sein Recht betrachten. Jeder ist dem anderen gleich an Selbstberechtigung für seine Person und an Abhängigkeit von allen anderen. Jeder bedarf aller, und keiner ist überflüssig fürs Ganze. Sage nie einer das unbedachte Wort: Was wird's auf mich ankommen? Sage nie einer das ungemüthliche Wort: Was frage ich nach anderen? Denn jeder ist allen, und alle sind jedem verpflichtet. Da lebt keiner so verborgen, daß nicht die Gesammtheit von ihm ihren Nutzen oder Schaden hätte. Jedes Werk, jedes Wort zieht seine Wellen in Kreisen, deren Umfang niemand berechnet. Da leidet keiner, ob offen, ob stille, daß einem sein Leid gleichgiltig sein könnte. Es hat jede Nationalität die Berechtigung, sich geltend zu machen und ihre Eigenthümlichkeiten zu wahren. Aber jede hat auch jede zu achten, in ihren Rechten zu schützen, von jeder zu lernen, mit jeder zum allgemeinen Besten sich zu vertragen. So hat auch jeder Beruf und jeder Charakter Anspruch auf Anerkennung. Ja wir stehen nicht an, selbst einer bloßen Liebhaberei ihre Berechtigung zuzugestehen, vorausgesetzt, daß alles Einzelne im Rahmen des Ganzen bleibt, daß kein Recht verletzt und niemand beeinträchtigt wird.

9. Aber freilich dürfen wir nicht übersehen, daß auf dieser letzten Bedingung mehr Gewicht liegt, als man oft zu beachten

---

alter, wurde dieses schöne Wort in sein gerades Gegentheil, in Nebenmensch, verkehrt. Aber ein Nebenhaus ist ein untergeordnetes Haus, eine Nebenfrau, ein Nebenkind hat noch üblere Bedeutung. Ein Ebenbild dagegen ist ebendasselbe im Bilde, was das Vorbild in Wirklichkeit. Sind also nach christlicher Lehre alle Menschen Ebenmenschen, so ist damit gesagt, daß der eine eben ist wie der andere, ganz genau derselbe. Man sollte das herrliche Wort wieder einzuführen suchen.

geneigt ist. Würden alle Menschen in Wirklichkeit völlig gleich sein, würde jedem ebenso viel Macht zu Gebote stehen, um sein Recht zur Geltung zu bringen, als er Rechtsansprüche hat, dann gäbe es wenig Schwierigkeiten. So aber, wo die Rechte ungleich vertheilt und nicht selten die größeren Kräfte auf Seite des kleineren Rechtes sind, muß eine Ordnung der Gesellschaft bloß auf Grundlage des todten Rechtes zum Mißbrauch des Rechtes führen. Wo zwei Rechte nebeneinander in einem engen Raume stehen, da muß jedes sich beschränken, sonst drückt jenes Recht, das über größere Macht verfügt, das schwächere herab, oder der Krieg ist unvermeidlich. Das gilt insbesondere von dem Verhalten der Stände zu einander. Der Reiche, der sich beträgt, als bedürfe er des Armen nicht, der Starke, welcher vergißt, daß dem Schwächeren auch sein Recht zur Seite steht, bedenke wohl, daß dann der Gegendruck des Widerstandes oder der Gewaltthat durch seine Schuld unvermeidlich gemacht ist. Das Heidenthum, das nie etwas von Zusammengehörigkeit der ganzen Menschheit, von Gleichberechtigung aller Klassen, Stände und Individuen gehört hatte, stellte im Privatrechte jeden auf sich selber allein. Während es im öffentlichen Rechte dem Einzelnen alles nahm, überließ es ihm im Verkehr mit den Einzelnen die Ausbeutung seiner Macht, ohne dieser durch den Glauben an eine höhere Gewalt, welcher er vor seinem Gewissen Rechenschaft schuldet, ein Gegengewicht an die Seite zu setzen. Dem Namen nach war allerdings die Einrichtung des öffentlichen Lebens im Alterthum auf das Princip der Gerechtigkeit gebaut, aber auch nur dem Namen nach. Denn in der Wirklichkeit ist eine derartige leere Gerechtigkeit nichts als das leidige Recht des Stärkeren[1], eine systematisch geordnete grandiose Selbstsucht[2]. Deshalb verfährt denn auch diese stramme

---

[1] Jhering, Geist des römischen Rechtes (3), I, 107 ff.

[2] Ebd. I, 319 ff. Ahrens, Jurist. Encyklopädie 365 f. Röder, Grundgedanken des römischen und germanischen Rechtes 71. 122.

heidnische Gerechtigkeit, die ihren Triumph im römischen Rechte feiert, gerade als ob der Mensch nur dazu da wäre, damit man an ihm Experimente mit dem todten Begriff von Recht anstellen könne. Nicht das Gesetz ist nach dieser Auffassung um des Menschen willen gegeben, sondern der Mensch wird geboren, damit man an ihm die Anwendung der Gesetze studiren könne. Mag die Welt zu Grunde gehen, daran liegt nichts, wenn nur der Legist das Lob consequenter Durchführung seiner Grundsätze gerettet hat. Ob aber das noch Gerechtigkeit ist, das braucht wohl nicht erst untersucht zu werden. Wenn die Gerechtigkeit wie jede natürliche Tugend in der Mitte liegt [1], so muß ein solch einseitiges Uebermaß zu deren Verderben ausschlagen.

Der christliche Geist hat darum von Anfang an alle Uebung der Gerechtigkeit nach dem Gesetze der Schrift eingerichtet: Treibe es mit der Gerechtigkeit nicht gar zu weit [2]. Ihm ist deshalb im Gegensatze zum heidnischen Geiste der Gerechtigkeitspflege das eigen, daß es stets mit der Forderung des Rechtes die Mahnung zur Billigkeit und Milde, oder wie wir jetzt sagen, zur Humanität verbindet [3]. Dem Humanismus ist es vor allem anderen, oft einzig und allein, um das sogenannte formale Recht zu thun, das heißt, wenn wir es psychologisch und populär ausdrücken, um den Ruhm des consequenten Denkens. Der christliche Geist verzichtet lieber auf dieses schneidige Lob, nur um den Ruhm menschlichen Handelns zu retten [4]. Er verlangt also vor allem, daß alle, und natürlich vorerst die, welche außer dem Rechte auch noch die Macht besitzen, ihr eigenes Recht mit Rücksicht darauf gebrauchen, daß alle gleiches Recht haben, das

[1] Aristot., Eth. 5, 4. 5 (7. 8). Thomas 2. 2. q. 58. a. 10.

[2] Eccl. 7, 17. Isidor. Pelus. 3. ep. 320. Ambros., De poenit. 1, 1. Fulgentius Ferrandus, Ad Rheginum comitem paraenet. c. 18.

[3] 1 Kor. 6, 12; 10, 22. Lactant. 5, 14.

[4] Haulleville, Définition du droit 342—360.

heißt so, daß auch andere mit ihrem Rechte daneben Platz und Geltung haben. Stets muß man, sagen die unter dem Einflusse der Mönche entstandenen angelsächsischen Gesetze, in welchen die Durchführung dieser Anschauungen am augenscheinlichsten hervortritt, stets muß man schon bei Abfassung der Gesetze erwägen, wie man zuerst zum Nutzen des Volkes einen Beschluß fassen kann, so daß zugleich das Christenthum begründet und alles Unrecht unterdrückt werde, und daß es dem ganzen Lande zu gute komme [1]. Man setze also nur das Recht Gottes ein, dann wird auch das Volksrecht fortan jedermann, reich und arm, zu theil werden [2]. Was aber dann die Ausführung der Gesetze angeht, so ist der oberste Grundsatz, nach dem alles geregelt werden muß, der, daß jeder zuvor an sich selber denke, das heißt, daß er, ehe er fremdem Unrecht wehre, das eigene Unrecht lasse, und daß er anderen also recht thue, wie er will, daß man es ihm angedeihen lasse [3]. Die aber, welche mehr Macht und Kraft haben, sollen der Ausübung ihres Rechtes ebenso Zügel anlegen wie den Anforderungen, die sie an die Schwachen machen; denn der Mächtige und der Schwache sind nicht einander gleich und können darum nicht gleiche Bürde tragen [4]; vielmehr schleppt der Schwache oftmals da, wo er die kleinere Last trägt, doch größere Last als der Starke an seiner schwereren Bürde. Man richte deshalb Forderung und Urtheil und Strafe immer billig ein und mildere und schone und lindere gerne um der Furcht Gottes willen so, wie es vor Gott verantwortet und in der Welt ertragen werden kann, und daß das ganze Volk davon Nutzen habe, und daß nicht um eines kleinen Gutes willen das große verdorben werde. Denn wir

---

[1] Aethelreds Gesetze IV, 40. (Concil. Aenham.) Schmidt, Ges. der Angelsachsen. 2. Aufl. S. 232. Knuts Gesetze II, 11, S. 276.

[2] Knuts Gesetze II, 1, S. 270.

[3] Aethelreds Gesetze IV, 42. 49, S. 234.

[4] Ebd. IV, 52, S. 234.

alle haben sehr oft Gnade nöthig. Und der, welcher Macht hat, muß bedenken, was er für sich selber wünscht, wenn er spricht: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldnern [1].

Mit diesen ebenso humanen als christlichen Grundsätzen, bei denen jede Gefahr politischer wie socialer Empörung in der Wurzel abgeschnitten wäre, wird gewiß kein Recht angetastet. Das Christenthum kennt ja keine Tugend, die nicht auf dem Boden der Gerechtigkeit erwachsen wäre. Aber es setzt jedem Recht und jeder Uebung der Gerechtigkeit die Billigkeit zur Seite. Beide aber stellt es unter den Schutz der Religion [2], welche allein im Stande ist, diese nach der Ansicht der meisten so entgegengesetzten Eigenschaften zu vereinbaren.

Hier sieht jeder, der sehen will, ob Religion und Uebernatur das natürliche Leben beeinträchtigt oder aber vervollkommnet. Gerade die religiöse Auffassung des Rechtes ist es, welche in den christlichen Gesetzen des Mittelalters die erhabene Anschauung von der Barmherzigkeit des Rechtes erzeugt hat [3]. Der Raupen wegen, sagte man damals, muß man den Baum nicht umhauen. Man hackt den Stamm nicht ab, weil ein Wurm in den Apfel gekommen ist [4]. Diese Sprichwörter erinnern an den Herrn des Gartens und des Ackers im Evangelium, welcher dem Feigenbaum Zeit gönnt und den Guten zuliebe das Unkraut schont. Nach christlichem Glauben ist eben nicht bloß das religiöse Leben Gottesdienst, sondern auch die Rechtsübung eine Nachahmung

---

[1] Knuts Gesetze II, 2, S. 270. 272. Aethelreds Gesetze IV, 53, S. 234. Wilhelms Gesetze I, 39, S. 344.

[2] Vgl. Thomasin von Zerkläre, Der wälsche Gast 13 599 ff. Graf und Dietherr, Deutsche Rechtssprichwörter 1, 57 ff.; 7, 596 ff., S. 4. 397.

[3] Graf und Dietherr S. 398 f.

[4] Düringsfeld, Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen II, 133 f. Nr. 241.

Gottes. Gott ist das Recht, und alles Recht ist von ihm. Und darum ist die Gnade über dem Recht und niemals Recht ohne Gnade. Niemand also wird darum getadelt, daß er sein Recht gebraucht. Aber das geht keinem ohne Tadel hin, daß er sein Recht ausbeutet ohne Rücksicht auf Gott, die Quelle und den Wahrer des Rechtes, und ohne Schonung wider den Nächsten. Man kann sehr wohl Recht haben und Unrecht üben. Und es ist gar nicht so leicht, sein Recht so zu gebrauchen, daß man auch recht handle. Ohne christliche Grundsätze, und zwar ohne Grundsätze, die nicht bloß im Kopfe klingen, sondern auch im Herzen wurzeln, ist das wohl nur selten möglich. Schon Gerechtigkeit ist eine Tugend, die einen zum ganzen Mann machen kann [1]. Aber es ist nicht so leicht, wahre Gerechtigkeit ohne das Zuwenig und ohne das Zuviel zu üben. Liebe jedoch mit Gerechtigkeit vereinen ist eine Leistung, die man von den allerwenigsten verwirklicht finden wird, die auch keiner verwirklichen wird, es sei denn, daß er Gott nachahme, in welchem diese Einigung aufs vollkommenste verwirklicht ist.

10. Was fürchtet also der Mensch, sich Gott ohne Rückhalt zu übergeben? Ueberlassen wir getrost ihm die Sorge für unsere Ehre, für unser Recht, für unser Bestes, aber ehren wir heilig eines jeden Ehre, eines jeden Recht, eines jeden Wohl; denn für alles das sorgt der Herr mit einer Sorge, als ob es ihn selber beträfe. Wer euch angreift, sagt er selber, der greift mir in meinen Augapfel hinein [2]. Das Uebernatürliche zerstört nicht das Natürliche, sondern erhöht und befestigt es nur. Wie werthlos ist der Mensch, wo nicht das Christenthum herrscht! Wie heilig gilt seine Würde dem, in dessen Herzen der Glaube die Herrschaft führt! Der Christ drückt nicht den Diener, als wäre er aus anderem Stoffe geformt denn er.

---

[1] Vgl. I. Band (2. Aufl.) 24, 3, S. 802. [2] Zach. 2, 8.

Er fordert zwar von seinem Knechte den Dienst. Aber er läßt ihn menschenwürdig leben und befiehlt ihm auf menschenfreundliche Art, was er von ihm verlangen muß; denn er ehrt an ihm Gott, indem er der Menschheit gedenkt, welche dieser mit eigener Hand gemacht und für die er mit seinem eingebornen Sohne ein so hohes Pfand erlegt hat [1]. Der Christ wirft nicht dem Nothleidenden verächtlich eine Abschlagszahlung hin, damit ihn dieser nicht mehr belästige; sondern er betrachtet sich als Diener der Armen und der Schwachen, weil er sie als Standesgenossen dessen erkennt, der ihnen gleich geworden ist, um ihn stark und reich zu machen. Der Christ wirft sich nicht weg an das Weib, um es kirre und zu seiner willfährigen Sklavin zu machen. Er ehrt, mehr noch, er verehrt die Frauen und nimmt sich ihrer an, um so lieber, je verlassener sie sind, je weniger sie an sich haben, was ihnen die Huldigung der Welt einträgt, und das deshalb, um jener seinen Dank zu bringen, der Zier und der Ehre der Frauen, die uns den Wiederbringer unserer Ehre gebracht hat [2]. Es ist nicht Huldigung, nicht Schmeichelei, nicht Sinnencult, was der christliche Frauendienst in sich schließt, es ist ungleich mehr, es ist Wahrheit und Ernst, Dienst und Ehre, und über allem religiöse Weihe. Was das Christenthum beabsichtigte, als es das Weib so hoch erhob, war das, ihm die verlorene Ehre zurückzugeben und seine Tugend und gesellschaftliche Wirksamkeit unter sicheren, das heißt religiösen Schutz zu stellen. Das hat es dadurch erreicht, daß es in seinem Glauben den Grundsatz der Humanität predigte, welcher den Starken verpflichtet, dem Schwächeren größere Sorge zuzuwenden und von seiner Macht zu Gunsten des an Recht Gleichen, an Kraft aber Ungleichen etwas abzulassen.

---

[1] Thomasin von Zerkläre, Der wälsche Gast 7865—7870.
[2] Heinrich Seuse, Leben, 20. Kap. (Denifle I, 72 f.)

So zeigt sich in allen Beziehungen, daß wahre Religiosität, daß echtes, lebendiges Christenthum nicht bloß kein Hinderniß, sondern die einzige Quelle und die sichere, dauerhafte Grundlage der Humanität ist. Wer Gott nicht achtet, kann auch sein Geschöpf nicht achten. Wer Gott recht liebt, liebt ihn auch in seinem Ebenbilde. Menschen, welche Gott den Dienst verweigern, wissen nie, wohin sie den Menschen stellen sollen. Heute setzen sie ihn auf den Altar, von dem sie den Allerhöchsten gestoßen, morgen treten sie ihn in den Staub. Solange er ihrem Stolze, ihrer Habsucht, ihrer Leidenschaft etwas zu bieten hat, betäuben sie ihn mit Weihrauch. Ist er einmal ausgebeutet, dann mag er darüber nachdenken, wer es redlicher mit ihm meint, die Menschen oder Gottes Wort. Die Wahrheit vom Menschen findet man nicht bei künstlichem Lichte, sondern nur, wenn man ihn beim Lichte des Himmels betrachtet. Wo man die menschlichen Dinge nach Gott beurtheilt, da kann über sie keine Irrung bestehen. Niemand, der Gott ehrt, überhebt das Menschliche auf Kosten der Gerechtigkeit. Er fürchtet aber auch, wollte er dem Menschen etwas von seinem wahren Werthe benehmen, den zu verletzen, der ihn geschaffen hat und stets in seinen Händen trägt. Die Menschheit weiß nur der zu ehren, der Gott aus ganzem Herzen ehrt, Gott, welchem die Menschheit ihre wahre und einzige Ehre zweimal verdankt. Darum steht und fällt alle Humanität mit den zwei Geboten, in welchen die ganze christliche Vollkommenheit besteht. Das eine ist die ewig feste Grundlage der Humanität, und dieses lautet: Du sollst Gott lieben aus ganzem Herzen. Das zweite aber ist der kürzeste Inbegriff der ganzen Lehre von Humanität selber und heißt: Deine Ebenmenschen sollst du lieben wie dich selbst in Gott [1].

---

[1] Augustin., Ep. 258, 2. 4.

Die schönen Künste im Dienste der Humanität und des Christenthums.

11. Die Kinder dieser Welt sind in ihrer Art klüger als die Kinder des Lichtes [1]. Sie wissen es wohl zu würdigen, wie sehr der Mensch, und nicht bloß der gewöhnliche Alltagsmensch, sondern auch der höchstgebildete, unter dem Einflusse der sinnlichen Natur steht. Wenn sie darum ihren Anschauungen und Bestrebungen Verbreitung zu verschaffen suchen, versäumen sie nie, sie in jene Hülle zu kleiden, unter der sie am sichersten Eingang in die Herzen und Geister finden. Wir könnten in diesem Stücke wirklich von ihnen lernen. Die Kirche freilich hat das nicht nothwendig. Sie hat von jeher die Bedeutung der schönen Künste gewürdigt und von diesen Gebrauch gemacht, um ihren Grundsätzen den Weg zu den Herzen zu bahnen. Sie hat damit am besten bewiesen, daß sie nicht bloß eine übernatürliche Anstalt ist, sondern daß sie zugleich Macht und Beruf hat, Natur und Menschlichkeit zu vollenden.

Je mehr Einfluß sie aber gerade auf diesem Gebiete übt, und je gewisser sie unüberwindlich ist, solange sie von ihm nicht verdrängt wird, um so einmüthiger suchen alle Richtungen, welche die Macht des Christenthums zu brechen gesonnen sind, diese ihre Stellung zu erschüttern. Und da es nicht gerathen erscheint, den Zweck dieses Strebens offen kundzugeben, so verkleidet sich auch hier der Feind am liebsten in einen Engel des Lichtes und sucht unter dem Scheine heiligen Eifers dem Heiligen den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Daher jene salbungsvollen Seufzer über die Sinnlichkeit und die Verweltlichung, welcher das Christenthum unter den Händen der Kirche unterlegen sein soll, jene verdammenden Zornesausbrüche, jene biblisch klingenden Kraftsprüche über den Geist des Mittel-

---

[1] Luc. 16, 8.

alters, das sich angeblich Gottes Fluch selber aufgeladen, weil es Fleisch zu seinem Arm gemacht habe. Es möchte uns manchmal ein Lächeln abnöthigen, wenn wir sehen, auf wie verschiedenen Gebieten dieses Bestreben ans Licht kommt, und wie brüderlich sich Roman= und Geschichtschreiber, Aesthetiker und protestantische Theologen, Cultur= und Literarhistoriker, kurz Humanisten jeder Art bei diesem verdeckten Kampfe unterstützen. Sie alle setzen hierin nur fort, was der große Abfall des sechzehnten Jahrhunderts grundgelegt hat [1]. Würde es gelingen, den Geist, welcher damals so viele Kreise erfaßte, zum Gemeingeist der christlichen Völker zu machen, so wäre es sehr bald um das Christenthum selber geschehen. Damals warfen ganze Länder das äußerliche Kirchenwesen, die Liturgie, die Sacramente als unnützen, ja schädlichen Ballast weg. Man eiferte gegen allen künstlerischen Schmuck der Kirchen und des Gottesdienstes, so sehr, daß Bilderstürmerei und Kirchenzerstörung fast als das sicherste Zeichen reinen evangelischen Sinnes betrachtet wurde. Die Feinde des Glaubens aber standen unthätig und hohnlächelnd zur Seite und warfen den Eiferern nur dann und wann ein ermunterndes Wörtlein hin, wie gut sie die Bedürfnisse der Zeit und ihre erhabene Aufgabe als Diener einer wahren und geläuterten Religion verstünden, damit sie ihres Vandalismus nicht müde wurden. Sie sahen es zum voraus so kommen wie es kam, daß eine Religion, die so weit verflüchtigt ist, daß sie bloß einige, noch dazu rein willkürlich ausgewählte geistige Bestandtheile bewahrt hat, auf den Menschen, dessen geistiges Wesen nur durch die sinnliche Natur thätig und empfänglich ist, bald keine Einwirkung mehr ausüben werde. Sie haben sich leider nicht getäuscht. Sie waren klüger als ihre verblendeten Handlanger, die Kirchenneuerer.

---

[1] Vgl. oben 9, 10; 11, 11. 12.

So unklug und zugleich so unevangelisch und unchristlich ist nun freilich keiner, der noch einen Rest kirchlicher Gesinnung in sich bewahrt hat. Aber doch wird auch auf unserer Seite manchmal die Bedeutung des Sinnlichen für die Lösung der sittlichen und religiösen Aufgabe des Menschen nicht so ganz erfaßt. Die sinnliche Natur ist nun einmal ein Wesensbestandtheil des Menschen. Ihrer Mitwirkung kann sich der Geist nie entschlagen, will er seine Pflichten erfüllen. Auf ihn einzuwirken, ihn zu bilden und zu veredeln ist unmöglich, außer man bedient sich sinnlicher Mittel, durch welche allein Zugang zu ihm gefunden werden kann. Deshalb hat Christus, der als Gott und Mensch die vollendete Religion vom Himmel auf die Erde, von Gott zu den Menschen brachte, diese als eine zugleich göttliche und menschliche, als eine natürliche und übernatürliche gestiftet, das heißt, sie in Form einer menschlichen Gemeinschaft, welche durch äußerlichen Beitritt, durch äußerliche Handlungen, durch äußerliche Gliederung besteht, mit einem Worte in Form einer sichtbaren Kirche gegründet und mit sinnlichen Heilmitteln ausgestattet [1]. Nun ist es aber nichts weniger als gleichgiltig, in welcher Weise und unter welcher Gestalt die äußere Sinnenwelt auf den Menschen einwirkt. Deshalb war es der Kirche Jesu Christi nicht genug, ihren Gottesdienst bloß in sinnliche Formen überhaupt zu kleiden und ihre Lehren in äußerlicher Symbolik dem Menschen nahe zu legen. Vielmehr suchte sie auch dieser Aeußerlichkeit die ansprechendste und anziehendste Ausgestaltung zu geben. Und das mit Grund. Der Geist des Menschen ist mit dessen sinnlicher Natur so enge zu einem Ganzen verbunden, daß er trotz seiner Erhabenheit über die niedere Welt gleichwohl in einer merkwürdigen Abhängigkeit von dieser steht. Wenn dem aber so ist, so muß man, wo immer es sich um Erziehung, um Sittlichkeit, um Ascese und

[1] Vgl. oben 10, 5 ff.; 11, 8. 10.

Religion handelt, der Außenwelt und der Sinnlichkeit große Rücksicht zuwenden. Wir wollen nicht gesagt haben, daß in diesen Dingen Ausschreitungen unmöglich seien. Man kann auch hier so gut wie überall übertreiben und hat übertrieben. Es hat eine Zeit gegeben, wo der Schmuck der Kirchen bis zum Ueberladenen stieg, wo der Pomp bei öffentlichen kirchlichen Feierlichkeiten, wo insbesondere die Musik in der Kirche in einer Weise entfaltet wurde, daß Andacht und Erbauung dabei eher Störung als Förderung fanden. Es gibt allüberall derer, welche nicht zu beten beginnen können, ehe sie ihren Faltenwurf so malerisch drapirt, Hände und Antlitz so zierlich gestellt haben, daß sie sich jeden Augenblick photographiren lassen könnten. Das sind Auswüchse, unter denen das Wesentliche Schaden leidet. Wir sind fern davon, sie vertheidigen zu wollen. Aber wir können auch wegen solch vereinzelter Fehler mancher Christen der Welt kein Recht zugestehen, die Kirche selber zu verdammen, der jetzigen Welt am allerwenigsten. Denn gerade die heutige Erziehung setzt das Aesthetische über die innere sittliche und religiöse Umwandlung, ja an die Stelle des Guten und des Gebotenen, und glaubt, die Religion durch äußerliche Sitten- und Anstandsregeln entbehrlich machen zu können. Das heißt das Mittel zum Zwecke machen und über dem Kleide den Menschen vergessen. Aber andererseits wollen wir nicht läugnen, daß dieses Extrem häufiger als manche denken durch ein anderes hervorgerufen ist, jenes Verlangen, man solle den Christen als etwas Uebermenschliches betrachten, ohne daß man daran denkt, ihn äußerlich menschenwürdig zu säubern, durch jenes unangemessene Vertrauen auf Gott und auf die Gnade, welches die höchsten Ziele unmittelbar anstrebt, ohne die entsprechenden natürlichen Mittel auszunützen. Wir brauchen uns darum nicht zu wundern, daß der Erfolg so vieler redlichen Mühen nicht größer und daß eine uns entfremdete Zeit, die unter Bildung fast nichts als äußerliche Verfeinerung ver-

steht, uns so schwer näher zu bringen ist, wenn die Frömmigkeit glaubt, sich über die Regeln des feinen Verkehres hinwegsetzen, und die Tugend, sich von den Gesetzen der Schönheit, der Würde, der Gefälligkeit freisprechen zu dürfen. Wir wissen schon, daß das Kleid den Mann nicht macht. Aber trotzdem ist es nichts weniger als gleichgiltig, ob und was einer für ein Kleid trägt, zumal wenn er eine Welt gewinnen soll, in deren Augen das Kleid alles ist. Wir bedauern es gewiß aufrichtig, daß sich nicht selten hinter edlen Außenformen ein gemeiner, selbstsüchtiger, unsittlicher Geist birgt. Aber sollen wir deswegen glauben, daß ein Geist sich abstoßend äußern müsse, wenn er edel bleiben will? Wie oft können wir sehen, wie der Geist, der geglaubt hat, der äußeren Formen entbehren zu können, unvermerkt durch deren Vernachlässigung ein rohes Wesen annimmt! Wer den Menschen kennt, weiß, daß man selbst den Geist nur durch strenge Zucht von außen veredelt. Wer also einen ganzen Menschen und eine vollkommene Welt zu Stande bringen will, und das will das Christenthum, der muß aus Innerem und Aeußerem, aus Sinnlichem und Sittlichem, aus Natürlichem und Uebernatürlichem ein neues Geschöpf aus einem Ganzen zu gießen suchen[1].

12. Diese harmonische Einigung von Sinnlichem und Geistigem ist das Wesen der Schönheit. Niemand wundere sich, daß wir in einem Werke, welches über die christliche Sitte und Bildung handelt, auch von der Berechtigung und von der Nothwendigkeit sprechen, das Schöne zu pflegen. Gerade hier ist das am Platze. Die sittliche Vervollkommnung des Menschen und der Menschheit ist von der künstlerischen Verfeinerung unzertrennlich. Ohne eine gewisse ästhetische Bildung wird die sittliche nie ihr Ziel erreichen, noch viel weniger der Kunst-

[1] Vgl. hierzu Vortrag 21, 4 ff. und 22, 7, sowie I. Band (2. Auflage) 12, 9; 15, 5; 16, 9; 17, 9; 22, 8.

betrieb ohne echte sittliche Veredlung. Kunst und Sittlichkeit stehen immer in engster Beziehung zu einander. Wie die Kunst einer Zeit, so ihre Sitten. Wie die Sittlichkeit eines Volkes, so seine Kunst. Für diesen Satz steht die ganze Culturgeschichte ein.

Allerdings ist es unter Künstlern und Kunstrichtern Mode geworden zu behaupten, daß, wie Schiller sich ausdrückt, die Kunst ihren Zweck in sich selber trage [1], mit anderen Worten, daß sie sich an die Gesetze der Sittlichkeit nicht zu kehren brauche, vielmehr volle Freiheit habe, sich selber ihre Gesetze des Schönen ohne Rücksicht auf Tugend und Schicklichkeit zu machen. Es sei, erlaubt man sich zu sagen, ein philisterhaftes Gerede, von sittlichen Pflichten für die Kunst zu sprechen [2]. Das Schöne sei von dem Sittlichen durchaus unabhängig. An einem Gedichte, und sei es eine Messiade, Erbauung zu suchen, wäre ebenso geschmacklos, als wenn man sich an einigen abscheulichen Versen eines ausgelassenen Dichters stoßen wollte! [3] Aber leider, seufzt man, besitzen nur wenige Menschen die Kraft, das ästhetische Urtheil vom moralischen zu trennen [4]. Als ob hierzu eine besondere Geisteskraft gehörte! Als ob nicht alle Bönhasen der Literatur und Kunst, alle Verseklempner und Farbenklecksser sich gerade dadurch für den Mangel an Geist zu entschädigen suchten, daß sie auf den Kitzel des Fleisches speculiren und um so lieber im Häßlichen wühlen, je mehr ihnen die Kraft für das Schöne versagt! Doch derlei Ungeheuerlichkeiten — denn das sind sie für den, welcher die Dinge ernst nimmt, und welcher weiß, welcher Zügellosigkeit und welchem Verderben sie Thür und Thor öffnen —, derlei Anstößigkeiten also, sagen

[1] Schiller an Goethe, Brief 354. I, 343.

[2] Carriere, Aesthetik (1) I, 97.

[3] Schiller, Ueber die ästhetische Erziehung; 26. und 22. Brief. Stuttgart 1836. XII, 134. 112.

[4] Lemcke, Populäre Aesthetik (3) 48.

wir, eingehend widerlegen, hieße unnütz Zeit vergeuden. Denn sicherlich sind eben sie ein Zeugniß für die Wahrheit, daß die Sittlichkeit die Richterin der Kunst ist. Nur um sich gegen das vernichtende Urtheil des Sittengesetzes und zugleich gegen das eigene Gewissen zu decken, das jenem Beifall spenden muß, hat man den schändlichen Satz erdacht, daß Moral und Aesthetik nichts miteinander gemein haben.

Darüber also ist jedes Wort von Ueberfluß, daß das Schöne vom Wahren und vom Guten nicht getrennt werden kann. Um diesem Satz unsere Zustimmung zu geben, bedürfen wir keiner übernatürlichen Offenbarung. Was den Heiden nicht entging[1], das muß jeder zu jeder Zeit fassen können, daß Schönheit und Wahrheit und sittliche Güte ihrem Wesen nach in Eines zusammenfallen müssen. Dies ist das Grunddogma aller wahren Aesthetik. Es kann nichts schön sein, was nicht wahr und was nicht zugleich gut ist. Nur wenn sich eine sowohl wahre als sittlich gute Idee in eine sinnliche Hülle kleidet, die ihr ebenmäßig entspricht, dann haben wir das Schöne. Der sinnliche Ausdruck gehört für uns nothwendig zum Schönen, da wir die rein geistige Schönheit nicht zu fassen vermögen[2]. Ebenso nothwendig ist aber auch, daß die äußere Hülle durchaus dem unter ihr sich bergenden geistigen Gehalt entspreche. Je mehr die äußere Form der angemessene Ausdruck der von innen heraus sich offenbarenden Wahrheit und Güte ist, um so mehr ist der Begriff des Schönen verwirklicht. Daher kann es geschehen, daß eine Sache zwar wahr und gut, aber nicht schön ist, weil die äußere Form mit dem inneren Werthe nicht oder nicht völlig in Einklang steht. Aber nie und nimmer kann eine Sache äußerlich schön sein, welche der inneren sittlichen Wahr-

[1] Vgl. II. Band (2. Aufl.) 19, 2. 3.

[2] Thomas 1. q. 5. a. 4. ad 1; 1. 2. q. 27. a. 1. ad 3. Cf. Expos. in Dionys. de div. nom. c. 4. l. 5.

heit und Güte entbehrt. Wir sagen nicht ohne Grund: der inneren, der sittlichen Wahrheit. Bloße Nachahmung der Wirklichkeit ist noch lange nicht Kunst noch Schönheit, sonst wäre der Schatten auch ein Kunstwerk und die Photographie einer Kröte oder eines von Würmern zerfressenen Leichnams schön. Naturgetreu und schön sind weit verschiedene Begriffe, so gut als reizend, verführerisch, bezaubernd, berückend, sinnverwirrend etwas anderes ist als schön. Zum Schönen gehört, wenn nicht sittliche Vollkommenheit, so doch ernstes, bewußtes Streben nach sittlicher Vervollkommnung, also klare Kenntniß von recht und gut, von erlaubt und Pflicht; dazu der entschlossene Wille, der erkannten Wahrheit nachzukommen, mit entschiedener Abweisung aller Lockungen einer verdorbenen Sinnlichkeit und eines zum Bösen geneigten Herzens; endlich auch die Ordnung, der Einklang, das Ebenmaß in der äußeren Darstellung, wodurch der innere Gehalt würdig und zugleich so gefällig ausgedrückt wird, daß auch die äußeren Sinne Befriedigung finden.

Es ist deshalb ein bedauerliches Zeichen von Unklarheit, wenn man das Schöne immer bloß auf unbestimmte und unbestimmbare Gefühle zurückführen will. Diese Verschwommenheit ist so recht die laue, halbdunkle Atmosphäre, in welcher sich die verdorbene Sinnlichkeit wohl befindet und ihren Uebelthaten nachgehen kann. Aus dem soeben Gesagten ergibt sich aber, daß das Gebiet des Schönen die strengste Klarheit nicht bloß zuläßt, sondern fordert. Seinem inneren Gehalte nach fällt das Schöne mit dem Wahren und Schönen zusammen, unterliegt also auch allen Gesetzen, welchen diese unterworfen sind, das heißt den Regeln der Logik und der Moral. Und die äußere Form steht unter denselben Gesetzen, so gewiß wie jede unserer eigenen Bewegungen, Handlungen und Reden im persönlichen oder im öffentlichen Leben. Mögen Dichter, Maler und Kritiker über solche Worte in Staunen oder in Zorn gerathen, mögen sie

jammern, das heiße mit roher Hand die Kunst entweihen, das heiße ihr die Flügel ausreißen, das heiße sie ihres Schönsten, des zarten Duftes berauben, der sie erst zur Kunst mache; nur ein Barbar, welchem die Musen fremd geblieben seien von Kindheit an, könne also sprechen: uns ficht dieser Ausbruch des Unwillens nicht im mindesten an. Wir geben nicht das Allergeringste um alle Leistungen der Kunst, und nichts um alle Machtsprüche und Schlagworte der Aesthetik, wenn sie sich nicht nach den strengsten Regeln, die für das Wahre und für das Gute bestehen, rechtfertigen lassen. Man spreche von Transsubstantiation der Kunst, vom Kunstwerk der Zukunft oder von was immer, aber man gestehe, daß, was die Gesetze der Logik nicht aushält, unwahr, und was vor den zehn Geboten nicht besteht, unsittlich ist. Nur was in sich selber logisch richtig, wahr und sittlich ist, und was, nach seiner äußeren Form betrachtet, in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Mathematik, der Geometrie, der Optik, der Grammatik, der Metrik geeignet ist, diesen wahren und guten Gedanken so auszudrücken[1], daß er durch die Sinne und die Phantasie möglichst als derselbe wahre und gute Gedanke, als der er aus dem Geiste des Darstellers ausgegangen ist, in den Geist des Genießenden eingehe, nur das ist auf dem Standpunkte der Aesthetik und Humanität schön, und sonst nichts.

13. Man darf sich deshalb nicht wundern, daß die wahre Schönheit so selten eine reine und völlig befriedigende Darstellung findet. Denn in der That sind es viele und sehr verschiedene Anforderungen, die erfüllt sein müssen, damit man etwas ohne Einschränkung schön nennen kann. Gilt das schon von der natürlichen Schönheit, so trifft es in doppeltem Maße zu, wenn es sich darum handelt, die übernatürlichen Wahrheiten in ein zwar natürliches, aber dennoch ihnen an=

[1] Aristotel., Metaph. 12, 3, 11.

gemessenes Kleid zu kleiden. Das aber ist die Aufgabe der christlichen Kunst.

Wie die natürliche, so muß auch die christliche Kunst die Ideen des Wahren und des Guten darstellen. Nun ist gewiß, daß die Glaubenswahrheiten keine einzige Vernunftwahrheit ausschließen, und daß die übernatürliche Vollkommenheit jede rein natürliche Tugend voraussetzt und in sich enthält. Demzufolge ist keiner der Gegenstände, welche in der natürlichen Kunst zulässig und wahr sind, von der übernatürlichen Kunst ausgeschlossen. Das Christenthum macht nichts zur Sünde und nichts zur Lüge, was es nicht schon von Natur aus ist. Ist also etwas vom Standpunkte der christlichen Kunst aus als unwahr und sündhaft zu verdammen, so kann es auch unter dem Gesichtspunkte der natürlichen Aesthetik nicht gebilligt werden. Was aber vor deren Urtheil besteht, das kann man auch dem christlichen Künstler im allgemeinen nicht verwehren. Dabei ist freilich selbstverständlich, daß Ort und Umstände diesem vielfach Beschränkungen auferlegen. Soll die Kunst im Dienste des Heiligen oder gar am heiligen Orte geübt werden, so muß man sie anders auffassen und ausführen, als wo es sich um rein profane Zwecke handelt. Der Künstler, welchem der Auftrag zu theil geworden ist, einen Heiligen, der zugleich ein großer Gelehrter war, in Erz für einen öffentlichen Platz seiner Vaterstadt zu bilden, muß ihn natürlich ganz anders darstellen, als wenn er ihn in Stein auf sein Grab oder in Holz auf den Altar stellen würde. Wir sehen hieraus, daß die christliche Kunst dieselbe Doppelaufgabe hat wie die heilige Wissenschaft und das christliche Leben überhaupt. Der christliche Gelehrte darf jeden Zweig berechtigten menschlichen Studiums betreiben, der Christ jede Verwendung und jede Arbeit übernehmen, die sich mit Ehre und mit Tugend des Menschen verträgt. Aber es gibt auch ein zweites, höheres Gebiet, das uns einzig von der Offenbarung aufgeschlossen worden ist. Es umfaßt die übernatürlichen Wahrheiten des Glaubens und die

eigentlich christlichen und übernatürlichen Tugenden. Diese bilden am heiligen Orte den eigentlichen Gegenstand der Lehre und der Gottesverehrung. Und wenn dort auch die natürlichen Wahrheiten verkündigt und die Tugenden des gewöhnlichen Lebens eingeschärft werden, so muß das stets in einer besonderen Weise, das heißt mit Rücksicht auf die übernatürliche Aufgabe des Christen geschehen. Genau dasselbe gilt auch von der Kunst. Die Kirche hat zu keiner Zeit die Uebung der Kunst, nicht einmal der in ihrem Dienste geübten, so eingeschränkt, daß sie ihr alles untersagt hätte, was an weltliche Aesthetik erinnert. Nur verlangt sie mit Fug und Recht, daß sich keiner dieser Freiheit ohne die gebührende Rücksicht auf die Würde des Gotteshauses und des Gottesdienstes und auf die Zwecke des christlichen Glaubenslebens bediene. Aber selbstverständlich muß sie darauf bestehen, daß die Kunst dort, wo sie als eigentlich christliche auftreten soll und will, auch zumeist die eigentlich christliche, das heißt die übernatürliche Seite der Religion berücksichtige, also die Darstellung der Lehren, die Thatsachen der Offenbarung und die Vorbilder des christlichen Lebens zum Gegenstand wähle.

Die erste Aufgabe des christlichen Künstlers ist also die, daß er sich selber den dogmatischen und den sittlichen Gehalt der Offenbarung aneigne und ihn mit Herz und Geist zu durchdringen suche. Wir reden vom christlichen Künstler. Es ist eine schwere Irrung zu denken, nur den Christen gingen die Vorschriften des Christenthums an, nicht aber den Künstler als solchen, und eine arge Täuschung zu behaupten, das Christenthum sei nur religiös und ethisch, das Aesthetische sei überhaupt nicht seine Sache. Leider ist diese Ansicht so verbreitet, daß sogar einer unserer verdienstvollsten Schriftsteller, der gewiß nie eine Zeile anders als in der reinsten Absicht schrieb, durch sie zu einem höchst ungerechten Angriffe auf das gesammte kirchliche Kunstleben und zu einer Behauptung fortgerissen wurde, die, wenn sie ernst genommen und folgerichtig weitergeführt würde,

das ganze Gebiet der Cultur dem Christenthum entziehen und der Welt ausliefern müßte. Es sei, behauptet Alban Stolz, denn ihn meinen wir, eine bewußtlos erlogene Erfindung neuerer Zeit, die ein blinder Eifer für die Kirche eingegeben habe, wenn man behaupte, daß das Christenthum die Kunst erhoben oder gar vollendet habe. Die Kunst sei ein rein weltliches Gut, das Guten und Bösen offen stehe. Die Heiligen hätten sich mit Aesthetik sehr wenig abgegeben. Kein christliches Kunstwerk, auch der schönste gotische Dom nicht ausgenommen, könne sich mit einem heidnischen Tempel wie das Parthenon messen. Und die heidnischen Classiker und Schiller und Goethe seien doch zweifellos größere Dichter als Geibel und der Verfasser der Amaranth und der Messiade — als ob diese die größten christlichen Künstler wären! — Es gehöre also, schließt er, die Kunst nicht zum Wesen der Kirche, so wenig, daß Christus am Kreuze, der Gegenstand unserer höchsten Verehrung, sogar nichts weniger als ästhetisch schön sei; das Liebäugeln und Buhlen ästhetischer Kirchenmänner mit der Kunst sei darum höchst überflüssig [1]. Diese ganze Ausführung hängt mit einem gewissen Widerspruchsgeiste und dem Zuge zum Paradoxen zusammen, welche dem genannten Schriftsteller eigen sind, findet übrigens auch eine Erklärung und Entschuldigung in dem berechtigten Kampfe gegen jene Uebertreibungen, welche das Christenthum ganz und gar in Romantik und Schöngeisterei verflüchtigen möchten. Gewiß, die Religion ist mehr als Aesthetik, und der Künstler ist keineswegs ihr wahrer Hoherpriester. Jedoch auch die Aesthetik gehört zum christlichen Leben, und der Künstler hat die Aufgabe, den Priester in seinem Lehrberuf, in der Läuterung und Veredlung von Herz und Sitte zu unterstützen. Damit er aber das könne, muß er mit demselben Glauben und mit dem gleichen Geiste erfüllt sein, aus welchem der Priester lehrt und wirkt.

---

[1] Alban Stolz, Besuch bei Sem, Cham und Japhet (4) 43 ff.

Damit ist bereits ein weiterer Punkt ausgesprochen, der uns eine zweite Aufgabe der christlichen Kunst enthüllt. Auch die Kunst ist ein Mittel, und nicht das letzte, wodurch die Kirche ihrer Pflicht, das Menschengeschlecht zu erziehen, nachkommt. Niemand wird im Ernste behaupten, daß die Kunst zum Wesen der Kirche gehöre, und daß das Christenthum ohne diese Stütze nicht bestehen könne. Das hieße Mittel und Zweck, Wesen und Schmuck gründlich verwechseln. Allein es handelt sich um etwas ganz anderes. Wir wissen, daß es der christlichen Religion nicht genügen kann, bloß über das Innere Macht zu üben, sondern daß sie auch die Sinnenwelt und das äußere Benehmen des Menschen mit ihrem Geiste durchdringen soll. Wir haben auch oft genug erwogen, daß selbst zur Veredlung des menschlichen Geistes sinnliche Hilfsmittel nicht entbehrt werden können. Soll aber der ganze Mensch, Innerliches wie Aeußerliches, gleichmäßig vervollkommnet werden, so ist das völlig unmöglich, wenn man sich nicht aller Mittel und Wege bedient, durch welche auf Herz und Phantasie und Sinnlichkeit so gut als auf Geist und Willen eingewirkt werden kann. Zweifelsohne hat aber unter diesen Mitteln auch die Pflege des Schönen ihre Bedeutung. Wenn also auch die äußeren Sitten und Lebenseinrichtungen und die gesammte Cultur der Menschheit vom christlichen Geiste durchdrungen werden sollen, so darf die Kunst nicht aus der Zahl der christlichen Erziehungsmittel getilgt werden. Hat das Christenthum seine Aufgabe nicht vollständig gelöst, solange es nicht den ganzen Menschen, also auch seine sinnliche Seite, erfaßt und veredelt hat, so hat der christliche Geist die heilige Pflicht, auch die Kunst in den Bereich seiner Wirksamkeit zu ziehen. Dann ist es aber auch Sache der christlichen Kunst, in solchem Sinne zu wirken, daß sie sich als brauchbares Hilfsmittel für die Erziehungszwecke der Religion erweist.

Haben wir hiermit die zweite Aufgabe gefunden, welche der christlichen Aesthetik gestellt ist, so liegt nun auch ihre dritte und

schwierigste klar vor uns. Daß ein Widerspruch, und zwar ein tiefgreifender Widerspruch zwischen Idealismus und Realismus, zwischen Geist und Sinnlichkeit, zwischen dem, wohin es den Menschen zieht, und dem, wohin er streben soll, besteht, daß es schwer, sehr schwer ist, diesen auszugleichen, das läugnet keiner, der sich denkend oder ausübend mit Dingen der Kunst befaßt hat. Wenn es je einem Menschen, wir sprechen von Menschen, die ernsten Sinnes nach dem Höchsten streben, wenn es also je einem edlen Menschen klar werden kann, welch tiefes Verderben in uns eingewurzelt ist, so muß das der Künstler sein. Nur allzu oft wird freilich der in uns herrschende Zwiespalt dadurch ausgeglichen, daß der Geist dem Fleische, der Trieb nach Läuterung und Erhebung dem Zuge der niederen Begierlichkeit geopfert wird. Das heißt allerdings auch Geist und Natur versöhnen, wie man sich gerne ausdrückt. Ob aber damit die Aufgabe der Kunst gelöst, ob damit das Gewissen beruhigt, der Geist befriedigt, der Mensch geeint, geadelt, vollendet wird, das sind Fragen, zu deren Beantwortung kaum viele Worte nöthig sind. Nein, wenn Geist und Sinnlichkeit das wahre Fest der Versöhnung feiern sollen, dann muß sich das Niedere dem Höhern, dann muß sich das Fleisch den Geboten des Geistes unterwerfen. Daß aber auf rein natürlichem Wege diese schwere Aufgabe nie ausreichend gelöst worden ist, das bedarf nicht langer Beweise. Die meisten wollen diesen Weg gar nicht einmal anerkennen, geschweige betreten. Und die wenigen, die ihn ernstlich gehen, sind uns die besten Zeugen dafür, daß mit bloß natürlichen Mitteln seine Vollendung nicht möglich ist. Wie so oft, ist auch hier der höhere Weg zugleich der sichere und der leichtere. Es scheint zwar an sich nichts schwerer, als Natürliches und Uebernatürliches, die Wahrheiten und Gebote nicht bloß der Vernunft, sondern auch des Glaubens so in schöne äußerliche Formen zu kleiden, daß sowohl der natürliche Geist des Menschen und die übernatürlichen Forde-

rungen und Lehren der Offenbarung, als auch das sinnliche Leben dabei ihre volle Befriedigung finden und mitsammen im vollsten Einklange stehen. Und dennoch ist dies, obwohl schwer, immerhin noch leichter und wird in Wahrheit öfter zu Stande gebracht als das an sich einfachere Werk der Einigung schlechthin natürlich wahrer und edler Ideen mit natürlichen Kunstformen. Der Grund ist einleuchtend. Nirgends zeigt sich das in unsere Natur eingedrungene Verderben in dem Grade wie auf dem Gebiete der Sinnlichkeit. Ist es doch nur allzu begründet, daß man mit dem Worte Sinnlichkeit überhaupt für gewöhnlich einen sehr übeln Begriff verbindet. Nun vermag sich der Mensch, dessen sinnliche Natur erst noch unter das Joch des Geistes gebeugt werden soll — was bekanntlich ohne ernste Kämpfe nie geschieht —, vielleicht wohl der gewöhnlichen Anfälle der rohen Sinnlichkeit zu erwehren. Wenn ihm dieselbe aber in verfeinerter Form entgegentritt, dann wird die Gefahr groß, um nicht zu sagen übermächtig [1]. Und das ist eben bei der Kunst nur zu häufig der Fall. Darum stürzen so viele sonst edle Geister gerade hier in die Falle und täuschen sich dabei noch obendrein selber mit dem Vorwande, es sei das kein Fall, sondern vielmehr Erhebung des Geistes. So wird der schöne Name Kunst und Kunstgenuß leider gar oft zum Grabdeckel so mancher Seele, unter dem sie begraben liegt zum Nimmererstehen. Gegen dieses große Unheil gibt es nur eine einzige Rettung. Die natürliche Kunst und die Aesthetik des Humanismus bietet keinen Schutz dagegen, weil sie nicht bloß der entfesselten Sinnlichkeit kein Gegengewicht entgegenstellen kann, sondern weil sie das, wenigstens in der Regel, nicht einmal will, vielmehr jeden Versuch dieser Art als dumpfes Vorurtheil verspottet, als Hemmniß der Kunst ächtet. Es gibt darum keine gefahrlose Kunst und keine, welche den Menschen

[1] Vgl. II. Band (2. Aufl.) 8, 8.

wahrhaft veredelt und über sich erhebt, als jene, die wahrhaft vom christlichen Geiste beseelt ist. Zwei Grundwahrheiten des Christenthums aber sind es vor allem, ohne deren Annahme und Berücksichtigung eine christliche Kunst nie zu Stande kommen kann. Das ist erstens die Lehre, welche dem Humanismus unter allen als die verhaßteste gilt, die Lehre, oder sagen wir lieber die Thatsache, daß die Sinnlichkeit des Menschen verdorben ist, und daß sie nur durch strenge Zucht und Einschränkung verbessert werden kann. Das ist zweitens der Satz, daß nichts natürlich wahr, gut und schön ist, was mit der übernatürlichen Wahrheit, Güte und Schönheit im Widerspruch steht, daß also alle Kunst ohne Beeinträchtigung ihrer natürlichen Selbständigkeit ihre letzten Regeln aus der übernatürlichen Offenbarung und Gesetzgebung holen muß.

Erst wenn diese beiden soeben ausgesprochenen Grundlehren angenommen sind, kann die letzte, die vierte Vorschrift für die christliche Kunst, übrigens kaum mehr eine neue Aufgabe für sie, sondern nur eine Folgerung aus dem Gesagten, zur Wahrheit gemacht werden. Es müssen Inhalt und Form, soweit sie auch oft auseinanderliegen mögen, so geeinigt werden, daß das Ganze als ein seelen- und lebensvolles Werk vor uns steht, in welchem durch eine ansprechende und dem Wesen angemessene natürliche Form ein höherer übernatürlicher Geist zu uns spricht. Der Geist bleibt auf diesem Standpunkte selbstverständlich stets das Erste. Die natürliche Aesthetik legt immer zu viel Gewicht auf die äußere Gestaltung und vergißt über der Bewunderung dieser gar zu leicht das innere Wesen. Man kann den Beweis dafür an manchem vielbewunderten Kunstwerk ohne Mühe machen. Nehmen wir so viele jener griechischen Reden, jener französischen Verse, die uns, wenn wir sie zehnmal lesen, jedesmal wieder entzücken, und übertragen wir sie mit Aufwand aller Sorge in unsere Sprache, so begreifen wir manchmal kaum, wie wenig sie bedeuten. Der Grund ist ein-

leuchtend: es ist der wunderbare Glanz und Klang der griechischen, die unnachahmliche Feinheit der französischen Form, was uns bezauberte. Das war so ziemlich alles. Nun ist dieser Duft hinweg, und was geblieben ist, das hat nicht mehr viel zu sagen. Uebertragen wir dagegen das eine oder andere Stück eines Kirchenvaters oder eines mittelalterlichen Dichters, das uns zuvor recht anspruchslos erschien, in einigermaßen gewähltere und uns näher liegende Formen, so können wir uns oft kaum genug darüber verwundern, wie sehr es nun auf einmal gewonnen hat. Begreiflich. Es war ein durch und durch gediegener Inhalt, aber die etwas vernachlässigte oder verkünstelte Form ließ dessen Werth nicht so recht zur Geltung kommen. Jetzt, wo das Aeußere dem Inneren besser entspricht, tritt es in seiner vollen Wirksamkeit auf. Leider haben die christlichen Künstler das nicht immer so ganz berücksichtigt, wie sehr der beste Inhalt einer vollkommen entsprechenden Form bedarf, um recht zu wirken; sonst hätten sie oft die größeren Erfolge, die sie verdienen, auch in Wirklichkeit erzielt. Es ist ja richtig, daß die Form immer erst das Zweite und nur Mittel zum Zwecke ist. Und es ist ebenso richtig, daß, wenn einer nicht beiden gerecht werden kann, er besser thut, dem Geiste und dem Inhalt den Vorzug zu geben, statt nach Art der oberflächlichen Welt die Form zu cultiviren und darüber das Wesen zu vernachlässigen. Aber es ist auch sicher, daß die christlichen Ideen ein Recht haben zu verlangen, wir sollen uns bestreben, sie in die möglichst passende, überzeugende und gewinnende Form zu kleiden. Und es ist abermals gewiß, daß die christliche Kunst, die wahrlich nicht das geringste unter den Mitteln der Predigt und der Vertheidigung des Christenthums ist, ihre Aufgabe erst erfüllt hat, wenn sie auch dieser letzten Pflicht völlig gerecht geworden ist.

14. Hat sie nun diese ihre Aufgabe gelöst oder nicht? Darauf antworten wir mit drei Sätzen. Sie darf sich das Zeugniß geben, daß sie nach der Lösung ernstlich gestrebt hat.

Sie kann sich aber keineswegs rühmen, daß sie ihre Bestimmung überall völlig erreicht hat. Zwar ist sie auf manchen Gebieten, wir nennen zumal das der Baukunst, der Musik, der Lyrik, mehr oder minder bereits an das Ziel gelangt. Aber auf anderen ist sie diesem noch ferne. Indes auch dort, wo sie ehedem schon einmal Vollendetes geleistet hat, und das ist das Dritte, was wir sagen müssen, ist sie vielfach wieder rückwärts gegangen, indem sie sich nicht selten von der Reinheit und Strenge der kirchlichen Grundsätze entfernte und sich von der weltlichen Aesthetik Anschauungen aufdrängen ließ, die ihr noch weit mehr zum Verderben sein mußten als jener. Nicht leicht gibt es ein Gebiet, auf welchem die scheinbaren augenblicklichen Erfolge verkehrter irdischer Bestrebungen so bestechend wirken, wo der Spott, das stolze Prahlen, die Verachtung des Humanismus und der in ihrem Dienste stehenden Kritik und öffentlichen Meinung so niederdrücken, wo die leidige Geldfrage und die noch bedauerlichere Einwirkung des alten Adam, das heißt des Fleisches, das edelste Streben so lähmt und entnervt, als eben das unsrige. Es ist aber durchaus nicht immer bloß Schuld der Künstler, daß die christliche Kunst ihre Höhe nicht erreicht oder sich nicht auf ihr erhält. Wenn die, welche auch das Ihrige thun könnten, um eine gerechtere Kritik und eine bessere öffentliche Meinung herzustellen, aus Bequemlichkeit, aus Furcht, aus Käuflichkeit, aus Mangel an Interesse und Studium schweigen oder vollends die Grundsätze des Humanismus mitverbreiten helfen; wenn die, auf deren Unterstützung die Kunst angewiesen ist, sie durch Ungeschmack oder Theilnahmslosigkeit erdrücken; wenn die, welchen es gegeben ist, den Geschmack des christlichen Volkes zu läutern, ihn erst noch recht verderben: dann darf man sich über so manche traurige Erscheinungen nicht eben verwundern. Wir klagen niemanden im besondern an. Gestehen wir lieber, daß die Schuld unser aller ist, wenn die christliche Kunst noch nicht auf ihrer Höhe angelangt ist

oder nicht mehr so vollkommen dasteht, wie es wohl der Fall sein könnte und sollte, und reichen wir uns alle zusammen die Hände zum Versprechen und zu erneuten Versuchen, auch hier wie sonst mit verdoppeltem Eifer unserer Pflichterfüllung nachzugehen.

15. Gehen wir ins Einzelne ein, so können wir wohl von dem Gebiete der Musik sagen, daß auf ihm die kirchliche Kunst ihrer Aufgabe am besten gerecht geworden ist. Die Musik ist die älteste und ursprünglichste Kunst [1], die erste, deren Triebe im Menschen erwachen, jene, deren Einfluß auch die rohesten Menschen und Völker empfinden. Aber sie ist wohl auch die gefährlichste aller Künste. Keine ist ihrer Natur nach so sinnlich, keine reizt so sehr die niederen sensitiven und sensiblen Organe des Leibes und des Gemüthes [2], keine übt so leicht einen entnervenden und verweichlichenden Einfluß auf den Charakter aus, keine wirkt so leicht entsittlichend — denn es gibt auch, was viele nicht zu ahnen scheinen, eine unsittliche Musik — [3], keine führt so gerne zur Schöpfung einer eingebildeten und zur Vernachlässigung der gegebenen Welt, keine verleitet so häufig zu Unordnung, zu Einseitigkeit, Pflichtvergessenheit und Einbildung, zu Phantasterei und Schwärmerei, keine macht so reizbar, unbelehrbar, dünkelhaft, so launenhaft, herrschsüchtig, unverträglich [4]. Für die erste Erziehung der Menschen und Völker, aber auch nur für diese, ist sie, mit Maß und großer Vorsicht angewendet, allerdings sehr dienlich [5],

---

[1] Genes. 4, 21. [2] Thomas 2. 2. q. 91. a. 2. ad 4.

[3] Plato, Rep. 3, p. 399. c. Aristot., Polit. 8, 5, 8; 6, 5; 7, 9. Diodor. 1, 81, 7. Quintil. 1, 10. Clem. Alex., Paedagog. 2, 4. Basilius, De legendis libris c. 7. Hieron., In Amos 6, 5. Augustin., Doctr. christ. 4, 7, 19. Joannes Saresber., Polycrat. 1, 6. Oben 14, 15, S. 700 n. 1.

[4] Antonin. 3. t. 8. c. 4. § 12.

[5] Aristot., Polit. 8, 5, 10; 6, 4. Chrysostom., In ps. 150. Thomas, Polit. l. 8. l. 1. § 1. p.; l. 2. § a sqq. aa sqq.

freilich, ohne Maß und Ernst benützt, verderblich für immer. Sie ist ein Versuch zum Sprechen. Wo ein Gedanke noch nicht recht entwickelt ist, wo die Fähigkeit fehlt, ihm entsprechenden Ausdruck zu geben, ist sie eine willkommene Hilfe. Sie weckt vor allem die Phantasie. Darin liegt ihre Stärke, darin ihre größte Gefahr. Je mehr darum der Mann, der Charakter, der Denker sich ausbildet, um so kälter wird er gegen sie[1]. Höchstens daß er sich ihrer dann noch als eines Sorgenbrechers, zur Zerstreuung, zur Rast von der aufreibenden Gedankenarbeit bedienen mag. Immer aber wird er verspüren, daß er augenblicklich an Arbeitslust und Arbeitskraft, an Muth zu Kampf und Leiden, an Gedankenschärfe, an Sammlung und Ruhe eingebüßt hat, sobald er im Genuß dieses Vergnügens einen Schritt zu weit gegangen ist[2].

Daraus folgt, daß, wenn irgend eine Kunstübung Maß bedarf, dies die Musik ist. Merkwürdig, daß gerade die unter allen Künsten, die nichts ist als die Anwendung von Zahl und Maß, das Maßhalten am schwersten findet. Ist das nicht ein neuer Beweis, daß die gefallene Natur Ordnung und Gerechtigkeit ohne höhere, kräftige Leitung nicht verwirklichen kann? Allerdings bedarf die Bildhauerkunst und die Malerei ebenfalls strenger Zucht, um den drohenden Schlingen der niedrigsten Sinnlichkeit zu entgehen. Gleichwohl ist es noch weit dringlicher geboten, daß eine feste Autorität sich der Musik bemächtige und ihre Ausübung in strenge Schranken banne. Denn ihren Jüngern fehlt die Kraft der Selbstbeherrschung und der Selbstzucht meist nur gar zu sehr.

Kann man der Kunst überhaupt nie genug Ernst, Strenge, Einfachheit, Würde predigen, so ist das der Musik gegenüber doppelt nothwendig, damit sie nicht zu Ausgelassenheit und

---

[1] Aristot., Polit. 8, 6, 2. Augustin., Musica 1, 4, 5.
[2] Concil. Turon. 813. c. 7.

Zügellosigkeit führe. Die Ursache ist nicht schwer zu erkennen, wenn es auch gute Gründe gibt, sie nicht so offen herauszusagen. Die Wirksamkeit der Musik beruht hauptsächlich auf ihren physiologischen, um nicht zu sagen pathologischen Eindrücken. Nur ein Theil von diesen bleibt aber im sensitiven Nervensystem thätig. Die Mehrzahl davon breitet sich über das sogenannte sympathische, das Gangliensystem aus. Ja in manchen Fällen scheint sie beinahe ihre ganze Wirkung ausschließlich in den niedersten Regionen des letztern auszuüben [1]. Daher, wie schon die Griechen bemerkten, der große Unterschied des Einflusses, welchen die verschiedenen Instrumente auf den Menschen üben. Der Tartar, der Bauer bedarf nur des Tamtams, der Trompete, der Trommel, eines taktmäßig geschlagenen Brettes, um sich angenehm erregt zu fühlen. Raffinirte Geschlechter setzen eine höchst complicirte und doch nicht minder barbarische Instrumentation in Bewegung, um sich das Gemisch von Kitzel und Aufregung zu verschaffen, dessen ihre von Genüssen übersättigte Natur bedarf. Daß die Jetztwelt am wenigsten so weit gebildet ist, um aus einem Musikstücke geistigen Nutzen und Genuß zu schöpfen — wir setzen voraus, das Stück sei überhaupt fähig, solchen zu bieten —, ja daß sie dabei für den Geist nicht einmal etwas sucht, zeigen die eines Horribilicribrifax von Donnerkeil würdigen Gewaltmittel, die in Anwendung gebracht werden, damit eine Wirkung erfolge. Man denke nur an das Requiem von Hector Berlioz. In der heutigen Orchestermusik liegt nicht der letzte der Beweise, aber auch nicht der geringste der Gründe dafür, daß unser Geschlecht so ganz stumpf, verweichlicht, zerfahren, sinnlich geworden ist. Wüßten die Menschen, wo die Quelle des Wohlbehagens liegt, das sie beim Genusse dieser Musik verspüren, sie würden sich schämen zu gestehen, daß

[1] Hanslik, Vom musikalisch Schönen (2) 80 ff. Richard Wagner, Oper und Drama I, 84; III, 109.

sie so großes Vergnügen dabei empfunden haben. Und ahnten sie den Zusammenhang, in welchem gewisse Verirrungen, die so viel Verheerung anrichten, mit dieser Art von Musik stehen, sie würden sie fliehen wie eine Pest des sittlichen Lebens. Mögen Eltern, Erzieher und die jungen Leute selber diesen Andeutungen weiter nachgehen, und sie werden vielleicht eine Erklärung dafür finden, warum so manche ernst gemeinte Bestrebungen wider die offenkundige, im geheimen schleichende Sünde der Zeit, die wir nicht nennen wollen, so wenig Erfolg haben. Indes, wenn unsere Musik auch nicht immer so schlimme Wirkungen nach sich zieht, das gilt auf jeden Fall ganz besonders von ihr, was ein gewiß unbefangener Geschichtschreiber von der humanistischen Cultur der neueren Zeit überhaupt sagt, daß sie äußerlich oft Großes geleistet, nie aber große Charaktere hervorgebracht hat [1]. Wenn es nicht gelingt, auch in diesem Stücke die Welt zu größerem Ernst und zu strengerer Zucht zurückzuführen, haben wir wenig Hoffnung, daß wieder ein kräftigeres, ein sittlicheres, ein charaktervolleres Geschlecht erstehen werde.

Ihrer Natur nach ist die Musik, wie wir oben sagten, nur ein Versuch zum Sprechen und ein Unterstützungsmittel für Gedanken und für die Sprache [2]. Damit ist ihre Bedeutung von selbst klargestellt und die richtige Antwort in der Streitfrage gegeben, welche in neuerer Zeit so vielfache Erörterungen hervorgerufen hat. Man hat auf der einen Seite geradezu in Zweifel gezogen, ob Musik Gedanken anregen könne. Uns scheint es unbegreiflich, wie man das in Frage stellen kann. Wenn sie das nicht zu leisten vermag oder nicht einmal beabsichtigt, dann ist sie nicht für denkende Menschen. Dann überlassen wir sie den Vögeln, aber in menschlicher

---

[1] Körting, Gesch. der Liter. Italiens in d. Renaiss. I, 299.

[2] Bernard., Ep. 398, 2.

Gesellschaft hat sie kein Recht, sich geltend zu machen. Damit aber soll nicht das andere Extrem bejaht sein, dem seit Richard Wagner die Mode huldigen zu wollen scheint. Eine Richtung, welche an den Pythonsgeist der Heiligen Schrift und an die Mystik der Opiumesser erinnert, möchte aus der Musik einen pietistischen Bußkampf um Geist und Seligkeit machen. Wenn man den Derwischen der Wagnerei und der Programmmusik glaubt, so müßte man allen Ernstes annehmen, Musik erzeuge Gedanken, ersetze das Denken, ja, sie sei die idealste Art des Denkens, eine gesteigerte Beredsamkeit, die höchste Poesie, die einzig wahre Metaphysik, Frömmigkeit und Religion, kurz, das Gedankentreibhaus der Gegenwart, der Hochaltar für die Religion der Zukunft. Wir wollen nicht untersuchen, ob sich wohl die Welt, welche derlei fabelt, je viel mit ernstlichem Denken geplagt hat. Jedenfalls zeigt sie, daß sie dessen herzlich satt ist. Aus diesem Hunger nach einem angenehmen Surrogat für das trockene Denkhausbrod stammen unsere Lieder ohne Worte, unsere stundenlangen Tonstücke ohne Text, die zahllosen Phantasieen, Capriccios, Potpourris. Diese ganze Klasse von Musikstücken ist ein wahrer Fluch für die gebildete Gesellschaft. Nachdem man den ganzen Tag nichts gearbeitet, nichts gedacht, höchstens geklatscht, gespielt, Romane und Zeitungen gelesen hat, sitzt man abends zusammen und läßt sich Gedanken ohne Worte und Töne ohne Gedanken vorspielen, bis man stumpf und matt geworden ist. Und dann geht man heim und legt sich zu Bette mit dem stolzen Gefühle der Verachtung gegen den Gelehrten, welcher drüben noch in tiefer Nacht seine Lampe brennen hat. Wie muß sich der arme Mann um ein paar Gedanken plagen, und diesen Kindern der Welt fliegen die gebratenen Tauben in den Mund wie die Sechzehntelnoten! Freilich darf man sie nur bei einer solchen Aufführung beobachten oder sie nachher darüber reden hören, um zur Genüge zu wissen, welcher Art ihre wohlfeilen Ge-

danken sind! Aber so muß es kommen, wenn man aus der Musik ein feierlich veranstaltetes Massenmittel macht, um einer Gesellschaft das Denken zu ersetzen, das ihr sonst zu schwer fällt, und schließlich selbst noch einige religiöse Stimmung einzuträufeln, die ihrer Feigheit nicht wehe thut! Nein! Um denken zu lehren, dazu ist Musik das denkbar schlechtest gewählte Mittel. Sie kann Gedanken veranlassen, aber nicht geben, angeregte Gedanken weiterspinnen, aber nicht hervorrufen. Sie kann uns bequeme Unterstützung gewähren, wenn wir in Muße über einen liebgewonnenen Gedanken sinnen, ihn abermals und zum zehntenmal an unserem Geiste vorüberziehen lassen, ihn uns zu Gemüth führen, auf unser Herz wollen einwirken lassen. Das ist ihr Zweck. Weiter aber hat sie keinen. Alles andere ist Erdichtung.

Man muß sich das alles vor Augen halten, um die ganze Ueberlegenheit und die milde Weisheit würdigen zu können, welche die Kirche in der Art und Weise an den Tag gelegt hat, wie sie die Musik benützt. Sie wollte weder sich dieses mächtigen menschlichen Hilfsmittels noch die Gläubigen dieses Trostes berauben. Sie hat sich aber der Tonkunst bedient, nicht als ob sie deren um jeden Preis bedürfte — das mögen vor allem die Pfleger der Kirchenmusik beherzigen! — sondern wie eine Autorität, die Macht hat, wie eine überlegene Gewalt, welche anwendet, was sie für gut findet, um ihre Zwecke zu fördern, wie eine weise Erzieherin, die ihren Schützlingen keine berechtigte Freude versagt, sie aber so zu lenken weiß, daß das Vergnügen seine Gefahr verliert und sich zum echten Bildungsmittel des Herzens umwendet. Will einer Maß, Ernst, Würde lernen, der möge sich zum Schüler der kirchlichen Musik machen, nicht bloß mit dem Kopfe und in der Uebung, sondern nach dem ganzen Menschen, und er wird ihren veredelnden Einfluß erfahren. Wer hier nicht Zucht der Gedanken und Selbstbeschränkung lernt, vorausgesetzt überhaupt, daß er lernen,

nicht aber dünkelhaft meistern, daß er sich einer Autorität unterwerfen und sich selber nach höherem Vorbild richten will, der wird sie wohl nie und nirgends lernen. Umgekehrt wird sich der, welcher dem Geiste der Selbstbeherrschung unzugänglich ist, nie ganz und recht mit dieser Kunst befreunden können. Sie hat das sinnliche Element auf das denkbar geringste Maß zurückgesetzt. Ihre Harmonie beruht auf den einfachsten mathematischen Grundverhältnissen. Das gesprochene Wort, der klar entwickelte Gedanke ist bei ihr immer das Beherrschende. Alle künstlerische Form ist nur untergeordnetes Mittel für die Einprägung des Wortes. Daher ihre wunderbare Klarheit, der volle Einklang des Aeußerlichen mit dem Inhalt. Daher freilich auch die große Schwierigkeit, diese Musik auszuführen und zu würdigen. Ohne Verständniß für das Wort, den Inhalt, den Geist der Liturgie und für den Zweck der gottesdienstlichen Einrichtungen, also, wie man sagt, ohne kirchlichen Sinn wird ihr keiner rechten Geschmack abgewinnen. Zu diesen Vorbedingungen aber hilft die Kunstfertigkeit allein gar wenig. Alle Aufmerksamkeit auf die äußere Form mit Vernachlässigung des geistigen Gehaltes, die Verzichtleistung auf Erbauung, ja selbst eine Erbauung, die bloß im subjectiven Sinne und nicht im uneigennützigen Anschluß an die Absicht der Kirche gesucht wird, verdirbt unglaublich viel. Es gibt kaum eine schwierigere Kunst als die, kirchliche Musik gut vorzutragen. Die Schwierigkeit liegt darin, daß einer hierzu der Technik vollkommen Meister sein muß, um sich ganz dem Inhalt hingeben zu können, daß er also Kunst treiben muß, ohne sie fühlen zu lassen. Darum macht hier der Vortrag alles. Der Rhythmus überwiegt zu diesem Zweck weitaus die Melodie, wenn man überhaupt von Melodie in der Kirchenmusik reden kann. Im Grunde ist das, was man sonst Melodie nennt, nur ein Auf- und Abschweben über dem Grundton, ein Meditiren, Ausführen, Zergliedern, Anwenden des Grundgedankens, auf den man immer

wieder zurückkommt, um ihn endlich mit voller Klarheit dem Geiste und mit ganzer Wärme dem Herzen einzuprägen, höchstens dann und wann die ruhige Betrachtung durch ein gehobenes Aufjubeln des freudig erregten Herzens einen Augenblick unterbrechend. Und das alles vollzieht sich mit so einfachen Mitteln, daß man kaum begreift, wie solche Wirkung möglich ist. Man muß eben ganz in den Genuß eines modernen Kunstwerkes, eines Kyrie von Palestrina, eines Credo von Händel oder Haydn, versunken gewesen sein, damit man, wenn plötzlich der Priester am Altare das Gloria oder die Präfation anstimmt, wie auf Engelshänden in eine so ganz fremde und erhabene Welt entrückt, gestehen lernt: Hier haben wir eine Kunstwelt vor uns, die uns nicht bloß als roher Anfang eine gewisse Achtung, sondern die uns vielmehr die Ueberzeugung abnöthigt, daß sie durch Macht, durch Würde, durch Reinheit der vollendetsten neueren Kunst weit überlegen ist.

Wir verachten deshalb die letztere nicht. Dadurch wird die kirchliche Kunst nicht gehoben, daß man ihre Schülerin, aus der sich allmählich eine Nebenbuhlerin herausgebildet hat, ungerecht herabsetzt. Im Gegentheil, wir gestehen auch der modernen Weltmusik, trotz ihrer Mängel, große Vorzüge zu. Aber gerade je unbefangener wir auch deren Werth anerkennen, um so erhabener finden wir schließlich immer wieder die alte echte kirchliche Kunst. Wir wollen uns auch nicht so entschieden gegen jede Verwendung neuerer Kunstformen und Kunstmittel an heiligem Orte aussprechen, wie das manche in übergroßer Strenge thun, da ja auch die Kirche sich in diesem Stücke duldsam und maßvoll beweist[1]. Wir bekennen sogar offen, daß wir in mancher der sogenannten classischen Messen trotz ihres weltlichen Aeußern mehr Charakterfestigkeit und mehr Ruhe finden, daß wir uns

[1] Bened. XIV., Syn. Dioec. 11, 7, 6. Joa. XXII. (Extr. comm. 3, 1). Dom. Soto, Justit. et jur. l. 10. q. 5. a. 2.

sogar durch viele mit Klarheit und Maß durchgeführte Kirchenfugen mehr zum Betrachten und Sammeln gestimmt fühlen als bei diesem oder jenem Meisterwerke eines Puristen, den vielleicht gerade sein übergroßes Eifern für eine Sache, in der er weniger Gottes Ehre als den Sieg seiner persönlichen Meinungen sucht, zu einer solchen innern Zerrissenheit führt, daß sie sich in jeder seiner Zeilen ausspricht. Es ist eben auch hier das äußere Gewand noch lange nicht die Sache. Ueberdies ist Kirchengesang etwas anderes als Musik in der Kirche. Wir sprechen nur von ersterm. Diesen kann und wird keine Kunst der Erde und kein Aufgebot menschlicher Mittel ersetzen. Keine andere als die streng kirchliche Musik ist würdig, die höchste Erhebung der Gemeinde zu Gott und die tiefste Herablassung Gottes zu seinem Volke an Stelle der Engel zu feiern und zu vermitteln. Ein dann und wann mit gewissen Einschränkungen gestatteter Ersatz durch würdige Leistungen einer freiern Kunstübung hat für jeden ernsten, religiös gestimmten Geist nur eben die Folge, daß er die kirchliche Kunst dann erst wieder in ihrer ganzen Erhabenheit würdigen und schätzen lernt.

16. Was die schönen Redekünste betrifft, so liefert vor allem die Geschichte des Dramas den Beweis, daß sich die Menschen nur dann um ein Bedeutendes über die Alltäglichkeit erheben, wenn sie äußerlich festen Boden unter ihren Füßen wissen und innerlich von aufrichtiger religiöser Wärme durchdrungen sind. Nach der ersten Seite hin sind die griechischen Dramatiker unbestreitbar groß. Aber ihre Weltanschauung krankt an zwei Irrthümern, die besonders dann hervortreten, wenn wir ihren Werken die hebräische Mustertragödie, das Buch Job, gegenüberstellen. Einmal steht der beleidigte, unversöhnte Gott vor ihnen als unversöhnlicher Rächer, als todtes, starres, unerbittliches Schicksal, das seine Freude hat am Untergange der Lebendigen, am Unglücke aller, die sich freuen und die Großes thun. Und dann wissen die Armen, die niemand darüber

belehrt hat, wie der Mensch sich innerlich läutern und veredeln kann, die Selbständigkeit und die Kraft des Menschen in nichts anderm zu suchen als darin, daß er sich gegen Gottes Gesetz als Frevler und gegen die Menschen mit Gewaltthat erhebe.

Hätten ihre christlichen Nachahmer nichts weiter zu leisten gehabt, als sie nur in diesen beiden Stücken zu verbessern, das heißt, bloß die natürliche religiöse und sittliche Bestimmung des Menschen darzustellen, so würden sie jene leicht übertroffen haben. Sie jedoch übernehmen eine ungleich verwickeltere Aufgabe. Wer ein Drama nach christlichem Begriffe schaffen will, muß erstens darthun, wie es, wenn auch nicht ohne Opfer und Kampf, gar wohl möglich ist, den Einklang zwischen den Pflichten und den Anforderungen des natürlichen Lebens einerseits und der übernatürlichen Bestimmung des Menschengeschlechtes andererseits herzustellen. Zweitens soll das christliche Drama zeigen, wie Gottes Gerechtigkeit, Weisheit und Liebe immer, trotz aller geschöpflichen Halbheit und Widersetzlichkeit, an den einzelnen Menschen sowohl als an der gesammten Menschheit ihre Pläne für Zeit und Ewigkeit zur Durchführung bringt.

In Wahrheit eine, man möchte fast sagen, übermenschliche Arbeit! Kein Wunder, daß wir sie noch keineswegs zur vollen Befriedigung gelöst finden. Von den großen französischen und deutschen Werken in diesem Fache sprechen wir hier nicht. Sie gehören mit wenigen Ausnahmen — wir nennen mit höchster Achtung Corneille's Polyeucte und Racine's Athalie — nicht unter die eigentlich christlichen Kunstwerke. In Form und Inhalt meist Nachahmungen der Alten, leiden sie an den gleichen Fehlern wie die Werke jener, und entbehren überdies ihrer Vorzüge, der Popularität, der religiösen Stimmung und der nationalen Unterlage. Unzweifelhaft steht über allen Alten und Neuen miteinander Shakespeare, der größte

unter sämmtlichen Schauspieldichtern. Wäre nur auch das christliche, zumal das übernatürliche Element in seiner ganzen Reinheit und Kraft bei ihm zur Darstellung gelangt! Wenn wir also nach den bedeutendsten Leistungen der eigentlich christlichen dramatischen Kunst fragen, sind wir zumeist nach Spanien gewiesen. Vom künstlerischen Standpunkte aus erreicht nun allerdings keiner der spanischen Meister den britischen Dichter. Indeß braucht sich Spanien deshalb vor dem Norden keineswegs in den Schatten zurückzuziehen. England hat nur einen Shakespeare, Spanien aber zwei Sterne erster Größe, Lope de Vega und Calderon, dazu aber eine ganze Reihe von Dramatikern zweiten Ranges, Guillen de Castro, Alarcon, Luis Velez de Guevara, Rojas, Moreto, Tirso de Molina, die sich leicht mit ihren englischen Nebenbuhlern, Ben Jonson, Beaumont und Fletcher messen können, die selbst der größte französische Dramatiker, Corneille, nachzuahmen nicht unter seiner Würde hielt.

Zwar hat keiner von ihnen seine Aufgabe als christlicher Dichter vollkommen gelöst. Insbesondere lassen sie fast immer das Uebernatürliche in den großen Gang der Ereignisse zu gewaltsam und unvermittelt eingreifen. Aber das muß man ihnen einräumen, daß sie sich in ihrer irdischen Heimat ebenso wohl zurecht finden als im Uebernatürlichen. Sie sind hohe Idealisten und vortreffliche Realisten. Sie haben festen Boden unter den Füßen, sie hängen mit Leib und Seele an ihrem Volk und Vaterland, und doch leben sie mit ganzer Seele für einen ewigen, unendlichen Zweck. Dieser aber ist so weit entfernt davon, ihr Leben auf Erden zu verdüstern oder zu beengen, daß sie sich vielmehr eben durch den Hinblick auf ihn hier erst recht wohl fühlen. Unsere modernen Dramatiker, zumal die französischen Meister, Corneille und Racine, aber auch Schiller und Goethe, sprechen allerdings mit größerer Feierlichkeit; ihre Figuren treten viel selbstbewußter, viel einstudirter, viel anspruchsvoller auf, sie lassen sich nur im Paradeschritt

und im Amtskleid sehen, nachdem sie Gewand und Gesicht vor dem Spiegel in tadellose Ordnung gebracht. Man denkt da immer an Hortensius mit seinen Falten und an die hofmäßigen Figuren des akademischen Classicismus bei Poussin und Lebrun, manchmal auch an den erzwungenen Ton und das feierliche Benehmen, das auf so vielen Kanzeln des protestantischen Nordens Mode ist. Aber jeder fühlt, daß diese Gestalten so nicht beständig leben können, und daß das Gebahren, welches sie öffentlich zeigen, nicht ihre Natur ist. Jene spanischen Helden dagegen gehen zwar oft recht werktäglich einher und thun sich wenig Gewalt an, um sich zu verstellen und zu schminken, ja sie lassen sich nicht selten fast etwas zu sehr vor der Oeffentlichkeit gehen, gerade wie man es so oft bei dem Clerus in den Ländern des Südens sieht, der zwischen Kirche, Haus und Straße nicht immer den genügenden Unterschied macht. Jedoch man sieht, daß ihnen wohl ums Herz ist, daß sie nichts auf der Seele haben, was nicht alle Welt wissen und sehen dürfte, und daß sie, obwohl dem Geiste nach über die Erde hinausstrebend, dennoch ganz und gar natürliche Menschen, mit sich im reinen, mit ihrer Heimat, mit ihrer Umgebung und mit dem Volksleben verwachsen sind. Damit haben die spanischen Dichter wenigstens die eine ihrer Hauptaufgaben, die Einigung des Natürlichen und des Uebernatürlichen im Charakter und im Herzen des Menschen, befriedigend gelöst. Sicherlich wäre auch die andere, schwierigere, die Vereinbarung des Göttlichen und des Menschlichen in den Ereignissen, in der Schürzung und in der Lösung des Knotens, schon längst erfüllt, wenn nicht der unheilvolle Riß der Reformation auch hier die Weiterentwickelung des vielversprechenden Anfanges unterbrochen hätte. Gerade bei uns in Deutschland zeigte sich hierzu mehr Anlage und Aussicht als zur Durchführung der bloßen Charaktertragödie, welche doch immer nur ein untergeordneter Theil der dramatischen

Dichtung ist. Noch haben sich Reste davon bis auf unsere Tage erhalten, und das Urtheil der größten Fachmänner und das immer wieder neue Interesse, das jedes Jahrzehnt Tausende selbst über das Meer her nach Oberammergau führt, bezeugt, daß der Geist dieser schlichten Kunstform unendlich aller dramatischen Feinheit überlegen ist, die auf unseren Hofbühnen trotz eines so übertriebenen Aufgebotes von bestechenden Mitteln vergebens mit ihr um die Palme ringt. Er würde seine Ueberlegenheit vielleicht noch glänzender beweisen, würde sowohl die Bearbeitung des Stoffes als insbesondere die Darstellung auf so manches Mittel Verzicht leisten, welches, lediglich der weltlichen Bühne abgelernt, an diesem Orte eher den Eindruck mindert als erhöht.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit überhaupt der Ueberzeugung Ausdruck geben, daß der hauptsächlichste Grund, warum wir so wenig vollendete Dramen haben, in nichts anderm zu suchen ist als in dem nächstliegenden Zwecke, um dessen willen die meisten aus ihnen geschaffen werden. Fast kein Dichter hat die Absicht, ein literarisches Kunstwerk zu liefern, sondern mehr oder minder sucht jeder ein Bühnenstück, ein Schauspiel zu fertigen. In den wenigen Fällen, wo ein Drama nicht zum Anschauen geschrieben ist, muß es zur Aufführung erst zugerichtet werden. Wie ihm aber dann mitgespielt wird, damit es gespielt werden kann, ist bekannt. Es ist sehr bezeichnend, wenn man sagt, die Dichtung sei zum „Spielen" eingerichtet worden. Man schreibt also für das Auge, nicht für den Geist, für die Unterhaltung, nicht für die Bildung, weniger, um das Ziel der dramatischen Kunst zu erreichen, als vielmehr in der Absicht, durch die Aufführung einen augenblicklichen Erfolg zu erringen. Damit ist offenbar der Zweck und die Möglichkeit preisgegeben, ein vollendetes Meisterwerk der Literatur zu schaffen. Solange mithin nicht strenge zwischen Drama und Bühne, zwischen Kunstwerk und Schaustück, zwischen dem literarischen Zweck und

der theatralischen Aufführung unterschieden wird, wird es nie ein vollendetes Drama geben, das ungeschmälerten ästhetischen Genuß bietet und ein Mittel für wahre Bildung zu werden geeignet ist.

Dieser Unterschied, der sowohl in künstlerischer als in sittlicher Beziehung von großer Tragweite ist, führt uns von selber auf die Frage von der ästhetischen oder künstlerischen Bedeutung und von dem moralischen Werthe des Theaters[1]. Es ist hoch an der Zeit, daß einmal Klarheit in diese gebracht werde. Das aber kann nur durch größte Entschiedenheit und durch furchtloses Hinweggehen über landläufige Vorurtheile und eingewurzelte Lieblingsmeinungen geschehen. Sagen wir es also kurzweg: Die Frage über die Zulässigkeit des Theaters hat mit der Literatur und mit der dramatischen Kunst nicht das Mindeste zu schaffen. So wie die Dinge im wirklichen Leben stehen, ist das Theater eine Angelegenheit der leeren Unterhaltung und Vergnügungssucht, ja wohl der leeren und der leersten. Aber auch wenn wir ganz absehen von der Schalheit und von der Nichtigkeit des thatsächlichen Theaterwesens, müssen wir schon an und für sich das dramatische Gedicht als Kunstwerk und die Aufführung, das heißt das Schauspiel oder das Theater als solches auseinanderhalten. Was wir oben zum Lobe der dramatischen Kunst gesagt haben, gilt nur vom Drama, vom literarischen Kunstwerk. Vom Theater haben wir noch gar nicht gesprochen. Das soll aber jetzt geschehen. Jedermann weiß, wie die Väter der Kirche vom Theater ihrer Zeit gesprochen haben, und kein Mensch, welcher die Verhältnisse von damals kennt, wird anders denken als sie. Daß die, welche einfach die Sachlage im Auge haben, auch über das heutige Theater nicht anders urtheilen, als die Väter gethan haben, ist ebenfalls bekannt. Sie

[1] Eine der maßvollsten und besten Beurtheilungen unseres Theaterwesens ist wohl die von Adam Müller (Verm. Schriften II, 127 ff.).

haben recht. Wir können nur die Worte Seneca's wiederholen: Wer klug ist, meidet das Theater[1]. Es gibt nichts, was der Sittlichkeit so große Gefahr bringt, als das Schauspiel[2].

Doch sehen wir ganz ab von diesen betrübenden Zuständen der Wirklichkeit, welche durch die Darstellung der zweideutigsten Gegenstände, durch den Charakter der Darsteller, durch den Zusammenfluß und die Berührung der feuergefährlichsten Elemente im engen Zuschauerraum, durch eine Musik, die nicht bedenklicher sein könnte, durch die ausgesuchtesten Verführungsmittel in Ballet und Costüm und durch einen ebenso brutalen als berückenden Pomp der Ausstattung das Theater zu einer wahren Schule für die Auflösung der Sitten machen. Denken wir für einen Augenblick alle diese Gefahren hinweg, damit wir ganz unparteiisch urtheilen können. Nehmen wir an, der Stoff sei durchaus unschuldig, die Schauspieler seien wahre Engel, die Zuschauer nach Geschlechtern getrennt wie in der Kirche. Welches muß nun unsere Ansicht sein? Die nämliche wie zuvor. Es thut nicht gut, es kann nur schaden, wenn ein dramatisches Kunstwerk zum Schauspiel herabgewürdigt wird.

Es thut nicht gut, einmal schon vom künstlerisch-ästhetischen Standpunkte aus. Andere sind die Anforderungen eines Kunstwerkes und andere die eines unterhaltungsbedürftigen, übersättigten Publikums, das, selbst wenn es sonst höheren Dingen zugänglich und fähig ist ein ernstes Stück gebührend zu würdigen, was eben nicht viele vermögen, an diesem Orte, in dieser Stimmung, unter so vielen hinderlichen und zerstreuenden Umständen einem strengen Kunstwerke nicht gerecht werden wird, ja nicht einmal kann. Der Dichter aber, der sich von der Stimmung der Zuschauer abhängig weiß, dem also, sobald er für das Theater schreibt, nicht um den sachlichen Werth, sondern um den Erfolg, und zwar den Erfolg vor

[1] Seneca, Ep. 74, 7. [2] Ibid. 7, 2.

einem fast urtheilsunfähigen Hörerkreis zu thun sein muß, ist unrettbar für die Kunst verdorben.

Es thut aber auch zweitens nicht gut vom sittlichen Standpunkte aus. Aristoteles sagt freilich, das Drama stelle bloß Ereignisse dar ohne alle und jede sittliche Absicht [1]. Wenn das, so würde ein Theaterstück wenigstens nicht unsittlich wirken. Allein in Wirklichkeit, in jedem besondern Falle gibt es nie etwas sittlich Indifferentes. Entweder muß eine Sache sittlich gut oder sittlich übel wirken; ein drittes ist nicht möglich [2]. Schon dadurch allein also, daß ein Stück den sittlichen Standpunkt ausschließen, mit anderen Worten, das Sittliche vom Aesthetischen trennen will, wirkt es unsittlich. Es ist jedoch ganz undenkbar, daß ein Schriftsteller, der für die Aufführung schreibt, auf eine sittliche Wirkung verzichte. Er muß eine im Auge haben, wenn er anders auf Menschen wirken will. Und er hat sie. Aber sobald er sich sein Publikum vorstellt, wie er es vor sich haben wird, ein Publikum, das nicht lernen, nicht sich bilden, sondern nur bequem unterhalten sein will [3], ein Publikum, von dessen Gnade er abhängt, so ist es unvermeidlich, selbst wenn er es nicht wollte, daß er eine falsche oder doch eine bloße Scheinsittlichkeit als Zweck verfolgt. Soll er dem Zuhörer predigen? Soll er ihm seine Sünden vorhalten? Ihm unbequeme Tugenden empfehlen? Er wird sich hüten! Er muß das Vergnügen, die Unterhaltung, die Annehmlichkeit des Zuschauers erreichen [4], sonst ist es um den Erfolg geschehen. Wenn aber das, so darf er ihm nicht die Wahrheit unter allen Umständen, sondern nur das vorstellen und sagen, was ihm angenehm ist [5], kann ihm also im günstigsten Falle nur eine recht weltliche, eine

[1] Aristot., Poet. 6, 12—15.

[2] Thomas 1. 2. q. 18. a. 9. [3] Seneca, Ep. 108, 6.

[4] Plato, Gorgias 57, p. 502. b. c.

[5] Isocrates, Nicocles (2) 48.

echt freie Moral, eine Moral der Eigenliebe und der Nützlichkeit vor Augen stellen. Er muß ihm überdies die Mühe des Denkens ersparen. So spät abends denkt man nicht gern, zumal wenn man den ganzen Tag nicht eben viel gedacht hat. Der Dichter muß also die Zuschauer — denn Zuhörer darf man kaum sagen — auf das, worauf es ihm ankommt, mit allem Nachdruck aufmerksam machen. Das ist aber etwas ganz anderes, als wenn er für Leser schreibt. Alsdann kann er rechnen, daß diese langsam und wiederholt studiren, worin die Spitze des Ganzen, das Ausschlaggebende liegt. Für den flüchtigen Augenblick der Vorstellung aber und für Genußmenschen, die nicht um der Anstrengung, sondern um des Vergnügens oder der Schwärmerei willen da sind, muß er das Wichtigste mit Pauken- und mit Kanonenschlägen hervorheben. So ist es unvermeidlich, daß im Schauspiel das Gute wie das Böse ganz gewaltig und unnatürlich übertrieben wird [1], daß lauter unechte, unterschobene Empfindungen statt der Wahrheit ausgeboten werden [2]. Kurz, es führt diese Verbindung von Dichtung und Vorstellung naturnothwendig zum Verderb des Dichters und zum sittlichen und ästhetischen Untergang der Dichtung.

Wir begreifen deshalb, warum Solon sowohl aus ästhetischem als aus moralischem Interesse die theatralische Aufführung von Dramen verbot, weil diese nach seiner Ueberzeugung dadurch zu unfruchtbaren Wortmachereien herabgewürdigt würden und wie in einer Lügenschule die Menschen verdürben [3]. Die edelsten Geister aller Zeiten haben sich in gleichem Sinne darüber geäußert [4], keiner wohl milder und doch zugleich treffender als der herrliche Stolberg, welcher ins-

[1] Plato, Republ. 6, p. 492. b. c.

[2] Scholia in Demosthen. Mid. 150 (Müller, Orat. Attici, ed. Didot II, 686. a).

[3] Diogenes Laert. 1, 59.

[4] Messager des Fidèles. Maredsous 1885. 143 ss. 283 ss.

besondere das Bedenkliche der sogen. Kindertheater so vorzüglich entwickelt, daß man seine Abhandlung [1] nicht genug zur Beherzigung empfehlen kann. Man muß aber nicht glauben, daß der Schaden für den Erwachsenen weniger groß sei. Diese ganze Welt der Verkleidung, in die sich einer da hineinlebt, muß, ganz abgesehen davon, daß sie immer bedenklichen sinnlichen Reiz ausübt [2], die Phantasie ebenso aufregen, als sie das Denken einschläfert. Der Zuschauer sieht immer Engel oder Teufel vor sich, Menschen, die er nachahmen kann, nie. So verirrt er sich in eine rein erträumte Welt, lebt nur noch in eingebildeten paradiesischen Zuständen und wird unzugänglich und unerträglich für die wirkliche Welt, wo die Opfer so groß, wo die Enttäuschungen die Regel und die Früchte der guten Werke eine Seltenheit sind, auf die man lange mit Geduld warten muß [3]. Von alledem hat er im Theater gerade das Gegentheil gesehen. Daher seine Verbitterung. Schon daß einer dem Theater so eifrig nachgeht, ist ein Zeichen von geistiger Trägheit und Leerheit. Der eingefleischteste Theaterbesucher ist immer der, welcher sich mit sich und anderen nicht zu beschäftigen weiß, dem sogar die Mühe des Lesens eine zu große Ueberwindung kosten würde [4]. Die Art aber, wie er dort behandelt wird, dient erst recht dazu, entweder seine Weichlichkeit zu vermehren, oder aber ihn wieder in unnatürliche Aufregung zu versetzen [5], auf jeden Fall seinen Charakter vollends zu verderben [6]. Kurz, es läßt sich vom Theater nicht bündiger und besser sprechen, als es Plutarch bereits gethan hat. Man kann, sagt er, darauf anwenden, was ein Dichter vom Lande Aegypten gesprochen hat:

[1] Janssen, Friedr. Leop. Stolberg (in einem Bande) 236—246.
[2] Cf. Plato, Republ. 3, p. 395. d. e.
[3] Vgl. oben 18, 5, S. 833 f.
[4] Möhler, Symbolik (6) 514 f. Stolberg a. a. O. 242.
[5] Basilius, Ep. 42, 4. [6] Stolberg a. a. O. 239.

Es birgt vielleicht manch gute Kraft,
Doch sicher mehr an schlechtem Saft,
Man hört von Lieb' dort, hört von Leid,
Unendlich viel von Seligkeit —
Der Weise selbst wird nicht gescheit.

Ja, es hat so viel Verführerisches, daß es auch die Besten stumpf und betäubt macht. Darum sagte Gorgias, das Theater sei ein wahrer Täuschungsapparat. Wer ihn zur Täuschung anderer benütze, sei gerechter als der, welcher das nicht thue; und wer sich dadurch täuschen lasse, werde weiser als der, welcher nicht davon getäuscht worden sei. Gerechter nämlich, weil er — wenigstens seinem Vorgeben und vielleicht auch seinem guten Glauben nach — anderen dadurch zu nützen hoffe; und weiser, weil der, welcher ins Theater geht, es sich nie nehmen lasse, daß er dadurch wunder wie viel gelernt habe. Ich frage indes, sagt Plutarch, was hat Athen von seinen Theaterstücken gehabt? Die großen Helden, die es retteten, Miltiades, Themistokles, hatten kein Theater. Wenn aber die Stücke von Sophokles und Euripides es waren, welche das Verderben von Athen abgewehrt oder die Stadt zur Blüte gebracht haben, müßten wir dann nicht das Theater der Akropolis — mit Burg und Tempel — an die Seite setzen?[1] So der griechische Denker.

Lassen wir also neidlos dem Humanismus den Ruhm, daß er bessere Schauspiele geschaffen als wir, und hoffen wir, daß wir in dem Augenblicke vorzüglichere Dramen haben werden, wo unsere Dichter so viel Erkenntniß von ihrer Aufgabe haben, daß sie für die Wahrheit, für den ganzen Ernst des Lebens und für die Ewigkeit, und nicht bloß für den flüchtigen Beifall eines Theaterabends arbeiten!

17. Mit freudigerer Stimmung und mit ungetheilter Begeisterung wenden wir uns zu einer andern Art der Dichtung, zu der epischen. Im Epos haben wir außerhalb des Christen-

[1] Plutarch., De audiendis poetis 1. Gloria Atheniens. 5.

thums vier Werke von höchster Vollendung: die Ilias, die Odyssee, das Nibelungenlied, das Schahnameh des Firdusi. Den drei Heldengedichten aus dieser Zahl kann die christliche Literatur allerdings nur ein einziges von vollendeter Größe gegenüberstellen, die normannische Chanson de Roland. Diese aber steht ihnen allen an Kraft und Frische ganz und gar gleich, oder vielmehr, daß wir es richtig sagen, was diese Eigenschaften anbelangt, so kann es höchstens das Schahnameh mit ihr aufnehmen, an Einheit ist sie ihren sämmtlichen Nebenbuhlern überlegen. Neben die Odyssee, den einzigen vollkommenen Wanderungsroman der Alten, die erste Aventiure, hat die christliche Poesie zwei Meisterwerke von gleicher Richtung gestellt, den Parzival, der sie künstlerisch nicht ganz erreicht, und die göttliche Komödie, welche sie nach Form wie nach Inhalt weit übertrifft. Das vierte, oder vielmehr das erste der christlichen Epen, der Heliand, ist aber groß ohne jedes Gegenstück[1]. Nicht einmal die herrlichen Dichtungen der Angelsachsen reichen daran hin. Solange wir den Heliand und die göttliche Komödie haben, brauchen wir nicht zu fürchten, daß im Epos die außerchristliche Literatur der unsrigen den Rang streitig mache. Wären nur die christlichen Völker ihrem Glauben treuer geblieben, wir hätten sicher noch so manch andere epische Großthat aufzuweisen. Welche Wunden hat uns unser Abfall vom Glauben geschlagen! Wenn je einer berufen war, dem Heliand ein Werk an die Seite zu setzen, das ihm ebenbürtig werden, ja ihn übertreffen konnte, so war es Milton. Was für eine Kraft der Dichtung hat Gott in diesen Geist gelegt! Mit welch erstaunlich geringem Aufwand von Mitteln bringt er Wirkungen hervor wie kaum ein zweiter Dichter! Aber ach, wie oft bricht er plötzlich zusammen gleich einem Gichtbrüchigen! Wie stürzt er auf einmal von der höchsten Höhe wieder in den

[1] Vgl. oben 7, 1.

Abgrund, gerade als wären ihm die Schwingen gebrochen! Sicher, er hat auch so noch trotz seiner großen Fehler ein wunderbares Gedicht geschaffen. Wir zählen es als das fünfte unserer bedeutendsten christlichen Epen und lesen es gerne selbst neben der Divina Commedia. Aber was hätte dieser Mann werden und leisten können, hätte er die Weltanschauung Dante's gehabt, hätte er wie dieser die Summa des hl. Thomas von Aquin zur Lehrerin gehabt und nicht die Reformation, die einen solchen Geist unmöglich befriedigen, sondern nur mit Zweifel und mit Unzufriedenheit an allem erfüllen konnte! So muß hohler mythologischer Bombast die Lücken ausfüllen, die ein gesunder Glaube mit lebendigen Gebilden bevölkert hätte, und erzwungener Predigerton uns plötzlich in schmerzlicher Enttäuschung aus dem Genuß der erhabensten, nahezu prophetischen Ekstase reißen. Wenn jemand einsehen lernen will, welch unersetzlicher Schaden für einen hochbegabten Mann der Verlust des vollen Glaubens ist, so muß er das verlorene Paradies studiren. Auch die Lusiaden von Camoens sind ein trauriger Beweis dafür, daß der trefflichste Mann die herrlichste christliche Idee ungenießbar machen kann, sobald er sie durch humanistischen Aufguß genießbarer machen will. Immerhin rechnen wir diese als das letzte unserer großen Epen. Alle anderen sind Werke zweiter Ordnung, allerdings herrlich genug, um gefeierte Werke ähnlicher Art auf seiten des Humanismus aufzuwiegen, aber doch nicht ohne Makel. Sicher stehen der Cid und Tasso's Erobertes Jerusalem, Konrads deutsches Rolandslied und das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht der Aeneide von Virgil oder Goethe's Hermann und Dorothea achtunggebietend gegenüber. Aber doch scheint uns, daß sie schwächer sind, als es die Höhe des Gegenstandes verlangt, den sie behandeln. Noch mehr gilt das von den vielen anderen mitttelalterlichen Epen. Wir können uns übrigens bei dieser Gelegenheit über die Fruchtbarkeit der christlichen Zeiten an epischen Gestaltungen nicht genug verwundern.

Gerade an jenem Volke, das heute keine Ader vom Epiker mehr hat, am französischen, zeigt sich das am schlagendsten. Malezieu hat im siebenzehnten Jahrhundert, dem Jahrhundert des Vergessens, wie Gautier es nennt [1], gesagt, daß die Franzosen zum Epos nun einmal das Zeug nicht haben. Voltaire hat ihm das nachgesagt und durch seine Henriade den Beweis dafür erbracht. Das gilt freilich von den späteren Franzosen, welche die ersten Vorbedingungen zu einem Epiker, die Ruhe und die Einheit einer festen Weltanschauung weggeworfen haben. Aber ehemals, in den Zeiten des Glaubens, hatten sie auch diese Gaben. Daher die ungeheure Menge von Epen, womit sie damals die ganze Welt versorgten. Einzig aus dem Karlingischen Sagenkreise zählt man deren achtzig, darunter das oben besprochene Meisterwerk. Im ganzen berechnet man die Zahl der französischen Epen aus dem Mittelalter auf 800 [2]. Auch die Deutschen haben eine so große Menge von Epen hervorgebracht, daß man gewiß berechtigt ist, die Zeit des Glaubens eine großartig epische zu nennen.

18. Wie im Epos, so hat auch in der Lyrik die vom Geiste der Offenbarung beseelte Poesie den Sieg über die Kunst der Welt davongetragen. Auf diesem Felde ist das so selbstverständlich, so naturnothwendig, daß wir uns dessen eigentlich nicht einmal rühmen könnten, würde nicht der Humanismus, statt einen ehrenvollen Rückzug von dieser Wahlstatt anzutreten, hier wieder zu seiner alten gemeinen Kriegslist greifen, um uns den Sieg streitig zu machen. Das hindert nun zwar nicht, daß er doch unterliegt und nun erst recht mit Schmach bedeckt steht. Uns aber bringt es den Vortheil, daß man uns jetzt nicht mehr nachsagen kann, wir hätten diesmal ohne ernstlichen Kampf und ohne gefährliche Gegner gesiegt. Es ist das all-

---

[1] Gautier, Les épopées françaises (2) I, 457.

[2] Aubertin, Hist. de la littérat. franç. I, 119 sv. 150.

bekannte, abgenützte Mittel, dessen er sich in allen Fragen der Kunst fast immer bedient: die Aufhetzung der Sinnenlust und die Speculation auf die Unbändigkeit und die Unbelehrbarkeit dieses niedrigen Triebes. Gerade wenn es sich um die Lyrik handelt, wird dieser treulose Kunstgriff am liebsten angewendet. Es fehlt nicht viel, daß man die Welt auf den Glauben schwören machte, ohne Entfesselung der Sinnlichkeit sei an eine echte Lyrik nicht zu denken. Wenn unsere Aesthetiker das letzte Wort haben, so möchten wir glauben, Lyrik sei nichts anderes als Tändeln mit der lieben Sünde, und die erste Aufgabe dieser Dichtung bestehe darin, die Menschen zu lehren, daß in der Aufstachelung ihrer gefährlichsten Leidenschaften der Inbegriff von allen Himmeln liege. Wolle der Dichter Mensch sein und andere zu Menschen bilden, meint Goethe, so müsse er darauf losarbeiten, daß die ganze Welt nur noch ein einziger Tempel Amors werde, denn ohne die Liebe wäre die Welt nicht die Welt [1]. Arme Welt, wenn dich dieser Kitt zusammenhalten soll! Arme Poesie, die ihre Räder mit solcher Salbe salben muß! Aber wenn wir nicht laut dagegen Einsprache erheben, so nimmt in der That die Sache bald ein Aussehen an, als ob es kein anderes Oel für die Dichtung mehr gebe als jene Hexensalbe, von der Goethe sehr unverblümt und durchsichtig singt:

Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh;
Ich bin so schwach, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh [2].

Selbst ein so trockener, durch und durch poesieloser Historiker wie Sybel spricht deshalb allein schon dem Mittelalter die Möglichkeit jeder Poesie ab, weil damals die Quellen, die sie allein

---

[1] Goethe, Röm. Elegien 1 (G. W. 1827. I, 259).
[2] Ebd., „Christel" (G. W. 1827. I, 20).

nähren und tränken können, und ihr echter Boden den Sünden dieser Welt zugezählt worden seien. Und was sind das für Quellen und was, wenn wir bitten dürfen, ist das für ein Boden, der allein echte Poesie zeugen soll? Eine gesunde und kräftige Sinnlichkeit, lautet die Antwort [1]. Da können wir uns einen Begriff machen, aus welchen Pfützen der leichtere Chor der Rache seine Kameele tränkt! Und mit diesen häßlichen Bestien sollen wir unsern Weg machen? Ja wenn einer die Sandwüste mit ihren glühenden lüsternen Winden auf Lebensgefahr hin durchkreuzen will, gut, der mag's auf ihnen versuchen. Aber um in den reinen Himmel der Poesie emporzusteigen, bedarf es eines edleren Thieres, jenes Flügelpferdes, von dem uns die alten Sagen berichten. Dieses aber darf seinen Durst nicht mit jenem Sumpfwasser löschen, sonst verfällt es dem Taumel und Traumgeist und verliert Lust und Kraft zum beschwerlichen Flug nach oben.

Man nennt Liebe die Quelle der Lyrik. Das ist schon die erste Lüge, die Quelle zahlloser anderer Lügen und Betrügereien. Diese sogenannte Liebe, von welcher die Dichter in ewig gleicher Tonart leiern, ist nichts als der Reiz der eigenen Sinnlichkeit, der sich an fremder entzünden will. Wenn man es uns nicht glaubt, so glaube man es doch jenen, die es wissen müssen. Was meinen die Brüder in Goethe's Logenlied, wenn sie singen: Heute soll an allen Orten Liebe nah der Liebe sein? [2] Die Erklärung ist in den anderen Versen gegeben: Fragen alle sich die Brüder, was sie ohne Schwestern wären! [3] Da haben wir's! Weil die Brüder ohne Liebe nicht sein können, zur Liebe, so wie sie diese verstehen, aber der Schwestern bedürfen, darum fließen sie über von Versicherungen der Liebe.

---

[1] Sybel, Geschichte des ersten Kreuzzuges (1) 106.

[2] Goethe, Zur Logenfeier 3. Sept. 1825 (III, 75).

[3] Ebd., Gegentoast der Schwestern (III, 72).

Wie niedrig aber ihre Liebe ist, und wie thöricht die sind, welche sich auf ihre heiligsten Schwüre verlassen, das zeigt Goethe selbst in den gemeinen Versen: So bleibet nur, bis ihr was Besseres wißt! [1] Ja, wir bekennen euch gern, es bleiben unsre Gebete, unser täglicher Dienst Einer besonders geweiht. Diese Göttin, sie heißt Gelegenheit, lernet sie kennen! Sie erscheinet euch oft, immer in andrer Gestalt [2]. Im Sold der Gelegenheit also dient diese angebliche Liebe, und zwar immer nur auf Taglohn und immer nur jener Schwester, von der man eben sagen kann: Sie thut mir auch alles zuliebe [3]. Thut diese aber solches nicht mehr, und bietet sich andere Gelegenheit, dann heißt es leichten Muths: Neue Liebe, neues Leben! [4] Das, sagt der Dichter, welcher dieser Art von Liebe sein Leben und seine Leier geweiht hat, das ist das probateste Palliativ. Ich selber, beschreibt er uns seine eigene Handlungsweise, log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum und hatte den Vortheil, immer im Augenblick zu glauben, was ich sagte! [5] Ein schöner Vortheil das! Wer aber den Nachtheil hatte, das waren die hübschen Gesichter, welche trotz der Warnung von Vater und Mutter, und trotz der tausend Opfer, über die sie selber gespottet und die Nase gerümpft hatten, und trotz der Mahnung des Gewissens doch glaubten, daß der Liebeschwörer diesmal uneigennützig ihnen und nicht seiner Sinnlichkeit dienen wollte. So log und trog auch ihnen diese ewig verlogene Liebe und wurde zum hunderttausendsten Male mit lauter Worten von Liebe der Satz Goethe's an ihnen wahr, der einzige, der nicht gelogen ist: Ihr Mädchen bleibt am Ende doch die Betrog'nen [6]. Und nun sage ein jeder, der auf Ehre

[1] Goethe, Ergo bibamus (I, 159). [2] Ebd., Röm. Eleg. 4 (I, 263).
[3] Ebd., Gewohnt, gethan (I, 137). [4] Ebd. (G. W. 1827. I, 77).
[5] Goethe an Fr. von Stein (Düntzer, Charlotte von Stein I, 41. Baumgartner, Goethe's Lehr- und Wanderjahre 74).
[6] Goethe, Röm. Elegien 6 (I, 268).

und Wahrheit hält, ob aus einer solchen Quelle Poesie strömen kann? Und wenn nicht, warum ficht man dann uns darum an, daß wir diesen wilden Sandsturm von Versen, welchen das verlogene Wort von Liebe wie der Samum aufwirbelt, nicht als Poesie gelten, daß wir diesen Wust von Liebesliedern nicht in den Bereich unverdorbener Seelen kommen lassen wollen, aus Furcht, sie könnten schon durch den Hauch vergiftet werden? Seit alten Zeiten, sagt Sokrates, besteht in diesen Dingen ein großer Zwiespalt zwischen den Dichtern und der gesunden Philosophie [1]. Und die Religion sollte erlauben, was die Vernunft verdammt? Hinaus also mit diesem ekeln Gift aus der Poesie! Hinaus insbesondere aus der Lectüre der Jugend! Lasset euch nicht täuschen, Kinder groß und klein! Mit süßen Tränklein mischt man Gifte, dann nimmt sie jeder gerne ein. Vergesset insbesondere ihr nicht eurer Pflicht, ihr Eltern und Erzieher! Schon der Heide hat es begriffen, daß nur unter strenger Zucht und Aufsicht der Genuß von Dichtungen für die Jugend ohne Schaden abgehen kann [2]. Glaube niemand in diesen Dingen auf fremde Versicherung hin! Wir wissen alle, wie gewissenlos, wie unselbständig, wie gedankenlos die Welt in der Lobpreisung solcher Werke ist. Jeder muß da selber zusehen, denn jeder muß selber Rechenschaft geben.

Damit wollen wir nicht sagen, daß Liebe überhaupt kein Gegenstand der Poesie sein dürfe, und daß man unter allen Umständen ein Gedicht, welches die Liebe verherrlicht, verwerfen müsse. Wir verdammen nicht die Liebe, aber wir brandmarken die Heuchelei, welche gemeine Sinnlichkeit oder Selbstsucht unter dem Namen von Liebe einschmuggeln will. Wer die Liebe mit Füßen tritt, der thut dem Herzen Gewalt an. Aber es muß erstens eine Liebe sein, die sich vor Gott und vor aller

---

[1] Plato, Republ. 10, p. 607. b.

[2] Plutarch., De audiendis poetis 14.

Welt, wohl verstanden, vor aller Welt sehen lassen darf, also Liebe, die keinem zum Fallstricke wird, Liebe, die gegen niemand Unrecht begeht, Liebe, die nicht erlogen, Liebe, die rein ist. Ja wenn alle Dichter so von der Liebe singen können, wie es der alte Ritter konnte, dann mögen sie nur von ihr singen:

Ich hab' für Gott das Kreuz auf mich genommen
Und fahr' zur Buß' ob meiner Missethat:
Nun steht's bei ihm, soll ich herwiederkommen.
Ich lass' ein Weib, das Kummer um mich hat,
Das möcht' ich finden mir in Ehren.
Das zieht allein mich noch zurück;
Denn sollt' ihr Leben sie verkehren,
Dann wär' der Tod für mich ein Glück.

Die erste Liebe, die ich je empfunden,
Die selbe muß mir auch die liebste sein.
Zwar hab' ich manchen Kampf und Schmerz gefunden,
Doch wahr' ich stets die Treu' im Herzen mein.
Sollt' ich je minnen mehr denn Eine,
Solch' Schande wär für mich nicht gut,
Da minnt' ich lieber niemals keine, —
O weh, wie mancher doch das thut! [1]

Und fürs zweite setzen wir die Bedingung, daß selbst diese Liebe nur mit großer Behutsamkeit und Rücksicht auftrete. Das menschliche Herz ist gerade nach dieser Seite hin so schwach und empfindlich, daß auch Dinge, die erlaubt sind, Tausenden zur Gefahr werden können. Was einen nicht reizt, kann Hunderte stürzen. Was einen neunundneunzigmal kalt gelassen, verbrennt ihn vielleicht das hundertste Mal. Es muß ein jeder Leser, alt und jung, ein jedes Buch mit Vorsicht öffnen, da er nicht weiß, ob er ihm Leben oder Tod aus ihm holt. Mit welcher Aengstlichkeit muß also der Dichter jede Zeile schreiben! Er weiß, daß er zu Tausenden redet, er weiß aber nicht, wer sie sind und was sie ohne Schaden ertragen können!

---

[1] Der von Johannsdorf 1. 2 (Hagen, Minnesinger I, 321).

Daraus folgt also, daß die erste Bedingung zu einer vollendeten lyrischen Leistung Wahrheit, die zweite Reinheit ist. Es mag eine Schilderung an sich wahr sein, verletzt sie aber die Reinheit des Herzens, so ist sie frevelhafte Verführung, und von einem Kunstwerke ist keine Rede mehr, und wären die Verse auch unerreichbar gelungen. Da aber diese Art der Dichtung nicht bloße Beschreibung bleiben darf wie das Epos, so erfordert sie drittens einen Gegenstand, welcher den Menschen ganz erfaßt, der also entweder läuternd in die tiefsten Falten des Herzens hineingreift oder den Menschen aus sich heraus führt, sei es nun, damit er lerne, sich für die Allgemeinheit zu opfern, sei es, um ihn über sich zu seiner höchsten Bestimmung zu erheben. Der würdigste Inhalt der Lyrik ist und bleibt für immer die Religion, das Uebernatürliche. Den nächsten Vorwurf bildet der Mensch in seiner Kleinheit und Ohnmacht, in der Erfüllung seiner Pflichten und im Kampf gegenüber der Welt, also das ganze Gebiet der Geschichte und des äußeren Lebens in allen Beziehungen. Die Erlebnisse der engen, kleinen Innenwelt, die Stürme, Leiden, Wünsche, Freuden des eigenen Herzens sind zwar nicht gänzlich ausgeschlossen, aber die Gefahren der Lüge, der Selbsttäuschung, der Eitelkeit, des Egoismus, der alle Welt nur als Trabanten um das liebe Ich kreisen läßt, liegen hier so nahe, daß man vor der Wahl dieses dritten Stoffes fast nicht weniger warnen muß als vor Anlegung eines Tagebuches. Viertens endlich müssen diese Gegenstände vom ganzen Menschen erfaßt und dargestellt werden. Bloße Gefühlspoesie genügt nicht. Auch die Lyrik verlangt also volle Klarheit des Geistes, ganzen Ernst des Willens und wahre Wärme des Herzens.

Ist dem aber also, so unterliegt es keinem Zweifel, daß unter den zahllosen Lyrikern, die aus jeder Spalte der Erde über jeden Mondstrahl und jeden Grashalm und jedes blitzende Auge und blühende Gesicht seufzen und grollen und girren,

nur sehr wenige wahrhaft bedeutende Dichter und Werke zu verzeichnen sind. Von einem Anakreon, von einem Hafis, deren Poesie sich nur von Wein, von Rosen und von Liebe der schlimmsten Art nährt, müssen wir zum voraus Umgang nehmen. Auch bei Goethe suchen wir, wenn wir von der Nachahmung einiger Volkslieder absehen, vergebens nach irgend einem weitern Gesichtskreise, und wäre es auch nur das Wohl des Vaterlandes oder eine Regung des Mitleidens mit der Noth der Menschheit. Was ihn bewegt, ist einzig der ewige Goethe mit seinem Wohl und Wehe, zumeist mit jenen zweideutigen Anschauungen von Liebe, die wir kennen. Ein solcher Lyriker aber gehört wahrlich nicht zu den großen. Ihm gegenüber hat sogar der schwache Petrarca immerhin einen weitern und höhern Blick. Allerdings hat auch er den besten Theil seines Lebens im Dienste einer unerlaubten Leidenschaft vergeudet. Schließlich fängt er doch selber an, sich seiner unwürdigen und kalten Sonette zu schämen. Deshalb richtet er wenigstens am Abend seiner Tage in den Triumphen den Blick auf den großen Gang der Weltgeschichte. Aber er ist bereits zu alt. Das Feuer ist längst erloschen. Statt lyrischer Ergüsse bringt er nur noch antiquarische Kataloge fertig. Auch ihn können wir darum nicht unter die Lyriker ersten Ranges zählen. Wo sollen wir also die großen Lyriker suchen? In der gerühmten arabischen Cultur? Nun, sie hat allerdings viele Lyriker, noch mehr als Gelehrte, hervorgebracht. Das ist auch fast ihr ganzer Reichthum. Kein Maler, kein Bildhauer, kein Musiker, kein Epos, kein Drama. Nur Architectur und Kleinkunst blühte unter ihnen, eine trockene Poesie der Sprichwörter und Parabeln, und insbesondere die Lyrik. Aber was für eine Lyrik! Eine Lyrik der Bonmots, des witzelnden Verstandes, des Silbenstechers, des Lexikographen. Man seufzt sich zu Tode um eine Sklavin, eine Lanze, ein Kameel, eine verlorene Nadel. Aber es ist nicht so gefährlich. Es handelt sich bloß um geistreiche

Wortspiele, um einige glänzende Reime. Von Ernst, Wärme, Tiefe, von höheren Ideen keine Spur. Viel höher stehen die Perser. Hätte Dschelaleddin statt des leeren All und Ein den wahren lebendigen Gott vor sich gesehen, der jedem zuvorkommt, damit er sich nach ihm sehne, und der jedes Sehnen mit Finden und Frieden belohnt, welch ein Dichter hätte dann aus ihm werden können! Ach, daß solche Geister in der Nacht des Irrthums sich verlieren müssen! Welches Unglück ist es doch, der Gnade des Glaubens zu entbehren! Wie klein, wie arm, wie enge steht es auch um den größten Geist, welchen der Glaube nicht über die Niedrigkeit des eigenen Seins hinaushebt!

Was den Glauben betrifft, so fehlt es allerdings dem größten der griechischen Lyriker, Pindar, daran nicht. Er hat das herrliche Wort gesprochen: Die Götter schmähn ist häßliche Weisheit [1]. Er hat auch sonst schöne Eigenschaften, tiefen Ernst, eine gewaltige Sprache, Liebe zum Vaterlande. Trotzdem können wir ihm das Lob eines vollendeten Lyrikers nicht zusprechen. Man hat Pindar stets bedeutend überschätzt. Aber anders ist seine Stellung innerhalb der engeren Kreise des griechischen Schriftwesens, anders, wenn wir ihm seinen Platz in der Weltliteratur anweisen sollen. In dieser steht er gar nicht so überaus hoch. Von seiner Moral, wie er sie in der Hymne auf die Dienerinnen der Aphrodite in Korinth kundgibt, ist nicht weiter zu sprechen. Sie ist eben griechisch [2]. Von Gemüthstiefe, von Wahrheit und Innigkeit der Empfindung wird man bei ihm, als echtem Griechen, ohnehin nichts erwarten. Darin aber liegt schon zum voraus die Unmöglich-

---

[1] Pindar., Ol. 9, 40 sq. (Thiersch 1, 100).

[2] Und echt griechisch auch das andere Laster, dem er sterbend noch huldigte: Valerius Maxim. 9, 12, 7. Hesychius Miles., Frag. 72 (Müller, Frag. hist. Graec. IV, 172); und dazu Pindars Fragment selber (aus Athen. 13, p. 601. c.) bei Thiersch II, 225.

keit einer ausgezeichneten lyrischen Leistung. Es ist bereits den Alten aufgefallen, daß es die echtesten aller Griechen, die Athener, weder zu einem Epiker noch zu einem Lyriker gebracht haben[1]. Zum Epos fehlte es ihnen an Ruhe, zur Lyrik an Tiefe und an Herz. Letzteres geht auch Pindar ab. Ueberdies ist er, obschon religiös, ein echter Weltling. Die Stoffe, die er behandelt, sind so niedrig als möglich. An ihm sieht man, mit welch verschiedenen Maßen die Welt mißt. Würde einer von den bürgerlichen Meistersingern des ausgehenden Mittelalters ein halbes Hundert so langer Dithyramben auf deutsche Renner und Boxer und selbst ein Buch auf ritterliche oder poetische Turniere gedichtet haben, so hieße es: da seht diese Spießbürgerei! Thut aber ein Grieche dasselbe, so ist es freilich etwas anderes. Allein wir fragen nicht, wer etwas sagt, sondern wie er es sagt. Nun aber zieht Pindar den ganzen Olymp und den ganzen Apparat der Mythologie vom Himmel herab, nicht damit der Mensch sich von der Erde zum Himmel erhebe, sondern damit das Götterheer die schnellen Schenkel eines Aegineten und eines sicilischen Pferdes oder die Fäuste eines streitbaren Knaben verherrliche. Das Höchste, was er kennt, ist neben vergnügten Tagen[2] der Nachruhm, den sein Lied auf Erden verleiht[3]. Man weiß nie recht, fällt das größere Lob dem Gelobten oder dem Lobredner[4] selber zu. Dabei herrscht eine Dunkelheit, ein Ringen mit dem Ausdruck vor, daß selbst seine begeistertsten Verehrer wenigstens diesen Mangel nie vertheidigen konnten. Und wem endlich trotz dieser pfundschweren, geschraubten Worte warm ums Herz geworden ist, das möchte auch schwer zu sagen sein.

---

[1] Plutarch., De gloria Atheniens. 5.

[2] Fragment (aus Athen. 12, p. 512. d.) bei Thiersch II, 214, 3.

[3] Pindar., Nem. 3, 72 sqq.; 4, 1 sqq.; 5, 1 sqq.; 7, 16; 8, 40 sqq. Ist. 1, 45 sqq.; 3, 1 sqq.; 5, 13 sqq.; 6, 1 sqq.

[4] Ol. 7, 7 sqq. Nem. 9, 54 sq. Pyth. 3, 107 sqq.

Da ist doch Horaz und sein Milchbruder, Walther von der Vogelweide, ganz anders geartet! Welche Klarheit, welch krystallhelle Durchsichtigkeit! Welche Weite des Blickes, freilich bloß über die irdische Welt! Würde nur die geniale Liederlichkeit und das pöbelhafte Schmeicheln und Betteln nicht immer wieder in beiden so sehr an die menschliche Armseligkeit erinnern! Und würde nur der letztere nicht überdies — gleich seinem Nebenbuhler Bertrand von Born — die Poesie dazu mißbrauchen, um dem Zweifel und der Zwietracht Vorschub zu leisten! Von den übrigen Minnesängern und Troubadours haben wir nur einzelne hervorragende Leistungen, fast ausschließlich religiöser Art. Sonst können wir neben so manchen Volksliedern, die wir auf diesem Gebiete mit Vorzug nennen, aus der ganzen ungeheuern Masse von Lyrik nur einigen Hymnen des Rigveda ungetheilten Beifall zollen. Sie sind nicht tief, aber von schlichter, aufrichtiger religiöser Gesinnung erfüllt. Das beweist, daß gerade auf jenem Gebiete der Poesie, welches am meisten bebaut wird, auf welchem jeder Quartaner schon den ersten Preis zu erringen hofft, die großen Leistungen am allerseltensten sind, und zeigt, wie wahr gerade in Bezug auf die Lyrik das Urtheil Stolbergs ist, das Heilige sei nicht nur der höchste, sondern der eigentliche Gegenstand der Poesie[1].

Darum ist es, wie wir bereits eingangs sagten, im Grunde nur natürlich und selbstverständlich, daß in diesem Zweige der Literatur die Kunst der Offenbarung den Sieg über die der Welt davongetragen hat. Das gilt schon von der Poesie des Alten Testamentes. Seit Herder den Sinn für Würdigung ihrer Größe wieder eröffnet hat, ist es allgemein anerkannt, daß mit ihr keine Lyrik der Erde, weder früher noch später, auch nicht vom Standpunkte poetischer Vollendung aus, den Vergleich aushält. Aber auch die kirchliche Lyrik hat in der

---

[1] Janssen, Stolberg, sein Entwicklungsgang und Wirken 250.

weltlichen Literatur der höhern Art — mit den niedrigeren Gattungen der Dichtung läßt sie sich ohnehin in keinen Wettstreit ein — kaum ernstliche Nebenbuhlerschaft zu befürchten. Wir fällen dieses Urtheil, das wir so ziemlich als das einstimmige der Welt bezeichnen dürfen [1], ohne die weltliche Literatur herabwürdigen oder die kirchliche über das ihr gebührende Maß erheben zu wollen. Uns fällt es nicht ein, hier, wo wir die großen Werke der Weltliteratur rein nach ästhetischen Gesichtspunkten abschätzen, die christliche religiöse Poesie in Bausch und Bogen über die humanistische hinaufzustellen. Wir anerkennen, daß auch in ihr viel Mittelgut, vieles weit unter der Mittelmäßigkeit ist. Auch in ihr sind die eigentlich vollendeten Meisterwerke immer nur einzelne, wie ja allen großen Lyrikern wahrhaft Großes nur dann und wann in inspirirten Augenblicken gekommen ist. Aber doch stehen wir nicht an zu behaupten, daß sowohl der Zahl als der Bedeutung nach die Erzeugnisse der kirchlichen Liederdichtung den ersten Rang einnehmen. Hymnen wie das Gloria, Te Deum, Exultet, das Victimae Paschali, Vexilla Regis, das Quem terra pontus, das A solis ortus cardine, das Ad perennis vitae fontem, das Coelestis Urbs Jerusalem, das Media Vita, das Adoro, Pange lingua, Lauda Sion, das Jesu dulcis memoria, O Deus ego amo te, das Dies irae und Stabat Mater, Preis- und Bittgesänge, wie wir sie in so vielen Kirchen- und Volksliedern des Mittelalters vor uns haben, gehören ohne Frage zu den vorzüglichsten Leistungen der Literatur. Viele der besten und volksthümlichsten dieser Lieder sind, gerade wie auch auf weltlichem Gebiete, anonym auf uns gekommen. Von den bekannten Dichtern ragen am meisten hervor unter den Syrern die manchmal wirklich großartigen Väter Ephrem und Cyrillonas, bei den Griechen, die übrigens auf diesem Gebiete hinter den anderen

[1] Vgl. Alzog, Patrologie (3) 526.

Völkern zurückstehen, Gregor von Nazianz und Johannes von Damascus, bei den Lateinern Ambrosius der Classiker, Venantius Fortunatus und Prudentius, die vielseitigsten, Paulinus der feinste ihrer Dichter, Sedulius, Gregor der Große, Notker, Thomas a Celano und Jacoponi. Ihren Höhepunkt hat die kirchliche Dichtung wohl in Thomas von Aquin erreicht. Um seine Größe zu würdigen, gibt es kein besseres Mittel, als ihn neben Pindar zu halten. Dort die trivialsten Gegenstände in dunkelster Sprache, titanische Mühe für nichts, Felsblockworte und Bandwurmsätze. Hier ein Inhalt, der an dogmatischer Schwierigkeit und Tiefe seinesgleichen nicht hat, und dabei eine Darstellung, die nicht durchsichtiger sein könnte, nüchtern und doch warm, ja glühend, eine Ruhe athmend, welche an die Heiligen von Fra Angelico mahnt, und dazu eine Sprache, so natürlich, daß jeder glaubt, es müsse so sein, man könne es gar nicht anders sagen, und so einfach, daß alle — sicher das beste Zeugniß für die Vollendung dieser Poesie — meinen, sie könnten dasselbe sagen.

19. Was endlich die eigentliche Kunst der Rede, die Beredsamkeit anbelangt, so können wir uns darüber kurz fassen. Auch auf diesem Gebiete braucht die christliche Cultur keinen Vergleich zu scheuen. Künstlerisch betrachtet steht Chrysostomus sicher auf der Höhe des Demosthenes. Gregor der Theologe übertrifft Plato an Gedankenschärfe, vielleicht auch an Reinheit des Stils, leider nicht an Faßlichkeit der Darstellung. Basilius aber stellen wir über alle diese vier, einmal wegen seiner wahrhaft königlichen Würde, seiner majestätischen Kraft und der nervigen Kürze, und dann, weil er sich mehr als die beiden anderen großen christlichen Redner vom Classicismus loszumachen gewußt hat. Unter den Lateinern ist Lactantius oft genug neben Cicero gestellt worden[1]. Er ist auch wohl unter den

[1] Literatur bei Bähr, Die christlich-römische Theologie 83 f. Ihm zunächst steht Minucius Felix (ebd. 43 f.) und Arnobius (69 f.),

christlichen Schriftstellern jener, welcher den besten lateinischen Stil geschrieben hat. Dagegen nimmt er freilich in Bezug auf den Inhalt seiner Werke einen untergeordneten Rang ein. Im ganzen haben die Lateiner im Widerspruch gegen die weltliche Bildung, die alles Gewicht auf die äußere Form legt, fast allen Nachdruck auf den inneren Gehalt gelegt und darüber oft die Darstellung zu sehr außer Acht gelassen. Gewiß haben aber Leo der Große, der sich durch den so seltenen Verein von Gedrungenheit und Durchsichtigkeit, von Majestät und Schlichtheit noch über Basilius erhebt, Bernhard, in dem wir mit Justus Lipsius, Heinrich Valesius und Mabillon den größten der lateinischen Redner erkennen, sowie Bossuet und Bourdaloue auf dem Gebiete der Beredsamkeit die Ueberlegenheit unserer Kunst über die des Humanismus ausreichend bewiesen [1].

20. Unter den bildenden Künsten hat die Sculptur im Alterthum die bedeutendsten Fortschritte gemacht. Darüber besteht kein Zweifel. Aber auch darüber nicht, jedenfalls nicht unter denen, welche den Muth haben, der Wahrheit, dem Rechte und der Sittlichkeit Zeugniß zu geben, daß diese Kunstblüte von der giftigsten Fäulniß bis ins innerste Mark hinein durchfressen war, wenigstens in der letzten Zeit der classischen Kunstübung. Das Gift aber lag in der durch und durch verkehrten Auffassung von dem Ideale menschlicher Schönheit, einer Auffassung, die man uns heute abermals mit aller Gewalt wieder aufdrängen möchte. Es ist deshalb unerläßlich, wenn auch peinlich, darüber ein paar Worte zu sagen.

---

dann etwa Cyprian (63 f.). Sehr hoch stellt Bähr (161) auch Ambrosius. Andere erklären Sulpicius Severus für den besten Stilisten (bei Fessler, Institut. Patrolog. II, 217 sq. Vgl. Ebert, Christl. latein. Literatur I, 313. 316 f. 319).

[1] La Harpe, Cours de la littérature. 1840. II, 17 sv. setzt Bossuet dem Demosthenes, Massillon dem Cicero, Fléchier dem Isokrates zur Seite.

An und für sich besteht zwischen der christlichen und humanistischen Anschauung keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß die Krone der Schöpfung, der Gipfel des sichtbar Schönen jenes Werk ist, an welches der göttliche Meister selber Hand angelegt hat. Aber freilich nur das Werk seiner Hände, nur der Mensch so, wie er aus Gottes Hand am letzten Schöpfungsabend hervorging, unentweiht dem Leibe nach, belebt von einer reinen Seele, übergossen und verklärt von der himmlischen Gnade, gekleidet in das Gewand aller Tugenden, durchdrungen von dem leuchtenden Glanze der Heiligkeit, die sein unbefleckter Geist aus Aug und Mienen ausstrahlte, beherrscht in jedem Gliede, geleitet in jeder Bewegung von dem ungehinderten Einfluß Gottes, der in seinem Herzen wohnte. Ist aber dieses heilige Kleid, dieser übernatürliche Zauber einmal hinweggeworfen, wie das leider der Fall ist, dann hört der Mensch auf, der Sammelpunkt aller Schönheit zu sein. Dann tritt ein, was uns die Schrift und die Erfahrung sagt: er muß sich schämen vor sich selber, und schämen muß sich ob ihm die ganze Welt. Denn ohne das Kleid der Heiligkeit, was bietet er für einen Anblick, wenn nicht den der Unheiligkeit? Entweiht, verunreinigt durch die Sünde, hat er nichts an sich, oder daß wir richtig sprechen, wenig mehr als das, was reizt, bethört, verdirbt. Das Uebernatürliche ist gewichen, das roh Sinnliche ist geblieben. Ja wahrhaftig, das roh Sinnliche. Es sind Regungen in ihm erwacht, welche der Reinheit des Herzens, der Treue gegen die Stimme des Gewissens, der Selbstveredelung, dem Aufschwung der Seele zum Höheren die größte Gefahr bringen. Der Geist hat seinen beherrschenden Einfluß auf diese verwilderten Triebe verloren, ja nur zu oft sogar den Willen, den gemeinen Begierden, die sich von dorther erheben, einen kräftigen Damm entgegenzustellen.

Selber aber zum Reiz, zur Fessel, zum Grabe für den eigenen Geist geworden, wie kann jetzt dieser Körper auf fremde

Sinne anders wirken als so, daß er durch sie auch dem fremden Geiste zum Reiz, zur Verführung, zum Grabe wird? Niemand fällt es ein zu sagen, daß der Leib des Menschen durch die Sünde selber böse und Sünde geworden sei. Aber das braucht die christliche Lehre auch nicht erst zu beweisen, daß er jetzt zum Sitz der Begierlichkeit und zu einer wirklichen Gefahr geworden ist. Wer wird wagen, das zu läugnen? Nur wer entweder ein Stein ist oder ein Engel [1]. Wer aber Mensch ist, der weiß, daß es nur allzu wahr ist, was der Dichter von diesem zarten Punkte sagt:

Da hat ein jeder seinen schwachen Fleck [2].

Ja gewiß, ein jeder. Und zweifellos den schwächsten haben die, welche sich mit solcher Hartnäckigkeit für die angeblich heilige Unschuld einer schamlosen Kunst ereifern. Würden sie nicht den Reiz dessen verspüren, was sie so heftig vertheidigen, würden sie nicht, wenn sie anders aufrichtig sind, mit demselben Dichter von sich gestehen müssen:

Nur leider fehlt zum Kampf mir Muth und Kraft [3],

so würden sie nicht so emsig Entschuldigung für ihre Schwäche dadurch suchen, daß sie die zu Mitschuldigen machen wollen [4], deren mannhafter Widerstand ihre Verurtheilung ist.

Wenn nun aber selbst die rohesten Menschen das Gefühl der Beschämung über das unwillkürliche Erwachen der Sinnlichkeit nicht verbergen können, und wenn Schamhaftigkeit nach Aristoteles nicht einmal eine Tugend, sondern eine ganz natürliche Regung der Furcht vor Infamie und vor Entwürdigung durch eine Schändlichkeit ist [5], sollen wir dann ein Zeichen von

---

[1] Chrysost., C. ludos et theatra no. 2 (VI, 274 sq.).

[2] Petrarca, Trionfo d'amore 3, 99. [3] Ibid. 3, 127.

[4] Tacitus, Annal. 14, 14.

[5] Aristotel., Ethic. 4, 9 (15), 1 sqq. Cf. Thomas 2. 2. q. 144. a. 1; q. 116. a. 2. ad 3.

höherer Bildung darin erblicken, daß die Kunst absichtlich die Sinnlichkeit zu erregen, mit Bewußtsein der Infamie und Schändlichkeit alle Thore zu öffnen und grundsätzlich die Schamhaftigkeit zu untergraben sucht?[1] Das aber thut sie in Wirklichkeit. Darum müssen wir gegen eine solche Verwüstung der Natur, eine solche Verwirrung der Begriffe, eine solche Zerrüttung der Sitten unsere Stimme mit aller Macht erheben.

Warum glaubt denn die gesammte gesittete Menschheit das Haus des Geistes mit einem Schleier verhüllen zu müssen? Ist das nicht ein Zeugniß für die Wahrheit der christlichen Lehre vom Falle des Menschen, ein thatsächlicher Protest wider jenes Grunddogma des Humanismus, man müsse den Menschen nehmen, wie er ist? Nein, der Mensch ist längst nicht mehr, was er sein soll, und darum darf er es nie mehr wagen, sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen. Thut er es dennoch, so muß er es sich gefallen lassen, daß man ihm seinen Platz unter den Wilden oder unter den Auswürflingen der Menschheit anweist. Mit Recht betrachten wir darum eine Kunst, welche sich über diese Rücksicht hinwegsetzt, als ein Zeichen sittlichen Verfalls, und eine Zeit, die sich solches gefallen läßt, als eine Epoche der Verwilderung. Auch die Griechen wagten erst in späterer Zeit, als sie bereits zum Untergange neigten und sich in der ganzen Welt durch ihr Sittenverderbniß sprichwörtlich zu machen begannen, den Schleier zu lüften, welchen die Menschheit zur Buße über sich gezogen hatte. Solange sie auf verhältnißmäßiger Höhe standen, in den Tagen von Perikles und Sokrates, kannte ein Phidias kein höheres Ideal als Jupiter und Athene. Als sie so herabgekommen waren, daß sie aus der Hündelei eine Philosophie machten, gab ihnen Praxiteles den Gnadenstoß durch die Aphrodite Pandemos. Es ist aber ein sprechendes Zeugniß dafür, wie tief der Glaube an das Ver-

[1] Cf. Plato, Republ. 8, p. 560. c. d.

derben des Menschen und damit die Schamhaftigkeit ins Herz auch der Schlimmsten gewachsen ist, daß sogar unter den Griechen, so tief sie auch gesunken waren, dieses Beginnen zuerst Aufsehen und Anstoß erregte [1]. Jedoch die Sinnlichkeit, künstlich erregt, zumal die öffentlich geduldete Verletzung der Schamhaftigkeit, erstickt auch die letzten Regungen des Gewissens, und dann faßt die Sittenlosigkeit den Muth, sich vor aller Welt breit zu machen [2].

Das ist eben die Gefahr, welche der christlichen Sitte überall, zumeist aber hier, von seiten des Humanismus droht, und das seine Stärke, die er nur zu gut auszunützen versteht, daß er die heftigste aller Leidenschaften für sich hat, die, welche jedem Schmeichler zufällt, welche jeden Versuch einer Bändigung mit glühendem Hasse verfolgt, die Sinnenlust. So begreift es sich, daß aller Sitte zum Hohn eine Kunst emporkam und daß sie nun mit allen Gründen und Gegenbemühungen kaum mehr auszurotten ist, eine Kunst, sagen wir, welche allen gesunden Anschauungen der Menschheit, welche dem Zeugniß jedes aufrichtigen Herzens ebenso hinterlistig als frech Trotz bietet. Was die Moral als Sünde verwirft, stellt eine scheinheilige Aesthetik als unverfänglich, ja als Beweis der Unschuld dar; worin jeder eine Schmach erkennt, das soll ein Ehrenpunkt werden, sobald es eine ehrlose Kunst schmählich an den Pranger stellt; was das natürlichste Gefühl des Menschen als häßlich verhüllt, gerade darin soll das Geheimniß der Schönheit bestehen. Daß diese Lehre überhaupt Boden fassen konnte, daß sie nunmehr in Hunderten von Schriften als Vorbedingung für die Erziehung der Völker zur wahren Cultur angepriesen, ja daß sie in den Bildungsanstalten schon der Jugend ins Herz gepflanzt wird, das ist wohl einer der traurigsten Belege dafür, welcher Verstellung

---

[1] Plinius 36, 4 (5), 9. [2] Tacitus, Annal. 14, 14.

und Heuchelei das Böse fähig ist, und welche Macht es auf Erden übt. Offen die Sinnenlust predigen würde vielleicht bei der Mehrzahl noch Widerspruch erregen. Unter dem unverfänglichen Namen der Kunst aber läßt sich diese Absicht viel sicherer erreichen. Wir können gegen solchen Mißbrauch nicht laut genug protestiren. Indem wir bedenken, welche Wirkungen daraus entstehen müssen, wenn in der Erziehung ganzer Geschlechter unter dem Namen der Ausbildung für das Schöne eine raffinirte Sinnlichkeit angeregt wird, indem wir uns vor Augen halten, welche Folgen nach dem Zeugnisse der Thatsachen daraus wirklich entstehen, dann versagt uns das Wort. Wir können nur mit dem Dichter sagen:

Ich weiß zwar einen kaum aus tausend Fällen,
Doch gäb' schon das zu reden, was ich weiß [1].

Wenn aber das Wahre und das Gute einmal verkannt oder gar absichtlich in das Gegentheil verkehrt ist, dann muß auch Sinn und Geschmack für das Schöne Schaden leiden. Nicht leicht zeigt sich das irgendwo besser als in dem Kunstzweig, von dem wir zu reden begonnen haben. Würde die Plastik nichts wiedergeben als den Menschen, so wie er sich zu zeigen pflegt und wie er sich zeigen darf, ohne anderen anstößig zu werden, welchem Aesthetiker fiele es ein, eine Kunst, die fast nichts ist als todte Nachahmung, ja der Natur der Sache nach auch fast nicht mehr sein kann, für die höchste aller Künste zu erklären! Die Sculptur sei das aber deshalb, sagt man, weil sie den höchsten aller Kunstgegenstände, den Menschen, zum Gegenstande habe. Das ist nun allerdings ganz richtig, daß der Gegenstand die Größe einer Kunst bedingt. Aber gerade darum kann die Plastik nicht die erhabenste Kunst genannt werden. Denn das, was für sie am Menschen den Gegenstand der Darstellung bildet, ist weit davon entfernt, das Höchste,

[1] Petrarca, Trionfo d'amore 2, 140 sg.

das Edelste am Menschen, der ganze Mensch zu sein. Wenn man unsere Aesthetiker hört, möchte man glauben, daß sie unter Mensch nichts anderes denken als eine Masse üppigen Fleisches, überzogen mit einer weichen Haut, durchfurcht von einigen Muskeln und Sehnen, kurz alles das, woran eine edle Seele nur mit peinlichen Gefühlen und mit Erröthen erinnert wird. Aber gehört das Auge und gehört der Ausdruck, den sich der Geist auf seinem Spiegel, dem Antlitze, schafft, nicht auch ein wenig zum Menschen? Was ist edler, der unreife Mensch in jenen Jahren, in welchen die Körpersäfte voll schwellender Fülle die Seele zu überwuchern drohen, oder der gereifte Denker, die ehrwürdige Matrone, der weise, gelebte Greis, denen Sorgen und Schmerzen und Opfer und Erfahrung und Denkarbeit und Thaten die Glieder zwar ausgemergelt und das Fleisch von den Knochen gezehrt, aber auch die Züge verklärt und das Angesicht vergeistigt haben, so daß niemand sie ohne Verehrung erblickt? Warum wählt dann die Plastik, wenn sie das edelste Object für die Kunst darstellen will, gerade den unfertigen, den im Safte noch nicht einmal trockenen, höchstens aus dem Fleische sich herausschälenden Menschen zum Vorbilde ihres Schaffens? Warum sagen uns dann die Kunstlehrer, daß der Ausdruck des Geistes überhaupt nicht Sache der Sculptur sei [1]. Warum suchen sie — man darf glauben, daß sie wie die römischen Haruspices dabei heimlich über sich und über alle lachen, die ihren Worten glauben — warum suchen sie, sagen wir, nach Gründen, um selbst für die handgreiflichsten Ungereimtheiten gelehrte Rechtfertigungen zu finden? Den Alten war es um die Sinnlichkeit zu thun, nicht um den Geist. Deshalb bearbeiteten sie die niederen sinnlichen Theile des Körpers mit so wunderbarer Sorge, das Auge aber ließen sie meist todt, höchstens daß sie nach Kinderart mit Edelsteinen seinen

[1] Vischer, Aesthetik III, 435 ff.

Glanz wiederzugeben suchten, und der Kopf wurde unter ihrer Hand — wenigstens seit Lysipp — fast immer zu klein [1]. Wer sieht nicht ein, woher das kam? Und unsere Aesthetiker reden uns selbst da noch von tieferen künstlerischen Nothwendigkeiten! Es ist genug!

Wohl feierte also der Humanismus Triumphe auf diesem Gebiete, aber es waren Triumphe der Verirrung, Triumphe der Verführung. Wir können es nur als Glück bezeichnen, daß die Kunst in den christlichen Zeiten auf diesem Wege der alten nicht gleichgekommen ist. Nicht deshalb blieb sie zurück, weil es den neuen Künstlern nicht gelang, den classischen nachzueifern, sondern gerade deshalb, weil es ihnen nur zu sehr gelang, den christlichen Geist zu verläugnen und die alten Außenformen mechanisch nachzuahmen. Sie hatten die Kunst der Alten, aber nicht ihren Geist. Das ist die gerechte Strafe für den Mißbrauch größerer Gaben, daß der, welcher gegen bessere Einsicht und gegen höheren sittlichen Antrieb fehlt, auch tiefer fällt als der, welcher mit minder klarem Bewußtsein und weniger entschiedenem Gewissen irrt. Die Gaben Gottes sind nicht derart, daß man sie ungestraft verachtet oder gar mißbraucht. Dafür erleben wir auf unserem Gebiete die sprechendsten Beispiele. Es hat sich auch an der alten Kunst die Verachtung des Wahren und des Schönen gerächt. Aber in der christlichen Kunst hat das Eingehen auf die humanistischen Grundsätze noch weit nachtheiligere Folgen hervorgebracht. Diese Meister der Zwitterschaft mögen sich mühen wie sie wollen, sie mögen in unbegreiflicher Verblendung Anschauungen zu vereinbaren suchen, die sich gegenüberstehen wie Wasser und Feuer, sie werden doch niemals das erreichen, was die Alten geschaffen haben [2]. Von Ueberbietung der alten Kunst ist auf solchem Wege in Ewigkeit keine Rede.

---

[1] Plinius 34, 19 (8), 15. [2] Vgl. Ezech. 20, 32.

Wir sagen: auf solchem Wege. Das vermögen wir nicht einzusehen, daß die Antike auf dem Gebiete der Sculptur schlechthin unübertrefflich oder gar unerreichbar sein soll. Vielmehr sind wir der entschiedenen Ueberzeugung, daß die Plastik, wenn sie überhaupt vollständig christlich geworden und es dauernd ernstlich geblieben wäre, längst auch technisch über die Antike hinausgeschritten wäre. Derselbe Michel Angelo, der sonst in seinen antikisirenden Statuen keinen der großen alten Meister erreicht, steht ihnen allen ebenbürtig zur Seite in dem Augenblicke, da er nur einmal vom Alterthum absieht und sich den großen Führer Israels zum Vorwurfe nimmt. Hätte er sich erst mit seiner riesigen Kraft ohne Rückhalt ganz in den christlichen Geist vertieft, sicher, die Steine wären vor diesem Genie wie Wachs zerschmolzen und hätten gelernt, was sie bei dem üblichen Kunstbetriebe freilich nie recht lernen wollen: die wahre Sprache christlicher Kunst zu sprechen. Und was wir hier von Michel Angelo gesagt haben, das dürfen wir im ganzen auch von Donatello sagen. Beide sind jedenfalls Meister, die es mit den Alten durchaus aufnehmen können. Aber sie sind nicht die einzigen, deren sich die christliche Kunst rühmen darf. Niemand wird zwar Verrocchio, Leopardo, Niccolo dell' Arca, Alfonso Lombardo, Andrea Sansovino mit Meistern ersten Ranges auf eine Stufe stellen wollen, aber niemand wird auch läugnen, daß sie vieles geschaffen haben, was jeden Vergleich mit der Antike wohl aushält. Und gewiß brauchen wir uns unseres Geschmackes nicht zu schämen, wenn wir gestehen, daß wir wenigstens, hätten wir die Wahl zwischen allen antiken Werken und zwischen dem Engel am Grabe des hl. Dominicus von Niccolo dell' Arca oder so manchen Arbeiten von Luca della Robbia oder den Prälatengräbern von Sansovino, ohne Besinnen die ersteren zurückweisen würden. Unserer Ueberzeugung gemäß ist die Plastik der Frührenaissance wie auch deren Architectur zum größten Theile von einem so feinen,

so echt christlichen Geist der Freiheit, des Adels und der Fröhlichkeit beseelt, daß schwerlich jemand läugnen kann, diese Kunst hätte das Höchste erreichen können, wäre sie nur vom Alterthum unabhängig geblieben[1]. So aber fiel sie von sich selber ab und auf die Antike zurück, und groß war ihr Fall. Die christliche Kunst hat deshalb auf diesem Felde noch am wenigsten ihre Aufgabe erfüllt. Hier hat sie für die Zukunft ihre größte Arbeit zu leisten. Mögen nur auch ihre Jünger nicht übersehen, daß erst dann Hoffnung auf ganzen Erfolg besteht, wenn sie entschlossen mit aller Halbheit brechen und die ungetrübten Grundsätze der Wahrheit und der Tugend ohne Weltfurcht mit jener Charakterstärke ins Leben übersetzen, die bei jeder Kunstübung von nöthen ist, aber bei keiner mehr als bei dieser!

Eine leichtere, eben deshalb aber auch verantwortungsvollere Stellung hat in jedem Stücke der Maler. Ihm bietet von vorneherein die altheidnische Kunst schon nicht so verführerische Concurrenz wie dem Bildhauer. Er weiß von allem Anfange, daß er mit seiner Kunst nur die Wahl hat, entweder unmittelbar und ausdrücklich die Sinnlichkeit zu fördern, oder aber sich ganz und entschlossen über sie zu erheben. Selbst jene Aesthetiker, die, auf dem Standpunkte von Karaiben und Polynesiern stehend, der Plastik immer das Lob des Menschenfleisches vorsingen, können nicht umhin zu gestehen, daß, wenn die Malerei nach den von ihnen gepredigten Grundsätzen verfährt, die Gefahr der Verführung doppelt nahe liegt, da sie mittels der Farbe das Leben viel täuschender nachzuahmen im Stande ist als die Bildhauerei[2]. Zudem ist und bleibt glücklicherweise für den Maler die Hauptbestellerin immer die Kirche, die eigentliche Mutter seiner Kunst. Wenn die Malerei ein eigener bedeutender Kunstzweig geworden ist, so hat sie das,

[1] Vgl. Burckhardt, Cicerone (4. Aufl. von Bode) II, 326 f.
[2] Vischer, Aesthetik III, 520 f. Carriere, Aesth. (1) II, 213 f.

wenn nicht ausschließlich, so doch vorzüglich der katholischen Kirche zu verdanken.

So ist denn auch der, in welchem die religiöse Malerei bisher das Höchste erreicht hat, vielleicht dürfen wir sagen das Höchste, was sie überhaupt leisten kann [1], ein Diener der Kirche, ein Mönch, der selige Fra Angelico. Was die Hauptaufgabe der christlichen Kunst anbelangt, die Beseelung der äußeren Form durch den christlichen Geist, so ist ein Hinausgehen über Fiesole wohl nicht mehr möglich. Soweit der mit der Schwachheit des Fleisches ringende gläubigfromme Sinn eines Menschen das Uebernatürliche in sich aufnehmen und in sinnfälligen Formen wieder zum Ausdruck bringen kann, ist hier das Mögliche vollbracht. Diese Bilder sind darum nicht bloß vom künstlerischen, sondern auch vom religionsgeschichtlichen Standpunkte aus Urkunden ersten Ranges, eine Erscheinung der höchsten Art, der sich im Gebiete der ganzen Kunstgeschichte nichts vergleichen läßt [2], wenn schon die unmittelbar vorausgehende italienische Kunst und die deutsche Malerei des Mittelalters nicht wenige Leistungen aufweist, die sich daneben immerhin recht gut sehen lassen können. Die andere Frage, ob Fiesole auch der äußerlichen Form genügend gerecht geworden ist, wird natürlich je nach Verschiedenheit der Standpunkte stets verschieden beantwortet werden. Uebrigens behaupten sogar Kritiker von so gewiegtem Urtheile wie Crowe und Cavalcaselle, daß Fra Angelico auch in Bezug auf äußerliche Darstellung und praktische Mittel durchaus Raphael und Michel Angelo ebenbürtig zur Seite steht [3]. Und daß dieses Urtheil nicht übertrieben ist, davon kann sich jeder überzeugen, wenn er in der für die Entwicklungsgeschichte der italienischen Malerei so bedeutsamen Sammlung der Akademie zu Florenz vergleicht,

[1] Aehnlich Burckhardt, Cicerone (2. Aufl. von Zahn) 792.

[2] Burckhardt, Cicerone (4. Aufl. von Bode) II, 531.

[3] Crowe und Cavalcaselle, Gesch. d. ital. Malerei II, 171.

auf welch unvollkommene Weise so viele verwandte Geister vor ihm nach ähnlichen Zielen gerungen haben.

Damit soll nicht behauptet sein, daß die christliche Kunst der äußeren sinnlichen Seite nicht mehr Bedeutung beilegen darf, als es Fiesole gethan. Gewiß waren auch unter denen, welche sie mehr hervortreten ließen, manche, die ihre Aufgabe im wahrhaft christlichen Geiste erfaßten und über der Form den Geist keineswegs vernachlässigten. Wir wollen deshalb gerne zugeben, daß Francesco Francia und Giambellini, in minderem Grade auch Pinturicchio, Perugino, Luigi Vivarini und Cima da Conegliano ebenfalls an das Ideal christlicher Kunst gestreift haben, und daß wir es bei Fiesole's Mitbruder Fra Bartolommeo öfters nahezu erreicht finden. Und wenn man uns die heikelste aller Fragen vorlegt, die auf diesem Gebiete erhoben werden können, das heißt, wenn man unser Urtheil über Raffael verlangt, so nehmen wir keinen Anstand, manchen seiner Schöpfungen dasselbe Lob zuzugestehen, das wir seinem Meister und Freunde Fra Bartolommeo gezollt haben. Der Einfluß des letzteren war überhaupt lange sehr bedeutend, ein Zeichen, daß in seiner gährenden, eben auf dem Scheidewege gehenden Zeit der gute Geist immerhin noch große Gewalt übte. Selbst ein so ungebrochener Geist wie Albertinelli zeigt jedesmal, wo er zu Bartolommeo zurückkehrt, eine solche Reinheit, Höhe und Harmonie, daß er des Besten fähig wird. Nicht minder ist das bei Raffael der Fall, so sehr, daß man selbst streiten konnte, ob ein Werk von ihm oder von Fra Bartolommeo herrühre. Raffael war ein zu edel und zu gesund angelegter Geist, als daß er die Vollkommenheit der von Fiesole vollendeten und in Bartolommeo ausklingenden Richtung hätte verkennen können. Darum stehen manche seiner Leistungen, wenn man es aufrichtig sagen soll, dem Mittelalter ungleich näher als der Neuzeit. Uns wenigstens scheint, daß wer in der Disputa nicht Fiesole findet, weder für das Mittelalter

noch für die spätere Zeit einen ungetrübten Blick besitzt. Aber freilich, in Raffael leben zwei Seelen, und man kann nicht sagen, daß ihr Widerstreben sich nicht oft recht schmerzlich fühlbar macht, zumal seit der Zeit, wo er mit Michel Angelo um den Preis ringen mußte. Er war mit seiner zugänglichen Seele eben auch ein Kind seiner Zeit, wenn schon eines der edelsten. Wir bewundern die steigende Formvollendung und Technik. Aber es thut uns wehe, daß die Zartheit, die Innigkeit der alten Italiener und Deutschen nicht mehr aus diesen herrlichen Gestalten spricht. Beides wieder zu vereinigen ist die Aufgabe für die Kunst der Zukunft. Es ist gewiß nicht nothwendig, daß man, um dem Geiste den Sieg zu verschaffen, zum Katakombenstil oder zu den papiersteifen Gewändern und zu den Gliederverrenkungen der deutschen Meister zurückkehre. Wenn der Geist nicht so viel Macht hat, eine ihm angemessene, vollendet schöne Form zu bilden und zu durchdringen, so ist er nicht so mächtig, als er sein sollte. Aber freilich, es muß ein starker Geist sein, voll lebendigen Glaubens und ungeheuchelter Frömmigkeit, wie ihn ja auch später noch so manche der spanischen und der neueren deutschen Meister besaßen, zumal der edle Overbeck. Schreitet die Malerei auf den von diesen Führern gewiesenen Bahnen ernstlich vorwärts, so dürfte sie wohl wieder leisten, was man billigerweise von ihr erwarten kann.

21. Wir haben uns eben gegen eine von der neueren Aesthetik fast zum Dogma erhobene Meinung ausgesprochen, die so oft gehörte Behauptung, als sei die Sculptur die erste unter den bildenden Künsten. Eine besonnene Ueberlegung wird uns recht geben, wenn wir diese Kunst, die sich fast ganz auf Nachahmung von Einzelgebilden beschränken muß, auf die ihr gebührende niederste Stufe unter ihren Schwestern verweisen. Höher steht die Malerei, welche eine ungleich größere Selbständigkeit, Freiheit und Erhabenheit des schaffenden Geistes voraussetzt. Deshalb hat auch die christliche Kunst sich mit

ungleich mehr Liebe diesem Zweige der Kunst zugewendet als der Plastik. Die oberste Stufe aber unter diesen Künsten nimmt ohne alle Frage die Baukunst ein. Freilich wer unter Architektur nichts weiter zu denken vermag als die Kunst, einen vierseitigen Steinhaufen aufzurichten, aus dessen Wänden man nach dem Richtscheit eine gewisse Anzahl von Löchern herausschneidet, der wird sich über diesen Satz billig entsetzen. Wer aber weiß, wie viel Berechnung, wie viel Gedanke, wie viel Geisteskraft in einem Baue, welcher dieses Namens würdig ist, dem blöden Auge verborgen steckt, der wird an diesem Urtheile nichts auszusetzen finden. Mit Recht sagt darum Platen:

Alles verleiht beinahe dem Maler die schöne Natur schon,
Baukunst aber erheischt feineren geistigen Sinn . . .
Aber ein wirkliches Bauwerk ist ein versteinerter Rhythmus,
Deshalb selten, wie auch selten ein gutes Gedicht [1].

Wir können die Ansicht, daß die Architectur an Würde die anderen bildenden Künste übertrifft, ohne Bedenken die des ganzen Alterthums nennen [2]. Das Mittelalter hat sich, wie ohnehin bekannt genug ist, ebenfalls zu ihr bekannt. Auch die Araber, die ja fast nur diese Kunst pflegten, sind derselben Ueberzeugung, wie denn der arabische Dichterkönig singt:

Ein Fürst, der Ruhm begehrt, muß Bauten gründen,
Die nach dem Tode noch sein Lob verkünden.
Noch ragen himmelhoch empor die Pyramiden,
Da doch die Könige schon längst von hier geschieden.
Ein großer Bau, auf festem Grund vollbracht,
Gibt Kunde, daß sein Gründer groß gedacht [3].

Ist das aber richtig, so steht schon darum allein der Ruhm des Christenthums in Bezug auf die Kunst fest und sicher.

---

[1] Platen, G. W. II, 279.

[2] Plato, Philebus 34, p. 56. b. sq. Aristotel., Nat. auscult. 2, 2, 9. Metaph. 4, 1, 2. Vitruv. 1, 1. Cassiodor., Var. 7, 5.

[3] Abderrahman III. (Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien II, 202).

Denn die Baukunst ist die eigentliche Kunst des Christenthums. Glänzenderes haben die Griechen, Prächtigeres die Römer, Kolossaleres die Aegypter und Inder, Ueppigeres und Zierlicheres die Mauren im Bauen geleistet. Ungleich Vollkommeneres aber haben die Christen geliefert mit geringeren Mitteln und höherem Geiste. Die Griechen sind Meister im Darstellen, im Hinstellen. Sie sind und bleiben eitle Kinder[1]. Alles muß sich bei ihnen präsentiren, alles wird nach dem besten Lichte gewendet, Benehmen, Bild und Bau. Der Grieche lebt nur von der Oeffentlichkeit und nur für die Oeffentlichkeit. Er will Figur machen, weiter nichts. Figuren sind sein Leben, seine Kunst. Die Plastik ist seine eigentliche Leistung, Statuen sind seine Bücher, eine Procession von Sculpturen, der Fries, seine Encyklopädie. Selbst sein Tempel ist eine Figur, kein Bau. Licht, Schmuck, Gestalt ist das einzige, worauf es ihm ankommt. Die herrlichsten Marmore färbt er schreiend roth und blau, das Innere läßt er schmucklos und finster. Außen zierlich, innen vernachlässigt, oben Schein, darunter kein Sein, so ist der Grieche. Der Römer ist der Mann des Zusammenstellens. Erfunden hat er nichts, genommen, vereinigt alles, Bildung, Kunst, Macht, Götter, Geld. Zusammenscharren, zusammenschleppen, zusammenschweißen, verbinden, ineinanderkitten, das ist sein Ehrgeiz. Seine Kunst sind Straßen und Brücken, nicht als Verkehrswege, sondern als Stränge, um den Erdkreis mit eisernen Netzen unter seine Macht zu beugen. Einzelbilder in der Plastik sagen ihm nichts, er zieht die Gruppe vor. Baut er, und er baut ohne Rast, so gibt er dem geschlossenen Gebäude den Vorzug, ohne Fuge, man möchte sagen ohne Oeffnung, starr, imponirend, massiv nach außen, mehr reich als annehmlich nach innen. Was er nur irgendwo findet an Schmuck, an Pracht, das wird außen und innen gehäuft.

[1] Siehe oben 2, 10.

Ums Schöne handelt es sich bei ihm nicht, nicht einmal ums Bequeme. Er will einzig Staunen, Furcht und das Gefühl einflößen, daß es niemand mit ihm aufnehmen könne. Rücksicht auf Feinheit und Geschmack gilt ihm als ebenso charakterlos, unwürdig und gemein wie das Philosophiren [1]. Wir dagegen sind das Volk des Bauens. Des Christen Sache ist Herstellen, Aufstellen, Aufbauen. Grieche und Römer schaffen nicht Neues. Jene verfeinern, diese verwerthen praktisch, was andere hergestellt haben. Die Cultur des Christen begibt sich auch dessen nicht. Aber selbst wo sie sich Fremdes aneignet, wie in der Basilika, schafft sie daraus nach und nach etwas Selbständiges. Der Christ ist der Erbe der ganzen Welt, nicht durch Krieg und Raub, sondern durch rechtliche Erbschaft. Aber er ist keineswegs angewiesen auf das, was ihm die Welt überläßt, noch an ihren herkömmlichen Gang gebunden. Er muß nur festen Boden unter den Füßen haben und unbegrenzten Raum zum Aufschwung gegen Himmel. Mehr braucht er nicht. Die belebende Seele, fast möchte man sagen den schöpferischen Geist bringt er selber mit. Kaum hat er sichern Grund gefunden, und sei dieser noch so klein, ein wenig freie Luft und das dürftigste Material, so wölbt er Bogen um Bogen und thürmt Spitze um Spitze empor. Sein Bau breitet sich nicht in kalter Todesschönheit auf der Erde aus wie das, was der Grieche bildet, er starrt nicht plump in die Lüfte wie die Pyramide, sondern er strebt aufwärts wie ein lebendiges Gewächs, einheitlich, kraftvoll, leicht, vergeistigt und doch ganz natürlich. Er ist eben aus dem Wesen des Christenthums geboren. Darum weiß er sich in alle Himmelsstriche, in alle Bedürfnisse der Menschen, in alle Anforderungen der Zeiten zu schicken, nach allen Mitteln zu richten, dem Kleinen auf dem Dorfe draußen sich ebenso anzubequemen als der Würde der Großen gerecht

[1] Seneca, Ep. 20, 3.

zu werden. Darum versteht er es, uns außen emporzuheben und zugleich nach innen zu ziehen. Darum steht Aeußeres und Inneres wie aus einem Gusse da. Der Schmuck ist nicht verschmäht, aber nur mit Maß angewendet und nie als bloße Zier, sondern immer im Dienst eines ernsteren Zweckes. Nicht Massenhaftigkeit macht hier die Festigkeit, nicht Verschwendung die Schönheit aus, sondern Ordnung, Zweckmäßigkeit und Weisheit. Was uns zuerst auffällt, ist das Streben nach oben, das sich in allen Theilen ausdrückt, das zweite die ruhige Sicherheit, das dritte Maß und kluge Berechnung, das vierte die geschlossene Einheit.

Der griechische Bau ist weniger Architektonik als eine wunderbar auf den Eindruck berechnete Plastik. Der römische Bau ist zwar constructiv und solid, aber nicht architektonisch, weil nicht organisch. Das einfachste römische Mauerwerk bildet die merkwürdige Ordnungsliebe, die peinliche Genauigkeit, die pedantische und dabei so prahlerische Zweckmäßigkeitsliebe des Volkes ab, welches diese Bauten gründete, verschwendet aber auch Material in einer Weise, die offen sagt, daß hier um des Ganzen willen das Besondere allen Ansprüchen auf Schonung entsagen müsse. Ob es gerade nöthig war, ob auch Länder darob ausgesaugt werden mußten, was fragt der Römer danach! Genug, daß er zeigen kann, was er hat und was er vermag. Deshalb schleppt er zusammen, was er erreichen kann, und stellt alles auf einmal zur Schau. Ist es auch architektonisch nicht am Platze, so doch, um seinen Reichthum zu beweisen. Der christliche Geist vereinigt die constructive Kunst des Römers mit der Poesie des Griechen, die römische Solidität mit der griechischen Feinheit, und fügt dazu die Architektonik, die organische Gliederung, die ihm allein eigenthümlich ist. Er baut für die Ewigkeit. Wir haben Beispiele, daß das Fundament unter einem Kirchenpfeiler gesunken und daß dieser trotzdem nicht gewichen ist, so fest und sicher war der Schluß der Rippen im Gewölbe, die aus dem Pfeiler herauswuchsen. Und diese Dauer=

haftigkeit wird hier mit der größten Sparsamkeit in Bezug auf die Mittel erzielt, eben durch das organische Ineinandergreifen der einzelnen Glieder, durch die Vertheilung der Lasten, durch die gegenseitige Unterstützung aller Theile.

Der Tempel der Griechen ist zierlich von außen, innen bietet er nichts als einen trüben Raum oder eine enge Götterzelle. Er ist der passende Ausdruck für jene ästhetische Gefühlsreligion, welche in der Ferne schönen Schein gibt, innen aber leer, finster und öde läßt. Inneres und Aeußeres, wo überhaupt ein Inneres ist, sind in dieser sogenannten Religion zwei ganz und gar getrennte Dinge, die sich wie Licht und Finsterniß unterscheiden und ihre eigenen Wege gehen, ohne sich umeinander zu bekümmern. Und ein Glück noch, wenn sie einander ohne Feindschaft aus dem Wege gehen und nicht hüben und drüben ziehen, bis alle Stränge reißen. Im geraden Gegensatz hierzu präsentirt sich der römische Tempel, mehr einer Festung als einem Tempel ähnlich, als das würdige Symbol des Rationalismus, jener Ehrenmanns- und Weltmannsreligion, die sich mit Würde zu gebahren und Respect einzuflößen, die sich aber auch die Menschen gebührend ferne zu halten weiß, um nicht von ihnen belästigt zu werden. Der christliche Tempel ist zuerst Innenbau, wie alles christliche Leben. Je mehr sich dieser Geist im Inneren zurecht gefunden, um so kräftiger und sinnfälliger tritt er dann auch nach außen. Aber das Aeußere entspringt stets dem Inneren, entspricht genau dem Innenleben und spricht das Innerliche aus. Wie an einem zarten Leibe durch die feine, durchsichtige Haut das Geäder hindurchschimmert, wie in Mienen und Geberden eines durchgelebten Menschen Geist und Muskeln in voller Einheit thätig sind, wie jede seiner Bewegungen die Gefühle des Herzens wiederspiegelt, wie man aus dem vollkommenen Einklang von Handbewegung und Körperhaltung, von Sprache und Auge das geschlichtete Innere an einem vollkommenen Manne erkennt, so steht der gotische Bau

vor uns. Der Ungeübte ergötzt sich und findet sich unwillkürlich befriedigt. Wer tiefer blickt, entdeckt dort, wo er zuerst nur ein entzückendes Ganze geschaut hat, eine solche Fülle von Gliedern, daß er nicht fassen könnte, wie sie so einheitlich wirken, leitete ihn nicht jeder Theil gleichmäßig entweder nach oben oder dorthin, wo im Brennpunkte des Ganzen der Himmel seine Vertretung auf Erden hat, zum Altar.

Der alte heidnische Bau liegt seiner ganzen Länge nach breit und behaglich auf der Erde. Hier fühlt er sich heimisch. Ein höheres Verlangen stört ihn nicht in seiner Ruhe. Mit großer Sorgfalt bedacht, sich schön fürs Auge bei den Griechen und prächtig bei den Römern darzustellen, ist er befriedigt, wenn dieser Zweck erreicht ist. Die Säulen wurzeln unmittelbar im Boden. Mit furchtbarer Last liegt auf ihnen der wuchtige Architrav und drückt sie nieder in den Boden, als fürchtete er, sie könnten streben aus diesem herauszuwachsen. Das ist der echte Ausdruck für den Humanismus. Irdisches Sinnenbehagen, Weltgenügsamkeit und Bequemlichkeit ist ihm sein Einziges und Alles. Er hat einmal gelebt, er hat auch einmal gearbeitet, jetzt will er ruhen, genießen, schlafen, vergessen für ewig. Der gotische Bau ist wie die Eiche, nein, wie der Eichwald: wohin wir blicken, thun sich Tiefen und Fernen auf, und gehen wir ihnen nach, so stehen wir vor neuen, als wären wir bereits in die Welt der Unergründlichkeit eingegangen. Ebenso unerschöpflich ist auch die Fruchtbarkeit. Allüberall Bewegung, Wachsthum, Leben. Wo nur ein Raum, da sproßt es von Trieben, durch welche sich das Ganze aus sich selbst heraus verjüngt. Aber wiewohl diese ganze Welt hinauf zum Lichte ringt, so führt gleichwohl gerade ihre Fülle dazu, uns in jenes glühende Helldunkel zu hüllen, das unser Herz mit der Ahnung des Geheimnisses und unsere Phantasie mit dem Reiz des Unendlichen erweitert und unsere Sinne zu ungewohnter Schärfe steigert. Und über den Wipfeln webt und wogt es, als wenn der

Allmächtige zu unsern Häuptern wandelte, so daß selbst das unreine Herz sich jener unbeschreiblichen Wehmuth nicht zu entschlagen vermag, die, ein Zeichen für die Nähe des Göttlichen, uns mit Mißfallen an der eigenen Unvollkommenheit erfüllt und doch voll Hoffnung und Trost zu höherer Hilfe emporzieht. Fürwahr, hier hat der Geist unseres Glaubens seinen echten Ausdruck gefunden.

Die Griechen bauen sinnlich, die Römer voll trotziger Selbstzuversicht, die Mauren mit zügelloser Phantasie. Die Christen bauen als ganze Menschen, die ihre Kraft und ihr Alles vom Himmel empfangen haben und fröhlichen Dankes voll dem Himmel wieder zurückerstatten.

Dabei verläugnen sie nie jenen Zug ihrer Religion, der bei aller Einheit und Gemeinsamkeit im wesentlichen und ganzen jeder berechtigten Eigenthümlichkeit ihr volles Recht zugesteht. Die Griechen bauen überall gleich, in Athen, in Sicilien, in Asien. Wer einen ihrer Tempel gesehen, hat alle gesehen. Eine gewisse Anzahl von Verzierungen und Motiven ist der ganze Vorrath, über den sie verfügen, den einer dem anderen weiter überliefert. Die christliche Kunst hat solche Mannigfaltigkeit und einen solchen Zug zur Originalität, daß sie sich eben durch das Uebermaß mitunter ihren Fall bereitet hat. In jedem Lande ist der gleiche Kirchenstil wieder ein ganz neues Werk. Anders ist die spanische, anders die italienische, die englische, die deutsche Gotik. Boden und Klima und Producte des Landes und Liebhabereien seiner Bewohner haben unbedingte Freiheit, ihren Einfluß auf die Gestaltung des Einzelnen auszuüben. Die Ueberfülle der Gedanken ist geradezu unbegreiflich, zumal in der romanischen Periode. Im griechischen und römischen Bau ermüdet die Einförmigkeit der immer gleichen Kapitäler. Im romanischen Dom ist jede Säule anders gestaltet, trägt jede ein anderes Kapitäl, jedes Fenster eine andere Umrahmung oder Füllung, jede Lisene ein anderes Schmuck- und Leistenwerk. In der Krypta zu Freising hat öfters sogar jede

Fläche desselben Pfeilers andere Formen. Im Dom zu Regensburg entspricht keine Seite der gegenüberstehenden an Höhe der Fenster, an Maßwerk und Schmuck. Es ist eine Freiheit, eine Selbständigkeit, eine Vielseitigkeit, welche dem Humanismus, dessen Ideal die Schablone und die ausgegebene Parole ist, Befremden bis zur Verzweiflung einflößt. Auch wir geben zu, daß des Guten oft zu viel geschehen ist. Aber was wir bemängeln müssen, ist eben auch hier wie sonst nicht die vorgebliche Unselbständigkeit, sondern vielmehr das Uebermaß an Freiheit für das Einzelne[1].

Wir behaupten also, wie man sieht, auch von der kirchlichen Baukunst nicht, daß sie ihre höchste Aufgabe schon völlig gelöst hat. Sie hat mitunter die Freiheit zu weit getrieben, sie hat die Selbständigkeit und Sucht nach Originalität im Einzelnen auf Kosten des Ganzen zu weit getrieben. Sie hat das Ziel harmonischer Einheit nicht immer erreicht. Sie hat nicht selten in der Absicht, lebendig zu werden, durch Springen und Klettern die Ruhe getrübt, welche dem Hause Gottes, dem Vorbilde für die Wohnung Gottes in der Seele des Einzelnen, geziemt. Das sind kleine Mängel, immerhin aber Mängel, die um einer so erhabenen Sache willen zuletzt auch noch überwunden werden müssen.

22. Wir sehen nicht ein, warum wir es nicht offen gestehen sollten, daß die religiöse Kunst, die Tochter des Christenthums, so wenig als ihre Mutter schon ihre ganze und letzte Bestimmung auf Erden vollbracht hat. Ein solches Geständniß hat nur einer zu scheuen, der entweder die Kraft in sich schwinden gefühlt hat, das Höchste zu leisten, oder den Willen, nicht eher zu ruhen, als bis alles vollbracht ist, was ihm zusteht. Das Christenthum darf jenes Bekenntniß ungescheut ablegen. Denn einmal hat es, wie auf allen Gebieten, so auch auf dem,

---

[1] Vgl. oben 13, 2.

welches uns hier beschäftigt, den größeren Theil seiner Aufgabe bereits mit Ruhm gelöst. Andererseits ist es selber und ist eine jede Thätigkeit, die ihre Wurzeln aus seinem Herzen treibt, fern von jener verhängnißvollen Selbstzufriedenheit, die sich mit der Berufung auf vergangene Großthaten der Vorfahren von neuen und höheren Anstrengungen lossprechen zu dürfen glaubt. Wo immer dieser zugleich so stolze und so träge Geist, wir möchten ihn den Geist des herabgekommenen Adels nennen, sich eingenistet hat, da möge man nicht daran zweifeln, daß nicht bloß die früheren Errungenschaften, um derentwillen man so selbstbewußt ist, sicher verloren gehen werden, wenn sie nicht schon verschwunden sind, sondern daß auch durch diese Verkehrtheit die Erreichung des letzten und höchsten Zieles selbst zur Unmöglichkeit gemacht ist. Es findet sich zwar, mit tiefem Schmerze sagen wir das, dieser Geist des Stillestehens und Rückgehens nicht bloß auf dem Gebiete der Kunst, sondern auch auf manchem anderen dann und wann in der Geschichte der Kirche, der vergangenen und leider auch der gegenwärtigen. Jedoch ist bei allem Leidwesen, mit dem wir dieses beklagen, wieder das unser Trost, daß wir sagen können und müssen, die Kirche habe solche Erscheinungen wohl in ihrem Schoße erlebt und erlebe sie noch immer, sie selber aber sei daran nicht schuld und thue alles, was an ihr liegt, um sie zu bessern und unmöglich zu machen. Unläugbar hängt jede Selbstzufriedenheit und ihre stete Begleitung, die Beneidung und Anfeindung fremder Bestrebungen, sowie deren unvermeidliche Folge, Stillstand und Rückgang, sei es nun in der Wissenschaft und in der Kunst, oder im geistlichen Leben, in Aufrechthaltung der Kirchen- und Ordenszucht, oder in der Uebung der christlichen Opferliebe, unläugbar, sagen wir, hängt das alles stets mit dem Sinken des kirchlichen Geistes zusammen. Es darf dagegen der kirchliche Sinn nur wieder einige Stärkung erfahren, so nehmen auch alsobald sichtlich alle Thätigkeiten zu, die aus der

Liebe zu Gott und zur Kirche Nahrung saugen, und der erneuten Thätigkeit entsprechen auch neue Erfolge.

Es darf uns deshalb nicht wundern, daß wir in jenen Zeiten und unter jenen Geschlechtern, die so recht lebendig vom kirchlichen Geiste durchdrungen sind, den künstlerischen Sinn fast wie ein Gemeingut in allen Kreisen eingewurzelt finden[1]. Es sollte den Männern, die heute allüberall Vereine zur Verbreitung eines bessern Geschmackes im Volke gründen und jährlich zu diesem edlen Zwecke nicht geringe Summen ausgeben, doch zu denken geben, wie wenig sie mit all den angewendeten Mitteln, Akademieen, Kunstvereinen, Kunstschulen, Ausstellungen, ausrichten, und wie nach ihren eigenen Klagen die Massen sich fast in eben dem Grade von dem angestrebten Ziele entfernen, je mehr man für sie thut und gibt. Sind diese wirklich der Bildung so unzugänglich? Oder liegt es nur an der eigenthümlichen Bildung, die man heute verbreiten will, und an der Art, in der man sie einzubürgern sucht? Wir glauben, es sei überflüssig zu sagen, daß der Grund in den letzteren Dingen zu suchen ist. Es wird doch hoffentlich heute das Volk nicht weniger bildungsfähig sein, als es vor Zeiten war. Das wäre ein schlimmes Zeugniß für unsere Gesellschaft. Nun aber ist es gewiß, daß eben diese Bildung, die man jetzt anstrebt und nicht erreicht, im Mittelalter thatsächlich erzielt wurde. Nur bedurfte es damals keiner Verdacht erregenden Vereine mit zweideutigen oder doch unklaren Zwecken, sondern es gab einen Verein, wie es ihn noch gibt, mit offenen Statuten, mit allgemein und kostenlos möglichem Zutritt, mit dem klar ausgesprochenen Zwecke, lebendige, wahre Bildung allüberall zu verbreiten. Das ist die Kirche Christi[2]. Jedes ihrer Gotteshäuser war eine solche Bildungsanstalt im weitesten Sinne des Wortes.

---

[1] Burckhardt, Cicerone (4. Aufl. von Bode) II, 156.

[2] Vgl. Führich, Briefe aus Italien 122 f.

Heute haben wir freilich kaum mehr eine Vorstellung davon, welchen Einfluß sie damals übte. Was soll sie auch noch leisten mit den etlichen Pfennigen, die ihr nach tausend Raubanfällen geblieben sind! Wenigstens sollte man sie aber nicht höhnen, daß sie ihre alten Einwirkungen auf die Massen nicht mehr hervorbringt. Hätte sie noch die Mittel wie damals, hätte sie nur die Freiheit der Bewegung bei ihrer Armuth, man sollte schon sehen, ob sie nicht heute noch die Bemühungen ihrer weltlichen Mitbewerber zu Schanden machte! Denken wir einmal an die Sammlungen, die jetzt in den übervollen Museen unserer Großstädte aus den geplünderten Kirchen zusammengestellt sind. Jetzt sind sie freilich für das Volk geradezu verloren. Man konnte auf keine bessere Weise dem Volke Geschmack und Bildung rauben. Die Kunstwerke nimmt man aus den Kirchen und gibt erbärmliche Machwerke dafür hin, die Ungeschmack predigen, so oft man sie sieht. Und man ärgert sich dann über die Geschmacklosigkeit des Volkes und tadelt die Geistlichen, die natürlich an allem die Schuld tragen, daß sie der Verwilderung nicht steuern! Damals standen diese Schätze und tausende dazu, welche unverständige Wuth inzwischen vernichtet hat, vor den Augen des Volkes jahraus jahrein in den Kirchen. Die Kirche gab den Auftrag dazu. Das Volk zahlte freudig mit. Täglich sah es sie mit Andacht. Es konnte sie mit Muße studiren. Es bildete seinen Geschmack daran. Es lernte sie nachahmen. Viele Kirchen bargen mehr Kunstwerke, und, was wir höher anschlagen, mehr Vorbilder für das Volk in sich als heute manches Museum [1]. Man denke an die drei herrlichen Nürnberger Kirchen. Diese wundervollen Bauwerke, Erzgüsse, Holzschnitzereien, Steinmetzarbeiten, Gobelins, Glasgemälde, Grabdenkmäler, Altarbilder, Malereien, Orgeln, Geräthschaften, Werke von Roritzer, Peter Vischer, Albrecht Dürer,

[1] Germain, Histoire de Montpellier III, 166 ss.

Lucas Cranach, Veit Stoß, Adam Krafft, Wohlgemuth, Holbein, Culmbach, neben Copien nach Raffael und Rubens, wo findet man sie in einem Museum so zusammengehörig vereinigt? Und dort kamen sie nicht bloß ein paar Professoren zu gute, sondern dem Schlosser und Tischler und Weber und Drechsler und Steinmetzen, dem Schulkinde, der Mutter, dem Volkslehrer, und so dem ganzen Volke, und so der wahren Kunst, der aus dem Volk herausgewachsenen und mit dem Volk verwachsenen Kunst.

So erklärt sich ohne Mühe, woher der allgemein verbreitete Kunstgeschmack des Mittelalters stammt. Wenn wir heute unsere Wohnungen mustern, müssen wir nicht erstaunen über den Ausbund von Geschmacklosigkeit, der sich darin ausspricht? Eine Farbe schreit die andere todt, kein Einrichtungsgegenstand verträgt sich mit dem andern, geschweige mit dem Ganzen. Die Möbel aus flachen Brettern und viereckigen Balken, höchstens, wo man es vornehm gibt, buckelig und gekropft nach den schlechtesten Rococomustern, die Bilderrahmen aus geraden Latten und Leisten, die Gläser ohne alle Form, die Kannen und Tassen, wie sie eben dem Töpfer gelungen sind, das ist unser künstlerischer Bedarf. Wie müssen wir uns schämen vor den Alten! Jedes Geräth der Küche, jeder Topf, jeder Krug hatte eine künstlerische Form und Verzierung, jeder Balken an dem so poetischen Getäfel, jede Fensterrahme ist stilgerecht behandelt, durch ebenso einfache als geschmackvolle Abkantung in Licht und Schatten spielend, Ofen und Thürschlösser, Beschläge und Schlüssel, Windfahnen, Schließen, Koffer, Truhen, Betten, Spangen so zierlich, so praktisch, daß es eine Lust ist, das zu studiren. Mit welchem Geschmack, mit welcher Einfachheit und Kraft sind die alten Wappen, Siegel, Standarten, Rüstungen behandelt! Diese Feinheit und charaktervolle Schärfe ist, wie alle Heraldiker mit Bedauern gestehen, unwiederbringlich verloren. Dasselbe müssen wir wohl auch denken, wenn wir die

Emails, die Glasgemälde, die Ciselirungen der Vergangenheit betrachten. Jedes alte Buch muß seine Malereien, seinen stilgerechten Einband, seine Schutzdecke, jedes Haus, jedes Häuslein seine Heiligenbilder und Gemälde haben. In Wien war im fünfzehnten Jahrhundert jedes Haus bemalt. Auf dem Lande im bayerischen und im tiroler Gebirg finden wir das alles noch. Man beachte wohl, daß es gerade die armen, kleinen Leute sind, aus deren Häusern die Liebhaber von Alterthümern die schönsten Beutestücke ihrer Sammlungen geholt haben. Bis es heute wieder dazu kommt, daß das niedere Volk so viel Geschmack entwickle, bedarf es wohl großer Mühe. Man hat seit einiger Zeit durch Gewerbevereine, Gewerbeausstellungen, Gewerbesammlungen, Industrieschulen wieder bedeutende Fortschritte in der Bildung des gemeinen Geschmackes erzielt. Aber noch sind wir weit von dem Ziele, an dem wir damals bereits standen, und zwar ohne diese Mittel, lediglich durch den Einfluß der kirchlichen Kunst.

Noch mehr gilt das von der poetischen und musikalischen Bildung des Volkes. Daß alle Versuche, Lessing und Schiller und Goethe und die Melodien aus Tannhäuser und Lohengrin ins Volk zu bringen, verlorene Mühe sind, wird hoffentlich jeder begreifen. Und doch lebt im Volke eine unverwüstliche Freude an Reim und Vers und Musik. Die alten kirchlichen Lieder und Melodieen, ernst und herzergreifend zugleich, waren dem alten Volke unendlich theuer. Es sang sie auf Weg und Steg. Nach ihnen bildete es neue. An ihnen lernte es selber dichten. Und mit dem eigenen Schaffen kam ihm Geschmack und Freude an unseren großen nationalen Gedichten, wie wir uns das heute kaum mehr recht vorstellen können. Die, welche von einer so großen Trennung der hohen und der Volkspoesie im Mittelalter träumen, malen sich wohl diese Zeiten nach unseren heutigen Begriffen aus[1]. Nicht bloß die Ritter- und

[1] Koberstein, Gesch. der deutschen Nationallit. (5) I, 133—135.

Hofpoesie ist voll von den Tönen der Fiedler und Pfeifer, sondern auch jede Schilderung des Volkslebens. Sogar die Weisthümer sorgen statutarisch dafür, daß dem Volke dieses Bedürfniß zur rechten Zeit befriedigt werde[1]. Das Volk sang und dichtete mit wahrer Herzenslust geistliche und weltliche Lieder, von denen nur das wenigste aufgezeichnet und erhalten ist[2]. Es ist sicher nicht alles, was es lieferte, Meisterarbeit. Vieles war derb, manches schlecht, vieles aber auch vortrefflich. Erst gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, als der Geist des alten kirchlichen Lebens im Erlöschen war und sich bereits ankündigte, was das sechzehnte bringen werde, tritt vielfach eine Roheit und Gemeinheit zu Tage, daß einem das Blut gefrieren möchte. Mit der Reformation leitete sich zwar diese gräßliche Zügellosigkeit zum Glück für die Poesie auf das Gebiet der Prosa, zumal der religiösen Polemik und Satire über, aber um die Poesie, und insbesondere um die des Volkes, war es geschehen[3]. Der religiöse Verfall im Bunde mit der furchtbaren socialen Zerrüttung, welche das Reformationszeitalter begleitete, ließ in unserem Lande nichts Edleres mehr emporkommen. In Spanien, das noch auf lange hin vor solchem Elend bewahrt blieb, erhielt sich auch der alte, feine künstlerische Sinn der Massen, und das in einem Grade, daß es uns völlig unglaublich erscheinen möchte, wäre es nicht so gut bezeugt. Ein falscher Accent, eine ausgelassene Silbe, welche

[1] Grimm, Weisthümer I, 666; II, 22.

[2] Gautier, Les épopées françaises (2) I, 38 ss. Vilmar, Deutsche Literaturgeschichte (12) 44 f. 258 f. Lindemann, Literaturgeschichte (5) 45. 55. 258 f. Bähr, Geschichte der röm. Literatur im Karoling. Zeitalter 70. 76. Gärtner, Te Deum laudamus I, S. XII ff.; II, S. III ff. Kehrein, Kathol. Kirchenlieder I, 4 ff. Hoffmann v. Fallersleben, Gesch. d. deutsch. Kirchenliedes (3) 25.

[3] Vgl. Gervinus, Deutsche Dichtung (4) II, 276. Janssen, An meine Kritiker 211 f. Nicht ohne schiefe Tendenz stellt das dar Goedeke, Mittelalterliche Dichtung (2) 825 f.

das Versmaß stört, erregt dort im Theater sofort lautes Mißfallen. Bei uns merken oft die feinfühligsten Leute nicht, ob ein Stück in Prosa oder in Versen geschrieben ist. Dort darf nur ein Vers ausfallen, welcher die Assonanzreihe unterbricht, und der gemeine Mann erhebt ohne Barmherzigkeit ein abscheuliches Zischen. Hat er einmal ein Stück gehört, das sich in so verworrenen Fäden abspinnt, daß nicht einmal einer unserer Gebildeten sich darin zurecht findet, so weiß er das Ganze vollständig nachzuerzählen. Stücke, so fein, daß wir sie nur einem kleinen, gewählten Publikum vorführen lassen können, hört dort der Mann aus den untersten Klassen mit gespannter Aufmerksamkeit, und kauft sich nach der Vorstellung erst noch das Textbuch, um sie zu Hause in voller Muße und Ruhe zu genießen [1]. Nicht anders stand es und steht es noch immer in Italien. Der echte Altitaliener kann Kleidung und Brod entbehren, aber nicht Dichtung und Gesang. Um Siena findet man auf dem Lande arme Leute, die nicht lesen können, die aber in ihre aus dem Stegreif gemachten Gedichte Schönheiten zu legen wissen, daß es ihnen kein gelehrter Akademiker nachmachen wird [2].

23. Ueberblicken wir alles, so haben wir vollen Grund, mit dem zufrieden zu sein, was die Kirche auf dem Gebiete der Kunst zu Stande gebracht hat, wo immer sie frei und selbständig ihren Einfluß geltend machen konnte, und wo nicht die, in deren Hände die Ausübung der Kunst gelegt war, sich selber lahm gemacht haben oder gar fahnenflüchtig geworden sind. Das ist aber nur zu häufig geschehen, sowohl in älteren Zeiten als insbesondere seit der sogenannten Renaissance. Wir sagen absichtlich nicht durch die Renaissance. An und für sich und ohne allen weitern Unterschied die ganze Renaissance und

---

[1] Schack, Gesch. der dramat. Lit. in Spanien (1) II, 659 f.

[2] Ozanam, Italiens Franziskanerdichter 29.

alles, was mit der Kunst der Renaissance zusammenhängt, zu verdammen, ist weder statthaft noch nützlich. Wir wollen gar nicht einmal im besonderen auf die Thatsache eingehen, die immerhin Nachdenken verlangt, daß es eben die Gegenreformation war, welche diese Kunst mit so großem Eifer trieb, daß Männer wie Karl Borromäus die Herstellung von Kunstwerken unterstützten, über die wir heute den Kopf schütteln. Aber wir machen wenigstens auf diesen Umstand aufmerksam, um uns selber zu erinnern, daß in Dingen der Kunst und des Geschmacks der Freiheit und der persönlichen Ueberzeugung ein ziemlich weiter Spielraum zugestanden werden muß. Sicher hatten Ignatius und Pius V. und Philipp Neri auch ehrliche Anschauungen und guten Willen und sittlichen Ernst, vielleicht ebensoviel als unsere eifrigsten Eiferer für die Reinheit und Würde der christlichen Kunst. Wenn nun gleichwohl solch heilige und hervorragende Männer in diesen Fragen Ansichten hatten und zur Ausführung brachten, welche den unsrigen nicht selten schroff entgegenstehen, so sehen wir wohl, daß wir zwischen Zweck und Mittel, zwischen Wesen und Nebensache, zwischen Unbestreitbarem und Fraglichem einen großen, weiten Zwischenraum annehmen müssen, und daß wir nicht vergessen dürfen, wie der geläutertste Geschmack und die berechtigtste Richtung einer Zeit noch immer nicht eine allgemein vollgiltige Regel für alle Zeiten, noch eines und dasselbe mit dem eigentlichen Wesen der Kunst ist. Wir haben unsere Ansichten und vertreten sie mit Entschiedenheit, weil wir sie entschieden für besser halten. Andere haben andere. Solange sie aber diese ebenso entschieden für richtig halten und nicht von der Behauptung freier Nebenmeinungen auf die Verkennung der gewissen Hauptsache selber abirren, müssen wir ihnen unbeschränkt die Freiheit gönnen, die wir selber für uns in Anspruch nehmen. Das darf uns aber nicht hindern, mit allem Ernste für den Sieg dessen zu streiten, was wir als das Zuverlässigere erkannt haben. Nur müssen wir in solchen

Fragen vor Verketzerungssucht auf der Hut sein, die sich nirgends lieber einstellt als dort, wo die meiste Freiheit am Platze ist, wo der Meinungen fast so viele sind als Köpfe, wo keine die andere völlig widerlegen, keine für sich Entscheidung erzielen kann und wo dann meist Erbitterung den mangelnden Gründen abhelfen soll. Leider gehört dazu auch das Gebiet der Kunst. Wir jedenfalls wollen uns vor dieser Ausschreitung hüten. Gerade so hoffen wir der Sache, die wir vertreten, am besten zu dienen. Liebe, Schonung und Ernst hilft ja am ehesten zum Siege der Wahrheit. Behauptungen aber gelten auf freien Gebieten nur soviel, als sie beweisen.

Demzufolge sagen wir, daß ein so scharfes Verdammungsurtheil über die Renaissance im allgemeinen, wie es manche unserer besten Kampfesgenossen, sicher aus vollster Ueberzeugung, zu fällen pflegen, sich nicht rechtfertigen läßt. Die Kunst der Gotik hat noch nicht die ganze Aufgabe gelöst. Darüber ist wohl ein Streit nicht möglich. Also muß es einen Fortschritt auch auf diesem Gebiete geben. Aber, sagt man, dieser hätte eben auf dem betretenen Wege geschehen sollen. Wir sind ebenfalls für unsere Person dieser Ansicht, obwohl wir damit nicht sagen wollen, daß man jede einzelne Form, die sich im romanischen oder im gotischen Stil nicht findet, verdammen dürfe. Wenn aber die mittelalterlichen Meister die Kraft hatten, auch fremde, z. B. arabische Formen sich anzueignen, zu idealisiren, zu stilisiren und so selbständige Stilformen, ja endlich neue Stilgattungen aus Einem Gusse zu schaffen, warum sollte es nicht möglich sein, durch Zurückgehen auf antike Vorlagen abermals einen kirchlichen Stil zu bilden? Doch im allgemeinen sind auch wir damit einverstanden, daß es besser gewesen wäre, wenn die ungewöhnlichen Talente, welche die Renaissance einführten, ihre Fähigkeiten nicht zum Bruche mit der christlichen Vergangenheit verwendet — denn ein Bruch war es, man sage was man wolle —, sondern auf deren Grundlagen fortgebaut

hätten. Aber, wenn wir auch das zugeben, und niemand wird das läugnen können, ist damit schon über die ganze Renaissance der Stab gebrochen?

Die Wahrheit ist die: Einen absolut besten, einen schlechthin christlichen, einen officiell kirchlichen Bau- und Kunststil gibt es nicht und hat es nie gegeben. Es gibt eine Kunst in der Kirche, aber nicht eine Kunst der Kirche. So wichtig auch die äußere künstlerische Form im pädagogischen Interesse für die Kirche ist, so steht sie doch mit dem Geiste des Christenthums, mit Dogma und Moral nicht in so wesentlichem Zusammenhang, daß man je sagen dürfte, es sei einzig und allein nur diese und keine andere Kunstform christlich und kirchlich.

Soweit also das Wesen der christlichen Religion selber in Betracht kommt, läßt sich in Bezug auf die Kunst keine positive Vorschrift geben. In dieser Beziehung bleibt alles, was sich sagen läßt, bei der negativen Regel: Die Kunst darf nichts aufnehmen, was mit dem Glauben und mit der Sittlichkeit nicht in Einklang steht. Was nicht dagegen verstößt, kann nicht eigentlich unchristlich genannt werden.

Aber auch was die pädagogische Aufgabe betrifft, welche die Kunst in der Hand der Kirche zu erfüllen hat, kann man nicht gerade einen unumstößlichen Ausspruch darüber thun, welcher Stil der eigentlich kirchliche sei. Zweifelsohne der, welcher dem Zwecke der Erbauung, der Erhebung zu Gott und der Aufgabe der Kirche am besten entspricht. Daß aber nach dieser Rücksicht der Stil je in Verhältniß zu Land, Zeit und Sitte sehr vielen Aenderungen unterliegen muß, kann nicht fraglich sein. Also ist unter dem Gesichtspunkte der kirchlichen Pädagogik das Gesetz für den kirchlichen Stil, positiv gefaßt, ungefähr das: Der kirchlichste Stil ist jener, welcher je nach Maßgabe der örtlichen, zeitlichen und persönlichen Verhältnisse den Zwecken der Kirche am besten entspricht.

Darüber ist nun ein Streit nicht möglich, daß der Vierpaß seiner Natur nach so wenig christlich ist als der Triglyph heidnisch. Wohl aber ist es leicht begreiflich, daß dem Südländer der Akanthus näher liegt als das Eichblatt und die Brombeere. Umgekehrt wird auch der kälteste Nordländer nicht läugnen können, daß eine korinthische Säule aus Porphyr und ein antiker Sarkophag aus numidischem Marmor eine ganz passende Zierde für das Haus Gottes gibt. Und was endlich die heikelste Frage betrifft, so glauben wir gestehen zu müssen, daß die Meinung, bloß der Spitzbogen, nicht aber auch der Rundbogen sei der wahre Ausdruck des christlichen Gedankens, wenigstens nicht die Geltung eines ausgesprochenen Glaubenssatzes beanspruchen darf. Demzufolge können wir die Einführer und die Vertheidiger der Renaissance darum noch nicht tadeln, daß sie die alten Bauformen zum Ausgangspunkte ihrer Bestrebungen gemacht haben. Damit wollen wir sie freilich auch dafür nicht loben, daß sie für Formen, die in Griechenland heimisch waren, die im Norden von der Natur ungezwungen an die Hand gegebenen in den Bann thaten und so an Stelle eines gedankenvollen Idealismus und Symbolismus eine todte und bald unverständige Nachbeterei setzten. Wenn es ihnen aber gelungen wäre, eine ebenso innige Verschmelzung des christlichen Geistes mit diesen Formen zu Stande zu bringen, oder vielmehr, damit wir es nicht halb sagen, sondern daß wir gleich die ganze Schwierigkeit ausdrücken, wenn sie es vermocht hätten, diese vom Alterthum her entlehnten Formen so durch den christlichen Geist zu beleben, sie nicht bloß nachzubilden, sondern so zu beseelen, daß sie wirklich und ganz christlich geworden wären, dann würden wir nicht ein Wort der Mißbilligung gegen sie haben. Wir sind übrigens im tiefsten Grunde des Herzens überzeugt, daß bei diesem Umbildungsprocesse, wenn er mit der Folgerichtigkeit des mittelalterlichen Denkens und mit dem ganzen Ernste des christlichen Sinnes beharrlich wäre fortgeführt worden,

schließlich ein Ergebniß zu Tage getreten wäre, welches von dem Stil des classischen Mittelalters nicht eben sehr viel verschieden gewesen wäre. Denn auch die christliche Kunst, das mögen doch die Verehrer der Renaissance nicht übersehen, ist ja nicht vom leeren Nichts ausgegangen, sondern hat mit der selbständigen Aneignung und Durchbildung der antiken Kunst begonnen. Gießt man aber demselben Stoffe dieselbe Lebenskraft ein, so wird zuletzt wohl wieder im großen und ganzen dasselbe Resultat erzielt werden.

Aber damit haben wir auch schon die schwache Seite der Renaissance getroffen. Um die äußere Form streitet ohnehin kein besonnener Mann. Es gibt kein gotisches und kein antikes Gesicht, keine christlichen oder heidnischen Hände. Aber es gibt einen christlichen und einen sogenannten classischen, sagen wir lieber humanistischen Typus. Dasselbe Antlitz hat einen ganz andern Ausdruck, je nachdem die Seele, die aus ihm spricht, die Magdalena des Humanismus oder die des Christenthums ist. Dieselbe schöne Gestalt kann die Sinnenlust aufs höchste reizen, aber auch den lüsternen Beschauer mit Beschämung erfüllen und zur Einkehr in sich selber mahnen. Das hängt ganz von dem Geiste ab, der sie durchdringt, belebt, beseelt. Wir sagen durchdringt. Wir sagen belebt. Wir sagen beseelt. Damit ist alles gesagt. Das ist die Schwierigkeit. Da scheiden sich die Wege. Die alten großen christlichen Meister hätten vielleicht, wenigstens in der Malerei, der äußeren Form etwas mehr Genauigkeit geben dürfen. Aber daß sie den Geist Herr sein lassen wollten, darüber ist nie ein Zweifel erhoben worden. Und darin haben sie ihre wahre Aufgabe erkannt. Die Späteren haben im Gegensatze zu ihnen vor allem und bei allem und nach allem die schöne Außenform möglichst vollendet herzustellen gesucht. Inzwischen und daneben suchten sie freilich auch oft den Geist zum Ausdruck zu bringen. Aber im günstigsten Falle dachten sie kaum an mehr und an Höheres, als

daß neben der Form auch der Geist sein Recht habe. Nach der Ansicht der Besten unter ihnen waren Geist und Form zwei Dinge, die gleichberechtigt wie zwei Brüder in einem Hause wohnen. Wie wenig dies aber der Wahrheit und dem Ideal entspricht, bedarf nicht langer Worte. Schon der natürliche Geist beherrscht und belebt und bewegt den Körper. Um wie viel mehr soll erst der Geist, den Gott uns eingegossen hat, der Geist der Gnade und Heiligkeit, — und diesen soll die christliche Kunst verherrlichen — die Sinnlichkeit überkleiden, meistern, verklären!

Wie oft aber, man sage es uns aufrichtig, hat die Kunst der Renaissance auch nur an die Bedeutung dieser ihrer Aufgabe gedacht, wie oft also sich ihr hohes Ideal auch nur klar gemacht! Nachahmung der Form ist stets ihr erster und letzter, meist ihr einziger Zweck gewesen. Selbst einem Fra Bartolommeo weiß seine Grabschrift kein größeres Lob nachzusagen, als daß er es verstanden habe, jeder Gestalt Fleisch, Knochen, Haut und Lebensgeister mitzutheilen[1]. So konnte von Einheit, von Ueberwindung des roh Stofflichen, von Verklärung, von Umbildung, von Läuterung der weit untergeordneteren Form durch den hundertfach überlegenen Geist des Glaubens, der Liebe, des Opfers, der Hingabe an Gott wohl keine Rede mehr sein. Man wird uns freilich sagen, daß wir die Ideale und Zwecke der Renaissancekunst ungebührlich herabsetzen. Aber sagen wir denn das aus unserem eigenen Kopf? Was sagen wir denn, was nicht die Lobredner der Renaissance zuvor gesagt? Wenn selbst Kritiker dieser Richtung, welche das geistliche Kleid tragen, Kritiker, welche immerhin für den Idealismus in der Kunst das Wort erheben, der künstlerischen Darstellung einer christlichen Idee nur unter der Voraussetzung die Aner-

[1] Marchese, Memorie dei pittori, scultori e architetti domenicani (4) II, 165.

kennung von Schönheit zugestehen, daß sie sich in die Formen des Alterthums kleide [1], wie sagt man dann, daß wir Unrecht thun? Formen des Alterthums! Was sind das für Formen? Wir kennen nur menschliche Formen. Wir wüßten nicht, worin die Formen der Niobe und der Juno Ludovisi sich von menschlichen Formen unterscheiden. Allerdings, wir kennen schon auch Formen aus dem Alterthum, die sich sehr von allgemein giltigen menschlichen Formen unterscheiden. Wir meinen jene, in denen sich der Stolz, der Trotz, die Sinnlichkeit des gefallenen, des lüsternen, des gottlosen Menschen ausspricht. Wenn man diese Formen des Alterthums nennen will, so protestiren wir dagegen im Namen der Menschheit und des Alterthums. Das sind Formen des Humanismus, nicht aber des Alterthums. Wo aber einmal der Humanismus von einer Form Besitz ergriffen hat, mit dieser vermählt sich der christliche Geist nicht mehr, es sei denn daß sie sich zuvor von ihrer unrechtmäßigen Verbindung scheidet. Eine Form des Humanismus läßt er sich nicht einmal als Maske gefallen. Soll er aber eine Form zur Darstellung seiner Ideale benützen, so muß es eine rein menschliche sein. Damit ist er überhaupt nie einverstanden, daß er sich einer schon gegebenen Form wie eines fertigen Kleides bedienen soll, das man unter den abgetragenen Waaren auf dem Trödelmarkte kauft. Nicht als ein nach vorgeschriebener Mode gefertigtes Kleid, sondern nur als Stoff nimmt er eine ihm angebotene Form hin, um daraus zu machen, was ihm beliebt, oder vielmehr, was ihm vorgezeichnet ist. Es liegt aber in seiner Aufgabe, sich eine jede äußere Form ebenso eigen zu machen, zu durchdringen und umzugestalten wie die Seele den Leib. Wie die Seele alles, was man ihr durch den Leib reicht, Brod, Wein, Wasser, in seine einfachen, natürlichen Bestandtheile zerlegt und dann durch lebendige Aneignung sich unterwirft, so muß

[1] Joh. Schrott (Augsb. Allg. Zeitung 1882. Beil. 21, 307).

sich alle äußere Form in der christlichen Kunst dem Geiste des Glaubens als gefügiges Mittel unterordnen und so durch dessen überlegene, ordnende, schaffende Kraft mit ihm zu einer lebendigen Einheit verbinden. Daß die Kunst der Renaissance ihre Aufgabe nicht in diesem Sinne verstanden hat, darüber ist ein Streit nicht denkbar. Sie selber ist sicher die erste, die gegen diese Auffassung der Kunst Protest erheben und sie als Nazaräerthum, als Unterdrückung der Form, als einseitigen Idealismus verurtheilen wird. Wir lassen uns darüber in keine weitere Erörterung mehr ein, denn wir wissen zur Genüge, wie wenig Hoffnung vorhanden ist, daß in diesem Stücke je eine Einigung erzielt werde. Von hier aus, aber auch erst von hier aus, scheiden sich unsere Wege.

Die äußerlichen Formen sind es also überhaupt nicht, welche den Streitpunkt bezüglich der Renaissancekunst bilden, wenigstens nicht jene, welche überhaupt echte und zulässige Kunstformen sind. Die dem Humanismus abgeborgten Formen, welche eine ersprießliche Einigung mit dem christlichen Geiste nie und nimmer zulassen, verwerfen wir freilich, denn sie sind nicht einmal rein menschliche Formen, sondern vielmehr mit einem Geiste getränkt, der schon den Abfall von der echten Humanität bedeutet. Leider hat sich die Renaissance hauptsächlich gerade an diese gehalten. Wo sie dagegen vom Alterthum Vorbilder entlehnte, welche sich wenigstens mit der natürlichen Wahrheit und sittlichen Güte, also mit der Humanität, vertragen, hat sie gar manches Werk geschaffen, in dem wir die Aufgabe der Kunst mehr oder minder gelöst finden können. Wenn man sich also stets auf die Technik der Renaissance beruft, so umgeht man die eigentliche Streitfrage. In Dingen, wo die äußere Form überhaupt alles ist, hat sie zweifellos ganz Vorzügliches geleistet. Wer wollte in Abrede stellen, daß sie im Fach des Portraits, in der Naturnachahmung, zum Beispiel der Blumenmalerei, der Landschaftsmalerei, der Perspective, der Thiermalerei, der Or-

namentik, des bloßen Zierates, überhaupt der Kleinkunst, alles Lobes werth ist? Auch darüber ist wohl ein Streit nie geführt worden noch auch möglich, daß sie in Bezug auf die Darstellung von Vorgängen aus dem gewöhnlichen Leben, im sogenannten Genre, eine große Fertigkeit der Nachahmung entfaltet hat. Wenn aber das die Kunst ausmacht, dann ist jedenfalls die Photographie die erste aller Künste.

Wie steht es dagegen, wenn wir jenen Kunstzweig ins Auge fassen, bei welchem es sich um das Gestalten handelt, die historische Kunst, zumal die religiöse? Auch in diesem Stücke bedeutet die Renaissance — wir nehmen keinen Anstand, es zu sagen — einen Fortschritt zum Ziele der Kunst. Aber freilich that sie nur einen Schritt vorwärts und fiel dann um so tiefer zurück. Wir bemerken übrigens zum voraus, daß wir das nur von der Sculptur und der Malerei gelten lassen wollen, nicht von der Architektur. Das steht doch gewiß außer Frage, daß die Baukunst der Renaissance trotz ihrer bestechenden, großartigen und malerischen Wirkung weder mit der des Mittelalters noch mit der griechischen den Vergleich aushält. Nicht in kolossalen Dimensionen, sondern in mathematischen Proportionen; nicht in malerischen Effecten, sondern in architektonischer Structur und Schöpferkraft; nicht in Eklekticismus des Wirkungsvollsten und in Composition des Schönsten, sondern in selbständiger, einheitlicher Gestaltung aus einem Geist und einem Guß liegt die Vollendung eines Bauwerkes. In diesen drei Stücken ist aber die Ueberlegenheit des griechischen und des gotischen Stiles über den Renaissancestil so unbestreitbar, daß es wohl Zeitverlust wäre, sich weiter darüber zu verbreiten. Darüber mochte man vielleicht früher streiten, als man aus Vorurtheil die Gotik kaum eines Blickes würdigte und von der antiken Baukunst nur die römische kannte. Jetzt haben wir keine Schwierigkeit mehr zu gestehen, daß die Architektur der Renaissance zwar über der römischen steht, die der Frührenais-

sance durch malerischen Reiz, die der Hochrenaissance durch Gewaltigkeit, aber keineswegs über der jener zwei anderen Kunstperioden.

Was die beiden obengenannten Kunstzweige, die Bildhauerei und die Malerei, betrifft, so geben wir unbedenklich zu, daß sich die wahre und echte Renaissance weit über die mittelalterliche Kunst erhoben hat. Wir sagen die wahre und echte Renaissance. Die wahre Renaissance aber, wir sprechen zunächst von Italien, ihrer Heimat, ist nicht die des sechzehnten, sondern die des fünfzehnten Jahrhunderts [1]. Sie war auch in jenen Zeiten nicht allenthalben ohne ihre Schattenseiten. Aber damals herrschte doch der christliche Geist in ihr vor, so daß man im großen und ganzen sicher nicht anders als mit ihr einverstanden sein kann. Schon Cimabue, Duccio, Orcagna und die Pisaner haben sie eingeleitet. Ihre eigentliche Geburtsstunde war der Tag, wo das Papstthum nach Italien zurückkehrte. Zwei Jahrzehnte darauf hatten bereits die großen Meister der Renaissance: Brunellesco, Donatello, Ghiberti, Fiesole, und in weiter Ferne die Brüder Eyck das Tageslicht erblickt. Man muß in Niccolo Pisano und Giotto den Ausgangspunkt, in Fiesole den Höhepunkt, in Savonarola und in der von ihm begeisterten Schule den Schlußpunkt der Renaissance erblicken. Denn daß Savonarola nicht gegen die Kunst stritt, sondern für deren Ehre und Reinheit gegen den drohenden Verfall, und daß über seine Leiche das Verderben in die Kunst einzog, das ist jetzt zur Genüge anerkannt [2]. Der größte seiner Jünger, der letzte

---

[1] Marchese, Memorie (4) I, 313 sg.

[2] Schon Rio hat diesem Gegenstande ein Kapitel geschenkt. Genauer noch Marchese in seinen vortrefflichen Memorie dei pittori, scultori e architetti domenic. (4) I, 488—513. Besonders aber Gruyer, Les illustrations des écrits de Jér. Savonarole publiées en Italie aux 15. et 16. siècles, et les paroles de S. sur l'art; avec 33 illust. Paris, Didot. Vgl. darüber Année Dominicaine

reine Stern der Renaissance, Fra Bartolommeo, wurde am nämlichen Tage in das Grab gelegt, an dem Luther seine Thesen in Wittenberg anschlug. Was nunmehr folgte, ist nur noch zum Theile Renaissance, zum größeren Theile Decadence.

Die Renaissance dauerte also, wenn man genau rechnen will, 150 Jahre, von 1367 bis 1517. Bei Raffael, bei Lionardo und insbesondere bei Peter Vischer hat im ganzen noch die vorausgehende bessere Zeit die Oberhand. Von Albrecht Dürer möchte man sogar sagen, er gehöre trotz aller Einflüsse des Zeitgeistes dem eigentlichen Mittelalter an. Mit Michel Angelo dringt das Verderben vollends in die heiligen Hallen. Ueber diesen Riesengeist und über seinen gewaltigen Einfluß das richtige Urtheil zu fällen ist keine leichte Sache. Zeitgenossen haben ihn den Erfinder der Schweinereien genannt [1]. Das ist sicherlich zu hart gesprochen. Richtig ist aber, daß er dem Verderben für die Kunst das Thor geöffnet und den Weg gewiesen hat. Er wollte nicht mit der Sinnlichkeit spielen: um sich lüstern zu zeigen und um zu spielen, dazu war er zu wild, zu schroff, zu stolz. Aber er wollte im Gefühle der eigenen Kraft und in der Verachtung gegen die Welt den Titanen machen, alles meistern, Herkommen, Sitte, Zucht, Ordnung, Symmetrie, Harmonie, Göttliches und Menschliches; er wollte zeigen, daß er eisern gegen alle Regungen, daß er erhaben über alle Schranken sei, daß alles sich ihm beugen müsse. Wenn er dem Menschen jede Hülle abreißt, und das thut er mit Vorliebe, so thut er es nicht, um mit ihm zu reizen, sondern um ihm allen Schein des Schönen, jeden Zug von Idealismus zu nehmen. Daher das Herbe, Abstoßende, das seine Gestalten zur Schau tragen, die Gewaltsamkeit, womit sie sich

---

1880 u. 1881. 245, 497 ss.; 249, 122 s.; 253, 360 ss.; 256, 452 ss., wo auch einige der Illustrationen nachgebildet sind.

[1] Marchese II, 9.

drehen und winden, um sich zur Geltung zu bringen, die Roheit und ungebändigte Leidenschaft, mit welcher sie großthun. Der Geist Michel Angelo's ist also Ueberschätzung der menschlichen, wenigstens der eigenen Kraft, und die herkömmliche Folge davon, Welt- und Menschenverachtung, Pessimismus. Er nahm der Kunst die Achtung vor dem Menschen und setzte an die Stelle von Bescheidenheit den Titanenkitzel, an die von Zart- und Schamgefühl die Lust am Niedrigen und Häßlichen.

Gemeinere Geister verlegten sich natürlich bloß auf die Pflege des Gemeinen. Schon jenes zucht- und gottlose Gesindel der kleinen Schmierer und Schnitzler, welche dem wilden Heere der Reformatoren sengend und brennend als Vortrab voraneilten oder als Troßbuben und Plünderer nachliefen, that sich viel darauf zu gute, den Pöbel durch die Frechheit zu verblüffen, womit sie die gemeinsten Unanständigkeiten bloßstellten. Jene Meister, welche es auf den Beifall der feingebildeten Kreise abgesehen hatten, waren zwar minder roh, dafür statteten sie ihre Leistungen mit einem Aufwand von raffinirtem Sinnenkitzel aus, der noch mehr Verderben anrichten mußte. An ihrer Spitze steht der Meister der Verschwommenheit, der seinen Pinsel nur in Salben und in Düfte taucht, der weichliche Correggio. Alle jedoch übertrifft Tizian, werth, zum Hofmaler im Venusberg ernannt zu werden. Was diese und verwandte Männer für Unheil angerichtet haben, vermag keine menschliche Zunge zu schildern. Während in Deutschland eine Kunst, die von der zum elendesten Zopf ausgearteten Gotik und von der bereits verfallenden Renaissance nur je das Schlechteste aufnahm, mit den greulichsten Caricaturen die Reformatoren in „Vermaledeiung des höllischen Papstthums und seines ganzen geistlichen und weltlichen Geschwürms" [1] treulich unterstützte, schienen die italienischen Künstler

---

[1] Janssen, An meine Kritiker 211. Geschichte des deutschen Volkes III, 533.

fast kein anderes Lebensziel mehr zu kennen als die Verherrlichung des heidnischen Olymps und die Darstellung der schmutzigsten Sagen, welche die befleckte Phantasie der Alten ausgesonnen hat. Wir sehen da immer nur Leda, Danae, Jo, Venus, Nymphen und Bacchantinnen in unzähligen Wiederholungen. Und wenn sie je zu biblischen oder zu christlichen Gegenständen greifen, so ist es gewiß Eva, Bethsabee, Susanna, gleich als wäre sie wirklich schuldig, Magdalena, nicht die büßende, sondern die Sünderin, oder gar Lot mit seinen Töchtern. Es hatte sich der Herzen ein wahrer Sinnenrausch bemächtigt, gerade wie in den dionysischen Orgien oder bei den Festen der Isis und der großen Mutter. Es kamen Bilder selbst an heilige Orte, die ein Vater, der Kinder hat, sicher nicht an die Wände seiner Wohnung hängen ließe [1].

Entschuldige niemand diese Kunst mit der Ausrede, daß der Geist der Zeit das so mit sich gebracht habe. Sie würde nichts entschuldigen, auch wenn sie auf Wahrheit beruhte. Sie ist aber nicht einmal wahr. Obwohl der Südländer in derlei Dingen minder empfindlich und reizbar ist als der Nordländer, so verdammte doch auch zu jener Zeit der bessere Theil des italienischen Volkes eine solche Kunst als Hohn auf Glaube und Sitte [2]. Insbesondere bemühten sich Paul III. und Gregor XIII. dem Verderben Einhalt zu thun [3]. Aber es war damals, wie es immer ist. Die Guten seufzten im stillen. Die, welche die Macht gehabt hätten, der Strömung in Schrift und That entgegenzutreten, wollten sich nicht um den Ruf von hellen Geistern bringen und schwiegen aus Eigenliebe und Menschenfurcht, wo sie reden sollten. Und die Schwachen, und die starken Geister vielleicht noch mehr, fielen der Sinnenlust zum Opfer und redeten sich vor ihrem Gewissen aus, daß ja jene

[1] Marchese, Memorie (4) II, 9.

[2] Antonin. IV. t. 8. c. 4. § 11. Marchese, Memorie (4) II, 9.

[3] Marchese II, 372 sg.

auch diese Kunst billigten, auf die sie fragend blickten. Die wenigen frechen Geister dagegen, die zuvor nur versucht hatten, bis wie weit sie gehen dürften, warfen nun alle Scham ab und machten triumphirend öffentliche Meinung in ihrem Sinne, jenen Geist der Zeit, der angeblich solche Greuel forderte.

So war es, sagt selbst Goethe über dieses Unheil, wie damals, als sich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen vermählten. Daraus entstanden mancherlei Ungeheuer. Man kommt bei dieser Kunst gar nicht mehr von der Anatomie, vom Rabenstein, um nicht noch Schlimmeres zu sagen [1]. Was Gott einst gesprochen, das konnte er jetzt wieder sagen: Mein Geist kann's beim Menschen nicht mehr aushalten, denn er ist rein zum Fleische geworden [2]. Ohne einen schlangenartig verwickelten Knäuel von entblößten Beinen oben am Himmel — Froschragout nannte dies der gesunde Volkswitz —, ohne etliche unanständige Amoren und Amorinnen rechts und links, die man jetzt Engel nannte, zum Ersatz dafür, daß man Gott Vater als Jupiter und die seligste Jungfrau als Diana oder als keusche Lucina begrüßte, konnte man keine Geburt Christi, keine heilige Jungfrau mehr malen. Für das Christuskind waren sogar die ärmlichen Windeln ein unverzeihlicher Luxus geworden. Kaum daß man dem Herrn am Kreuze die ärgste Schmach ersparte. Wo eine Gestalt noch Reste von Kleidung trug, nahmen diese, zumal bei weiblichen Figuren, die Form von chirurgischen Bandagen oder feuchten Schleiern an, welche erst recht hervorhoben, was sie verhüllen sollten.

Man darf also von diesen italienischen Meistern, zumal von den Venetianern, wohl sagen, was Lecky von Tizian sagt, daß nie ein griechischer Meißel die Sinnenlust in gleicher Weise gefördert habe [3]. Sie bewahrten indes immerhin noch eine

[1] Goethe, Italien. Reise (G. W. 1829. XXVII, 166 f.).

[2] Genes. 6, 3.

[3] Lecky, Geschichte der Aufklärung I, 191 f.

gewisse künstlerische Zucht. Bis zum Ekelhaften aber trieben die Verpestung der Kunst die Niederländer, Rubens und Van Dyk. Die häßlichsten Leidenschaften, den üppigsten Sinnengenuß, die glühendste Lust stellen sie mit offener Freude, wahrhaft cynisch stillos, vor dem Beschauer aus[1]. Ganze Cascaden von Menschenfleisch — und von welchem Fleisch! — stürzen hier aus den Wolken an uns vorüber wie aus dem Eimer geschüttete Fische, und das auf angeblich religiösen Bildern. Fürwahr, wer an dergleichen mit religiösen Gefühlen herantreten kann, der muß einen seltsamen Geschmack oder eine englische Unschuld besitzen[2]. Eine solche Ausartung vermochte selbst die moderne sittenlose Kunst in ihrer charakterlosen Schwäche nicht mehr zu überbieten.

Wenn wir also auf der einen Seite an der Kunst der Renaissance anerkannt haben, was anzuerkennen ist, so müssen wir auf der andern mit allem Nachdruck das tadeln, was nicht genug getadelt werden kann. Wir behaupten damit nicht, daß die Meister der späteren Renaissancekunst ihre Fähigkeiten ausschließlich dem Dienste der Sinnlichkeit weihen wollten. Oft, nur zu oft, thaten sie es wirklich. Es ist übrigens schon das schlimm genug, daß sie die Verantwortlichkeit und die hohe Aufgabe der christlichen Kunst fast alle mehr oder minder verkannt haben. In diesem Stücke müssen wir uns einmal ein selbständiges Urtheil bilden. Für was sagt denn das Sprichwort: Wer selber einen Kopf hat, braucht keinen zu borgen?[3] Sollen wir uns auf ewig abhängig machen von Kunstrichtern, deren einziger Zweck ist, das Christenthum als den Feind der Cultur und das Schöne als unvereinbar mit seinen Geboten hinzustellen? Ist etwa deren Kunstverständniß so tief, daß dagegen gar nichts mehr aufkommen kann? Aber wenn sich alles, was sie

[1] Vischer, Aesthetik III, 743.

[2] Herm. Grimm, Michel Angelo II, 521 f.

[3] Körte, Sprichwörter der Deutschen (2) 4380.

zu sagen wissen, auf Incarnat, Helldunkel, Verkürzungen und Perspective einschränkt, wenn sie über jeden verzeichneten Knöchel und über eine zerstreute Beleuchtung ein größeres Bedauern haben als über die sittliche Roheit des Dargestellten, wenn sie an Raffaels Isaias über nichts so sehr in Ekstase gerathen als über das wundervolle Knie, wenn ihnen an Michel Angelo's Christus das am meisten Bewunderung einflößt, daß er sich so reizend in der Hüftpfanne wiegt, warum dann diese abergläubische Furcht vor ihren Machtsprüchen? Wahrlich, ja, es ist Zeit, daß wir endlich einmal anfangen, unseren eigenen Augen und unserm eigenen Verstande zu vertrauen.

Noch mehr thut es noth, daß wir uns den Muth nehmen, denn es gehört schon Muth dazu, den unveränderlichen Grundsätzen christlicher Religiosität und Sitte auch in Sachen des Kunstgeschmacks wieder ihre Bedeutung zuzusprechen. Uebrigens wird uns gerade ein unbefangener Blick auf die Renaissance hierin am besten unterstützen. Es hat eine christliche Seherin unserer Tage mit erschütterndem Ernste gesagt: Ja diejenigen, welche vor den alten rührenden Kreuzbildern weichlich schaudern und statt deren reizende, schöne, heidnische Formen einführen oder sonst üppige, verführerische Heiligenbilder machen, sah ich mit jenen zusammen verbunden, welche auf dem Calvarienberge einen Venustempel und in der Krippenhöhle noch Greulicheres erbauten [1]. Was würde sie erst von der Kunst gesagt haben, welche die schnödesten Ausgeburten heidnischer Unsittlichkeit und heidnischen Aberglaubens als mustergiltige Vorbilder für die Darstellung des Heiligen selber gewählt hat! Ein deutscher Gelehrter hat neuerlich behauptet, die Wiederhersteller des Classicismus hätten es sammt und sonders als ausgemachte Thatsache betrachtet, daß das Alterthum alles geleistet habe, was sich leisten lasse, und Christenthum und

[1] Leben Jesu Christi nach A. K. Emmerich (1) III, 483.

Alterthum sei ihnen schlechterdings unvereinbar erschienen [1]. Fast möchte man sagen, es wäre besser gewesen, hätten sie wirklich so gedacht. So aber suchten sie Gott und Belial zugleich zu dienen und mißbrauchten das Heidenthum zu einer christlichen Maskerade. Sie wollten die Aegypter plündern und deren Schätze zum Schmuck der Bundeslade verwenden. Aber dazu hatten sie keine Vollmacht von Gott. Darum fehlte es ihnen an seinem Segen. Unvermerkt wurden sie selber vom Heidenthum angesteckt und führten dann mit der heidnischen Form — denn was sie verwerthen wollten, war thatsächlich heidnische, das heißt humanistische, nicht allgemein menschliche Form — auch den heidnischen, humanistischen Geist in die christliche Cultur ein. Die Folge davon war eine fanatische Hochschätzung des Alterthums, die sich mit dem lebendigen christlichen Geiste nicht mehr vertrug [2]. In den Kreisen, in welchen diese Richtung herrschend geworden war, stand man regelmäßig der Kirche, dem Glauben, der Theologie gleichgiltig gegenüber [3], ja vielfach waren mit dem Siege dieses neuen Humanismus die Fundamente des Christenthums völlig untergraben [4]. Diese Maler hatten immer in ihren Ateliers zu gleicher Zeit auf der Schattenseite ein Heiligenbild und auf der helleren ein Abenteuer Jupiters stehen, ähnlich bei J. B. Rousseau, David bei Hof und Petronius in der Stadt, stets neben seinen frommen Hymnen für den alten Ludwig XIV. zur Unterhaltung des Großpriors Vendôme und seiner ausgelassenen Gesellen im Temple einige schmutzige Couplets dichtete, die er blasphemisch das Gloria Patri zu seinen Psalmen nannte. Selbstverständlich wurde das Christenthum in solchen Kreisen zur leeren Formsache, von Ernst konnte keine Rede sein. Man braucht nur einmal

---

[1] Körting, Geschichte der Literatur Italiens I, 192.
[2] Voigt, Wiederbelebung des class. Alterth. (2) II, 479.
[3] Ebd. II, 472 ff. [4] Ebd. II, 213.

den angeblich kreuztragenden Christus von Correggio gesehen zu haben, um sich davon zu überzeugen. Ein weichlicher, feiner Jüngling — sicher ein Gönner des Malers — mit feinen, weichlichen Zügen, in vornehm weichlicher Haltung, mit weichlich blickenden Augen, in weichlicher, vor dem Spiegel einstudirter Ruhe. Er trägt das Kreuz so elegant und blickt uns so eindringlich an, daß man leicht sieht, er will unsern Beifall haben. Was er eigentlich im Sinne hat, das ist, uns die wunderbar feine Hand zu zeigen, die zum Kreuztragen einmal zu schön ist. Dieses Bild ist der echte Ausdruck für die Stellung, welche die Renaissance dem Christenthum gegenüber einnahm. Man erwies ihm ein gewisses gnädiges Wohlwollen, man ließ sich aus Gefallsucht zu ihm herab, insofern es Gelegenheit bot, mit den eigenen künstlerischen Gaben zu glänzen [1]. Man stellte das Heilige dar, nicht mehr um des Heiligen willen, sondern um eine schöne und preiswürdige Gestalt abzubilden [2]. Ein sprechendes Beispiel ist die hl. Justina von Moretto. In Bezug auf Religion und Sittlichkeit wahrte man den Schein; wo aber Vortheil und Ehre winkte, dort diente man unbedenklich auch dem Unglauben und der Sittenlosigkeit [3]. Da mußte alles Edle Schaden leiden. Die Technik nahm allerdings zu, aber Charakter, Religiosität und Sittlichkeit sank [4]. Selbst das Gefühl für Anstand und Schicklichkeit schwand in erschreckendem Maße [5]: man denke an die Mediceergräber. Die Furcht, die Schamhaftigkeit zu verletzen, schien weder bei den ausübenden Meistern noch beim kunstbeflissenen Publikum mehr vorhanden [6]. Gerade gegen die zarteste aller Tugenden betrug sich diese Kunst am gleichgiltigsten und leichtsinnigsten [7]. Mehr

[1] Lübke, Grundriß der Kunstgeschichte (6) II, 85.

[2] Pecht, Venedigs Kunstschätze 6. [3] Voigt II, 373.

[4] Körting I, 190; II, 243.

[5] Frantz, Fra Bartolommeo della Porta 83.

[6] Rio, Michel-Ange et Raphael 244. [7] Voigt II, 468 f.

und mehr wurde sie empörend roh, ja, was noch ärger ist, bezaubernd, fast dämonisch. Je vollendeter die äußerliche, sinnliche Darstellung, um so verführerischer wurde der innere Gehalt [1]. Ohne Zweifel schreibt sich die Auflösung der öffentlichen Sitte und der Verfall des religiösen Lebens zum großen Theile von dieser Kunst her [2].

Damit haben wir die echte und die falsche Renaissance oder das, was an dieser Richtung überhaupt zu billigen und was zu verwerfen ist, scharf genug auseinandergehalten. Mit jenen Lobrednern der Renaissance nun, welche auch jetzt noch für sie ohne alle und jede Einschränkung eintreten wollen, haben wir weiter kein Wort zu verlieren. Es wird aber deren geben, welche die soeben gerügten Verirrungen nicht minder entschieden verurtheilen als wir und dennoch der Renaissance das Wort sprechen. Bis zu einem gewissen Grade gehören auch wir zu diesen, denn wir erachten es für Pflicht, unparteiisch gegen alle Richtungen zu sein, welche die Kirche duldet. Unter dieser Voraussetzung aber dürfte eine Verständigung und ein gerechtes Endurtheil nicht so schwer sein.

Um die äußeren Formen als solche, soweit sie sich mit den Gesetzen der Schönheit und der Sitte vertragen, erheben wir überhaupt keinen Streit. Wir haben das schon oben bemerkt, wir finden es aber nicht überflüssig, es nochmals hervorzuheben.

Was den innern Geist betrifft, so läßt sich die ganze Frage in zwei Hauptpunkte zusammenfassen.

Einmal handelt es sich um den Gegensatz von Idealismus und Realismus. Wir sind soweit davon entfernt, den Realismus in Bausch und Bogen zu verdammen, daß wir vielmehr einen gesunden, kräftigen Realismus als Grundbedingung jeder echten Kunst verlangen. So wenig der Glaube die Vernunft

[1] Körting II, 243. [2] Marchese (4) II, 8; vgl. I, 246.

ausschließt, so wenig der Christ den Menschen ausziehen darf, so wenig kann die Kunst der Nachahmung der Natur entrathen. Nur darf sie nicht bei der bloßen Wiedergabe des Aeußern stehen bleiben. Das wäre ein verwerflicher, niedriger Realismus. Sie muß etwas Höheres in die sinnliche Hülle zu legen verstehen, sie muß, wie man sich ausdrückt, idealisiren, verklären. Erst so wird sie ihrer Aufgabe gerecht. Es gibt nun aber einen doppelten Idealismus, wie es eine doppelte Reihe von Ideen gibt, einen natürlichen und einen übernatürlichen. Vom letztern kann nun freilich bei der Renaissance wohl selten die Rede sein. Wir fürchten aber sehr, daß sie oft nicht einmal den billigen Anforderungen des natürlichen Idealismus gerecht wird. Und man glaube nicht, daß wir bei diesen Worten bloß an jene Richtungen denken, welche den gemeinen Realismus bis zur Verläugnung alles Höheren, bis zum schmutzigen Naturalismus, treiben. Nein, wir reden von den besseren, den sogen. idealistischen Richtungen. Sie mögen vielleicht diesen Namen verdienen, wenn man sie den extrem realistischen Strebungen gegenüberstellt. Nach den strengen Anforderungen des Wortes aber sind sie es, im Ernste gesagt, nur selten. Idealismus ist einzig jene Kunstrichtung, in welcher das Ideale, das heißt der Geist, wirklich die volle Herrschaft über die Materie ausübt. Wird das Ideale dem Materiellen auch nur gleichgestellt oder beigeordnet, werden beide als gleichgeltend und ebenbürtig behandelt, so ist es schon Realismus, und zwar nicht mehr berechtigter, sondern ein verkehrter Realismus. Wir fürchten aber sehr, daß in der ganzen späteren Renaissance wenige Werke zu finden sein dürften, in welchen das Ideale auch nur gleiches Recht mit dem Sinnlichen behauptet hat. Fast ausnahmslos kommt selbst bei den besten Werken die Form als die Hauptsache, der Geist erst als das Zweite in Betracht. Daher das Zusammenkleben, der Eklekticismus, das Aneinanderreihen ganz verschiedenartiger Dinge in der Baukunst, daher

das Gemachte, Gewaltsame, Erzwungene in der Sculptur und Malerei der Hochrenaissance, jene Künstelei, die sich schon zu Anfang, wo doch der christliche Geist noch nicht geradezu bekämpft wird, unverkennbar zeigt, die aber bald, je mehr die alte Kunst absichtlich zum Gegenstand des Hasses gemacht wird, ins Gespreizte und Unnatürliche ausartet. Mit Recht sagt Riehl, daß keine Periode der Kunst eine so spannenkurze Blütezeit hatte wie die Renaissance. Begreiflich: schon da sie zur Welt kam, trug sie das Muttermal der Manier auf der Stirne[1].

Das andere, um was es sich handelt, ist der ewig wieder zum Vorschein kommende Gegensatz von Humanität und Humanismus. Der letztere, welcher Mensch und Natur einfach nimmt wie sie sind, anerkennt kein Gesetz als das der Naturwahrheit. Wir haben uns aber schon oben, da wir von der Bildhauerei sprachen, darüber erklärt, daß der Kunst in Bezug auf Darstellung von menschlichen Formen und Thaten durch die bedauerliche, aber nun einmal vorhandene Verderbniß der Sinnlichkeit Schranken gezogen sind, über die sie nicht hinwegschreiten kann, ohne sich und anderen zu schaden. Nicht die Wahrheit der sinnlichen Gegenstände und Handlungen rechtfertigt schon eine Darstellung durch die Kunst, sondern nur die Uebereinstimmung des Thatsächlichen mit dem, was vor Vernunft und Gewissen wahr und gut ist, also nur die sittliche Schönheit. Es kann ein Bild oder ein Buch eine Unsittlichkeit naturgetreu schildern. Dann stellt es eben wahre, naturgetreue Unsittlichkeit dar. Aber Geist drückt sich darin kein anderer aus als eben der nämliche Geist der Lüge oder Bosheit, welcher die geschilderte That oder Sache selber hervorgebracht hat. Dieser aber kann gewiß ein unsittliches Aeußere nicht adeln, geschweige erst rechtfertigen. Damit ist entschieden, daß

[1] Riehl, Culturstudien aus drei Jahrhunderten 129. Vgl. Burckhardt, Cicerone (4) II, 743. 755.

die Aufgabe der Kunst und die Berechtigung ihrer Ausübung nicht nach den Gesetzen der bloßen Naturwahrheit, sondern nach den Vorschriften der geistigen, der sittlichen, der religiösen Schönheit, also nicht nach den Anschauungen des Humanismus, sondern nach denen der Humanität, des Christenthums beurtheilt werden muß.

Wollen die Vertreter und die Vertheidiger der Renaissance diese beiden Grundsätze anerkennen, so werden sie an der Kirche stets eine Freundin ihrer Richtung finden, so gut als Ignatius von Loyola und Karl Borromäus ihr gut waren, da sie die Hoffnung hegten, der christliche Geist werde zuletzt auch sie zu einem dienlichen Werkzeug umwandeln. Doch müssen wir, es sei das nochmal gesagt, uns zuvor beiderseits darüber verständigt haben, daß dem christlichen Geiste die volle Herrschaft über alle Kunstformen und über jede Kunstübung gebührt. Der christliche Geist in der Kunst ist aber vorerst der Geist des lebendigen, übernatürlichen Glaubens, und dann der Geist der Keuschheit, nicht jener Keuschheit, von der auch die Aesthetiker des Humanismus manchmal reden, wenn sie von der Schamhaftigkeit der mediceischen Unholdin und von den keuschen Formen Tizians sprechen, etwa wie der Zornige von seiner Geduld und der Geizhals von seinen Wohlthaten redet, sondern jener, außer der es keine gibt, der züchtigen, der reinen, der heiligen christlichen Keuschheit.

24. Möge uns Gott den Tag erleben lassen, da wir nicht mehr um Namen streiten, sondern einigen Sinnes schöne Thaten vollbringen, uns herzlich freuend über alles, was hier und dort Wahres und Edles geleistet worden ist, und einmüthig danach ringend, daß wir die Heiligkeit des christlichen Lebens und das Licht des göttlichen Glaubens, den Leitstern unseres Lebens, das Ideal der wahren Schönheit, in Worten und Werken zum Ausdruck bringen, die dieses Ideals würdig sind! Will aber ein Künstler — und zum Künstler des Lebens ist

jeder berufen — den rechten Weg zu diesem Ziel einschlagen, so darf er nie der Worte des großen Kunsthistorikers vergessen: Alle, welche kirchliche und religiöse Gegenstände darstellen, sollen im Geiste wandeln, ja heilige Menschen sein. Man kann sich durch den Augenschein überzeugen: werden solche Gegenstände von Künstlern dargestellt, die wenig Glauben haben und ihre Religion nicht befolgen, so regen sie im Herzen oft nichts anderes an als unanständige Empfindungen und lüsterne Begierden. Damit ist nicht gesagt, daß die äußerliche Darstellung heiliger Gestalten minder schön zu sein braucht. Im Gegentheil. Ihre Schönheit sollte weltliche Schönheit ebenso übertreffen, als der Himmel schöner ist denn die Erde. Bei dieser Schönheit aber muß stets die Sittsamkeit und jener Ausdruck den Ausschlag geben, wie er am heiligen Orte und für Beschauer am Platze ist, die sich religiös erbauen und erheben wollen. Deshalb hat Fra Angelico Heilige gemalt, die mehr den Heiligen gleichen als alle anderen, weil auch er selber ihnen ähnlicher war als die übrigen. Eine so vollendete künstlerische Begabung ist nur an einem so heiligen Manne denkbar. Er war ein gerader, natürlicher Mensch und ein vollendeter Heiliger. Und was er am öftesten von seiner Kunst sprach, das waren die Worte: Wer Dinge machen will, die auf Christus Bezug haben, muß immer des Umgangs mit Christus pflegen [1].

---

[1] Vasari, Vita de' pittori etc. Firenze 1568. I, 362.

Vierte Abtheilung.

Das christliche Leben.

Neunzehnter Vortrag.

Die Wiedergeburt.

1. In Siena lebte zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ein Jüngling, welcher selbst für das Mittelalter, inmitten so vieler Beispiele von großartiger Sünde und großartiger Buße, ein außerordentliches Leben führte. Schon vor dessen Geburt hatte seine Mutter ein Gesicht, als ob sie einem gräßlichen Ungeheuer, das erst nach und nach Menschengestalt annehme, das Dasein gebe. Und also kam es wirklich. Als Knabe bereits war Franco seinen Jahren an Lasterthaten so weit voran, daß er bald der Mutter das Herz brach. Erst Student, dann Soldat, schließlich Straßenräuber, trieb er ein Leben, das sich mit menschlichen Worten schwer schildern läßt. Auf ernste Weise rauben und morden hatte keinen Reiz für ihn. Wo er nicht Verbrechen in einer Weise üben konnte, daß er die seinem Mordstahl Erliegenden noch im letzten Augenblick die Ueberlegenheit seines Witzes fühlen lassen, daß er mit Gott und dem Tode spielen konnte, war es ihm nicht der Mühe werth, eine Schandthat zu verüben. Wer möchte glauben, daß sogar ein solches Ungeheuer dem Herzen Gottes theuer ist! Wie oft mögen die Angriffe der Gnade an diesem Tigerherzen abgeprallt sein! Aber Gott kennt seine Stunde. Und er kannte auch die, in welcher dieses Herz mürbe werden sollte. Franco hatte im Spiel alles verloren, selbst die Kleider, die er am Leibe trug. Nur der Haß gegen Gott war ihm übrig geblieben. Da setzte er mit

einem lästerlichen Fluche auf Gott seine Augen ein [1]. Kaum war das Wort über seine Lippen, als in seinen Augen ein furchtbares Feuer brannte, gleichsam ein Vorgeschmack von dem Orte, den er tausendmal verdient hatte. Fast erblindet, sah er sich von allen Menschen ausgestoßen, geflohen wie ein Verdammter. Jetzt brach ihm das Herz. Und wie dieses einmal mürbe war, begann auch der Verstand die Größe der begangenen Frevel einzusehen. Der Wille aber, eisern wie immer, warf sich nun mit ebenso großer Macht auf die Buße, als er sich zuvor dem Laster ergeben hatte. Erst rechnete Franco mit Gott ab, dann suchte er auch an der Welt das Unrecht gut zu machen, das er ihr angethan. Nach beschwerlichen Wallfahrten zu allen Heiligthümern, nach Bußwerken, die er in jahrelanger Zurückgezogenheit als Einsiedler in solcher Menge und Strenge verrichtete, daß das Volk ihn für einen Heiligen hielt, glaubte er doch noch immer nichts gethan zu haben. Er trat in den Carmeliterorden und begann ein Leben verdoppelter Sühne. Dazu brannte er von einem unauslöschlichen Durste, sich anderen nützlich zu machen. Er wollte mindestens ebenso viele Unglückliche glücklich machen und ebenso viele Missethäter mit Gott aussöhnen, als er früher Menschen beschädigt und Seelen gemordet hatte. Und Gott segnete überall diesen ergreifenden Ernst der Buße [2].

Man sollte denken, es dürfte schwer halten, jemand zu finden, den ein solches Beispiel nicht bis in die tiefste Seele hinein erschütterte. Gleichwohl nennt ein Kritiker, und noch dazu ein sonst nicht unbilliger, diesen tieftragischen Stoff eine der wüstesten und abenteuerlichsten Heiligenkomödien [3]. Wenn der

[1] Hos tuum in despectum, qui dedisti, Deus, ludo depono. Specul. Carmel. II, IV, n. 2742.

[2] Daniel a Virgine Maria, Specul. Carmelit. Antwerp. 1680. Tom. II. P. IV, p. 798—832.

[3] Schack, Gesch. d. dram. Lit. u. Kunst in Span. (1) III, 345.

Welt ein solches Schauspiel nichts als Komödie, der Anblick so ernster Buße ein Abenteuer ist, dann fehlt uns die Sprache, um uns mit ihr zu verständigen, es muß ihr aber auch der Sinn für das Große, Erschütternde, Erhabene ganz abhanden gekommen sein. Es spottet sich leicht in einer Gesellschaft lockerer Zecher über den bestaubten Kittel des Bauers und über die Schwielen des Winzers. Aber keinem steht das Spotten übler an als dem, welcher gerade von den Früchten der verachteten Arbeit schwelgt. Genau so ungeziemend, um nicht zu sagen frevelhaft, klingt unserem Gefühle dieses vornehm ekle Gebahren über die angebliche Maßlosigkeit der katholischen Büßer und Heiligen. Wer weiß, ob diese Nasenrümpfer es nicht eben der Buße und dem Ueberverdienste jener verspotteten Thoren verdanken, daß sie selber die hundertmal verdiente Strafe Gottes nicht schon längst ereilt hat! Und gesetzt auch, wir allein hätten keinen Grund, mit dem Zöllner an die Brust zu klopfen, muß nicht jeder, der tiefer blickt, die ernstliche Arbeit der Buße und das Ringen nach innerer Umgestaltung für eine wahre Großthat ansehen?

Wenn jede schwere Arbeit Kraft und Ueberwindung voraussetzt, so gilt das von keiner mehr als von der Arbeit der Buße. Darum ist es ein übles Zeichen, wenn eine Zeit den Ernst der Buße so wenig übt oder achtet. Aus diesem Mangel an Verständniß erklärt sich eine der häßlichsten Schattenseiten an unserem Jahrhundert, die gemeine Selbstmordseuche. Wo ehemals die Frevler ein Leben der Schande noch rechtzeitig beschlossen, um ein neues Leben der Ehre und der Gerechtigkeit zu beginnen, indem sie die Wiederherstellung der freventlich verletzten Ordnung zu ihrem Berufe wählten, fährt jetzt der Verbrecher feig mitten aus der Verwüstung und aus dem Schaden, den er angerichtet hat, davon und überläßt es der Welt, die Folgen seiner Frevel zu tragen. Indes die alten Büßer, nachdem sie Gott versöhnt hatten, nicht ruhten, bis sie

für einen Verführten hundert Verirrte gebessert hatten, reißt jetzt der Bösewicht das Opfer, das er zu Grunde gerichtet hat, mit in den Tod hinein, oder er sucht noch gar seiner Flucht vor der Strafe den Stempel des Großartigen aufzudrücken, indem er hundert Unschuldige mit sich dem Verderben weiht. Wie groß steht einem solchen Mordfeigen der gemeine Verbrecher gegenüber, welcher wenigstens den Muth hat, die Gerechtigkeit an sich herankommen zu lassen, damit sie sich an ihm bezahlt mache! Wie erhaben aber erst der, welcher die Kraft besitzt, ihr selber in eigener Person an sich Genugthuung zu verschaffen! Welche bewunderungswürdige Kraft dazu von nöthen ist, davon haben die freilich keine Ahnung, die hier von Heiligenkomödien und Maßlosigkeiten reden. Selbst starke Männer erschrecken, wenn man ihnen sagt: Nun zahle, was du schuldig bist, mache gut, was du verbrochen hast. Und das ist nur der erste Schritt, den ein Büßer machen muß. Dann folgt der zweite, daß er hereinbringe, was er inzwischen versäumt hat, Zeit, Gnaden, Pflichterfüllung, Gelegenheit zu guten Werken. Alsdann erst kann er daran denken, wieder von dort an fortzuschreiten, wo er in seiner Verirrung ehemals Stillstand gemacht hat. Jetzt aber, nach Jahren, vielleicht am Rande des Grabes, da wieder beginnen müssen, wo einer in der Verblendung früherer Jahre abgebrochen hat, in der Hälfte, ja vielleicht im zehnten Theile der Zeit das alles vollbringen sollen, wozu ihm Gott ein ganzes langes Leben gegeben hat, — das mit Bedacht auf sich nehmen ist wahrlich keine Komödie. Wer das über sich bringt, der verdient volle Ehre und den Namen eines starken Charakters, wenn je ein Mensch solchen verdient hat.

2. Wir wollen damit nicht sagen, daß der Weg der sittlichen Erneuerung für einen jeden seinen Ausgang von dem Bruche mit einer verlorenen Vergangenheit nehmen müsse. Aber auch für jene, für die er nicht so schmerzlich und beschämend beginnt,

bleibt er beschwerlich genug. Und erneuern muß sich ein jeder. Es ist keiner, den nicht das Wort trifft: Erneuert euch im Geiste und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in Gerechtigkeit und wahrer Heiligkeit [1]. Niemand wird hoffentlich diese Mahnung verletzend finden, wenigstens keiner aus der Zahl jener, welche der christlichen Wahrheit zugänglich sind. Diese Religion ist nicht für jene Verächter des Zöllners, die sich selbst für gerechtfertigt ausgeben. Unser Herr, der Erlöser der Welt, ist gekommen, nicht um die Gerechten zu berufen, sondern die Sünder [2]. Und deshalb ist er der Heiland für alle. Denn keiner ist gerecht. Alle haben gesündigt und ermangeln der Ehre vor Gott [3].

Diese Sätze sind der Ausgangspunkt für das christliche Heilswerk. Wer das nicht zu Stande bringt, sich unter die armen Sünder zu rechnen und zu gestehen, daß er nicht gerecht ist, der wird nie gerecht, nie ein wahrer Christ werden. Immer fängt der Gerechte damit an, sich selber als schuldig zu bekennen [4]. Niemand betrachtet ihn deshalb als verdorben in Grund und Wesen. Aber das muß sich jeder gesagt sein lassen, daß er ferne davon ist, zu sein, was er werden soll, und daß es gründlichen Ernstes bedarf, wenn er das werden soll.

Wir sind uns dessen wohl bewußt, daß gerade dies der Stein des Anstoßes am christlichen Glauben ist. Aber was hilft es, das zu verbergen oder abzuschwächen! Zuletzt kommt doch alles darauf an, daß die Welt sich zu dem Satze verstehe: Die Aufgabe eines jeden ist, aus einem armen Sünder recht und schlecht ein Mensch zu werden. So wie wir von uns selber sind, ist keiner ein ganzer und echter Mensch. Das aber wird keiner werden, wenn er nicht ein ganzer, vollkommener Christ wird.

---

[1] Ephes. 4, 23. 24. [2] Matth. 9, 13. Marc. 2, 17.
[3] Röm. 3, 10. 23. [4] Sprichw. 18, 17.

Uebrigens warum sollen wir das Christenthum lange um einer Lehre willen vertheidigen, welche den Ruhm dieser Religion, und zwar dieser einzigen Religion bildet! Wer eine Religion sucht, welche Genuß verspricht, welche der Bequemlichkeit schmeichelt, welche den Neigungen des Menschen nachgibt, eine Religion, die sich mit einigen guten Regungen und halben Werken begnügt, ohne daß er sich dabei wehe zu thun braucht, der findet sie zu Hunderten. Wer aber eine Religion sucht, welche Gottes würdig und dem Menschen nützlich ist, also eine Religion, die Ernst damit macht, dem Menschen ins Gewissen zu reden, mehr noch, ins Gewissen zu greifen und ihn zugleich aus sich selber heraus zu Gott empor zu führen, der findet nur eine einzige. Unter allen Kennzeichen der wahren Religion ist dieses wohl eines der sichersten. Auf Ueberwindung sich aufzubauen statt dem Menschen zu schmeicheln, That und Ernst zu fordern, nicht wie es einem jeden selber beliebt, sondern so wie es ihm als Gesetz vorgeschrieben wird, und eine volle Wiedergeburt zu verlangen, das hat nur die christliche Religion gewagt. Jede menschliche Erfindung hat das Eigenthümliche, daß sie zuerst das Angenehme hervorkehrt und das Bittere nach Möglichkeit verbirgt. Dies kommt ohnehin bald genug zum Vorschein. Das Evangelium aber macht uns auf jeder Seite aufmerksam, daß wir einen rauhen und schmalen Weg gehen und uns auf Kampf und Schwert gefaßt halten müssen, und rühmt sich ausdrücklich dessen, daß es uns zum voraus schon darauf hingewiesen hat [1]. Und das mit vollem Recht. Es will uns nicht abschrecken noch mit bitterer Strenge zu Boden drücken. Bitterkeit und Druck liegt nicht im Geiste jenes Lehrers, dessen Joch süß, dessen Last leicht ist [2]. Aber es will uns auch nicht täuschen noch irre führen. Wir sollen wissen, daß es eine beharrliche,

---

[1] Joh. 13, 16; 15, 20; 16, 33. Matth. 7, 13; 10, 24.
[2] Matth. 11, 30.

ernstliche Arbeit erfordert, Mensch und Christ zu werden, eine Arbeit, die niemand uns abnimmt, eine Arbeit, deren Schmerzen wir nicht anderen zuschieben können, etwa wie wir die Schmerzen unserer ersten Geburt auf unsere Mutter abwälzten, eine Arbeit, die unsere ganze Kraft, unser ganzes Leben in Anspruch nimmt. Hier ist einem jeden ein reiches Maß von Kampf und Ueberwindung aufbewahrt. Zwar hat der Weg Gottes im Unterschiede vom Leben der Welt gewöhnlich das an sich, daß er nur zu Anfang so beschwerlich ist, später aber immer leichter wird [1]. Wer ernst und ganz zugreift, wird sich die Zeit und meistens auch die Bitterkeit des Kampfes verringern; wer halb und lässig streitet, hat immer doppelte Last. Aber gekrönt wird keiner, der nicht den rechtmäßigen Kampf zu Ende gekämpft hat [2], und auferstehen mit Christus wird nur der, welcher zuvor sein geheimnißvolles Sterben mit ihm getheilt hat [3]. Dies das Grundgesetz der christlichen Lebensweisheit.

3. Wenn das ein schweres Gesetz ist, ein Gesetz, über welches das Herz billig seufzen mag, so muß man sich doch hüten, den christlichen Glauben darob anzuklagen. Der eigentliche Grund der Schwierigkeit liegt nicht auf Seite unserer Aufgabe als Christen, sondern auf der unserer menschlichen Verpflichtungen. Das ist eine Wahrheit, die wir schon oft bestätigt gefunden haben. Aber wir haben sie noch immer nicht oft und nachdrücklich genug ausgesprochen. Und darum wiederholen wir sie und sagen es mit allem Nachdruck: Christi Joch ist leicht. Aber das Joch, das auf den Kindern Adams liegt von ihrer Geburt her, das ist schwer [4].

Damit ist nicht gesagt, daß es leicht sei, ein vollkommener Christ zu werden. Es ist sogar schwerer, als viele glauben. Aber ein Hauptgrund der Schwierigkeit liegt darin, daß es so schwer

---

[1] Gregor. Mag., In Ezech. 2, 5, 13.

[2] 2 Tim. 2, 5; 4, 7. [3] Röm. 6, 8. [4] Eccli. 40, 1.

ist, ein ganzer Mensch zu werden, und daß einer kein ganzer Christ ist, solange er nicht zugleich ein ganzer Mensch geworden ist. Auch der Christ ist Mensch wie jeder und bleibt es. Oder vielmehr, daß wir es besser sagen, wenn einem befohlen wird, Christ zu werden, so schließt dieser Befehl auch den ein, Mensch zu werden. Diese Bemerkung ist keineswegs überflüssig. Beinahe möchte man meinen, es sei das ein Satz, welchen die Welt nie gehört habe, den sie jedenfalls kaum recht glauben könne. Manche scheinen zu denken, die Forderung, ein Christ zu werden, sei gleichbedeutend mit der, den Menschen auszuziehen. Was anderen Menschen gegenüber überall für Unrecht gilt, das sollen wir uns gefallen lassen, ohne mit den Wimpern zu zucken. Jedem Weltdiener wird ohne Widerrede hingesehen, was man einem verargt, welcher den Namen Christi und vollends das geistliche oder das Ordenskleid trägt. Man muthet uns eine Unempfindlichkeit, um nicht zu sagen einen Stumpfsinn zu, den man kaum beim Thiere voraussetzt. Der Christ, der Priester soll auf jedes Vergnügen verzichten, die Ordensperson nicht mehr essen, nicht müde, nicht traurig sein, alles umsonst für alle thun [1]. Aber Brüder, da thut ihr groß Unrecht uns sowohl als euch! Ihr habt nicht einmal das Recht, von uns mehr zu verlangen als bloße Menschlichkeit, da ihr nichts gelten lassen wollet als den Menschen und immer bloß den Menschen. Wir räumen euch übrigens gerne das Recht ein, an uns höhere Anforderungen zu stellen als an bloße Humanisten. Sehet euch indes vor, daß ihr euch damit nicht euer eigenes Urtheil sprechet. Doch das nur nebenbei. Aber woher nehmt ihr das Recht, uns etwas von dem abzusprechen, was echt menschlich ist? Haben wir deshalb, weil wir eine weitere Aufgabe übernommen haben, den Anspruch auf die Schonung verloren oder die Nachsicht verwirkt, die jeder Mensch

[1] Teresa, Leben Kap. 31.

einem jeden Menschen schuldig ist? Oder habt ihr noch so wenig an euch selbst gearbeitet, daß ihr es nicht wisset, wie schwer es hält, den Menschen aus sich heraus zu bilden? Wir halten es für keine Schande, zu gestehen, daß dieselben Leidenschaften, die wir gleich euch zur Welt gebracht haben, sich das Joch nur schwer gefallen lassen, das wir ihnen aufzuerlegen suchen. Es ist uns eine bittere Wahrnehmung, aber wir läugnen es wenigstens nicht, daß der Mensch in uns sich so schwer der Zucht unterwirft, sich so zähe gegen die Veredlung sträubt, sich so leicht bei der geringsten Vernachlässigung der unbequemen Strenge entzieht. Das alles hat uns die Gnade Christi nicht abgenommen. Sie will uns nicht die Mühe ersparen, durch eigene Arbeit Herr über uns zu werden [1]. Es war ein Heiliger, und sicher einer der größten, der seine quälenden Tadler mit dem Worte beschämen durfte: Ich bin aus demselben Lehm wie ihr. Auch ich habe ein Herz so gut als ihr. Meine Kraft ist auch nicht von Marmor noch mein Fleisch aus Erz [2]. Warum sollten dann wir uns desselben Geständnisses schämen? Vielleicht haust die Begierlichkeit im Christen nicht in dem Grade wie in dem Heiden, der jenen um seiner Kämpfe, um seiner Fälle, um seiner Seufzer und seiner Buße willen geringschätzt. Aber er klagt mehr über ihre Last, weil ihm die Reinheit des Herzens mehr am Herzen liegt, und er hat mehr unter ihren Anfällen zu leiden, weil er ihr das Leben saurer macht. Ob also nicht auch andere ihre Schwierigkeit dabei haben, wenn es gilt, Mensch zu werden, das untersuchen wir hier nicht. Uns genügen zwei unumstößliche Wahrheiten. Davon lautet die erste, daß es unmöglich ist, Mensch zu werden ohne ernstlichen Kampf und ohne bittere, lange Läuterungsarbeit an sich selbst. Und die zweite sagt uns, daß wir nicht so schwere Kämpfe zu bestehen hätten, wenn nicht eben unser christliches

[1] Concil. Trident. s. 5. c. 5. [2] Job 33, 6; 12, 3; 6, 12.

Gesetz es uns so heilig auf die Seele bände, alles daran zu setzen, daß wir Menschen werden.

4. Mit dieser Erkenntniß ist übrigens nur der erste Schritt zur sittlichen Erneuerung geschehen. Ehe die Einsicht zur That wird, muß nämlich eine zweite Frage mit voller Klarheit beantwortet sein. Es handelt sich um das Wie. Wie müssen wir mit der menschlichen Natur umgehen, wollen wir sie veredeln und vollkommen machen? Hier stehen wir aber zwischen zwei großen Gegensätzen, dem Humanismus und der baren Inhumanität. Fragen wir den ersten, so lautet seine Antwort: Alles echt Menschliche pflegen, sich aus sich selbst heraus entwickeln, das macht den Menschen. Einem Triebe Gewalt anthun, menschliche Regungen in Schranken zu bannen, das scheint dem Humanismus ebenso ungerecht als unmöglich. Die andere Richtung ist die gnostische, die manichäische, die reformatorische und jansenistische, die auch in der neuern Philosophie, bei Kant, Hegel, Schopenhauer, ihre Vertretung gefunden hat. Wir nennen sie kurz die Schule der Inhumanität. Sie kann vom Menschen nur mit Zorn oder Spott oder Verachtung reden. Ihr zufolge ist der Mensch bis in seine letzten Fasern hinein verdorben. Soll es mit ihm besser werden, so muß er zuerst die Natur lästern, den Menschen vollends ausziehen, alles Menschliche mit Füßen treten. Begreiflich ist auf diesen beiden Standpunkten eine Veredlung unmöglich. Der Humanismus läßt den Menschen in seinem Safte ersticken, die Inhumanität ihn verschmachten oder verbluten. Im Humanismus muß er verwildern, in der Inhumanität wird er zertreten, gebessert nirgends.

Wir ersehen daraus, daß unsere Aufgabe große Umsicht und vieles Maßhalten erfordert. Es darf der Natur nicht geschmeichelt, aber auch nicht Unrecht gethan werden. Mit Vernachlässigung ist so wenig gedient als mit Uebertreibungen. Das rechte Maß zu finden ist aber nicht so leicht. Nehmen wir

ein Beispiel, das jeder von sich selber holen kann. Sicher ist keiner, dem es nicht schon begegnet wäre, daß er einmal mit der Zunge fehlte, ein anderes Mal das Maß in der Erholung überschritt oder im Umgange mit der Welt erfuhr, wie leicht sich der Mensch verliert, sobald er unter Menschen kommt. Da ist es nun bald gesagt, sei es im ersten Verdrusse der gereizten Ungeduld, sei es im Aufbrausen des verletzten Tugendstolzes: Jetzt gehe ich aber nie mehr zu einer Unterhaltung, von nun an will ich ganz schweigen und mich von allem zurückziehen. Ja, wenn du damit nur auch besser würdest! Und wenn du diesen Vorsatz nur auch halten könntest! So aber heißt das gerade so viel, als wenn du gesagt hättest: Ich bleibe wie ich bin. Es handelt sich also nicht darum, daß du nicht mehr mit Menschen verkehrst, sondern darum, daß du recht mit ihnen umgehen lernest. Nicht darauf kommt es an, daß einer die Fische nachahme, sondern darauf, daß er zur rechten Zeit das, was sich geziemt, daß er nur so viel, als ihm und anderen nicht schadet, kurz daß er als vollkommener Mensch spreche. Und das ist weit besser, aber auch schwerer als gar nicht mehr zu sprechen. Es ist freilich eine gute Lehre:

> Schweigen ist ein' große Tugend
> So am Alter wie an Jugend [1].

Aber es ist ein ebenso richtiger und ebenso nützlicher Rath:

> Man soll auch zu viel schweigen nicht,
> Weil vom viel Schweigen oft geschieht,
> Was vom viel Klaffen mag geschehn;
> Drum soll man stets das Maß ersehn [2].

Und wie hier, so immer und überall, außer bei gewissen Gefahren, in denen es Thorheit und Sünde wäre, sich auch nur der leisesten Versuchung durch eigene Wahl auszusetzen. Ueber-

---

[1] Der deutsche Cato 129 f. (Zarncke 34).

[2] Thomasin, Der wälsche Gast 719 ff.

maß ist eben immer Schaden. Unsere Aufgabe besteht weder im Zerstören der Natur noch im Wuchernlassen, sondern im Beschneiden und Veredeln.

Das will der so gründlich mißverstandene Ausdruck Abtödtung sagen. In seinem richtigen Verständnisse liegt das ganze Geheimniß der menschlichen Vollendung. Wir sagen nicht ertödten. Denn damit wird die Natur nicht besser, daß wir sie mit Keulen todtschlagen. Wir sagen auch nicht die Natur verläugnen oder vergewaltigen. Wir sagen bloß uns abtödten, uns verläugnen, uns Gewalt anthun. Damit halten wir uns eine mehrfache Aufgabe vor. Einmal müssen wir alle jene Neigungen abthun, die wir dem Unkraut gleich in uns Wurzel haben fassen lassen. Wir müssen ferner auch die erlaubten und gesunden Triebe mäßigen und einschränken, wie man die Reben und die Zweige aus pädagogischer Weisheit beschneidet. Und wir müssen endlich das Widerstreben gegen diese Zucht des Geistes, das ja gewiß nur das Zeichen eines krankhaften Hanges ist, ohne Schonung unterdrücken. Das ist der dreifache Sinn dieses gefürchteten Wortes, eines der nothwendigsten, der naturgemäßesten, welche die edelste aller Sprachen, die der Ascese, d. h. der sittlichen Bildung, enthält. Abtödtung ist also nichts anderes, als der Anfang zur Vervollkommnung durch die ernstliche Bemühung, unserer echten Natur wider unsere bösen Neigungen Luft zu machen. Somit gehört die Pflicht der Abtödtung nicht zu dem Joche, das uns Christus, sondern zu dem, welches uns die Menschheit durch ihren Stammvater, und welches jeder Einzelne sich durch eigene Schuld auferlegt hat. Weniger um christlich, als vielmehr um menschlich und natürlich zu leben, müssen wir lernen uns verläugnen, uns wehe thun, uns abtödten.

5. Man kann überhaupt die Pflicht der Bekehrung nicht unter die Dinge rechnen, zu denen wir erst durch das übernatürliche Gesetz Jesu Christi verpflichtet worden sind. Was umgewandelt werden soll, das ist nicht der Christ, sondern der

Mensch, der so tief herabgesunken ist. Der Sünder hat die Gnade und das Leben in Gott weggeworfen. So blieb nur der Mensch zurück, aber der entwürdigte, der verwüstete. Er hat sich von Gott abgewendet, er hat sich dem Bösen zugewendet, er hat seine eigene Natur verdorben. Dieses dreifache Unheil muß gut gemacht werden. Er muß sich vom Bösen abwenden, er muß sich Gott wieder zuwenden, damit dessen Gnade in ihn strömen, seine Natur heilen und ihn dann den Weg des übernatürlichen Lebens führen kann. Das alles umfaßt das kurze Wort Bekehrung. Nun ist klar, daß sich der bekehren muß, welcher sich verkehrt hat. Das aber ist der Mensch, der irdisch gesinnte Mensch. Der übernatürliche Mensch, der aus Gott geboren wird, kann und soll dem natürlichen Menschen diese Arbeit allerdings erleichtern. Jedoch wenn er das thut, übernimmt er nur die Aufgabe, welche jenem zusteht, welche ihm allein aber zu schwer ist.

Indes eben dieses Zusammenwirken macht die Wiedergeburt so schwer. Der Heilsweg hat eben das Eigenthümliche, daß er uns, um uns Enttäuschungen zu ersparen, schon zu Anfang auf seine Schwierigkeit aufmerksam macht. Nun handelt es sich darum, das Natürliche und das Uebernatürliche so in Einklang zu bringen, daß keines das andere beeinträchtige, daß das Natürliche dem Uebernatürlichen untergeordnet, daß das Uebernatürliche zur Herrschaft gebracht werde ohne Verkümmerung des einen, ohne Uebergreifen des andern, ohne Lücke zwischen beiden. Man soll nie sagen können: hier hat der Christ einmal den Menschen recht hervorgekehrt, hier hat er wieder den Menschen ganz vergessen. Immer und überall soll er beides sein, Mensch und Christ in einer einheitlichen Person, ohne daß der Mensch dem Christen oder der Christ dem Menschen irgend eine Verkürzung anthut, gerade wie es sich mit der göttlichen und menschlichen Natur in Christus, unserem Haupte und Vorbilde, verhält. Das aber kann er nicht frühe genug lernen; deßhalb beginnt diese Arbeit schon mit der Wiedergeburt.

Hätte die Welt eine Ahnung von der Größe dieser Aufgabe, sie würde wohl nicht so leicht über jedes Mißverhältniß, das im Leben eines Christen störend hervortritt, so stolz und bitter absprechen. Wir bedauern es ja gewiß selber, und am meisten fühlt sich oft gerade der vermeinte Uebelthäter beschämt, wenn ihn einmal die Achtsamkeit auf Erfüllung einer religiösen Pflicht eine Unachtsamkeit auf eine bürgerliche oder Standespflicht begehen ließ und die Uebung des Dienstes Gottes zum Uebersehen einer einfachen Dienstgefälligkeit Anlaß gab, oder wenn umgekehrt der Genuß einer weltlichen Freude zur Vernachlässigung einer religiösen Pflicht führte. Aber muß dann jedes derartige, oft recht harmlose Uebersehen immer gleich mit den bösesten Worten, Betschwesterei, Pfaffenthum, Muckerwesen, gezüchtiget werden? Muß denn alles mit jenem grämlichen Sinne beurtheilt werden, der sogar die Liebenswürdigkeit des Erlösers mißdeutete und ihm, wenn er aus Herablassung eine Einladung annahm, nachrief: Da seht diesen Menschen an, wie er sich satt ißt und volltrinkt![1] Kann man denn nicht auch an Fehler der Schwachheit denken? Muß man immer die Schuld gleich auf die Sache schieben und über die Unvereinbarkeit weltlicher und göttlicher Dinge spotten, statt die Sache ernst zu nehmen und die Personen milde? Und würden unsere Tadler so strenge mit uns ins Gericht gehen, wenn sie selber einmal an die wahrlich nicht eben leichte Aufgabe der Erneuerung, der Wiedergeburt Hand angelegt hätten?

Jedoch wir sagen das bloß, um von unseren Anklägern ein wenig Nachsicht zu erbitten. Es fällt uns nicht ein, uns entschuldigen zu wollen. Wenn wir uns eines Fehlers schuldig machen, und leider haben wir deren stündlich zu bereuen, wo selbst das schärfste Auge unserer Gegner keinen wahrnimmt, so sagen wir uns jedesmal, daß wir noch lange unserem Berufe

---

[1] Matth. 11, 19.

nicht gerecht geworden sind. Ja wenn wir das wären, dann stünde es anders um unsern Glauben auf der Welt! Wie viele Vorwürfe würden verstummen, stünden die religiösen und die kirchlichen Tugenden immer der natürlichen Pflichterfüllung ebenbürtig zur Seite! Wenn die Frömmigkeit stets durch vollkommene Harmonie mit Charakterfestigkeit und bürgerlicher Gerechtigkeit sich Achtung erzwingen, wenn die zuvorkommendste Dienstfertigkeit jedesmal die Kirchlichkeit liebenswürdig machen würde, wenn alle die, welche man am eifrigsten bei den Sacramenten sieht, zugleich durch die feinsten Sitten und durch die tadelloseste Genauigkeit und Treue im gewöhnlichen Leben sich vor allen hervorthun würden, wie viele apologetische Werke würden dadurch allein überflüssig gemacht!

Aber, so schön das klingt und so schön das anzusehen ist, wo man es verwirklichet sieht, — und Gott sei Dank, man sieht es nicht so selten, — so schwierig ist es durchzuführen. Dem Christen hat seine Religion keine der Schwächen abgenommen, die er mit Adams Kindern theilt, keine natürliche Pflicht erspart, keine erlaubte menschliche Freude, keinen vom Naturgesetz gebilligten Genuß, keine Freiheit, die sich der natürliche Mensch erlauben darf, verboten. Was natürlich Recht und Pflicht ist, ist ihm geblieben, wenn ihm auch das übernatürliche Gesetz neue höhere Pflichten dazu auferlegt hat. Am natürlichen Leben also hat die übernatürliche Religion nichts geändert, nur daß sie die Schranken, welche schon durch das Naturgesetz gezogen sind, fester aufgerichtet, den Mißbrauch der Kräfte strenger verboten, der Willkür stärkere Zügel angelegt und jede Uebung des natürlich Guten auf ein höheres Ziel hingelenkt hat.

Der Christ darf sich also jedes Vergnügen erlauben, das Vernunft und Gewissen einem jeden Menschen erlaubt. Was sein Glaube hinzugefügt hat, das ist bloß die Kunst, dabei nicht bloß die eigene Unterhaltung zu suchen, sondern durch größere Selbstbeherrschung und Nächstenliebe und heilige Absicht

auch Gott zu ehren[1]. Jedoch eben diese Verpflichtung, zu Tische und in die Gesellschaft zu gehen als Mensch wie als Christ, inmitten aller Freude nicht der natürlichen Selbstbeherrschung, nicht der menschlichen Würde noch dessen zu vergessen, den er als Wiedergeborener in seinem Herz trägt, und besser wiederzukehren als er hingegangen ist, das ist es, was ihm schwerere Arbeit verursacht als dem Weltkinde.

Gerade so ist es mit der Sorge für die Ehre. Nichts kann irriger sein als die Meinung, der wahre Christ müsse auf Ehrgefühl und Ehrenpunkt Verzicht leisten. Im Gegentheil. Der Weltmensch betrachtet die Sorge für die Ehre als ein Recht, der Christ als Pflicht, ja als heilige Pflicht. Jener glaubt, er dürfe mit seiner Ehre umgehen wie er will, dieser ist überzeugt, daß er für sie sorgen muß als für eine Sache, die er nicht bloß sich, sondern Gott selber schuldig ist. Wo andere nur Genuß von der Ehre haben wollen, weiß der Christ, daß er nicht bestimmt ist, hier auf Lorbeeren auszuruhen, sondern daß er Thaten säen muß, aus denen allein die Ehre sproßt, Gerechtigkeit und wahre innere Tugend[2]. Denken andere bei dem Worte Ehre nur an sich, so weiß der Christ, daß seine eigene Ehre bloß das Mittel ist, um Gottes Ehre zu fördern.

Und wiederum in gleicher Weise verhält es sich mit der Arbeit. Der Christ ist auch zur Arbeit geboren so gut als der Mensch. Aber es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen christlicher und nichtchristlicher Arbeit. Ohne den Glauben, der ihn im Namen Gottes zur Arbeit für Gott verpflichtet, arbeitet der Mensch, weil er muß, oder weil er gewinnen will, mit Seufzen, mit Gier, mit unruhiger Hast, aus Selbstsucht oder gar mit Zorn. Der Christ arbeitet aus Pflichtgefühl, und

---

[1] 1 Kor. 10, 31. Kol. 3, 17. Phil. 4, 4. 1 Theſſ. 5, 16.

[2] Augustin., Civ. D. 5, 12, 3. Bernard., In nat. S. Bened. 11. Thomas 1. 2. q. 129. a. 4. ad 1; q. 131. a. 1.

zwar um seiner doppelten Verpflichtung gegen Gott und seinen Beruf Genüge zu thun, aber auch mit dem erhebenden Gedanken, daß seiner Hinfälligkeit ein höherer Segen und eine übernatürliche Kraft zu Hilfe kommt. Dies stärkt ihn, daß er mit aller Macht und doch nicht über Macht arbeitet, und daß er in Mühe und Mißerfolg die Ruhe nicht verliert, die ihm aus der Ueberzeugung erwächst, es sei ihm für alle Fälle ein Lohn sicher, wo nicht ein zeitlicher, so doch einer, der ewig währt.

Wenn also irgend eine Furcht unbegründet ist, so ist es gewiß die, es könnten durch das christliche Leben die Menschenrechte oder die Menschenpflichten irgend einen, wenn auch noch so geringen Schaden erleiden. Nicht als ob nicht tausendmal auch an Christen und christlichen Gemeinschaften ein Zurückbleiben hinter der Aufgabe des Menschen zu beklagen wäre. Leider ist dies nur zu oft der Fall. Wir sind die letzten, die glauben unserer Sache dadurch einen Dienst zu erweisen, daß wir dies in Abrede stellen. Aber das sagen wir, daß solches einzig dort der Fall ist, wo man entweder die christliche Lehre selber entstellt hat, oder wo das Leben der Christen mit ihren Gesetzen nicht übereinstimmt. Darum finden wir, wie wir schon öfter gesagt haben, in jedem ernstlichen Fehler wider die natürliche Aufgabe des Menschen, das heißt, in jeder Verletzung von Gerechtigkeit und Pflicht, von Bildung, Sittlichkeit und Billigkeit, und selbst in jedem bedeutenden Verstoß gegen den natürlichen Anstand einen Beweis dafür, daß einer das christliche Leben noch nicht vollkommen verwirklicht hat.

6. Aber wenn wir offen gestehen, daß wir in solchen Erscheinungen eine tadelnswerthe Schwäche des einzelnen Christen erkennen, so müssen wir uns um so entschiedener gegen jene wenden, welche daraus dem Christenthum einen Vorwurf machen wollen. Ihm gereichen vielmehr derlei Fehler zur Ehre, denn sie beweisen, mit welchem Rückhalt es bei der Wiedergeburt die Eigenthümlichkeiten seiner Schüler schont. Unsere Religion ist

kein Prokrustesbett, ihre Erziehungsweise hat nichts mit der Kaserne gemein. Lieber läßt sie sich selber üble Nachrede gefallen, als daß sie dem Charakter ihrer Bekenner Gewalt anthut. Fast möchte man sagen, es wohne ihr eine Art von ängstlicher Scheu inne, sie könnte die persönliche Freiheit und die Eigenart der Menschen und der Völker beeinträchtigen. Wo immer darum ein Rest von echter Christlichkeit waltet, da ist auch ein Stück jener naturwüchsigen Selbständigkeit zu finden, die allen christlichen Zeiten und Gesellschaften als besonderes Merkmal eigen ist. Wenn der Nordländer, den seine Prediger von Kindesbeinen an gewöhnt haben, mit Gott nur in steifster Etikette und durch peinlich-feierlichen Phrasenschwulst zu verkehren, in südliche Länder geräth und hier beobachtet, wie ungezwungen und treuherzig die Kinder und oft selbst die Alten mit der Mutter Gottes und dem Jesukind und mit Gott Vater im Himmel verkehren, so wird er ganz irre an allem, was er sich unter Frömmigkeit und unter Religion vorstellt. Und weilt er länger dort und sieht, wie jedes Dorf seine eigenen Andachten und Kirchenfeste und jedes Haus seine besonderen Heiligen und religiösen Uebungen hat, so fällt es ihm wohl noch bei, an der katholischen Einheit zu zweifeln. Im bürgerlichen Leben haben die alten kräftigen Volkssitten fast überall einem nichtssagenden gemeinüblichen Schliff Platz gemacht. In Kirchen und Kapellen, an jeder Martersäule, bei jeder Hausandacht aber treibt in katholischen Ländern die alte Originalität noch immer neue Sprossen. Gott sei Dank, daß dem also ist. So war es in ganz hervorragender Weise im Mittelalter [1]. Und so ist es noch jetzt, wo immer etwas vom echten christlichen Geiste sich findet, unter dessen Schutz jede berechtigte Eigenheit der Natur so sicher gewahrt bleibt [2].

Gerade hierin erkennen wir eines jener Merkmale, welche den Geist des Christenthums und den sogenannten modernen

---

[1] Oben 11, 16. [2] Band I. (2. Aufl.) 17, 7 ff.

Geist so wesentlich voneinander trennen. Das Ideal des letzteren ist Uniformität. Gelänge es ihm, die ganze Erde in eine große Kaserne umzuwandeln, so hätte er sein Ziel erreicht. Mit der unbarmherzigen Mißhandlung der Schuljugend beginnt er seine Arbeit. Wenn die angehenden Stallmädchen noch nicht ebenso große Wunder des Wissens sind als die Volksschullehrer und die Akademiker, so liegt die Schuld wahrlich nicht an ihm. Und wie begonnen, so weiter. Eine Mode sich zu kleiden, eine Art sich zu verbeugen, von einem Pole bis zum andern, die gleichen Schriftzüge, die gleichen Gesichtszüge allen aufzudrücken, alle denken, handeln, abstimmen zu lehren auf das gleichmäßige Commando einiger unsichtbaren Führer, darauf steuern alle Einrichtungen, alle Gesetze los. Begreiflich daher dieses Mißtrauen gegen die christliche Ordnung, den sicheren Hort der Freiheit. Solange eine Anstalt über die ganze Erde hin wirksam ist, die vor allem den Zweck verfolgt, die Menschen in ihrem sittlichen und religiösen Leben, also gerade da, wo sich die eigene Persönlichkeit am kräftigsten zeigen muß, bei ihrer Eigenart zu bewahren, wie sollen da die Bestrebungen einer so nivellirenden Culturarbeit Erfolg versprechen!

Um so zuversichtlicher kann dafür ein jeder unter Leitung dieses christlichen Geistes das Werk der höchsten und nothwendigsten Cultur, der innern sittlichen Umgestaltung, auf sich nehmen. Das zwar muß er sich gefallen lassen, daß ihn der Glaube mit unerschütterlichem Ernste auf seine Pflichten aufmerksam macht und mit starker Hand auf sein Ziel und auf den einzigen Weg zum Ziele hinweist. Mehr Zwang aber wird ihm nicht auferlegt werden. Ob er das Gebot auf diese oder jene Art erfüllen will, wie sie seiner Lage, seinen Neigungen, ja selbst seinen Liebhabereien am besten zusagt, das ist ihm überlassen [1]. Viele enge Seelen stoßen sich daran und meinen,

---

[1] Röm. 14, 5. S. besonders den Ambrosiaster zu d. St.

man sollte den Frauen und so manchen excentrischen Geistern die Zügel strenger anziehen. Die Kirche aber duldet lieber kurzsichtigen Tadel, als daß sie jemanden in etwas wehe thäte, was sein Heil nicht hindert und Gottes Zwecke nicht vereitelt. Wo ist außer dem christlichen Gesetze ein zweites, das um der Freiheit des Einzelnen willen seine eigene Sache so großmüthig aufs Spiel setzen möchte! Man muß sich nur die ganze Gefahr vor Augen stellen, der es sich dabei unterzieht. Wie leicht könnte es sich seine Aufgabe machen, wollte es sich mit einer Summe von gewissen einförmigen Aeußerlichkeiten, mit einer nach allgemeinen Schablonen zugeschnittenen Kirchlichkeit zufrieden geben! Hunderte von Angriffen, die jetzt auf Gottes Vorsehung und auf die Macht des Glaubens fallen, hätten ein Ende, würde es der persönlichen Freiheit mehr Zwang anthun. Indem es aber nur die allgemeinen Normen aufstellt und im übrigen dem Belieben, ja man kann wirklich sagen der Willkür und Laune den weitesten Spielraum gönnt, wie einer sie erfüllen will, gibt es seine Sache stets wieder der Ungewißheit preis und setzt sich den Vorwürfen menschlicher Engherzigkeit aus. Der Mann tadelt das christliche Leben, weil es der Frau nicht mit einem Schlage ihre natürlichen Schwächen nimmt, der ernstere Norddeutsche, weil es dem Italiener und Spanier noch immer die Sorglosigkeit seines Wesens nicht ausgesogen hat. Der Franzose meint, die Kirche sollte dem Deutschen seine Besonderheiten mit größerer Strenge verbieten, der Germane ist überzeugt, daß sie viel zu viel Nachsicht gegen die Schwächen des Franzosen übt. Inzwischen aber trägt die christliche Religion geduldig die Schwächen und fördert maßvoll das Gute an einem jeden, ohne einem Gewalt anzuthun. Sie läßt aber auch keinen auf dem Glauben, als habe er ihr eher Genüge geleistet, als bis er ihren Geist zu seinem Eigenthum macht und seine eigene Natur dadurch läutert und zur Vollendung bringt, daß er sich selbstthätig und frei in seine übernatürliche Aufgabe hineinlebt.

7. Die Wiedergeburt erfordert also, um alles zusammenzufassen, nur drei Dinge von uns. Nicht das macht uns zu neuen Menschen, daß wir die Natur ausrotten, daß wir den Menschen ausziehen, daß wir alles, was unsere erste Geburt uns gegeben hat, böse nennen und verdammen, sondern darin besteht die übernatürliche Erneuerung, daß wir das neue himmlische Reis auf den natürlichen Baum pfropfen [1]. Unsere Natur mag also bleiben, und gerade das ist der erste Theil unseres Berufes, dem Guten, das sie in sich trägt, durch Unterdrückung des Bösen Luft zu machen. Dies kann aber nur geschehen, wenn wir dem Uebernatürlichen vollen Zutritt in unser Herz gewähren, und wenn wir drittens alle eigene Anstrengung darauf richten, daß beides, Natur und Uebernatur, in uns zu einem Ganzen verwächst.

8. Erst wenn diese dreifache Aufgabe gelöst ist, darf einer sagen, das Werk seiner Wiedergeburt sei gethan. Darum ist eines jener Geschäfte, die nie zu frühe begonnen, nie ernst genug betrieben, nie lange genug fortgesetzt werden können. Weil aber sein Erfolg an diesen drei Bedingungen hängt, darum kommt sie so selten zu Stande. Die meisten zögern, bis es zu spät ist; bei den wenigen, welche beginnen, fehlt es bald am Ernst, bald an der Ausdauer bis zum Ende. Ein trauriger Beweis dafür, wie wenig der Mensch seine Lage ermißt, wie wenig er sich werth ist. Denn wenn er sich besinnt, so muß er sich sagen, daß ein Werk, das den ganzen Menschen, den ganzen Christen, das Schicksal für hier und ewig macht, die ganze Kraft, den ganzen Ernst, das ganze Leben erheischt.

Und doch eigentlich immer nur den rechten Augenblick. Das ist eine ernste Wahrheit, daß unser Schicksal in unseren Händen liegt, daß unser Leben, unsere Ewigkeit von Augenblicken abhängt, von keinem mehr als von dem der geistigen Geburt.

---

[1] Röm. 11, 24.

Geburt verfehlt, Leben verfehlt. Jeder von uns hat seine Augenblicke gehabt, Gott weiß, wie viele, wo ihm die Erregung seines Herzens sagte, und vielleicht noch mehr deren, da er nicht einmal ahnte, daß sich jetzt sein Leben, seine Ewigkeit entscheiden solle, und es hat sich nichts entschieden. Das Kind kam bis zur Geburt, aber es war keine Kraft da, es zu gebären[1]. Die Gnade wurde abgewiesen. Sie hätte für immer von unserer Thüre gehen und an eine fremde pochen können. Sie blieb aber und wartete ihre Zeit ab und bat von neuem um Aufnahme. Aber einmal muß es sich entscheiden, was aus uns werden soll, ob es zur Geburt und zum Leben oder zum Tode gehen soll. Darum steht geschrieben: Heute, wenn ihr seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht[2].

An diesem Heute, an diesem Augenblick der Wiedergeburt hängt alles, nicht bloß unser eigenes Leben, sondern auch das Leben vieler, Zeit und Ewigkeit, der Himmel und die Welt. Ja wahrhaftig auch die Zeit und die Welt. Wenn wir sagen Ewigkeit und Himmel, so denkt jeder, das verstehe sich von selber, und macht sich weiter keine Gedanken. Denn der Himmel ist hoch über uns und die Ewigkeit, so glauben wir wenigstens, ferne. Jedoch was soll die Welt und die Zeit damit zu schaffen haben? Viel! Ein jeder ist die Welt. Ein jeder macht die Zeit. Ein jeder kann, je nachdem er selber wiedergeboren ist oder nicht, Hunderten, Tausenden zum Leben oder zum Tode sein. Es ist gar nicht gleichgiltig, ob einer im Tode bleibt oder zum Leben wiedergeboren wird. Für ihn handelt es sich um Leben oder Tod, das ist gewiß. Für wie viele aber das nämliche dabei in Frage steht, das weiß nur jener, der alles weiß. Keiner lebt für sich allein. Möchte das keiner vergessen! Was einer in einem unbewachten Augenblicke thut und spricht, was einer im verborgensten Winkel vollbringt oder

[1] Is. 37, 3. [2] Ps. 94, 8. Hebr. 3, 7.

unterläßt, davon können in fernen Zeiten und Orten Hunderte leben oder sterben. Da kann keiner sagen: Was wird es auf mich ankommen? Jedenfalls hängt das von ihm ab, wie sein Leben und sein Loos auf ewig sein wird, und das ist schon genug.

Das ist die furchtbare, geheimnißvolle Macht, die Gott in die Hand des Menschen gelegt hat. Zwar ist Gott alles in allem, zwar hängt alles an Gottes Vorsehung, alles an der Gnade, aber auch alles am Menschen, eigene Wiedergeburt und Erneuerung der Welt, Leben und Tod, Zeit und Ewigkeit. Wüßte der Mensch in jedem Augenblicke, was von seiner Entscheidung bedingt ist, er müßte oft dem Bewußtsein der Verantwortung erliegen. Doch nein! Nicht erliegen soll er, sondern eine Wahrheit soll er sich ins Herz prägen, an deren Beachtung alles liegt. Diese aber lautet: Unser Alles, Anfang wie Ende, hängt an einem Augenblick, der Anfang an dem Augenblick, in dem wir die dargebotene Gnade ergreifen, das Ende daran, daß wir der ersten Entscheidung fürs Leben treu bleiben bis zu jenem Augenblick, da die Zeit zur Ewigkeit wird.

Zwanzigster Vortrag.

Das übernatürliche Leben.

1. Von allen Dingen wissen die Dichter Schönes zu sagen und zu singen. Ueber jede Blume, über jeden Baum haben sie Gedichte in endloser Auswahl. Selbst der Dornstrauch, die Natter, die Unke haben ihre Sänger gefunden. Nur über ein Geschöpf haben Dichter und Denker mehr Böses als Gutes gesprochen, und dieses Geschöpf ist der Mensch.

Man kann es allerdings nie billigen, wenn sie mit soviel Bitterkeit und Hohn von ihm reden. Jedoch man lernt es wenigstens begreifen, wie sie zu solcher Geringschätzung kamen, wenn man das Leben der Mehrzahl mit offenen Augen beobachtet. Es ist zwar ein starkes, ein furchtbares Wort, das wir geschrieben lesen: Der Mensch kommt um wie das Thier, dasselbe Loos theilen beide [1], allein es sind deren leider viele, welche es beinahe rechtfertigen. Die einen verzehren sich murrend und stumpf unter dem Joche der Arbeit, die anderen haben bloß einen Gedanken: Nichts Besseres unter der Sonne, als wenn man zu essen und zu trinken hat und sich's bequem machen kann; das ist das Einzige, was dem Menschen im Elend dieses Lebens bleibt [2]. Nur ein kleiner Bruchtheil der Menschheit erhebt sich über dies niedrige Treiben und begreift,

---

[1] Eccl. 3, 19. [2] Eccl. 8, 15.

daß nach Geld haschen und die Gaben der Erde verzehren nicht leben zu heißen verdient. Sie werfen sich dann mit Heißhunger auf Wissenschaft und Literatur, oft mit solchem Eifer, daß sie die wirkliche Welt und die eigenen Bedürfnisse vergessen. Gewiß ein edleres Beginnen. Aber ist dieses der Zweck des Lebens und füllt es das Leben aus? Und wenn einer dem Weisen gleich von sich das Wort sprechen kann: Ich habe nach Neuem geforscht und mich bestrebt, alles zu ergründen, was unter der Sonne vorgeht[1], hat er darum schon in Wahrheit gelebt? Wir brauchen die Antwort nicht selber zu geben. Derselbe Weise, der sein Leben mit gedachten Worten beschreibt, sagt uns, was er davon hatte: Das, klagt er, ist unter allen Beschäftigungen noch gar die peinlichste, gerade als hätte sie Gott den Menschen bloß dazu gegeben, daß sie sich daran abmatten[2].

Indem also Salomon theils an sich, theils an seinen Mitmenschen die verschiedenen Wege verfolgt, womit man gewöhnlich die Zeit des Erdendaseins ausfüllt, kommt er zuletzt zu dem Urtheil: Der Mensch begreift nicht, was ihm frommt in seinem Leben, in den wenigen Tagen der Wanderschaft, in der Zeit, die vorüberfliegt wie der Schatten[3]. Das ist hart geurtheilt, aber es ist der tiefste Geist und der erfahrenste Kenner der Welt, welcher uns hier versichert, die Mehrzahl begreife nicht einmal, was leben eigentlich heißt.

2. Und es ist in der That nicht einmal so leicht, das richtig zu beantworten. Was ist Leben? was ist lebendig? Das Wasser, das im Sumpfe stockt, nennen wir todt, die sprudelnde Quelle lebendig. Dem Quecksilber haben alle Sprachen den Namen lebendiges Silber gegeben. Die schneidende Luft, eine durchdringende Kälte heißt der Franzose lebendig. Ein Haus, in dem sich kein Ton hörbar macht, wird todt genannt; kommt

[1] Eccl. 1, 13. [2] Eccl. 1, 13. [3] Eccl. 7, 1.

alles darinnen in Bewegung, so sagen wir, es sei lebendig geworden. Dem Dunkel der Nacht, der Kälte des Winters legen wir die Bezeichnung todt bei. Ein Bekannter, der sich für nichts erwärmen, der sich durch keinen Sporn zu einem rascheren Schritte bringen läßt, verdrießt uns, weil, wie wir sagen, mit einem todten Menschen nichts anzufangen ist. Dagegen entsetzen wir uns, wenn unsere Nerven lebendig werden, und klagen uns darum an, daß uns bei einer Beleidigung oder bei einer Versuchung das Blut lebendig geworden ist.

Aus allem dem können wir leicht entnehmen, was Leben ist und was zum Leben gehört. Als erstes äußerliches Erforderniß, daß das keimende Leben gedeihe, erkennen wir das Licht. Im dunkeln Raume kommt kein frisches Leben auf, höchstens ein Leben, das farblos und stumm, schleichend und kriechend sich seiner selber zu schämen scheint. Als inneres Anzeichen eines frischeren Lebens betrachten wir die Wärme. Das laue Frühlingslüftchen weckt sofort in unserm Herzen die Hoffnung auf eine neue, blühende Welt. Solange die fühlende Hand eine Spur von Wärme am erstarrenden Leibe unserer Lieben zu entdecken glaubt, lassen wir uns die Hoffnung nicht nehmen, daß noch Leben in ihnen weile. Würden wir aber erst gar einen leisen Ton ihrer Brust entsteigen hören, so würde unsere Zuversicht zur Gewißheit. Licht ist also Vorbedingung für das Leben, Wärme das Kennzeichen wenigstens vom Vorhandensein eines höher entwickelten Lebens, Stimme der Beweis von selbstthätiger Lebenskraft. Wenn das Kind mit einem Schrei die Welt begrüßt, erblicken wir darin ein Anzeichen, daß es lebenskräftig ist. Allerdings ist uns die Stimme nur ein Unterpfand und ein Vorbote für stärkere Lebensäußerungen, aber wir finden doch schon das Leben in ihr durch eine erste Einwirkung auf die Außenwelt bezeugt. Leben ist also eigene Thätigkeit eines Wesens, das heißt Bewegung, die von ihm selbst, von innen ausgeht. Lebendig ist somit das, was Be-

wegung in sich hat, oder was zum mindesten fähig ist, sich selber zu bewegen oder eine Thätigkeit kundzugeben [1].

3. Somit können wir auch unter menschlichem oder menschenwürdigem Leben nichts anderes verstehen als Bewegung oder Thätigkeit. Muß also einer, damit wir von ihm sagen können, er lebe als Mensch, in ewiger Bewegung von Ort zu Ort, von Zerstreuung zu Unterhaltung fliegen? Oder besteht menschliches Leben darin, daß einer jahraus jahrein ohne Stillestehen, ohne Ruhetag, ohne einen höhern Gedanken die Maschine seiner Körperkräfte ausnützt, bis sie zusammenbricht? Wer wird das zugeben wollen? Das mag ein Leben sein, das für den gedankenlos flatternden Vogel und für das gemarterte Zugthier gut genug ist; aber der Mensch muß eine höhere Thätigkeit entwickeln, will er ein Leben führen, das ihm geziemt.

Dazu hat ihn Gott bestimmt, als er ihm den Geist gab, durch den er sich über alle irdischen Geschöpfe bis zu Gottes Nähe erheben kann. Für was also lebt der Mensch, der sich nicht über das irdische Treiben zum Geistigen emporschwingt? [2] Beim Thier mag sinnliche Thätigkeit, sehen, tasten, fühlen und genießen, hinreichen, daß wir sagen, es lebe seiner Natur gemäß. Das aber ist für den Menschen nun einmal nicht genug. Als Geistwesen muß er zur körperlichen und zur Sinnesthätigkeit vor allem die geistige fügen. Sonst trägt er nur den Namen eines Lebendigen, wenn er sich nicht durch eine seiner Natur entsprechende geistige Beschäftigung über die unvernünftigen Geschöpfe erhebt [3].

Nun ist aber der Mensch nicht bloß mit Verstand begabt, sondern auch mit freiem Willen. Es genügt also nicht, daß er sich als denkendes Wesen zeige, er muß auch beweisen, daß

---

[1] Plato, Leg. 10, p. 895. c. Bernard., Gratia et lib. arb. 2, 3. Thomas 1. q. 18. a. 1. 2.

[2] Cf. Aristotel., Part. animal. 4, 10. [2] Id., Mor. 9, 9, 7.

er eine sittliche Natur hat. Nur dazu hat ihn Gott mit Vernunft begabt, damit er Herz und Willen nach Gottes Gesetz veredle. Erst durch diese Art von Thätigkeit erfüllt er seine Aufgabe. Arbeitet er nicht an seiner sittlichen Veredlung, so hat er seine Geistesgaben, so hat er sein Dasein umsonst.

Man kann es darum nicht ausdrücklich genug sagen: Will einer menschenwürdig lebten, so muß er sich vor allem der Vervollkommnung des Herzens widmen. Den Geist mit todtem Wissen erfüllen, ist noch lange nicht das wahre Leben. Es ist auch ein Leben, und zwar ein Leben höherer Art, wenn sich der Mensch dem Dienst der Wissenschaft hingibt. Aber es ist nicht das Leben, welches unsere wahre Aufgabe bildet. Wenn dies die eigentlich und allein menschenwürdige Thätigkeit wäre, dann müßte sich der größte Theil der Menschheit von Geburt aus zu einem des Menschen unwürdigen Dasein verurtheilt erachten. Nein, wir sind gewiß geneigt, den Werth wissenschaftlicher Bestrebungen hoch anzuschlagen. Wir halten es für ein schönes und beneidenswerthes Loos, wenn einer sein ganzes Leben ungestört den schönen Künsten, dem Studium widmen kann. Aber wir dürfen nicht läugnen, daß der Zweck des Lebens ungleich höher und allgemeiner ist. Die Aufgabe des Menschen ist so unermeßlich hoch und weit, daß selbst der, welcher bloß der Wissenschaft gelebt hat — und wäre sie auch die höchste, die Wissenschaft von den göttlichen Dingen —, ein verfehltes, weil ein einseitiges, ein halbes Leben geführt, also umsonst gelebt hätte. Und wenn einer mit Salomon zu reden weiß über die Bäume, angefangen von der Ceder des Libanon bis herab zum Hyssop, der an der Wand wächst, und über die Thiere und die Vögel und das Gewürm und die Fische[1], und wenn er den fernsten Kometen ihre Bahnen vorzuzeichnen versteht, und wenn über seine Sprüche und Lösungen sich die

[1] 3 Kön. 4, 33.

fernsten Länder verwundern[1], wenn er aller Sprachen Herr ist und vermag über die Geschichte und Cultur alter und neuer Zeiten Bücher zu schreiben, das alles ist viel zu enge, viel zu klein, viel zu wenig. Das ist Arbeit lediglich für den Kopf, aber das Herz geht leer aus, ja nur zu oft verkümmert es über dieser Beschäftigung auf erbarmungswürdige Weise. Und was das Schlimmste ist, alle diese Thätigkeit und Weisheit vergräbt sich in die Geschöpfe, beschränkt sich auf die Sinnenwelt, reicht nicht über die engen Grenzen dieses kurzen Lebens hinaus. Des Menschen Leben aber währt ewig und der Geist lebt fort, auch wenn er die Schranken dieser kleinen, sichtbaren Welt überschritten hat. Was dann, wenn einer nicht hier schon seine Thätigkeit in jene Welt ausdehnt, welche das blöde Auge nicht schaut, noch die stumpfe Hand betastet, wenn einer nicht hier schon für jene Welt gelebt hat, die seine ewige und wahre Heimat sein wird? Dann läßt er alles, was er hier gethan und gewesen, dann läßt er alles, was sein Leben ausgemacht, am Rande der Ewigkeit zurück und geht hinüber, um ewig drüben fortzudauern, ohne rechtzeitig gelernt zu haben, wie man dort lebt! Dann ist sein ganzes Dasein durch eine Kluft, über die niemand hin oder zurück kann, in zwei ungleiche Hälften zerspalten, von denen die eine, kurze, ein halbes Leben war, indes die andere, endlose, ein Fortdauern sein wird ohne Leben, also ein ewiger Tod! Armer, verlorener Mensch! In diesem Augenblicke wird es dir klar sein, daß nicht ein Leben für vorübergehende, irdische Zwecke und für die Dauer einer kurzen Zeit, sondern daß nur ein Leben für den, welcher unser Ursprung und unser höchstes Ziel ist, daß nur ein Leben für unsere ewige Bestimmung ein menschenwürdiges Leben ist, das einzige, in welchem der ganze Mensch seine Vollendung findet, glücklicherweise zugleich auch ein Leben, das alle führen können, wenn sie anders wollen.

---

[1] Eccli. 47, 17 f.

4. Man beachte aber wohl, daß wir bis hierher ausschließlich von der Pflicht gesprochen haben, nach unserer Natur zu leben, und von der Aufgabe, die wir als Menschen zu erfüllen haben. Es ist ein großer Irrthum, der nur zu häufig begangen wird, wenn man, sobald die Rede auf Gott, auf Religion, auf ein Leben für die Ewigkeit kommt, immer gleich meint, das seien übernatürliche Fragen, die wohl den Christen angingen, aber nicht den Menschen. Nein, es sind natürliche, zu deren Beantwortung der Mensch keinen Christus und keine Offenbarung bedurfte, da ihm Vernunft und Gewissen darüber genügenden Aufschluß geben [1].

Darüber hinaus aber gibt es allerdings ein weiteres Feld, von dem wir ohne die Offenbarung keine Kunde gehabt hätten, und dieses ist das Gebiet des übernatürlichen Lebens. So verschieden das Leben des Leibes und der Sinnesthätigkeit, welches auch die Thiere führen, von dem Leben des Geistes ist, so sehr unterscheidet sich das natürliche Geistesleben von dem übernatürlichen. Daß wir ein menschliches Leben führen, kommt von der Seele, die in uns wohnt. Wenn wir übernatürlich leben, so danken wir das Gott selber, der in uns Wohnung nimmt [2]. Der Grund des natürlichen Lebens ist der von Gott geschaffene Geist mit den ihm innewohnenden Kräften, der Grund des übernatürlichen ist die eingegossene Gnade, die Theilnahme an der göttlichen Natur [3], die Erhebung zur Kindschaft Gottes [4], nebst all den Gaben, die als ihr Gefolge in die Seele einziehen. Die Aufgabe unseres natürlichen Lebens ist, daß wir dem in unserem Gewissen ausgesprochenen Gesetze Gottes in einer Weise dienen, die uns berechtigt, der Verantwortung vor Gott und unserer ewigen Zukunft mit Ruhe ent-

---

[1] Vgl. Band I. (2. Aufl.) 2, 4 ff.; 9, 1; 24, 5.
[2] Joh. 14, 23. 2 Kor. 6, 16. [3] 2 Petr. 1, 4.
[4] Röm. 8, 17. 1 Joh. 3, 1.

gegenzusehen. Die Aufgabe des übernatürlichen Lebens besteht darin, daß wir unserer Würde als angenommene Kinder Gottes mit Hilfe der Gnade Ehre machen und so würdig werden, als Miterben mit seinem Sohne das ewige Reich in Besitz zu nehmen, das er für uns bereitet hat.

Zu diesem Zwecke hat Gott in unsere Seele einen durchaus neuen Grund gelegt und sie überdies mit höchst vollkommenen Gaben ausgestattet. Der Grund ist die sogen. heiligmachende Gnade, welche die Seele selber völlig umgestaltet, adelt und erhöht. So hoch die vernünftige Seele über der Seele des Thieres steht, so hoch, und noch viel höher, erhebt sich die Seele über sich, sobald sie der Gnade theilhaftig wird, so hoch, daß der Ausdruck Theilnahme an der göttlichen Natur oder Vergöttlichung buchstäblich zu nehmen ist[1]. Die Gaben, welche die Gnade begleiten, sind doppelter Art wie die Kräfte der Seele. Dem Denkvermögen entspricht die Erleuchtung durch den Heiligen Geist oder die Eingießung des Glaubenslichtes. Das natürliche Vermögen zu wollen wird durch die eingegossenen Fähigkeiten zur Uebung der einem Kinde Gottes ziemenden Tugenden übernatürlich vervollkommnet[2].

So ist der Mensch durch die Gnade zur Lösung seiner neuen Aufgabe und zur Erreichung seines höchsten Zieles ganz in ähnlicher Weise ausgerüstet wie durch die Schöpfung zur Verwirklichung seiner natürlichen Bestimmung. Es liegt also an ihm, von diesen übernatürlichen Gaben den rechten Gebrauch zu machen, mit anderen Worten, ein übernatürliches Leben zu führen. Wir sagen nicht ohne Grund, ein übernatürliches Leben führen. Leben haben und ein Leben führen sind zwei verschiedene Dinge. Im Besitz des Lebens ist auch das eben geborene Kind, ein seinen Anlagen angemessenes Leben

[1] Thomas 1. 2. q. 110. a. 3; 3. q. 2. a. 10. ad 1; q. 3. a. 4. ad 3.
[2] Thomas 1. 2. q. 63. a. 3.

führt aber nur der, welcher diese frei in rechter Weise verwendet. Ebenso kann es nicht genügen, daß wir durch die Gnade Gottes das übernatürliche Leben empfangen haben, sondern wir müssen es durch eigene freie Mitwirkung stärken und fruchtbar machen. Wir haben die Gaben Gottes nicht dazu erhalten, daß wir sie im Schweißtuch vergraben, sondern daß wir damit zu unserem Besten wuchern, nicht dazu, daß wir den Samen Gottes vertrocknen lassen, sondern daß wir ihn anpflanzen und großziehen.

5. Vorerst obliegt uns nun die Pflicht, dieses Geschenk des übernatürlichen Lebens zu bewahren. Mit einem Gute, das einer nicht sich, sondern fremder Gnade verdankt, darf keiner schalten, wie seine Willkür ihm eingibt. Nicht einmal über dieses leibliche Leben des Todes, das wir aus dem Blute und aus dem Willen des Fleisches empfangen haben, darf einer eigenmächtig verfügen. Wie muß er erst verpflichtet sein gegenüber einem Leben, das ihm Gott mit seinem Blute verdient hat, das Theilnahme an Gottes Leben selber ist! Keiner von uns lebt für sich, und keiner verliert dies Leben für sich. Leben wir, so leben wir Gott, und sterben wir diesem Leben ab, so trifft der Verlust freilich uns, aber er gilt auch dem Herrn[1]. Die absterbende Rebe geht dem Weinstock verloren, aus dem sie ihr Leben hat, und dieser Weinstock ist für unser wahres Leben der Herr[2]. Der göttlichen Natur theilhaftig geworden[3], als uns Gott durch die Gnade zu seinem eigenen Leben erhob, verlieren wir, wenn wir es preisgeben, nicht zwar das menschliche und irdische, sondern ein ungleich werthvolleres, wir verlieren das göttliche Leben. Der größte Schatz für uns auf Erden ist die Gnade Gottes, der schwerste Verlust die Einbuße des übernatürlichen Lebens.

---

[1] Röm. 6, 10; 14, 7 f.

[2] Joh. 15, 1. Augustin., S. 62, 2; 65, 3; 156, 6; 161, 6; 180, 3; 212, 1; 297, 8 u. ö. Bernard., In Ps. 90, 10, 4.

[3] 2 Petr. 1, 4.

Es ist aber zugleich ein überaus zartes Leben. Je vollkommener ein Leben, desto leichter ist es gefährdet. Unter den niedrigen Thieren sind deren, welche, zu Eisklumpen gefroren, glühender Hitze ausgesetzt, verstümmelt, zerschnitten, zerrissen, mit unbegreiflicher Zähigkeit ihr stumpfes Leben bewahren [1]. Dagegen gehört wenig dazu, eine Erschütterung, ein leiser Druck, ein leichter Fall, um ein menschliches Leben zu verletzen, für dessen Rettung wir gern eine Welt opfern möchten. Was Wunder, wenn der kostbare Schatz des übernatürlichen Lebens, den wir in gebrechlichen Gefäßen tragen [2], so zahllosen Gefahren ausgesetzt ist! Darum können wir nicht vorsichtig und wachsam genug damit umgehen und können uns nicht genug unter die Hut dessen stellen, von dem wir es empfangen haben. Die Weisheit des Schöpfers hat es so gefügt, daß die Mutter mit ihrem Leben das Leben des Kindes deckt, ja lebt, solange dieses nicht im Stande ist, sein eigenes Leben zu leben, noch stark genug, um selber Gefährdungen abzuwehren. In dieser Hut gedeiht es in Sicherheit, so schwach es für sich selber ist. So bleibt auch das übernatürliche Leben am sichersten in Gott geborgen, bis wir, diesem Leben des Todes und der Bedrohung durch so viele Feinde entrückt, an dem Ort unserer Bestimmung, in der Heimat bei Gott angelangt und das Vollmaß unserer Entwicklung in Christus erreicht haben [3]. Alsdann wird das übernatürliche Leben, vorerst den fleischlichen Sinnen verborgen, vor aller Welt offenkundig werden, erst in der Verklärung des Geistes und schließlich, nach der Erweckung, auch an dem verherrlichten Leibe [4]. Bis dorthin aber hängt alles daran, daß wir durch Demuth, durch Weltflucht und durch innerliches Leben in Gott verborgen bleiben. Dadurch bewahren wir am leichtesten das Leben, das aus Gott geflossen ist. Ein jedes

---

[1] Autenrieth, Ansichten üb. Natur u. Seelenleben 18 ff. 265 ff.
[2] 2 Kor. 4, 7. [3] Ephes. 4, 13. [4] 2 Kor. 4, 10.

Ding erhält sich am gewissesten auf eben die Weise, in der es entstanden ist. Wagt sich aber einer, sei es aus Ungeduld, sei es aus Vertrauen auf vermeinte Selbständigkeit, ohne zwingenden Grund aus Gottes Schoß in die Welt, so ist sein Leben verloren, sicherer als das des thörichten Vögeleins, welchem der Schutz des Nestes zu früh als unwürdige Haft erscheinen wollte [1].

6. Es wäre aber eine verhängnißvolle Täuschung, wollten wir glauben, weil Gott den Baum des übernatürlichen Lebens gepflanzt hat, so werde er von selber ohne unser Zuthun dafür sorgen, daß dieser seine Früchte bringe. Hat etwa der Herr des Weinbergs den Feigenbaum nicht selber gesetzt, daß er ihm mit Ausrottung droht, nachdem er drei Jahre vergebens Frucht an ihm gesucht hat? [2] So ist einem jeden, der nicht Früchte, und zwar gute Früchte, trägt, das Urtheil der Verwerfung angekündigt [3]. Es ist allerdings richtig, daß keiner Frucht tragen wird außer in Kraft der Lebenssäfte, die ihm aus der Verbindung mit Gottes Gnade zuströmen. Wenn diese nicht mit uns wirkt, ja mehr noch, wenn diese nicht die eigentliche Kraft bildet, aus der unsere Werke hervorgehen, so ist alles, was wir bauen, vergebens für unser ewiges Leben. Das hindert aber nicht, daß wir selbst das Unsrige thun müssen. Schon Adam ist ins Paradies versetzt worden, nicht um sich's dort bequem zu machen, sondern um es zu bebauen [4]. Das gleiche Gesetz gilt auch uns. Wer nicht selber die Gnade benützt, wer nicht selber an sich arbeitet, gleicht einem Schlummernden. Zwar ist das Leben auch in diesem, aber er unterscheidet sich wenig von einem Todten, und bleibt er allzulange in diesem Zustand des Schlafes, so tritt der Tod wirklich ein. Das Leben muß durch Nahrung gefördert, durch Thätigkeit gestärkt werden. Die Nahrung der

---

[1] Vgl. Is. 16, 2. [2] Luc. 13, 6 ff.
[3] Matth. 3, 10; 7, 19. [4] Gen. 2, 15.

Seele ist die Gnade, die wir in uns mehren müssen. Wir mehren sie aber gerade durch unsere Thätigkeit [1]. Wie die Arbeit dadurch, daß sie Bedürfniß und Fähigkeit zur Nahrungsaufnahme weckt, die Kräfte des Leibes auffrischt, so erneuert sich die Gnade durch jede Anstrengung, vermöge deren wir die in uns niedergelegten Gaben fruchtbar machen, sei es indem wir den Glauben durch Gebet und Betrachtung stärken, sei es indem wir uns in den Tugenden üben, zu welchen uns die Gnade befähigt. Unterlassen wir aber dies, so wachsen wir nicht bloß nicht, sondern wir gehen zurück und sterben zuletzt ab [2]. Da ist keiner so vollkommen, daß ihn nicht die Mahnung träfe: Wer gerecht ist, werde noch gerechter, wer heilig, der werde noch mehr heilig: ich werde nur zu bald kommen und jedem vergelten nach seinen Werken [3].

Bei einem Leben, wie das hier in Frage stehende ist, göttlich seinem Ursprunge, unermeßlich dem Werthe, ewig seiner Bestimmung nach, kann es aber nicht genug sein, wenn man nur die gewöhnliche Sorge darauf verwendet, die man jedem andern anvertrauten Gute zu theil werden läßt. Nichts darf der Mühe, nichts der Vorsicht gleichkommen, die wir auf die Förderung des übernatürlichen Lebens zu verwenden verpflichtet sind. Nie dürfen wir glauben, genug dafür gethan, nie, es bereits sicher genug gestellt, nie, es genug vervollkommnet zu haben. Es darf ein festes Leben sein und muß etwas ertragen können, soll Gott darin seine Pflanzung erkennen. In Reif und Sturm und Sonnenbrand soll es nicht bloß zur Noth ausdauern, sondern sogar noch wachsen und edle Früchte reifen. Es muß ein frisches Leben sein, das fröhlich fortwächst und immer neue Sprößlinge treibt. Jenes kränkelnde, halbe Wesen,

---

[1] Concil. Trident. 6, cap. 10. c. 32. Thomas 1. 2. q. 114. a. 8. Hieronym. adv. Jovin. 2, c. 18.

[2] Ezech. 33, 12 f. [3] Offenb. 22, 11 f.

dem zufolge wir über jedes Opfer wie über eine Last seufzen und sofort wieder ausruhen, wenn wir kümmerlich das Unvermeidliche über uns gebracht haben, kann weder Gott zufriedenstellen noch unserem Herzen Trost und Wärme gewähren. Es muß endlich ein Leben stetigen Wachsthums nach oben sein, nicht nach Art der schwachen Ranken, die sich so leicht zur Erde senken und dort ersticken oder verwildern. Bei so vielfacher Aufgabe ist jeder Stillstand und jede Unterbrechung gefährlich. Wenn einer fürchtet, er könnte je zu reich an Werken des Glaubens, der Tugend, der Frömmigkeit werden, von dem ist sehr zu fürchten, er könnte einmal arm werden, wenn er es anders nicht schon ist.

7. Bei alle dem aber muß es, soll es sich als echtes, übernatürliches Leben bewähren, zugleich auch ein wahrhaft natürliches Leben sein. Zwar stammt es vom Himmel und zielt nach dem Himmel. Aber, obwohl übernatürlich, soll es doch eben so natürlich auftreten, wie der eingeborene Sohn Gottes, dessen Person der Quell, dessen Leben die Richtschnur des übernatürlichen Lebens ist, gleich jedem Menschen auf Erden wandelte. Das ist sogar, wenn auch nicht der einzige, so doch ein zuverlässiger Prüfstein, an dem sich mit Sicherheit messen läßt, ob das übernatürliche Leben sich irgendwo ungetrübt kundgibt. Wir wollen damit nichts übertreiben, sondern maßvoll und billig sein. Auch der Christ bleibt Mensch, und darum dürfen wir nicht verlangen, daß er sofort jede Menschlichkeit ablege, und dürfen eine Schwachheit, die wir an anderen begreiflich finden, an ihm nicht gleich zum Verbrechen stempeln. Es ist höchst ungerecht, einen Christen zu verdammen, weil er nicht beiden Richtungen seiner unermeßlichen Aufgabe, den menschlichen und den christlichen Pflichten, gleichmäßig und tadellos gerecht geworden ist. Man darf eben nicht sofort alle Vollendung von jedem verlangen. Aber das hindert uns nicht, trotz aller Geduld, die wir bei Beurtheilung des Einzelnen üben,

für alle ohne Ausnahme den Satz mit Nachdruck auszusprechen, daß das übernatürliche Leben sich durch ein Wachsthum an natürlicher Vollkommenheit kundgeben muß. Beide sind ja enge miteinander verbunden, und deshalb ist es sicher, daß, solange das natürliche Leben nicht ohne Schlacken gefunden wird, auch das übernatürliche noch nicht vollendet ist, und daß dort, wo das übernatürliche Leben in voller Reinheit auftreten soll, auch die Natur ihre Verklärung gefunden haben muß.

Leider haben selbst Christen von diesem so wichtigen Grundsatze nicht immer die richtigen Vorstellungen. Wie wäre es sonst denkbar, daß es unter ihnen immer wieder derer gäbe, die fast einen Beweis für ihre christliche Gesinnung geliefert zu haben meinen, wenn sie die Natur mit ihren Pflichten unterschätzen! Das ist ein großer Schaden. In der Welt gilt es ohnehin als ausgemachte Sache, ein frommer, treuer Christ sei zu zeitlichen Geschäften weniger brauchbar als einer, den keinerlei Bande hindern, sich allgemein nützlich zu machen. Allerdings macht man uns diesen schmählichen Vorwurf tausendmal ohne irgend einen Grund, sei es aus Vorurtheil, sei es aus böser Gesinnung. Aber wenn ein Christ auch nur einmal gegründeten Anlaß gibt, daß man diese Anklage gegen uns erhebe, dann sind oft tausend Christen, denen man im gewöhnlichen Leben nichts vorzuwerfen hat, kaum im Stande, den Eindruck davon wieder zu beseitigen. Möge es darum jeder als seine heiligste Pflicht betrachten, der Welt zu zeigen, daß es Irrthum ist, wenn sie behauptet, das Streben nach Tugend und übernatürlicher Vollkommenheit führe nothwendig zur Roheit, sei von äußerlicher Vernachlässigung und Unbildung unzertrennlich, mache unerträglich, unklug, ungeschickt und gleichgiltig gegen irdische Pflicht und gegen zeitliche Bande. Wer das im Ernste glaubt, dem sagen wir kühn, daß er wohl noch nie ein echt übernatürliches Leben gesehen hat. Wer aber in Wahrheit zu solchen Klagen Anlaß gibt, der möge bedenken, daß eine Fröm=

migkeit oder Heiligkeit, die nicht jeder billigen Anforderung an Anstand, an Umgänglichkeit und an Berufstüchtigkeit im natürlichen Leben gerecht wird, stets ernste Bedenken wachruft, ob sie denn auch als übernatürliche jede Probe besteht. Die Gnade ist nicht der Feind der Natur, sondern ihre Zier und Vollendung. Daß Natürliches und Uebernatürliches ungezwungen eine vollkommene Einigung eingehen, das ist eben die Aufgabe, und die Kunst dies zu erreichen, das Meisterstück des christlichen, das heißt des übernatürlichen Lebens.

Und nicht bloß so unvermittelt nebenher sollen Natur und Gnade zusammenwirken, sondern sie sollen in einträchtigem und unzertrennlichem Verbande miteinander wirksam sein. Das kann wenig fruchten, wenn jemand zwar die Pflichten eines Christen pünktlich erfüllt, aber sich erst hinterher erinnert, daß er dabei auch ein treuer Verwalter, ein guter Hausvater, ein achtsamer Diener hätte sein sollen. Niemand werfe deswegen einen Stein auf das Christenthum. Es ist doch besser, wenn das christliche Bewußtsein wenigstens nach der That dem Sünder die Erkenntniß eines Fehlers erschließt, in den er — wer weiß das so genau! — vielleicht auch verfallen wäre, hätte er sich darin gefallen, die Rolle eines starken Geistes, eines unchristlichen Menschen zu spielen. Aber das ist zweifellos, daß er kein vollkommener Christ sein wird, solange er nicht gelernt hat, ein ganzer Christ und ein ganzer Mensch in einer Person und zu einer Zeit zu sein. Wenn einer nicht eben in seinem Glauben und in seiner Frömmigkeit den Antrieb sowohl als die Kraft findet, seine Zunge zu meistern, seine Leidenschaften zu zähmen, Opfer zu bringen, pflichttreuer, liebenswürdiger, nachgiebiger, anspruchsloser zu werden, dann steht es sehr in Frage, ob nicht sein übernatürliches Leben mehr oder minder Schein ist [1]. Wir verurtheilen niemand — wir werden nicht satt, das zu wieder-

[1] Jac. 1, 26.

holen — um menschlicher Schwächen willen. Wir muthen niemand zu, daß er erhaben sei über jede menschliche Halbheit, Furchtsamkeit und Armseligkeit. Wir verdammen niemand, den einmal eine Uebereilung fortreißt, den eine ehemals zu lang vernachlässigte Leidenschaft hundertmal anfällt, obwohl er sich Mühe gibt, sie zu unterdrücken. Wir verlangen auch keine großartigen und außergewöhnlichen Leistungen. Niemals haben wir von jemand gefordert, daß er den ganzen Tag im Gebete und in der Kirche zubringe, daß er die Bußwerke der Heiligen in ihrer ganzen Strenge nachahme. Wir sind herzlich zufrieden, wenn sich ein Lebenslauf innerhalb der alltäglichen Uebungen eines Christen und der kleinen, gewöhnlichen Tugenden aller Rechtschaffenen bewegt. Wir legen sogar mehr Gewicht auf diese als auf außerordentliche Leistungen, vorausgesetzt daß sie gediegene und wahre Tugenden sind [1]. Aber wir wissen auch, selbst auf die Gefahr hin lästig zu werden, nicht oft und nachdrücklich genug die Mahnung, eine der wichtigsten Grundlehren des christlichen Lebens, einzuschärfen, daß der Christ mit allem Ernste danach streben muß, nicht bloß seine kirchlichen Gebote getreu zu beobachten, sondern zugleich der beste, der pflichtgetreueste, der zuverlässigste Mensch zu werden. Was wir brauchen, das sind einfache, fromme, gerade, natürliche Charaktere, Menschen, die treu ihre Christenpflichten üben, Christen, die eben um des christlichen Geistes willen und nicht aus bloß weltlichen Rücksichten, tadellose, ganze, ehrenwerthe, pflichttreue, anstandsvolle Menschen sind. Mit Recht sagt darum ein mittelalterlicher Bischof: Mag man das auch für weltlich halten, ich jedenfalls weiß die Religion als die Seele des Ganzen nicht von den äußeren Formen des Lebens und des Umganges zu trennen; ja mir ist sogar die Uebung des Anstandes eine religiöse und eine Tugendübung [2].

---

[1] Vgl. I. Band (2. Aufl.) Vortrag 23.

[2] Joannes Saresber., Polycrat. 8, 9.

8. Das ist sicher keine Forderung, von der einer sagen könnte, sie sei übertrieben oder gar unmöglich zu erfüllen. Gleichwohl scheint, wenn wir die Menschen betrachten, darin eine so unüberwindliche Schwierigkeit zu liegen, daß man kühn sagen darf, jene Religion, welche uns anhält und befähigt, diese Aufgabe auszuführen, habe sich dadurch allein schon als die vollkommenste erwiesen. In der That nimmt unter allen Religionssystemen in diesem Stücke keines mit dem Katholicismus auch nur den Wettstreit auf. Weit entfernt davon, eine Einigung von Natur und Uebernatur zu erstreben, glauben die anderen nicht einmal, daß es möglich sei, die einzelnen Kräfte des gewöhnlichen Menschen zu einem schönen Ganzen zu verbinden. Seitdem die Reformation die heilige Ehe zwischen Natur und Gnade geschieden hat, ist allenthalben auch der natürliche Mensch aus dem Gleichgewicht gekommen. Die verschiedenen Thätigkeiten des Menschen, die bisher unter der Hut der Gnade ein einheitliches übernatürliches und natürliches Leben geführt hatten, traten nun auseinander, ja in Gegensatz zu einander, und eine jede, so einseitig sie auch für sich sein mochte, erhob Anspruch darauf, allein das wahrhaft menschliche und wahrhaft christliche Leben zu sein. Dem Pietismus galt Religion nur noch, insofern sie dem Herzen Rechnung brachte. Ob der Geist dabei Nahrung fand oder in Thätigkeit versetzt wurde, das war ihm gleichgiltig. An die Stelle des übernatürlichen Lebens trat Schmachten und weichliches Seufzen, höchstens unterbrochen durch Gewaltauftritte und vulkanische Ausbrüche der lange gelockten Leidenschaften. Ihm gegenüber legte der Rationalismus, das Schreckenskind der protestantischen Orthodoxie, die religiöse Erhebung nur noch in ein dürres Vernunft-Christenthum. Trockenlegung des Herzens, Verbitterung des räsonnirenden Verstandes, nüchternste Speculation auf den unmittelbaren Nutzen galt da für die einzig menschenwürdige Religion. Eine salbungsvolle Betrachtung über den Bau eines

Schneckenhauses oder über den Wandertrieb der Vögel war jetzt weit mehr werth als hundert Klöster sammt den Gebeten und Bußwerken und den Opferdiensten ihrer Bewohner zum Besten der Armen und der Kranken und der Christensklaven und der nothleidenden Verstorbenen. Hier und dort nur noch halbe Menschen und ein zerstückeltes natürliches Leben, von übernatürlichem Leben aber kaum eine Spur! Ein ganzes Leben zu verlangen und den ganzen Menschen in Mitwirkung zu versetzen und ihm über alles das hinaus übernatürliche Erhebung zuzumuthen, das wagte keine dieser Richtungen. Das überließen sie neidlos der alten Kirche, ja sie spotteten ihrer darob, nicht ahnend, daß sie sich selbst damit das Urtheil sprachen und ihrer verachteten Gegnerin den Preis zuerkannten. Denn in der That, einen schöneren Ruhm kann sie nicht beanspruchen als das Zeugniß ihrer Ankläger, daß sie allein Himmel und Erde, Natur und Gnade mit ihren Lebensvorschriften umfaßt, daß sie allein den Zweck verfolgt, Kinder Gottes und ganze Menschen in einer Person zu schaffen.

Wie wenig dieses Geheimniß außerhalb der Kirche begriffen wird, das zeigt der landläufige Einwurf gegen die Lehre vom Uebernatürlichen. Wir sehen, heißt es, am Christen auch nichts weiter als einen gewöhnlichen natürlichen Menschen. Daß er Gott dient, mag wahr sein. Allein das ändert nichts an unserer Ueberzeugung, daß seine Thätigkeit rein menschlich ist. Er übt seine Christenpflichten mit denselben Händen, wie alle Weltmenschen die ihrigen, was er spricht, was er denkt, das sind eben auch menschliche Worte, menschliche Gedanken. Wo bleibt also das übernatürliche Leben? Die Antwort darauf ist nicht schwer. Es ist ganz richtig, und wir rühmen uns dessen sogar, daß jedes Werk, welches der Christ vollbringt, ob er es auch im Geiste des Glaubens und in der Kraft der Gnade thut, von ihm durch seine menschlichen Kräfte zu Stande gebracht wird. Insofern ist es, dem Aeußerlichen nach betrachtet, ein

natürliches Werk. Wenn er betet, wenn er einen Leidenden liebreich tröstet, so ist das Falten der Hände, das Beugen der Kniee, das Sprechen eine That des Menschen. Das Werk als solches ist also seiner Grundlage gemäß natürlich. Dennoch ist die nämliche That zugleich übernatürlich. Was treibt ihn denn, dieses Werk zu thun? Er will vielleicht mit dem Gebete nichts erbitten, er will sich nicht groß damit machen, er hat keinen natürlichen Antrieb oder Zweck dabei, er will nur Gott dienen, nur Gott die schuldige Ehre erweisen. Hunderte könnten sich nicht dazu entschließen, sie hielten es für Erniedrigung, für Thorheit. Und er sieht eine Ehre, die Erfüllung einer Pflicht darin, er empfindet eine Wonne dabei, die er selber nicht versteht, er fühlt sich dazu getrieben von einer Kraft, der er sich fast unwillkürlich beugt. Es ist ihm, als sei sie unwiderstehlich, und doch kann er nicht läugnen, daß er selber frei und freudig handelt. Wie ist das zu erklären? Es ist die Kraft dessen, welcher in ihm lebt und wirkt, mit dem er so innig verbunden ist wie das Glied mit dem Leibe, wie der Leib mit der Seele [1], es ist mit anderen Worten die Gnade. Von ihr geht der Anstoß zu jedem guten Werke aus. Wir folgen ihr nur mit unserer menschlichen Thätigkeit. Deshalb sind alle unsere Thaten, die wir in und mit der Gnade wirken, unsere Werke und dennoch übernatürlich.

Dazu gehört freilich, soll das Werk vollkommen werden, ein zweites, daß wir es nicht aus rein natürlicher Absicht, sondern mit übernatürlicher Meinung vollbringen [2]. Das ist nun unter allen Lehren des Christenthums jene, welche der Welt am fremdesten klingt. Wer kennt nicht die häßlichen Anschuldigungen, die sie deshalb auf uns häuft? Aber gerade darum sagen wir nur um so nachdrücklicher: Die Meinung macht das Werk und gibt ihm Werth und Bedeutung, wie der Geist

[1] Vgl. oben 10, 4; 18, 7. [2] Oben 8, 8.

dem Leibe sein Leben[1]. Sollte das wirklich so schwer zu fassen sein? Denken wir drei Menschen, die einem armen Kinde Almosen geben. Der eine thut es, um sich den unangenehmen Eindruck des Elends aus den Augen zu schaffen, der andere aus natürlichem Mitleid, der dritte, weil er in dem hilflosen Kleinen das göttliche Kind von Bethlehem erblickt, oder weil er sich für seine Sünden ein Werk der Genugthuung auferlegen will. Es war dreimal dieselbe That, und doch nie die gleiche, denn die Absicht war jedesmal anders. Der erste hat wohl kein Werk gethan, das gut heißen könnte. Der zweite hat eine Handlung vollbracht, die gewiß natürlich gut ist. Der dritte hat ebenfalls das natürliche Mitleid geübt; er war sicher nicht weniger mitfühlend als der zweite. Somit ist seine That natürlich ebenso gut als die seines Vorgängers. Aber er hat damit eine höhere Meinung verbunden, und dadurch wurde sein Werk, obwohl es echt natürlich blieb, doch im Wesen übernatürlich. Niemand kann zweifeln, daß die natürliche Güte des Werkes durch die übernatürliche Absicht nicht im geringsten beeinträchtigt ward. Sie blieb, was sie war, ja sie wurde offenbar durch die christliche Gesinnung geläutert und vervollkommnet. Aber während das Natürliche, das echt Menschliche bestehen blieb, trat dazu eine neue Güte, die übernatürliche, die christliche. So übt also ein jeder, der in der Gnade lebt und mit ihr wirkt, in einer und derselben That, wenn er sie aus übernatürlich guter Absicht verrichtet, ein zweifach tugendhaftes Werk, ein vollkommen menschliches und ein göttliches zugleich, und bleibt wahrhaft Mensch, oder vielmehr wird es erst dadurch, daß er aufrichtiger Christ zu werden strebt.

---

[1] Cf. Augustin., Conf. 13, 26, 41. Gregor. Mag., Moral. 28, 30. Thomas 1. 2. q. 19. a. 7. 8. Vgl. dazu außer den Auslegern besonders Rainer a Pisis, Pantheologia v. intentio c. 2 (Nicolai, 1655. II, 618 s.). Rodriguez, Uebung der Vollkommenheit I, 3. Faber, Alles für Jesus (Reiching) 198 ff. 202 ff.

Das übernatürliche Leben, obwohl von Gott selbst begründet und über das natürliche erhaben, hört also nicht auf, ein ungeschmälert menschliches zu sein. Nicht durch plötzliche Wunder, welche uns die Arbeit ersparen, nicht durch sich allein, sondern durch unsere eigene Mitwirkung, also auf echt menschlichem Wege bei aller übernatürlichen Hilfe, und Stufe um Stufe will uns Gott zu sich emporheben. Gott und Mensch, Gnade und Freiheit müssen stets zusammenwirken [1]. Gott beginnt, der Mensch entspricht, das Uebernatürliche zieht, das Natürliche läßt sich ziehen. Die Aufforderung, die Annäherung, die Kräftigung, den Abschluß übernimmt die Gnade, die Einwilligung ist Sache der Freiheit. Dem ersten Entgegenkommen Gottes muß ein Entgegenkommen von seiten des Menschen entsprechen. Alsbald folgt diesem ein zweiter Schritt der Gnade, verlangt aber auch unverweilt einen zweiten Schritt von uns. Und so ist es mit dem dritten und dem vierten bis zum letzten, immer gegenseitig.

Das ganze übernatürliche Leben, soll es ungestört verfließen und sein Ziel erreichen, muß also eine fortwährende Abwechslung, oder daß wir es besser sagen, ein ununterbrochenes Ineinandergreifen von Gnade und Natur sein. Jeder Mitwirkung der Freiheit mit der ersten Gnade entspricht eine neue Gnade, jeder Unterwerfung unter die frühere Eingebung eine erneute Erleuchtung. Verweigert der Mensch seine Hingabe an den Trieb der Gnade, seine Treue gegen die innere Einsprechung, so hat er die Kette unterbrochen und muß es sich selber zuschreiben, wenn die Gnade sich zurückzieht oder doch ein Erkalten und Ermatten sich in ihm fühlbar macht. Thue also heute, wozu dich der Geist heute treibt, und sei überzeugt, daß er morgen mit größerer Kraft an dein Herz pochen und dich noch weiter führen wird. Und folgst du morgen mit derselben Treue, so darfst du am dritten Tage noch größerer Hilfe und endlich

[1] Vgl. oben 5, 7; 13, 7; 19, 7.

einer glücklichen Vollendung sicher sein. Selig der Mann, der seine Hilfe von Gott hat. Mit ihr steigt er empor in seinem Herzen von Stufe zu Stufe, empor durch das Thränenthal bis hin an den Ort, der ihm als Antheil gesetzt ist, den Ort, wo die Thräne in Freude, den Ort, wo Glauben in Schauen, wo Gnade sich in Verklärung wandelt. Derselbe, der ihm das Gesetz gegeben, der gibt ihm auch die Gnade, und der ihm die Gnade einmal verliehen, der sorgt auch dafür, daß sie ihres Erfolges und ihres letzten Segens nicht entbehre, wenn nur er es nicht an Treue, an Gehorsam und Ausdauer fehlen läßt. So schreitet der Mensch unter sicherer Hut und kräftiger Leitung voran, von Tugend zu Tugend, bis er einstmals im Lichte und Jubel Gott sich gegenüber zu schauen verdient, den er bisher in Schmerzen gesucht und im Dunkel in sich gefühlt hat[1].

9. Das sind nun freilich lauter Geheimnisse. Niemand hat es mit leiblichen Augen geschaut, wie einer, der bisher todt an der Seele war, zum neuen Leben des Geistes erstand. Wir selber fühlen es zwar bis in das Mark hinein, was es um jeden Schritt vorwärts, um jeden Fall rückwärts auf der schwierigen und gefährlichen Bahn des übernatürlichen Lebens ist, aber es ist uns unmöglich, davon einen entsprechenden Ausdruck zu geben. Man kann das an sich erleben, man kann es mit dem Auge des Glaubens schauen, aber es bleibt unerklärlich. Dennoch wäre es irrig zu glauben, daß dieses übernatürliche Leben schlechterdings verborgen sei. Es ist zwar immerhin möglich, daß Leben in einem sei, welcher davon nach außen keine Beweise ablegen kann. Doch können wir uns dabei nie der Besorgniß erwehren, es möchte dem Erlöschen nahe sein. Kräftiges Leben wird nie und nimmer im Innern schlagen, ohne daß es sich äußerlich wahrnehmbar macht. So kann es wohl auch geschehen, daß übernatürliches Leben in einem Herzen

[1] Ps. 83, 6 ff.

wohnt, ohne daß es sich eben nach außen kund gibt. Es ist nicht einmal nöthig noch gut, daß es sich immer und überall handgreiflich zeige. Es wäre lästig und unklug, wollte einer zu jeder Zeit, ob gelegen oder ungelegen, auch wo keine Veranlassung dazu vorliegt, von seinem christlichen Bekenntniß vor jedem Menschen Beweise ablegen. Wir wollen also niemand verurtheilen, weil wir an ihm kein Zeichen christlichen Glaubens sehen. Aber daß wir ihn nur mit Besorgniß betrachten, wenn er stets nur von dem innern Kämmerlein spricht, wo er mit seinem Gott allein zusammenlebt, das können wir auch nicht verhehlen. Wo kräftiges Leben und Gesundheit herrscht, da muß es sich durch Thatkraft und Schaffensfreudigkeit nach außen kund geben [1]. Die Werke, spricht der Herr, sagen mir, was du bist: du trägst vom Lebenden bloß den Namen, in Wahrheit aber bist du todt, denn ich erfinde deine Werke nicht als vollkommen [2]. Zeige mir durch die That, daß dein Glauben Leben hat, dann will ich an dein Leben glauben [3].

Man beruft sich freilich darauf, daß das Christenthum im Herzen leben müsse. Nichts ist wahrer als dieser Satz. Im Herzen ruht das Leben. Wenn es im Herzen nicht schlägt, dann kann es sich im Werke nicht zeigen. Aber wenn es sich unfähig erweist, ein Werk zu treiben, ein Wort zu flüstern, was soll das für ein Leben sein! Wo weder Bewegung noch irgend ein Lebenszeichen, soll uns da nicht ums Leben bange werden? Nein, in der Brust, aus der sich nie ein Laut bis zum Himmel erhebt, auf der Zunge, die stumm bleibt, wo Bekenntniß des Glaubens Pflicht wird, in den Händen, in den Knieen, die längst verlernt haben, was zu einem ganzen Gebete gehört, in dem Herzen, das keines Opfers für Gott fähig ist, in den Gliedern, die sich zu jeder Uebung der Frömmigkeit, der Ueberwindung, der Liebe

[1] 1 Tim. 4, 15; 5, 25. 2 Kor. 5, 11. [2] Offenb. 3, 1. 2. [3] Jac. 2, 18.

unbrauchbar erzeigen, in dem Kopfe, der jedem ernsten Gedanken an Gott und die ewigen Dinge ausweicht, in dem Lebenslaufe, in den sich höchstens zu gewissen heiligen Zeiten eine Erinnerung an die Christenpflichten wie eine störende Unterbrechung eindrängt, wird niemand himmlisches Leben suchen.

Was ist nun aber erforderlich, damit übernatürliches Leben bestehe, und an welchen Merkmalen ist es zu erkennen? Die erste Vorbedingung für das Leben ist das Licht, sein erstes Kennzeichen die Wärme, seine erste Einwirkung auf die Außenwelt die Stimme. Die erste Bedingung also, ohne welche auch das übernatürliche Leben eine Unmöglichkeit bleibt, ist das Licht für den Geist. Nun hat aber derselbe Gott, der einst das Licht aus der Dunkelheit aufblitzen ließ, unsere Herzen durch die Offenbarung erleuchtet und das Licht der Erkenntniß in sie strahlen lassen [1]. Somit ist die Annahme des Glaubens das Licht, von welchem das Leben der Seele abhängt. Der Glaube zeigt uns vorerst wenigstens das Ziel, welches allein die Mühe des Lebens lohnt, und weist uns den Weg zu diesem Ziel, das so unermeßlich weit über uns und über die Erde hinausragt. Haben wir einstmals dieses erreicht, ist der Morgenstern aufgegangen und der Tag angebrochen [2], an dem es keiner Leuchte fernerhin bedarf, weil der Herr selber dann unser ewiges Licht sein wird und unsere Herrlichkeit [3], so wird auch der Glaube nicht mehr nothwendig sein, sondern sich in Schauen verwandeln. Inzwischen muß das gemilderte Licht des Glaubens unser schwaches Leben schützen, bis wir einmal so weit gekräftigt sind, um dem uns jetzt noch unzugänglichen Lichte Gottes gewachsen zu sein [4]. Niemand stellt die junge Pflanze gleich ins höchste Licht. Im gedämpften Lichte gedeiht das zarte Leben des

[1] 2 Kor. 4, 6. [2] 2 Petr. 1, 19.
[3] Offenb. 21, 23; 22, 5. Is. 60, 19.
[4] Cf. Augustin., Sermo 212, 1.

Keimlings sicher und beharrlich. So hat auch Gott aus Vorsicht unser noch so gefährdetes Leben in das dämmernde Licht des Glaubens gestellt. In seiner Hut keimt das Leben, das Gott in unser Herz gepflanzt hat. Ohne das Glaubenslicht ist also übernatürliches Leben so wenig möglich, als irdisches Leben sich ohne mildes Licht entwickelt. Ein grelleres Licht als das des Glaubens würde der gemessenen Entwicklung, welche unserem Leben geziemt, nur zum Hinderniß sein. Es ist alles mit höchster Weisheit so geordnet, daß der Keim, welchen die Hand des göttlichen Gärtners in unsere Seele gelegt hat, zu kräftigem Leben gedeihen kann.

Wann er aber seine Lebensäußerungen beginnt, das ist leicht zu erkennen. Die Wärme ist das erste Zeichen, daß sich das Leben entfaltet. So auch in der Seele. Wer erinnert sich nicht daran, welches Feuer uns durchdrang in jenen seligen ersten Zeiten, wo wir so recht den Unterschied zwischen dem verlassenen Sinnenleben und dem neuerwachten himmlischen Frühling in unserer Seele fühlten? Mit welchem Ernst haben wir damals unsere Pflichten erfüllt! Welche Glut der Andacht hat uns das Herz bewegt, sobald nur ein Gedanke an Gott, ein Hauch von ihm unser Herz streifte! Ja wir begreifen es, sie waren zu schön, jene Erstlingswochen, als daß sie ewig so hätten bleiben sollen! Und doch ist es unser steter Schmerz, daß sie nicht geblieben sind. Mögen sie nur wenigstens nicht durch unsere Schuld vor der Zeit ein Ende genommen haben! [1]

---

[1] Ein besonders durch Molinos verbreiteter Irrthum im geistlichen Leben ist der, als ob an dieser fühlbaren Frömmigkeit gar nichts gelegen sei. Sie ist nicht die Andacht selbst, aber ein Erleichterungsmittel für sie und insoferne hoch zu schätzen. Alvarez de Paz, De vita spirit. III. l. 2. p. 3. c. 2. Scaramelli, Myst. direct. p. 3. tr. 6. c. 3. n. 8. 9. Schram, Theol. Myst. § 69. Bernard., De circumcis. s. 3, 10. Thomas 2. 2. q. 82. a. 4.

Aber sie mußten einer höheren Stufe des Lebens Platz machen. Die Mutter kann ihr Kind nicht ewig an ihrem Busen wärmen. Sie muß es, soll es kräftig werden, von sich thun und den Einflüssen der Luft und der Witterung preisgeben. Das Kind wird freilich wimmern. Aber schon das ist der Beginn einer neuen Lebensthätigkeit. Aus dem Seufzen und Rufen wird Stammeln, aus dem Stammeln Sprechen. Statt sich an fremder Wärme zu wärmen, lernt der kleine Wurm durch Schreien, durch Anklammern und Klettern mit dem Gehen zugleich Wärme aus sich selbst heraus erzeugen. So stößt auch uns Gott gleichsam von sich, indem er uns die ersten Wonnen hinwegzuckt. Aber das ist nothwendig, damit unser Leben wachse. Nun lernen wir seufzen und rufen nach dem scheinbar verlorenen Gute, und damit machen wir den entscheidenden Schritt ins volle Leben. Der Laut ist die erste freigewordene Thätigkeit des vollkommen entwickelten Lebens. So ist das Rufen zu Gott, das Gebet, der erste Beweis dafür, daß das übernatürliche Leben sich zur Selbständigkeit entwickelt hat.

Nach diesem vielversprechenden Beginn haben wir endlich Hoffnung, daß sich auch die übrigen Lebensäußerungen nach und nach einstellen werden. Leben aber ist Bewegung und Thätigkeit, nicht eine von außen erzwungene, nicht eine in plötzlichen, kurzen Zuckungen bestehende, sondern eine wie natürlich von innen heraus sich ergebende, ruhige, beharrliche Thätigkeit. Die Anwendung auf das geistliche Leben ergibt sich ungezwungen. Nicht gewaltsames Aufraffen zu Sonderbarkeiten, nicht der Ausbruch kurzer Begeisterung, nicht hohes Speculiren, nicht gelehrtes Disputiren macht das übernatürliche Leben aus. In aller Trockenheit beim Gebete ausdauern, von Gott scheinbar verlassen nichts von den gewohnten Pflichten und Uebungen aufgeben, ohne Anerkennung von seiten der Menschen, ohne Belohnung von Gott, ja mißkannt, gelästert, verfolgt, alle Werke treu thun, einzig um Gott zu gefallen, das ist mehr als Wunder

verrichten und in der Zukunft lesen, das ist wahrhaftig geistiges, christliches, übernatürliches Leben. Wenn wir einen Christen sehen, der frei und freudig als liebender Sohn, nicht als seufzender Sklave, Gott seinen Dienst leistet und jede Ausübung seiner Pflichten als Mensch und Bürger, als Gatte und Vater, als Herr und Diener mit derselben Liebe zu Gott beseelt, mit welcher er ihn im Auge hat, wenn er an der Vervollkommnung seiner eigenen Seele und an der Erfüllung seiner Gebetspflicht arbeitet, dann wollen wir nicht mehr fragen, wo übernatürliches Leben herrscht, dann haben wir es mit eigenen Augen geschaut. Wir haben Glauben gesehen, der in Liebe thätig ist [1], und das ist, mit einem Worte gesagt, jenes übernatürliche Leben, um das es sich hier handelt.

Dieses Leben also, um alles zusammenzufassen, wurzelt im Glauben, keimt in der Andacht, tritt zuerst thätig im Gebete auf und vollendet sich in den Werken, den Leiden und den Opfern, die nach dem Gesetze des Glaubens im Geiste der Liebe geübt werden.

10. Hier müssen wir mit dem Propheten sagen: O Israel, wie groß ist das Haus deines Gottes, wie ausgedehnt das Besitzthum, das sein eigen ist! Groß und endlos, hoch und unermeßlich! [2] Und dieses Haus ist dein Haus, dieses Besitzthum ist dir zum ewigen Erbe bestimmt. Wahrhaftig, du kennst dich selber nicht und verstehst deine Größe nicht, wenn dir dein Leben so werthlos und dein Berufskreis so enge erscheint. Erhebe doch deine Augen und blicke um dich, und dann sage selber, ob es etwas Größeres gibt, als das Loos, das Gott dir bereitet hat, zu leben für dich und für ihn zugleich, zu arbeiten für Zeit und für Ewigkeit, Erde und Himmel zu erwerben.

Groß und schwer ist schon die Aufgabe des gewöhnlichen Menschen. Aber was bedarf es erst, bis das übernatürliche

---

[1] Gal. 5, 6. [2] Bar. 3, 24. 25.

Leben begründet, befestigt, vollendet ist! Und hätte einer Methusalems Alter, er dürfte keine Stunde versäumen, wollte er dessen Verpflichtungen alle bis zum Ende verfolgen. Und dann beginnt erst abermals ein neues, noch höheres Leben, ein Leben ohne Fehler und Täuschung, ein Leben im Lichte, an der Quelle des Guten, das wahre, ewige Leben. Gegen jenes künftige Leben ist das Leben hier, und selbst das Leben des Glaubens und der Gnade, Schatten, Kampf und Furcht. Und doch ist es die Vorbereitung, ist der Himmel bloß die letzte Stufe des Weges, auf dem wir jetzt wandeln. Wie wir jetzt im Fleische das natürliche und das übernatürliche Leben beginnen, so werden wir einst im Geiste die Vollendung des Lebens feiern.

So hängt alles zusammen. Die Natur ist die Grundlage, die Gnade die Wiederherstellung und Erhebung der Natur, die Seligkeit die Verklärung und Vollendung von Natur und Uebernatur. Das Erdenleben ist eine nothdürftige Unterkunft für unsere Lebensreise, das übernatürliche Leben die beschwerliche Wanderschaft über die Wunderbrücke, die Gott von hier zum Himmel mit eigener Hand gebaut hat, das ewige Leben endlich die Besitznahme der Heimat im Vaterhause. Das irdische Dasein gleicht der Nacht, im besten Falle der Dämmerung; das Wandeln im Glauben der tröstlichen, vielverheißenden Morgenröthe; im Himmel wandeln wir im Lichte, das Sonne und Mond entbehrlich macht[1]. Als Menschen dürfen wir uns glücklich schätzen, wenn es uns gelingt, unter der Hand Gottes und nach Gottes Willen zu leben. Als Christen leben wir aus Gott, mit Gott, in Gott. Sind wir aber als Bürger des Reiches, als Kinder und als Vollerben zum Leben eingegangen, dann ist Gott alles in allem, dann ist Gott selbst unser Leben[2].

---

[1] Offenb. 21, 23. [2] Cf. Augustin., S. 297, 8.

Einundzwanzigster Vortrag.

Das Glaubensleben.

1. Am glücklichsten auf Erden ist der, welcher nicht weiß, wie glücklich er ist. Darum beneiden wir aufrichtig jedes katholische Kind. Es weiß fürwahr nicht, wie glücklich es aufwächst. Das Licht des Glaubens strahlt seinen Glanz auf dessen Stirne, daß jedes Auge unwillkürlich darauf hinblickt. Noch weiß das junge Herz, das unter den Fittigen der Mutterliebe in seliger Zufriedenheit lebt, wenig von dem Dorfe, in dem es geboren ist, und schon schwebt es voll kindlicher Freude durch die Unendlichkeiten der überirdischen Welt, für die es wiedergeboren ist. Es spielt mit den Engeln so vertraut, wie wenn sie seine Brüder wären. Wie die Biene von Kelch zu Kelch, so fliegt das kleine Würmlein durch die Räume des Himmels, als ob es hier zu Hause wäre, und weiß jedem seiner Bewohner etwas zu erzählen oder abzufragen. Und ist es mit den Heiligen zu Ende, dann eilt es in den Schoß seiner Mutter, der Königin über Himmel und Erde. Und hat es sich endlich müde geplaudert, so legt es sich vertraulich zum Schlummer hin vor die Füße seines Vaters und Gottes, in dessen Nähe seinem reinen Herzen am wohlsten ist. Wie fühlt es sich hier heimisch! Wie gerne will es alles thun und dulden, wenn es nur einmal ewig bei ihm ruhen darf!

O der seligen Zeit, wo der Glaube im Herzen lebt und herrscht! O daß sie uns nie entschwunden wäre! O daß sie

alle kennen möchten! Friede im Gewissen und Herzensseligkeit ist alles, was das Kind in der Unbefangenheit seines Glaubens kennt. Von Streit und Trennung keine Ahnung, keine von der Zerrissenheit, welche der Zweifel im Herzen schafft! Von jenem düstern Schatten, von jenen Schärfen der Bitterkeit, womit außerhalb der Kirche der Confirmationsunterricht sammt seinen Unterscheidungslehren bereits dem jugendlichen Herzen die stille Innigkeit des Glaubens trübt, erfahren unsere Kinder nichts, nicht einmal unsere Jünglinge und Jungfrauen, welche das Glück haben, unter der Hut eines wahrhaft katholischen Lebens aufzuwachsen. Man kann Seelen bei uns finden, die ihre Erziehung beendigt, ihre Studien abgeschlossen haben und eine strenge Prüfung über das, was sie zu wissen verpflichtet sind, nicht zu scheuen brauchen. Würde man sie aber fragen, wie sich die Protestanten von uns Katholiken unterscheiden, sie wären in Verlegenheit gebracht. Sie würden vielleicht sagen, daß sie nicht begreifen können, wie unsere getrennten Brüder so hart gegen sich und ihre Theuern sein mögen, die Lehre vom Reinigungsorte zu läugnen. Sie würden etwa ihre Verwunderung darüber ausdrücken, wie sie sich und unserm Herrn so wenig Herz und Liebe zutrauen mögen, daß sie an unserer Liebe zu seiner gebenedeiten Mutter irre werden können. Damit wären sie aber auch wohl mit ihrem Wissen am Ende. Doch nein! Eines hätten sie noch gegen sie auf dem Herzen. Oder wenn sie jetzt bereits so klug geworden, daß sie darüber lächeln, jedenfalls hatten sie früher dieses Bedenken, und zwar als Hauptbedenken, gegen die Protestanten in der Seele. Das galt uns als Kindern immer für die größte, wo nicht für die einzige Unterscheidungslehre, daß jene gerade so, wie die Mehrzahl der heidnischen Völker [1], den Tag mit Auszeichnung feiern,

[1] So feierten den Geburtstag die Perser (Herodot. 1, 133; 9, 110. Xenophon., Cyrop. 1, 3, 10), die Aegypter (Genes.

an dem sie das Licht der Welt erblickten, während wir lieber das Fest des Heiligen begehen, unter dessen Schutz und Namen wir in der Taufe den Ruf zum Himmel empfangen haben.

2. Das war vielleicht, wir geben das zu, recht kindisch von uns gedacht. Aber Kinder fühlen die Wahrheit, sie haben mit der Lüge noch zu wenig Vertrautheit gepflogen. Hier haben die Kinder wirklich, so klein der Gegenstand scheinen mag, einen Punkt herausgefunden, in welchem der Unterschied zwischen dem Denken des irdisch Gesinnten und des vom Glauben durchdrungenen Geistes recht anschaulich zu Tage tritt. Wo man sich an die Welt verliert, da feiert man den Geburtstag als Freudenfest. Wo man sich genug an ihr getäuscht hat, legt man bei der Geburt eines Menschen Trauer an und jubelt bei seinem Tode [1]. So hat es das Heidenthum in seinem Pessimismus gehalten. Das größte Unglück, sagt es, das schwerste Unrecht des Menschen sei, daß er geboren ward. Das Beste sei, nicht geboren zu sein, das Nächste, sobald als möglich zu sterben [2]. Beide Verirrungen sind dem Christenthum fremd. Der Christ hat am Leben und am Tode genau so viel Freude als Schmerz [3]. Ihm ist auch das natürliche Leben ein großes Gut, für das er Gott nicht dankbar genug sein kann. Der Glaube gibt ihm keinen Grund, sein Leben gering zu schätzen. Dennoch können wir uns des Tages nicht so ganz freuen, an dem wir es angetreten haben. Wir wissen, daß wir das Licht

---

40, 20; cf. Herodot. 2, 82), die Griechen (Plato, Leg. 6, 784. d. Diogen. Laert. 4, 41; 10, 18) und ganz besonders, wie allbekannt, die Römer (z. B. Plinius 10, ep. 89. Horat., Ep. 2, 2, 210), was auch der König Herodes nachahmte (Matth. 14, 6).

[1] So manche thrakische Völker (Herodot. 5, 4, 2. Mela 2, 2. Valer. Max. 2, 6, 12), die Gaditaner (Philostratus, Vita Apollon. 5, 4), auch die Gymnosophisten und Brahmanen (Strabo 15, 1, 59).

[2] Band I. (2. Aufl.) 8, 15. [3] Bernard., Ep. 100.

der Welt erblickten, beladen mit dem Mißfallen Gottes. Deshalb ist für uns das Leben ein Anlaß zu ungetrübtem Jubel erst in dem Augenblicke geworden, wo uns die Gnade Gottes zum Leben wiedergeboren hat.

So ändert sich das Urtheil über die natürlichste Sache, je nachdem der Standpunkt, von dem aus sie betrachtet wird, der irdische oder der gläubige ist. Hat einer nur erst durch den Glauben gelernt, in die dunkeln Räthsel des Daseins mit der Flamme zu leuchten, die ihm dieser vom Lichte Gottes leiht, so sieht er in dem kleinsten Ereignisse ganz andere und höhere Dinge als zuvor, da er bloß mit dem schwachen Lämpchen seiner kurzsichtigen Vernunft an ihrer Oberfläche herumleuchtete. Schon den Eintritt in diese Zeit mißt er an dem Maßstab der Ewigkeit. Und was immer, klein oder groß, in dieser Welt vor ihn tritt, das wird bei ihm gewogen nach dem Gewichte des Heiligthums, das auch dem Kleinsten einen ewigen Werth und dem Größten trotz aller Ueberhebung seine wahre Geltung zuwägt.

In diesem Stücke hat der Geist des Glaubens aber eine große Aufgabe zu erfüllen. Denn die Urtheile und Anschauungen der Menschen sind oft seltsam. Man macht selbst in Fragen, welche ins Gebiet des rein natürlichen Wissens gehören, Erfahrungen, die uns staunen darüber lassen, wie enge mitunter der Gesichtskreis von Gebildeten, ja von Gelehrten ist. Man kann einen Forscher treffen, für welchen die ganze Welt aus dem einzigen Städtlein besteht, dessen Geschichte er seit dreißig Jahren bearbeitet. Ihm ist das Leben außerhalb dieses Ortes wie mit Brettern verschlagen. Ein Bierkrawall, ein Kindtaufschmaus, der in diesem Krähwinkel vor hundert Jahren die Spießbürger beschäftigte, ist für ihn weit wichtiger als die Zerstörung von Jerusalem oder die Vernichtung der alexandrinischen Bibliothek. Astronomie, Natur- und Sprachwissenschaften, kurz, jedes Wissen, das nicht in seinem Kreise liegt, ist für ihn nicht vorhanden; er

kann nicht begreifen, wie ein vernünftiger Mensch sich auf solche Kindereien einlassen mag. Man lacht über ihn und schilt ihn mit dem Namen Pedant. Aber ist dieser Professor etwa der einzige seiner Art, daß ihr seiner spottet? Wie viele große und berühmte Namen könnte man nennen, die alle nur eine andere Gestalt dieses Pedanten sind! Sie sehen nur, woran sie mit der Stirne stoßen. Sie empfinden nur, was sie berührt. Steht eine Kleinigkeit um eine Linie über die Schablone hinaus, die sie sich ausgedacht haben, so dreht sich's in ihrem Kopfe herum, als hätte ein Erdbeben alles verrückt.

Ist der menschliche Geist schon so kurzsichtig in Dingen, welche dieser Welt angehören, wie erst in Fragen, bei welchen nur der Glaube Kraft und Licht bietet! Welch ein Unterschied, wenn wir die großen Geister der Welt mit den kleinen Geistern des Glaubens vergleichen! Wir brauchen dazu nicht einmal außerordentliche Ereignisse oder heroische Thaten abzuwarten. Gerade im Kleinen gibt sich der Mensch wie er ist, und im Gewöhnlichen verräth er sein wahres Wesen. Da ist etwa ein kleiner Brand in der Küche oder im Zimmer der Magd ausgebrochen. Es geschah ohne ihre Schuld. Die Schuld trug vielmehr der Herr, ein angesehener, feingebildeter Mann, durch seine übel angebrachte Knauserei. Der Schaden, welcher ihm dadurch erwachsen, ist nicht der Rede werth. Dennoch hat er Kopf und Selbstbeherrschung darob vollständig verloren. Schon sind drei Tage über den Schrecken vergangen. Aber noch immer tobt er, als wäre er von Sinnen, und droht der Magd mit Polizei und Schadenersatz und Dienstentlassung. Das arme Mädchen aber hat alles eingebüßt, was es auf Erden besaß, seine Kleider, seine Ersparnisse, das Erbe seiner Eltern, nur eines nicht, sich selber! Es braucht in allem Schelten und Verlust nicht erst mühselig und künstlich nach Trost und Halt zu ringen. Es hat seine Stütze in sich, in seinem Glauben an Gottes Vorsehung. Der Glaube lehrt es,

daß das Unheil sicher nicht erfolgt wäre, hätte nicht Gott es zugelassen. Der Glaube beruhigt es mit der Gewißheit, daß Gott jedenfalls seine Absichten erreicht haben werde. Und wenn Gott seine Zwecke erreicht, dann ist sein Kind in allem Schmerze sicher, daß es die seinen auch nicht verfehlen werde. Da haben wir einen Gegensatz, wie er hundertmal wiederkehrt. Es ist der Gegensatz zwischen dem Geiste der Welt und dem Geiste des Glaubens. Oder denken wir, um denselben Gegenstand von einer andern Seite zu betrachten, den Führer einer großen Partei, von dem alle Wochen die Zeitungen in fremden Ländern wie in der Heimat sprechen, einen Gelehrten ersten Ranges, eine europäische Autorität auf dem Gebiete der Statistik. Er weiß alles, was unter der Sonne in Polizeiberichten und Reisewerken und statistischen Tabellen zu finden ist. Aber was man nicht zählen und nicht wägen kann, ist für ihn nicht vorhanden. Ueberhaupt interessiren ihn Dinge, die nicht in sein Fach einschlagen, weniger als den Landmann irgend ein den Astronomen verloren gegangener Komet. Zu seinen Füßen aber spielt in der harmlosen Unschuld des gläubigen Jugendalters das kleinste seiner Kinder. Von den Wissenschaften, welche dem Vater so manche schlaflose Nacht bereiten, hat es freilich keine Ahnung. Aber seine Gedanken reichen unermeßlich weiter als die des gelehrten Vaters. Mit größerer Liebe denkt es an die armen Heidenkinder in China und Japan drüben als an seine schönen Puppen. Wenn es zu beten beginnt, hat es fast so viele Anliegen als ein Ordensmann, dem alle Welt ihre Nöthen aufs Herz gebunden hat. Und ist es erst ein paar Jahre älter geworden, dann weiß es oft kaum, wo anfangen beim Gebete und wo endigen, so viele Interessen sind seine eigenen geworden. Die in der Finsterniß des Unglaubens schmachten, die von den Fesseln der Sünde Gebundenen, die mit dem Tode ringen, die Fürsten und die Völker, die Glaubensboten und die Vertheidiger der Kirche, sie alle stehen seinem

Herzen so nahe als es sich selber. Die Leiden derer, welche von der Erde geschieden sind, ehe sie ihre Läuterung zu Ende gebracht haben, gehen ihm tiefer zu Herzen als seine eigenen kleinen Schmerzen. Mit Freuden duldet und opfert es, um ihnen seine Liebe zu erzeigen. Mit all den großen Helden des Opfers und der Thatkraft, mit all den schönen Seelen, die seit Jahrtausenden die Erde durch Tugenden geziert haben, steht es in so innigem Verkehre als mit der geliebten Mutter. Es weiß nichts von Schranken des Ortes, nichts von der Enge der Zeit, es lebt und fühlt mit der Ewigkeit. Das ist der Gesichtskreis, den ihm der Glaube in seiner Kindheit schon erschloß, und der sich ihm mit den Jahren, solange sein Glaube lebendig bleibt, mehr und mehr erweitert, weit voran seiner natürlichen Begabung und Entwicklung.

Wie Gott von der Höhe seines Thrones herab mit einem Blicke die Verkettung und den Verlauf der Dinge überblickt, welche dem irdisch denkenden Menschen gleich ragenden Gebirgen und unabsehbaren Meeren jede weitere Umsicht rauben, beinahe so umfaßt auch das Auge des Glaubens mit überraschender Schnelligkeit den Gang und die Bedeutung der Ereignisse. Es wird mancher zu seiner Beschämung schon die Entdeckung gemacht haben, wie leicht und sicher schlichte Leute einer Sache auf den Grund sehen, die er nach angestrengtem Studiren weniger zu erklären wußte als je. Er konnte sich kaum vor Ueberraschung fassen, daß es so kam, und sie wußten es im voraus. Sie ließen sich nicht täuschen durch Jubel oder durch Mißachtung. Sie kannten ganz genau, wie viel die Sache werth war, und wie sie ihren Ausgang finden mußte. Und bald mußte er ihnen Recht geben und gestehen, daß sein Verstand und seine Gelehrsamkeit ihm nicht das Licht, selbst nicht in natürlichen Dingen reichte, das ihnen ihr Glaube lieh. Indem sie sich gläubig zu Gott erheben, schauen sie die Dinge von Gott aus, von der Höhe her, um nicht zu sagen im Lichte

Gottes. Das ist der Lohn des Glaubens: eine Höhe, Tiefe und Weite des Blickes, eine Sicherheit und Leichtigkeit im Durchdringen, eine Klarheit und Richtigkeit der Auffassung, wie sie kein natürliches Wissen gibt. Was der Glaube verleiht, ist allerdings nicht Gelehrsamkeit, nicht Wissenschaft, wohl aber etwas ungleich Höheres: Weisheit, und zwar göttliche Weisheit [1].

3. Wie aber der Mensch urtheilt und denkt, also handelt er auch regelmäßig. Eine wahrhaft erhabene Denkweise muß ein großes Herz erzeugen; ein enger Gesichtskreis dagegen engt immer auch das Herz ein. Noch öfter freilich stammt umgekehrt die Enge des Blickes aus der Enge des Herzens. Damit haben wir den eigentlichen Grund gefunden, warum so viele Menschen so kurzsichtig, so zaghaft, so glaubensschwach sind, sobald es sich darum handelt, etwas zu ertragen, zu opfern, zu verschmerzen, für Gott und ihr Seelenheil eine unbedeutende That zu wagen. Sollen wir denn wirklich annehmen, daß sie das Bessere nicht einsehen? Sind sie im Ernste nicht fähig, sich für das Edlere zu begeistern? Glauben sie, Gott könne zuviel von ihnen fordern? Fürchten sie, er werde ihnen wieder nehmen, was er ihnen gegeben? Weder das eine noch das andere. Da handelt es sich nicht um das Einsehen, sondern um den Muth. Nicht am Kopfe liegt es, wohl aber am Herzen. Das Herz ist es, was den Menschen so enge und so klein macht. Vom Herzen muß es also auch kommen, soll er sich groß und erhaben zeigen.

Wollen wir damit sagen, er solle oder er könne sich einfach über jede Schwierigkeit hinwegsetzen, als wenn sie nicht bestünde? Solche Reden überlassen wir den Stoikern. Nein, die Opfer, welche das Leben fordert, sind viel und groß und schmerzlich. Nein, es ist kein Spaß zu leben. Das Leben

---

[1] Cf. Thomas 1. 2. q. 57. a. 2. 5. 6; q. 66. a. 5. — 2. 2. q. 19. a. 7; q. 45. a. 1. ad 3; a. 6. ad 3.

ist ernst, mitunter furchtbar ernst. Es gehört Muth dazu, es ruhig bis zum Ende zu ertragen und all seine Bitterkeit bis zur Hefe zu leeren. Wer das über sich bringt ohne Verzagen, ohne Murren, der ist ein Held und größerer Ehre als ein Held, der Ehre des Martyrthums werth. Ein geduldiger Mann ist mehr als ein tapferer, und wer sich selber bemeistert, besser als einer, der Städte erobert [1]. Verwegene Männer, die blind voran stürmen, wenn sie vom rauschenden Sturme mitgerissen werden, gibt es allenthalben. Helden, die mit offenen Augen im Feuer stehen bleiben, ohne vorwärts zu können, ohne rückwärts zu weichen, auch dann noch, wenn keine Hilfe naht, wenn keine Ehre winkt, sind wunderselten zu finden. Ob aber die Welt — wir meinen die Welt ohne Gott — seit Anbeginn bis zur Stunde viele hervorgebracht hat, die in unbeachtetem Leid ihr Leben zu verzehren, in markdurchdringender Schande ruhig auszuharren, die Verfolgung und Verkennung zu ertragen vermochten, ohne Selbstvertheidigung, ohne Wiedervergeltung, nicht aus Prahlerei noch in stolzer Verachtung des Feindes, sondern in bescheidener Ruhe, in demüthiger Bußgesinnung, in milder Schonung des Gegners, das überlassen wir ihr zur Entscheidung. Wenn es ihr aber nicht gelingt, jenem Ausfluß von Feigheit ein Ende zu machen, womit sie sich in allen Zeiten, den alten wie den neuen, entehrt hat, wir meinen die Schmach des grundsätzlich geübten Selbstmordes, wird sie gut thun, sich auf die Beantwortung dieser Frage nicht einzulassen. Solange aller Heldenmuth römischer und indianischer Krieger, solange alle Bildung griechischer und moderner Lebemänner, solange aller Stolz der stoischen Philosophie immer wieder dahin ausläuft, daß man bei einer ernsten Prüfung feige das Feld des Lebens räumt, solange behaupten wir, daß die Welt nicht einmal die Kraft besitzt das Leben zu ertragen, geschweige es würdig zu führen.

---

[1] Sprichw. 16, 32.

Der Glauben aber hat den Ruhm, daß er seinen Anhängern hierzu nicht bloß Kraft, sondern sogar Freudigkeit einflößt. Damit allein schon hat er seine Ueberlegenheit über die Welt und seine Uebernatürlichkeit erwiesen. Zu diesem Zwecke legt Gott seinen Dienern so manche ganz ausgesuchte Prüfung auf, und er macht sie nicht unempfindlich gegen den Schmerz, sondern läßt sie diesen eher noch tiefer fühlen, um ihnen und der Welt zu zeigen, daß, wenn sie schließlich doch siegen, nicht ihre, sondern seine Kraft es ist, der sie den Sieg verdanken. Ein solches Beispiel haben wir an Adele von Blois und ihrem Gemahl Stephan. Hochherzig hatte dieser das Kreuz genommen, um mit Gottfried von Bouillon das gelobte Land zu gewinnen. Aber die Liebe zu der, von welcher er mehr Liebe erfahren als von der ganzen Welt, trieb ihn wieder heim, noch ehe von den Zinnen Jerusalems das heilige Kreuz erglänzte. Sie aber wußte zu wohl, welches Opfer sie beide gebracht hatten, als daß sie es nochmal hätte preisgeben mögen. Ohne ihn an ihr Herz zu drücken, sandte sie ihn wieder zurück. Und er erwies sich ihrer Herzensgröße würdig. Er kehrte um, zog von neuem das Schwert und fand den ruhmvollsten Heldentod, den Tod für den Glauben Christi [1]. Hier heißt es buchstäblich: Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, nämlich euer Glaube [2].

In Kraft dieses Glaubens opferten und litten die Heiligen, was ihnen Gott aufbürdete, ja sie legten sich selber freiwillige Leiden auf, um Christo ähnlicher zu werden. In dieser Kraft spottete Laurentius der Peiniger und sagte Tiburtius, daß ihm die glühenden Kohlen wie blühende Rosen vorkämen. In dieser Kraft frohlockte Andreas, als er zum Kreuze geschleppt wurde: O liebes Kreuz, wie lange habe ich mich nach dir gesehnt! Nun bist du da. Nun mach mich meinem Meister

---

[1] Ivo Carnot., Ep. 86 (Migne 162, 455).

[2] 1 Joh. 5, 4.

ähnlich. In dieser Kraft wies Katharina von Siena die goldene Krone zurück und nahm die Dornenkrone und drückte sie auf ihr Haupt. Sie alle hatten den Geist Jesu Christi im Glauben empfangen, den Geist dessen, welcher die ihm zustehende Freude von sich wies und dafür das Kreuz erduldete und die Schmach für nichts erachtete[1]. Darum fanden sie keine Schwierigkeit darin, das Wort des Apostels nachzusprechen[2]: Wir rühmen uns sogar der Trübsal. Darum dachten sie alle, was der hl. Bernhard sagt: Es ist mir lieb, Trübsal zu leiden, o Herr, wenn nur du bei mir bist, lieber als herrschen ohne dich, lieber als an einem Tische sitzen, an welchem du nicht sitzest, lieber als eine Ehre genießen, von welcher du nichts weißt[3].

Hier haben wir die erste Frucht des Glaubens, eine Begeisterung des Herzens, welche der Welt oft wie Fanatismus, ja wie Wahnsinn erscheinen will. Aus dem Glauben kommt jener Trieb, der uns zwingt, selbst wo uns Schmach und Schande gewiß ist, dennoch ohne Rücksicht auf uns Gottes Partei zu ergreifen. Der Glaube ist es, der uns auf jene Seite treibt, wo Gottes Ehre und Majestät am meisten betont wird, auch wenn wir dort recht vereinsamt stehen. Der Glaube ist jene Weisheit, die uns zu Thoren vor der Welt macht, zu Thoren, die hoffen gegen Hoffnung, die lieben ohne Erwiederung, die alles Uebel gering achten, wenn sie nur ein einziges Mal den kleinsten Ausbruch des einzigen Uebels, das wir kennen, der Sünde, dadurch verhüten können. Im Glauben werden die schwersten Pflichten zu heiligen Rechten und Ehrenvorzügen, wird Buße zum Trost, wird Leiden zum Jubel. Der Glaube zwingt uns, daß wir den Spottmantel des Herrn um unsere Schultern so freudig pressen, als hätte er uns sein Siegesgewand abgetreten. Der Glaube gibt uns Kraft, daß

---

[1] Hebr. 12, 2. [2] Röm. 5, 2.
[3] Bernard., In ps. 90. sermo 17, 4.

wir den Gallenbecher, den unser Erlöser an seine Lippen gesetzt, von ihm als Gunsterweis erbitten. Wer es schmerzlich mit uns empfindet, daß Ideal und Begeisterung aus dem Leben entschwunden ist, der lerne wieder im Glauben leben, und dieser Schaden wenigstens ist bald wieder geheilt.

4. Aber Begeisterung und hohe Ideale währen selten lange und bringen wenig Frucht, wenn sie nicht den Willen läutern und in ihm einen ausdauernden Nachhalt zu ihrer Unterstützung wecken. Dafür haben wir die sprechendsten Beweise an allen Bewegungen, die von menschlicher Weisheit und Phantasie eingegeben worden sind, zumal jenen, die sich auf das sittliche und religiöse Leben geworfen haben. An wilder Begeisterung hat es dem Islam nicht gefehlt, und vielleicht haben ihn die mittelalterlichen Ketzer und die Husiten, jedenfalls die Schüler der französischen Aufklärung in der großen Revolution darin noch übertroffen. Aber haben alle diese Ausbrüche vulkanischer Leidenschaft auch nur einen Menschen sittlich besser gemacht? Haben wir nicht Beispiele genug, daß man trotz hohen idealen Schwunges sittlich gemein, bis zur Verächtlichkeit feige und schwach sein kann? Sind die Glanzzeiten der griechischen Cultur, des Humanismus und der Renaissance nicht Beweise dafür zur Genüge?

Auch hier ist es abermals und einzig der Glaube, welcher die gestellte Aufgabe löst. Er, und nur er, hat Ideale für den Geist, Feuer für das Herz und Stärke für den Willen zugleich. Worauf er aber zuletzt stets und am meisten hinarbeitet, das ist die Thätigkeit des Willens. Das hat er zum Beispiel in den Kreuzzügen bewiesen. Sie bedeuten die Zeit der edelsten Glaubensbegeisterung, aber auch eine Zeit des schönsten künstlerischen Aufschwungs, der höchsten Blüte für alle poetischen Ideale, der reinsten Frömmigkeit und Religiösität, und insbesondere einer staunenswerthen ritterlichen Opfer- und Thatkraft. Hätte der Glaube diese einzige Erscheinung hervorgerufen, sie würde genügen, um zu beweisen, daß er dem Willen

eine Spannkraft einflößt, welche der gewöhnliche Menschenverstand nicht erfaßt, die er höchstens aus Neid und im Gefühle seiner Unzulänglichkeit bemängeln kann.

Indes wir erblicken hierin nicht einmal den Beweis seiner größten Stärke. Ein ungleich glänzenderes Zeugniß bietet das christliche Martyrthum und das Missionswesen. Die ritterlichen Glaubenskämpfe währten einige Jahrhunderte, Martyrer und Missionäre aber hat der Glaube immer gezeugt und zeugt sie noch, ja, Gott sei es gedankt, noch immer in reichlicher Anzahl. Das ist noch lange nicht der höchste Muth, daß sich ein Ritter in eisernem Kleid mit Speer und Kolben auf die Feinde stürzt, sei es um zu fallen, sei es um den edelsten Siegespreis zu erringen. Aber wenn ein starker Mann, wenn eine edle Jungfrau um einer heiligen Ueberzeugung, um der Tugend willen ihre Freiheit, ihr Leben opfern, ohne zu fliehen, obwohl sie es vermöchten, ohne zu klagen, obgleich sie wissen, daß es nur der Haß eines niederträchtigen Angebers, die Leidenschaft eines verächtlichen Wüstlings ist, was sie den Verfolgern ausliefert, was ihnen den Schutz der für alle, nur nicht für sie geltenden Gesetze, der niemand außer ihnen verweigerten Menschlichkeit entzieht, so ist das eine Heldenkraft, von der wir ohne Bedenken sagen, daß die Welt gar nicht fähig ist, ihre Größe zu würdigen. Und wenn ein begabter, fleißiger, treuer Mann, den jeder als fähig kennt, einen wichtigen Platz auszufüllen, sich bloß deshalb sein Leben lang zurückgesetzt und sammt den Seinigen der Noth preisgegeben, bloß deshalb Unfähige, Unwürdige, Unmännliche statt seiner emporgehoben sieht, weil er aus seinem Glauben kein Hehl macht, oder wenn ein edler Charakter sich den Spott der Buben gefallen lassen muß einzig dafür, daß er seinem Herrn und Gott die geschworene Treue nicht brechen will, so ist auch dies ein Martyrthum, unblutig zwar, aber feurig, länger, demüthigender und bitterer, als wenn ein kurzer Löwenbiß der Noth des Lebens ein Ende

machte, und ein Ruhm für die Kraft des Glaubens, welchen uns die Welt gewiß ewig nie streitig machen wird.

Wer endlich die Opfer und die Leiden unsere Missionäre erwägt, der dürfte dem Glauben das Zugeständniß machen, daß er an ihnen kaum einen geringern Beweis seiner Macht erbracht hat. Das ist nichts so Großes, wenn der lockende Ruhm der Entdeckung oder der Reiz des Gewinnes einen auf kurze Zeit in fremde Länder treibt. Aber alles verlassen, was dem Menschen theuer ist, Vaterland, Bildung, gewohnte Sitten, Freunde, Familie, Sprache, um verwilderten Menschen Wohlthaten zu erweisen, für die sie keinen Sinn haben, mit der Aussicht, ein Leben voll der demüthigendsten, mühevollsten Arbeiten und Entbehrungen schließlich fruchtlos vergeudet zu sehen, und das ohne alle Anerkennung, ohne Lohn und Ruhm, das ist eine That, die den meisten unerschwinglich, ja thöricht erscheinen muß. Und gewiß ist sie das für gewöhnliche menschliche Kraft. Nur der Glaube kann solchen Heldengeist verleihen.

Uebrigens verdient sich der Glaube diesen Ruhm in gewissem Sinne an einem jeden Christen, in dem er lebendig wirkt. Wir alle, die wir von Christus in Dienst und Treue genommen sind, haben eine Aufgabe von ähnlicher Art und Schwierigkeit vor uns. Und Dank sei der Gnade Gottes gesagt, daß es noch zu keiner Zeit an solchen gefehlt hat, welche ihr auch gerecht wurden. Kein Missionär hat sich noch eingeschifft in ein Land, das so weit entlegen, so unbekannt, dessen Erreichung so unsicher ist als das Land, nach dem wir im Glauben steuern. Von dort ist noch keiner zurückgekommen, der uns sagen könnte, wie es drüben aussieht. Setzen wir einmal den Fuß in das Schiff, das uns dorthin tragen soll, das Schiff, dessen Steuer der Herr Petrus anvertraut hat, so wissen wir, daß uns unsere Heimat in diesem Augenblicke zur Fremde, die ganze Erde wie eine Stätte geworden ist, die uns nicht dulden will [1], daß wir

[1] Hebr. 13, 4.

uns unsere eigenen Hausgenossen zu Feinden gemacht haben [1], aber ob wir unser Ziel erreichen oder Schiffbruch leiden werden, darüber haben wir keine Gewißheit. Nur das fühlen wir, daß wir tausend Stürme heraufbeschworen haben. Und auch das erfahren wir bald, daß wir von allem, was uns lieb ist, gar manches preisgeben müssen, um die Fahrt im Sturme zu erleichtern. Wenn uns da der Glaube nicht hilft, so haben wir wahrhaft keinen Schutz. Da ist ein jeder Christ in derselben Lage wie Petrus, der erste Steuermann. Als er im Glauben wankte, da fing er an zu sinken. Nur indem er sich im Glauben stärkte, fand er wieder Kraft in sich und festen Boden unter den Füßen.

5. So umfaßt der Glaube den ganzen Menschen mit Kopf, Herz und Willen. Mit ihm verträgt sich keine Halbheit. Was nur immer zu einem ganzen Leben gehört, Begeisterung und Idealität der Jugend, duldender Opfermuth des Weibes, ausdauernde Thatkraft des Mannes, ist in ihm eingeschlossen. Der Glaube ist es, welcher den Geist zum Himmel wendet, welcher den Menschen innerlich erneuert, welcher zuletzt auch das äußerliche Leben umgestaltet. Aus dem Glauben lebt der Gerechte [2], aus dem Glauben ist er thätig in Liebe [3]. Begreiflich, daß der Geist Gottes, wenn er die ganze Aufgabe des Christen kurz in ein Wort zusammenfassen will, sich mit solcher Vorliebe des Wortes Glaube bedient.

Man hat freilich behauptet, damit sei nichts gesagt und nichts gebessert. Wenn das Christenthum nichts weiter zu empfehlen wisse als den Glauben, so habe es sich selbst vor der Welt als eine Religion unpraktischer, trockener Verstandesspeculation gerichtet. Auf das Leben komme es an. Und wenn eine Religion nicht auf das Leben wirke, so sei sie eine Philo-

[1] Matth. 10, 36. [2] Hebr. 10, 38. Gal. 3, 11.
[3] Gal. 5, 6.

sophie, todt und unfruchtbar wie jede, aber keine Religion, geschweige die wahre und einzige.

Wir aber sagen: Wenn eine Religion es versteht, zur Grundlage des ganzen Gebäudes einen Satz, ein Wort zu finden, wodurch alles, Denken, Wollen, Fühlen, That und Leben, umgebildet und erhöht wird, so hat sie ein solches Zeugniß von ihrer Meisterschaft geliefert, und alle Philosophien und Religionen derart übertroffen, daß sie die sein muß, die allein dem Menschen genügt. Das leistet aber die christliche Religion, und zwar gerade deshalb, weil sie alles auf den Glauben stellt und alles durch den Glauben wirkt.

Der Glaube ist schon deshalb mehr als alles andere geeignet, das Fundament eines so umfangreichen Gebäudes zu werden, weil es so vielerlei in sich beschließt. Hauptsächlich besagt er ein Dreifaches. Etwas anderes ist glauben, daß Gott ist, etwas anderes Gott Glauben schenken, etwas anderes an Gott glauben [1].

Glauben, daß Gott ist, heißt nur seiner Vernunft die erste und naturgemäßeste Aeußerung ihrer Thätigkeit nicht verbieten. Das ist kein Verdienst. Dafür wird niemand Lohn verlangen, daß er seinen Verstand gebraucht. Selbst unter den Verlorenen ist keiner, welcher das nicht glaubt, wenn auch nur mit Zittern [2]. Beinahe möchte man sagen, selbst das Thier ahne und bekenne, daß es einen Gott gibt. Dieser Glaube also kann nun und nimmer genügen. Im Grunde ist das nicht einmal Glaube. Wenn einer sagt, er glaube, daß es einen Gott gebe, denn das sage ihm schon sein Verstand, so unterwirft er sich seinem eigenen Geist. Das aber ist Wissen. Glauben jedoch heißt, sich einem fremden, überlegenen Geiste unterordnen. Freilich wenn

---

[1] Thomas 2. 2. q. 2. a. 3. Credere Deum, Deo, in Deum. Paschas., De Spir. S. l. 1. praef. Remig., In ps. 77, 8.

[2] Jac. 2, 19.

einer glaubt bloß auf das Wort eines Menschen hin, der hat nur menschlichen Glauben. Wenn aber einer Gott glaubt, das heißt, einzig deshalb, weil es Gott, die Wahrheit, die jedes Truges und jeder Irrung unfähig ist, so will, der hat göttlichen Glauben.

Gott glauben ist also offenbar etwas Höheres als das bloße Glauben, daß es einen Gott gibt. Gott glauben heißt nicht bloß glauben, daß es einen Gott gibt, sondern auch alles annehmen, was er zu glauben und zu denken gebietet, nicht weil unser Verstand es faßt, sondern weil Gott es sagt und anzunehmen befiehlt. Gott glauben heißt also ihm den eigenen Geist zum Opfer bringen und im Geiste des Opfers sich jedem Worte der Offenbarung unterwerfen aus Ehrfurcht vor Gottes Wahrhaftigkeit, aus Gehorsam gegen Gottes Gebot. Es ist aber sicherlich nichts Geringes, sich selbst mit seinem ganzen Denken und Wollen Gott als Opfer weihen. Das aber thut der, welcher Gott glaubt. Er gibt sich selber Gott zum Opfer hin, und zwar gerade mit dem, was dem Menschen am theuersten ist, mit dem eigenen Sinn und dem eigenen Willen.

Gleichwohl gibt es eine dritte, noch höhere Art von Glauben. Wird diese vollkommen geübt, so schließt sie geradezu die Vollkommenheit des christlichen Lebens selber ein. Sie meint man, wenn man vom Glauben an Gott spricht. Wenn ich Gottes Wort Glauben schenke, so habe ich nichts gethan, wodurch ich ihn vor Menschen auszeichne, denn ich glaube auch dem Worte von Menschen. So ich aber Gott nichts weihe, was ich ihm allein und außer ihm niemand zum Opfer bringe, für was ergebe ich mich ihm? Für was täusche ich mich alsdann mit dem Irrthum, daß ich als Christ mehr thue denn als Mensch? Das thue ich aber in Wahrheit erst, wenn ich an Gott glaube. Menschen Glauben schenken ist möglich, an Menschen glauben ist Thorheit. Wehe dem Menschen, der an die Menschen glaubt! Er hat sich selber an Geschöpfe hin=

gegeben, er hat sein Leben auf Menschen gestellt, und das war eine ebenso große Unbesonnenheit als Ungerechtigkeit. Das ist etwas, was nur Gott gegenüber Recht und Pflicht ist. An Gott glauben heißt nämlich, ihn zu seinem letzten und höchsten Ziele setzen. An Gott glauben heißt, sich mit seinem ganzen Leben von ihm abhängig machen, heißt, mit Geist und Herz und Willen, mit dem ganzen Menschen nach ihm streben [1]. An Gott glauben heißt, sich Gott ergeben mit allem, was der Mensch ist [2]. An Gott glauben ist also ein Dienst, der Gott allein geleistet werden darf [3], ist aber auch der Dienst, der allein Gott zufriedenstellt. An Gott glauben kann niemand als der, welcher den christlichen Glauben hat, muß aber auch jeder, welcher dem christlichen Glauben Genüge leisten will. Könnte sich nur ein jeder Christ im vollen Sinne des Wortes rühmen, er sei von denen, welche an Gott glauben! [4]

Es ist also nichts Kleines, wenn es einer soweit gebracht hat, daß er von sich mit Zuversicht sagen kann, er glaube an Gott. Dennoch darf er sich selbst damit noch nicht zufrieden geben. Auch der Glaube an Gott ist noch vieler Steigerungen fähig. Eine jede der christlichen Tugenden — und deren Zahl ist groß — umfaßt so viele Abstufungen, daß einer, der sie alle vollkommen üben will, damit nicht zu Ende kommen wird,

---

[1] Augustin., In Joann. tr. 29, 6. Vgl. oben 4, 6.

[2] Id., In ps. 77. en. 8. Ps. 139. en. 1.

[3] Rufin., Expos. in Symb. n. 36 und (Augustin.) S. 242, 4 (append. V, 398), welche darauf verweisen, daß es heißt: In Deum in Spir. Sanct., aber bloß: ecclesiam, ohne in. In der That beobachten die meisten abendländischen Symbola diesen Unterschied. Die orientalischen legen darauf weniger Gewicht. Auch einige occidentalische machen eine Ausnahme, so das angeblich ambrosianische (Ang. Mai, Script. nova Coll. VII, 158. a; vgl. jedoch Bruni, S. Maximi Taurin. Opp., append. 29—34), ebenso das des hl. Nicetas von Aquileja (Mai a. a. O. VII, 337).

[4] Genau Bañes und Sylvius in 2. 2. q. 2. a. 2.

und wenn er auch keine Stunde eines langen Lebens versäumt. So ist es auch mit dem Glauben. Es kostet Zeit und Arbeit, bis einer den Glauben an Gott hat. Jedoch auch das ist nur ein schöner Anfang, ein festes Fundament, auf dem sich sicher bauen läßt, aber noch nicht das Höchste.

Was nützt es, wenn einer den Glauben hat, übt ihn aber nicht? Wird etwa der Glaube allein ihn selig machen?[1] Wird nicht vielmehr der, welcher den Willen des Herrn kennt, ihn aber nicht thut, der, welcher den Namen des Herrn im Munde führt, ihn aber nicht in der That ehrt, sich größerer Strafe würdig machen als jener, der nie etwas vom Glauben kennen gelernt hat?[2] Darum reicht es nicht einmal zum Heile hin, den Glauben an Gott im Herzen zu haben, das heißt, bloß mit dem Geiste die Herrschaft Gottes über uns, und unsere Verpflichtung zu seinem Dienste anzuerkennen, sondern es ist unerläßlich, daß einer dieser Ueberzeugung im Werke Ausdruck verleihe, daß er mit anderen Worten für den Glauben thätig sei oder den Glauben übe.

Aber noch nicht genug. Es ist schön, daß einer auf diese Weise nach dem Glauben lebt, aber es ist edler, wenn er im Glauben lebt. Wer nur erst mühsam hinter den Forderungen des Glaubens sich einherschleppt, hat noch immer den Geist des Sklaven nicht ganz ausgezogen und wird es nie vermeiden, daß er stets mehr oder minder unter der Höhe der christlichen Vollkommenheit bleibt. Wer aber im Glauben lebt wie das Kind im Hause des Vaters, wie der Freie in seiner eigenen Wohnung, der fühlt nichts mehr von der Last, die auf Sklavenseelen so schmerzlich drückt, der ist heimisch geworden im Lande der Lebendigen, zu welchem die Weltlichgesinnten nur mit schmerzlichem Bedauern oder mit heimlichen Vorwürfen, wo nicht mit dem Unwillen der Trägheit hinaufblicken.

---

[1] Jac. 2, 14. [2] Luc. 12, 47. Matth. 7, 21.

Wenn einer aber glaubt, damit schon an der äußersten Grenze angelangt zu sein, der hat erst noch die ganze Aufgabe des Christen nicht erfaßt. Es ist sicher etwas Großes, hat es einer soweit gebracht, daß ihm der Glaube mit seinen Forderungen zur Heimat geworden ist, in welcher er sich wohnlich einrichtet wie in seinem eigenen Hause. Größer aber ist es, wenn er sein eigenes Herz dem Glauben zur Wohnung bereitet hat. Ein solcher lebt nicht mehr im Glauben, sondern der Glaube lebt in ihm, und er lebt aus dem Glauben. Das aber ist, wie die Schrift sagt, die wahre Gerechtigkeit[1]. Ein jeder soll von sich sagen können: Deinen Willen zu thun, o Gott, das ist auch mein Wille, und dein Gesetz nimmt die Mitte meines Herzens ein[2]. So hat es der Prophet in der Vision von den christlichen Zeiten als Ideal geschaut: Siehe, es kommen Tage, da ich mit dem Hause Israel einen neuen Bund schließe. Ich will mein Gesetz in ihr Inneres legen und es in ihr Herz schreiben. Dann braucht keiner mehr seinen Bruder zu lehren und zu sagen: Erkenne den Herrn, sondern alle werden mich selber kennen vom Kleinen bis zum Großen[3]. Gewiß, alle, welche den Glauben in sich haben und aus dem Glauben leben. Sie brauchen nicht erst mühsam nach dem zu suchen, was Gott von ihnen will und wobei seine Ehre besser gefördert wird. Sie haben nicht lange Arbeit, in jedem Ereignisse, ob süß, ob sauer, Gottes eigenes Werk, in jeder That des Nächsten Gottes höchste Fügung, in jedem Geschöpfe, auch dem schwerst erträglichen, Gottes Ebenbild zu finden. Sie haben nicht Noth, mit gewaltsamen Mitteln und mit erkünstelter Feierlichkeit sich in Gottes Nähe zu versetzen, wenn sie zum Gebete schreiten. Sie fühlen sich ja Gott gegenwärtig, auch während sie an schwerer Arbeit stehen, und verlieren das Gefühl und die Uebung seiner

---

[1] Hebr. 10, 38. Gal. 3, 11. [2] Ps. 39, 9.
[3] Jerem. 31, 31 ff.

Gegenwart nicht, selbst wenn sie mitten im zerstreuenden Gewühle der Menschen sich aufhalten müssen. Sie setzen beim Essen und Trinken den Gottesdienst fort und üben vielleicht im Schlafe die Liebe Gottes vollkommener als andere, die bloß nach dem Glauben leben, in den seltenen Stunden einer halben Sammlung. Das alles ist ihnen so natürlich und geschieht so schlicht und einfältig, daß alle, die sie sehen, meinen, es müsse so sein. Es ist ihnen eben der Glaube zum Leben, das Leben zum Glauben geworden. Er ist in ihnen wie die Seele, sie leben aus ihm, wie sie aus der Lunge athmen.

So war das Leben der Heiligen. Es ist keiner unter ihnen, der nicht dieses Leben aus dem Glauben in seiner Art zu verwirklichen wenigstens bestrebt war. Und es hat nie so todte und so schwache Zeiten gegeben, wo der Glaube Christi nicht einigen Seelen Kraft und Muth eingeflößt hätte, mit ihm bis zu diesem höchsten Grade Ernst zu machen. Das sind die wahren und vollkommenen Christen, welche dem Glauben seine Ehre wahren, sie, die festgegründet im Glauben nicht ruhen, ehe sie die letzte Forderung und den letzten Rath erfüllt haben, womit der Glaube unsere Liebe und Großmuth zu wecken sucht. Würden alle es verstehen, dieses Leben aus dem Glauben zu führen, so würde der Glaube keiner weitern Rechtfertigung vor der Welt bedürfen.

6. Der Städter, der nichts gesehen hat außer der endlosen Ebene, der keine andere Luft athmet als die mit Kohlen und Dünsten genährten Nebel der Niederung, begreift den Geist des Alpenbewohners nicht. Wie kann doch dieser Mann, der nichts hat als seine Hütte auf den unfruchtbaren Höhen, so geringschätzig an den Herrlichkeiten der Hauptstadt herumsehen? Woher das Herbe in seinem Benehmen, die Zurückhaltung, um nicht zu sagen, das Mißtrauen gegen den Fremden? Es ist nicht Stolz noch Verachtung, aber es stößt den Bewohner der Stadt zurück, beinahe wie wenn es Geringschätzung gegen ihn

wäre. Kaum aber hat dieser selber einmal den Fuß in die Alpenwelt gesetzt, so hat er die Antwort gefunden. Nun weiß er, woher dieser so eigene Geist des Alpensohnes, und begreift, daß er nicht Stolz, sondern Gefühl für wahre Größe ist. Er fühlt sich nicht mehr zurückgestoßen, es erwacht etwas in seinem Herzen, was dem Neide ähnlich sieht. Und doch hat er von der Welt, in die er einen Blick gethan, nur ein oberflächliches Bild empfangen. Würde er sie ganz und zu jeder Jahreszeit gesehen, würde er sich in sie hineingelebt haben mit ihren Erhabenheiten, aber auch mit ihren Schrecknissen, sein Neid verwandelte sich in Staunen und Bewunderung, und er vermöchte kaum noch anderswo zu leben.

Geradeso steht der Gläubige inmitten dieser Erde. Die Welt stoßt sich an ihm, weil sie seinen Geist nicht faßt. Sie wird ihn auch so lange nicht fassen, als sie sein Heimatland nicht näher kennen gelernt hat. Die Heimat des Christen ist der Glaube. Die Kenntniß dessen findet sich nicht im Lande derer, welche sich das Leben bequem machen [1]. Die Weisheit, die vom Himmel stammt, hat sich ein Land gesucht, das an Großartigkeit, aber auch an tiefem Ernste nicht seinesgleichen hat. Einem weichlichen Gemüth mag dieses Alpenland des Glaubens auf einen flüchtigen Blick hin schwärmerische Begeisterung einflößen, wenn sich vor ihm zum erstenmal die wunderbare Glut der unsichtbaren Sonne aus der Unendlichkeit herüber auf die Spitzen der Erde malt. Auf die Dauer aber dort wohnen und sich da heimisch fühlen, das kann nur ein Herz, welches der Abhärtung und hohen Ernstes fähig ist. Der Sohn dieses Landes aber, der echte Christ, der einmal gelernt hat, im Glauben zu wandeln und aus dem Glauben zu leben, liebt es ebenso mit seinen Höhen und Abgründen, seinen Lawinen und Gewittern, wie mit seinen leuchtenden Seen und seinem Alpenglühen und seinen

---

[1] Job 28, 13.

glänzenden Gletschern. Durch Arbeit und Kampf stählt er in der reinen Luft des Glaubens seine Glieder und schärft seine Sinne. An der schwindelnden Wand schreitet er hoch über Abgründen im Geiste des Glaubens hin, wie wenn es auf ebenem Boden wäre. Die Gipfel, die an die Wolken reichen, kennt er so genau, als die Blumen, die er vor seinem Fenster zieht. Das kleinliche Spielen, mit dem sie in den Niederungen des weltlichen Treibens drunten die Zeit vergeuden, läßt sein Herz theilnahmlos. Und hat er einmal seinen Fuß in ein Land oder Haus gesetzt, wo nicht der Geist des Glaubens weht, so treibt ihn die Sehnsucht nach seiner Heimat, dem Lande des Glaubens, wieder fort. Er hat Recht. Nur in jener Atmosphäre, in welcher der Glaube lebendig herrscht, findet der, welchem einmal das Leben nach dem Glauben zur Natur geworden ist, den wahren Ernst des Lebens. Nur im Glaubensleben erfährt der Mensch fast greifbar die Majestät des Ewigen. Nirgends sieht der Geist so klar die Niedrigkeit des Irdischen, nirgends so hell den Werth des Ewigen, nirgends so deutlich, wie nahe unsere Erde dem Himmel liegt, als dort, wo der Glaube zum Leben geworden ist.

Zweiundzwanzigster Vortrag.

Das kirchliche Leben.

1. Kein Ding tritt vollendet ins Dasein. Es muß werden und wachsen und sich zum Wachsen der Mittel bedienen, die seiner Natur entsprechen. Nicht einmal das Reich Gottes kam fertig vom Himmel zur Erde. Lieber wollte es in langsamer Entwicklung alle Gefahren eines scheinbar natürlichen Lebensganges auf sich nehmen als dem Menschen und der Menschheit einen Weg der Vervollkommnung zumuthen, der nicht ganz und gar dem menschlichen Wesen angemessen war.

Manche Dinge bedürfen vielleicht längerer Zeit, bis sie vollendet sind, keines aber ist hilfloser, keines so sehr auf fremde Hilfe angewiesen als der Mensch. Gilt das schon vom leiblichen Leben, so noch mehr von der geistigen Ausbildung des Menschen. Nothwendiger als Luft und Speise ist ihm die Erziehung. Daher denn auch ihr Einfluß. Die größte Wohlthat, die verantwortungsvollste Aufgabe, die nachhaltigste Einwirkung auf das Leben ist die Erziehung. Kaum kann das edelste Ringen je ganz die Schäden einer verkehrten Bildung besiegen. Eine Mutter, die ihr Kind verzieht oder unerzogen läßt, bedenkt wohl nicht, welche Kämpfe und Beschämungen sie ihm für später bereitet. Welche Fülle von Segen dagegen eine treffliche Erziehung bereitet, das würdiget vielleicht selbst der nicht einmal, der ihrer theilhaftig geworden ist. Sie hat überhaupt das Schicksal aller großen und wahren Güter, daß

der kleine Mensch den Maßstab für sie nicht findet. Solange einer der Erziehung bedarf, fühlt er sich stets von ihr beengt. Ist sie vollendet, so ist er froh, ihren Fesseln entronnen zu sein. Selten ist einer, der es erfaßt, welch kostbares Kapital er an ihr empfangen hat und welch reiche Zinsen sie ihm für Zeit und Ewigkeit trägt. Wie die Erziehung, so das Leben. Ohne Erziehung keine Vollendung.

2. Die erste, die geborene Erzieherin ist aber die Mutter. Der Wohlthat der mütterlichen Erziehung ist nichts auf Erden zu vergleichen. Jenem Menschen wird stets ein Mangel anhängen, der nicht das Glück genoß, durch die Hand einer Mutter gerade gemacht und veredelt worden zu sein. Jede Erziehung, die Frucht erzielen will, schließt sich der mütterlichen an. In den Händen der Mütter liegt das Schicksal der Menschen und der Völker. Wer auf die Zukunft rechnet, wer den Menschen an sich ketten will, der muß die Mütter mit seinem Geiste erfüllen.

Derselbe Gott, der in der Natur diese Einrichtung traf, hat aber auch für die Uebernatur das gleiche Gesetz durchgeführt. Gott wußte recht gut, warum er das Menschengeschlecht, das zu gewinnen er sich so sauer hatte werden lassen, der Kirche zur Erziehung übergab, nicht dem todten Begriffe einer unsichtbaren Kirche, nein, dem lebendigen Herzen einer wahren Mutter, in deren Schoß der Gescheuchte fliehen, einer Mutter, deren Hand der Widerspänstige fühlen, einer Mutter, an deren Brust der Verschmachtende wieder erwarmen und Nahrung finden kann. Erst in der Stiftung der Kirche, einer sichtbaren, thätigen Kirche, hat das Werk Gottes zu unserer Erlösung seinen vollen Abschluß gefunden.

Nun ist es schwer, eine Mutter zu denken, die nicht den besten Willen haben sollte, ihr Kind zur Vollkommenheit zu erziehen. Woher dann aber so viele Mißerfolge in der gewöhnlichen Erziehung? Davon ist der Grund nicht eben schwer zu

finden. Am guten Willen fehlt es nicht, aber am rechten Verständniß. Den Zweck möchte man erreichen, an die richtigen Mittel denkt man nicht. Das unerläßlichste aller Mittel aber ist die Zucht. Gut ist ein gutes Herz, gut ist Milde und Liebe, besser rechte Belehrung, am besten ernste Zucht. Nichts ist verkehrter in der Erziehung als erst befehlen, dann aber nicht auf die Ausführung des Befohlenen dringen. Wie ungerecht ist doch die Liebe, wenn sie bei sich spricht: Ich kann auch nicht immer schlagen, ich mag das Kind nicht ewig plagen. Was liegt auch gar so viel an diesen Aeußerlichkeiten! Ein gutes Herz hat ja mein Engel doch! Mag ja sein, daß es zur Stunde noch gut ist. Wenn aber die ganze Erziehung nur Herz und Liebe ist und nicht auch äußere That wird und ernst auf äußere That dringt, so wird dieser Engel sicher bald nicht mehr gut und kein Engel mehr sein. Das heißt nicht erziehen, sondern verziehen. Wenn bei solchem Verfahren die Erziehung keinen guten Ausgang nimmt, so erklärt sich das ohne Mühe.

Der Kirche wird niemand zutrauen, daß sie die ihr übertragene Aufgabe der übernatürlichen Erziehung auf solch halbe Weise erfüllen solle. Sie hat ihr großes Amt von Gott. Ihm ist sie verantwortlich. Daß die, welche ihre Zucht am meisten bedürfen, oftmals am lautesten über sie klagen und ihre Liebe lästig nennen, das findet jeder begreiflich. Sie verdoppelt gegen sie nur ihre Liebe wie ihren Ernst im Bewußtsein ihrer hohen Pflicht. Gerade jenen, die am schwächsten sind und sich am meisten gegen die Heilmittel wehren, muß sie diese aber mit dem größten Nachdrucke aufdringen. Sie hat ja Menschen für die Ewigkeit zu erziehen, unerzogene, kranke Menschen. Mit einem schwachen, guten Herzen, mit ein paar milden oder auch strengen Worten diese zuchtbedürftigen Menschen heilen und erziehen wollen hieße Unmögliches oder Wunder erwarten. Solcher Irrthum liegt der Kirche ferne. Gerade daß sie ihren Beruf auf menschlichem Wege, durch sinnliche Be-

helfe, mit irdischen Mitteln zu lösen sucht, daß sie äußerliche Gebote auf uns legt und That und Gehorsam von uns verlangt, das ist ein Beweis, wie genau jener, der ihr unsere Erziehung anvertraut und sie die Kunst der Erziehung gelehrt hat, mit unseren Bedürfnissen bekannt ist und unsere Natur zu behandeln versteht.

3. Der hl. Augustin erzählt in der Geschichte seiner Verirrungen und seiner Umwandlung von dem berühmten römischen Rhetor Victorinus, dessen Vorgang nicht wenig zum endlichen Siege der Gnade in dem Heiligen selber beitrug. Lange Zeit waren alle Versuche, welche der heiligmäßige und gelehrte Simplicianus, der Lehrer, Freund und Nachfolger des hl. Ambrosius, anstellte, um ihn zum Christen zu machen, vergebens. Was helfen fremde Vorstellungen, was erzielt eigene Ueberzeugung, wo das Herz in Unordnung ist! Sein Ruhm und die begeisterte Verehrung, welche der hohe Adel in der Weltstadt ihm zollte, nicht aber Gründe zum Zweifel waren die Gefahr für Victorin. Endlich kam er zu Simplician, wie Nicodemus zu Jesus, im tiefen Dunkel der Nacht. Nun, sprach er, habe ich studirt genug, ich sehe wirklich ein, daß eure Lehre die Wahrheit ist. Du darfst mir glauben, ich bin jetzt Christ. Nein, entgegnete Simplician, noch bist du kein Christ. Ich rechne dich nicht unter die Christen, solange ich dich nicht in der Kirche Christi erblicke. So, spottete Victorin, machen die Kirchenwände zum Christen? Dieses frostige Wort des Spottes war auf lange der einzige Schild, welchen der große Lehrer dem ehrwürdigen Diener Gottes entgegenzuhalten wußte, so oft dieser ihn bewegen wollte, ein ganzer Christ zu werden und lebendige Theilnahme am Christenthum zu zeigen. Denn den wahren Grund seines Widerstrebens getraute er sich nicht zu sagen. Eigentlich fürchtete er die Gunst derer zu verlieren, die ihm bisher geschmeichelt hatten. Erst nach langer Zeit gewann die Gnade so viel über ihn, daß er sich seiner Schwach-

heit und seiner unwürdigen Rede schämte und mit seiner Ueberzeugung Ernst zu machen wagte[1]. Und jetzt, nachdem er einmal wahrhaft Christ geworden, begriff er ohne langes Besinnen, daß auch die Kirchenwände zum christlichen Leben gehören.

Machen die Wände bei euch den Christen? So fragen spöttisch auch uns so manche, die nicht glauben oder gestehen wollen, daß ohne kirchliches Leben kein christliches Leben möglich ist. Auf diese Frage können wir in voller Gemüthsruhe bleiben. Ja, ihr habt ganz Recht, euch mit ihr an uns zu wenden. Niemand kann sie besser beantworten, niemand verdient in diesem Stücke mehr Glauben als wir. Sind wir doch von Kindheit an in der Lehre erzogen worden, daß wir unser Herz als Tempel Gottes betrachten müssen[2], daß die bloßen Steinwände einen, der Gott nicht bei sich hat, nicht zum Christen machen[3], daß man an jedem Orte beten und reine Hände zum Himmel erheben könne und solle[4]. Dennoch stehen wir nicht an zu sagen, daß wir keinen, welcher die Wände der Kirche flieht, als ganzen Christen erkennen. Die Wände machen nicht den Christen, sie gehören aber zu den Kirchen, und die Kirchen gehören zur Kirche, und die Kirche ist das Christenthum. Drum unterliegt es keinem Zweifel, daß es schon auch an den Wänden liegt. Man braucht die Menschen nur ein wenig zu kennen, um genügend zu wissen, daß die jedenfalls nicht die höchsten Vorbilder der Frömmigkeit zu sein pflegen, welche von ihrem Beten unter dem Dome des Himmels in Feld und Flur so viel Aufhebens machen, die, welche immer den Gottesdienst im Herzen und im Geiste als ihre starke Seite rühmen. Wir thun kaum einem unrecht, wenn wir be-

[1] Augustin., Conf. 8, 2, 3—5.

[2] 1 Kor. 3, 19; 6, 19. 2 Kor. 6, 16.

[3] Peraldus, Summa virt. et vit. 1, 5, 5, 7. Ven. 1571. I, 467. Ebrard., C. Wald. 4. Bernard. Fontis Cal., c. Wald. c. 12.

[4] 1 Tim. 2, 8.

haupten, daß bei ihnen dieser Gottesdienst nicht über den Mund hinausreicht, und daß Geist und Herz von diesem selten etwas wissen. Dagegen getrauen wir uns mit der größten Zuversicht zu behaupten, daß gerade jene, welche das vom Menschen gebaute Haus Gottes am meisten in Ehren halten, auch in dem von Gott gebauten Tempel der Natur und in der Stille ihres Kämmerleins mehr und besser beten als jene, welche vorgeben, sie könnten mit Gott nur sprechen, wo sie mit ihm allein sind.

Wer wird sich auch leichter in den Gedanken hineinfinden, die ganze Erde als Heiligthum des Höchsten anzusehen, der, welcher kein irdisches Heiligthum anerkennt, oder der, welcher nur mit einem Gefühle heiligen Schauers die Orte betritt, die sich Gott durch Menschenhände geheiligt hat? Wie viele sind in diese Hallen getreten, die einen aus Neugier, die anderen aus noch schlimmeren Absichten, jedenfalls lag ihnen nichts ferner als der Gedanke, Gott zu ehren: da überrieselte es sie wie ein himmlischer Frost, es drückte sie nieder zur Erde, es schob sie seitwärts in eine Ecke, sie wußten kaum, wie ihnen geschah. Und sie traten wieder auf die Straße und merkten nun erst an dem helleren Glanz der Sonne und dem leichteren Schritt ihrer Füße und dem Wonnegefühl des Herzens, daß sie über das Herz gebracht, was sie bisher für ein Ding der Unmöglichkeit erachtet hatten, daß sie im Bußgerichte eine Last von der Seele gewälzt hatten, die sie seit langem zu ersticken drohte! Sie waren wie Jakob an einen heiligen Ort gekommen, ohne es zu ahnen. Die Engel steigen dort auf und nieder und tragen die Noth der Erde zum Himmel und bringen die Gnade Gottes zurück. Die Tausende frommer Beter und Büßer, die hier seit Jahrhunderten den Himmel zur Erde herabgezogen, haben Luft und Wände mit ihren Gebeten und heiligen Werken getränkt. Es ist eine ganz andere Empfindung, die uns in so mancher armseligen Kirche überfällt, als in den größten, von Gold strahlenden Tempeln. Wir fühlen es beim ersten Ein=

tritt, wo mehr gebetet wird, wo größere Gnaden flüssig sind, wo die Uebernatur greifbarer heimisch geworden ist. O es ist keine Frage: die Wände machen nicht zum Christen, aber es liegt viel an den Wänden.

4. Noch mehr aber gehört das, was innerhalb der Wände geschieht, zum Wachsthum und zur Vollendung des Christen. Die Pflanze des christlichen Lebens gedeiht ebendarum nicht außerhalb der Kirchen, weil sie ohne die Luft der Kirchlichkeit nicht bestehen kann. Den Beweis dafür liefern unsere Heiligen. In jeder Kunst erkundigt man sich am besten um die Mittel bei denen, welche es in ihr zur Meisterschaft gebracht haben. Die Meister der Vollkommenheit sind aber die Heiligen. Nun können wir es als sicheres Kennzeichen der Heiligen und als zuverlässigen Prüfstein der wahren Diener Gottes betrachten, daß ihre Andachten, ihre Tröstungen, ihre Leiden stets genau im Zusammenhang mit dem Kreislaufe des Kirchenjahres und dem äußern kirchlichen Leben stehen [1]. Wer einen Blick in die Schriften der hl. Brigitta [2], Gertrud und Mechtild oder des seligen Heinrich Seuse geworfen hat, weiß, wie enge sich ihre Gesichte und Uebungen den kirchlichen Festkreisen anschließen. Maria von Oignies unterschied, selbst wenn sie nicht wußte, wie sie mit der Zeit daran war, einen heiligen Tag von einem andern an einem gewissen innern Geschmacke [3]. Erschien ihr der Herr, so sah sie ihn meist so, wie es die Festzeit mit sich brachte, zu Weihnachten an der Brust der Mutter, zu Lichtmeß auf den Armen Simeons, zur Leidenszeit in seiner Passion [4]. Maria Bagnesia [5],

[1] Görres, Mystik (1) II, 300 f.

[2] Vgl. Leben der hl. Brigitta. Mainz 1875. 160 ff.

[3] Jac. de Vitriaco, Vita B. Mariae Oigniacens. 2, 10, 89 (Boll. Jun. V, 567. c. ed. Palmé).

[4] Ibid. 2, 10, 88 (Jun. V, 567. ed. Palmé).

[5] Campi, Vita B. Mar. Bartol. Bagnes. 3, 21 (Boll. Mai VI. append. 111. Palmé).

die selige Dorothea [1], Johanna von Orvieto [2] und Coleta [3] hatten selbst Theil an den Schmerzen des Herrn und seiner Heiligen, wie sie der Umlauf des Jahres der Reihe nach den Gläubigen in Erinnerung bringt: sie schienen am Feste des hl. Laurentius im Feuer geläutert, an dem des hl. Petrus gekreuzigt zu sein; man sah sie am Charfreitag wie mit dem Herrn sterbend, am Himmelfahrtstage mit ihm zum Himmel schwebend. Der liebwerthe Hermann Joseph wußte es kaum anders, als daß ein besonderer Festtag für ihn auch eine besondere Gnade, das heißt eine besondere Leidensheimsuchung mit sich bringen müsse. Er pflegte deshalb scherzhaft das Wort im Munde zu führen: Hohe Feste und höhere Schmerzen als Gäste [4]. Dasselbe erfuhr die hl. Katharina von Genua [5]. Für Joseph von Cupertino war jedes Ding, das mit der Kirche zusammenhing, selbst Glockenklang und Kirchengesang, wie ein starker Strick, der ihn unter den Augen von Hunderten aus der Welt heraus und mit unwiderstehlicher Macht zu Gott hinaufzog, so daß er sichtbar vor den Blicken von Tausenden in Verklärung durch die Lüfte schwebte [6], sobald nur irgend ein Zeichen oder Wort durch seine Sinne in die Seele drang, das ihn an die Kirche und ihre Gnadenmittel erinnerte.

Ein Christ, der nicht in seiner Weise etwas davon an sich trägt, verräth jedenfalls, daß der Geist der Heiligen noch nicht

[1] Joann. Marienwerder, Vita 2. B. Doroth. 1, 28 (Boll. Oct. XIII, 509).

[2] Görres, Mystik I, 390; II, 493.

[3] Stephan. Juliac., Vita S. Coletae 14, 121. 122. 124 (Acta SS. Mart. I, 566 sq.).

[4] Festa sunt mihi infesta. Vita S. Hermani Jos. 4, 28 (Boll. Acta SS. April. I, 697).

[5] Vita S. Cathar. Fliscae Adurnae 8, 91 (Boll. Sept. V, 171. e. f. Palmé).

[6] Pastrovicchio, Vita S. Jos. Cup. 3, 24 sqq. (Acta SS. Sept. V, 1020).

der seine geworden ist. Der tiefblickende hl. Philippus Neri, einer der ersten Seelenkenner, war immer geneigt zu glauben, der befinde sich in einem bedenklichen Seelenzustand, den hohe kirchliche Festtage nicht zu größerem religiösen Eifer erweckten. Der milde hl. Franz von Sales schreibt gewiß nicht für Heilige, sondern für Menschen, die in der Welt als schlichte Christen leben wollen: gerade deshalb will er manchen nicht hoch und tief genug erscheinen. Aber auch er verlangt, daß jeder an heiligen Tagen mehr für Gott lebe, und daß einer, der auf den Namen eines wahren Christen Anspruch macht, auf den öffentlichen Gottesdienst und auf die gemeinschaftlichen Andachtsübungen mehr halte, denn auf seine besonderen Aeußerungen der Frömmigkeit[1]. Auch der hl. Bernhard wird nicht müde[2], den Geist zu tadeln, der so gerne eine eigene fromme Liebhaberei dem gemeinsamen kirchlichen Leben vorzieht. Er findet[3], daß sich darin nur zu leicht die Gesinnung jenes Pharisäers ausdrückt, welcher bei sich dachte: ich bin nicht wie die übrigen Menschen[4]. Auf jeden Fall wissen wir, daß wir uns mit solcher Absonderung der Gefahr aussetzen, den Herrn der Kirche zu verlieren. Dieser hat uns ausdrücklich davor gewarnt, ihn ausschließlich in der Einöde draußen oder lediglich drinnen in unserem verborgenen Kämmerlein zu suchen. Nicht als ob er nicht auch da wäre. Nur werden jene ihn nicht finden, die ihn bloß dort suchen, wo sie und er allein sind[5].

Gott gehört allen gemeinsam an, die zu seiner Familie gehören. Wer sich von seiner Familie sondert, der trennt sich auch von dem Vater, dessen Gegenwart allein die Familie zusammenhält. Wo aber auch nur zwei oder drei in seinem

---

[1] Franz von Sales, Philothea 2, 15.

[2] Bernard., In cant. Cant. 33, 10. In purificat. 2, 2. In dom. 6. post. Pent. 1, 3.

[3] Id., De gradib. superb. 14, 42.

[4] Luc. 18, 11. [5] Matth. 24, 26.

Namen, im Gehorsam gegen seine Anordnung und im Geiste der Angehörigkeit an die Familie Gottes, die Kirche, vereint sind, dort ist er mitten unter ihnen [1]. Gut ist die Einsamkeit und nicht genug zu empfehlen. Steht sie aber nicht unter dem Schutze und der Leitung der Gemeinsamkeit, dann ist sie des Menschen Verderben [2]. Der Mensch ist geschaffen für die Gemeinsamkeit, es ist nicht gut, daß er allein sei [3]. Was er thut, losgetrennt von der Gemeinschaft derer, zu denen er gehört, das hat er für sich gethan, aber nicht für den, welcher ihn zum Mitglied seiner Gemeinde berufen hat [4]. Unser Herr hält es mit denen, welche als lebendige Glieder fest zu seinem Leibe halten; denn er ist die Seele seiner Kirche. Wer sich von dieser absondert, von diesem flieht das Leben [5].

Wir kennen viele, die meinen, wunder welch tiefes und frommes Wort sie sprechen, wenn sie Christenthum und Kirche, Religiosität und Kirchlichkeit voneinander trennen. Sie ahnen nicht, daß sie sich damit von Christus, also auch vom Christenthum trennen. Es gibt kein Christenthum ohne Kirche, so wenig als eine wahre Religion ohne Christenthum. Religion, Christenthum, Kirche sind ein und dasselbe, und das einzige wahrhaft christliche Leben ist das kirchliche Leben. Täusche sich niemand und lasse sich keiner täuschen! Wer wird bei dem ein lebendiges Gefühl für den Bräutigam suchen, welchem die Braut gleichgiltig ist? Traut wohl jemand dem ein Interesse für das Haupt zu, welcher für das Wohl und Wehe des Leibes kein Mitgefühl hat? Wer also Christo dient, muß auch der Kirche dienen. Weist einer die Kirche zurück, so trennt er sich von Christus. Hält er

---

[1] Matth. 18, 20.

[2] Basilius, Regul. fus. 7. Cassian., Collat. 18, 8; 19, 3. 6. 10 sqq. Vitae Patrum 5, 10, 110. Bernard., Ep. 115. Thomas 2. 2. q. 188. a. 8.

[3] Genes. 2, 18. [4] Cf. Bernard., In Cant. 19, 7.

[5] Cf. Bernard., In Nativ. B. M. V. n. 17.

sich aber an die Kirche, so muß er auch an ihren Uebungen theilnehmen. Man sagt uns freilich entgegen: Aber was machen uns diese kirchlichen Ceremonien und Andachten und Sacramente besser? Dienen diese Gott statt unser? Oder müssen nicht doch wir selber trotz aller Heilsmittel Gott minnen und suchen? Ganz richtig: wir müssen Gott dienen. Aber wir müssen ihm dienen auf jene Weise, die er selber angeordnet hat. Wenn wir diese verachten, so werden wir Gott suchen und ihn nicht finden. Wir werden Gott dienen auf unsere Weise, aber nicht auf die seinige. Besser aber, wir erfüllen, wenn wir ihm einmal dienen wollen, seine Anordnungen als unsere Neigungen. Die äußerlichen Dinge werden uns nicht den Dienst Gottes abnehmen, aber sie werden uns dienen, daß wir Gott recht dienen. Dann allein aber dienen wir ihm recht, wenn wir ihm auf die Weise dienen, wie er es angeordnet hat. Es ist also klar, daß wir gerade durch den Gebrauch der kirchlichen Heilsmittel Gott am besten dienen und am sichersten unser Heil wirken.

5. Das aber kann uns nicht schwer fallen, wenn wir bedenken, was wir dem Anschluß an die Kirche verdanken. In diesem Stücke gehören wir alle zu denen, die nur zu gewinnen und nichts zu verlieren haben. Jeder weiß aus tausendfacher Erfahrung, was er aus sich selber ist. Wer glaubt, er sei etwas, der betrügt sich selbst[1]. Ist das, was er zu sein vermeint, vielleicht auch nicht barer Schein, so ist es doch von heute auf morgen und vergänglicher als selbst das so leicht gefährdete Leben. Nur die Werke und die Gaben Gottes kann der Mensch sein wahres Eigenthum nennen, und nur sie kann ihm keine Macht nehmen, falls er sie nicht selber wegwirft. Wenn wir also glauben, daß uns Gott seinen eingeborenen Sohn und mit ihm alles geschenkt hat[2], wie können wir zweifeln, daß unermeßliche Schätze unser eigen sind, sobald wir

[1] Gal. 6, 3. [2] Röm. 8, 32.

uns mit ihm in Verbindung setzen? Für wen hat der Sohn Gottes seine Thränen und sein Blut dahingegeben, wenn nicht für uns? Unser ist seine Menschheit, unser seine Armuth, unser sein verborgenes Leben, unser sein Wunderwirken, sein Leiden, seine Herrlichkeit, unser alles Große, das er in den Heiligen gewirkt hat. Alles ist euer, sagt der Apostel, ob einer Paulus oder Petrus heiße, sei es Welt, Leben oder Tod, ob Gegenwart oder Zukunft, alles ist euer, denn ihr seid Christi und Christus ist Gottes [1]. Das Blut der Martyrer, der Schweiß der Missionäre, die Bußübungen der Mönche, die Kämpfe der Jungfrauen, die Thränen der Wittwen, die Beispiele, die Almosen, die Stiftungen, die Krankendienste der Gläubigen, alles ist unser. Die überfließenden Verdienste der Gerechten, die Fürbitte der Heiligen, die unermeßliche Macht der Mutter unseres Herrn, alles ist unser, denn wir sind Christi und Christus ist Gottes.

Alles ist unser, aber nur dann, wenn wir Christi sind [2]. Christus jedoch gehören wir nur an, wenn wir als lebendige Glieder mit seinem Leibe verbunden sind. Der Weg aus den Gliedern in das Haupt und aus dem Haupte in die Glieder führt stets durch den Leib [3]. Christus, unser Haupt, ist es, der sich in seiner Kirche einen heiligen irdischen Leib gebaut [4] hat, so wahr und so lebendig, daß jeder, der zur Kirche gehört, Fleisch von seinem Fleische und Bein von seinem Beine ist [5]. Er ist es, durch welchen der ganze Leib mit seinen verschiedenen Gliedern zur Einheit zusammengehalten wird, doch so,

---

[1] 1 Kor. 3, 22. 23. [2] Röm. 8, 32.

[3] Die Formel, die man so oft als eine der Schleiermacherischen Genialitäten herumbietet, die Protestanten suchten durch Christum die Kirche, indes die Katholiken durch die Kirche Christum suchten, ist beim Lichte besehen nichts als eine Unmöglichkeit, ganz abgesehen davon, daß sie Christum unter die Kirche erniedrigt und zu einem bloßen Werkzeuge und Wege, um die Kirche zu finden, herabwürdigt.

[4] Ephes. 5, 23 ff. [5] Ephes. 5, 30.

daß jedes einzelne Glied nach seinen Gaben zum Wachsthum und zur Vollendung des Ganzen beitrage[1]. Für diesen Leib hat Paulus ergänzt, was an dem Leiden Christi noch mangelte[2]. Zum Wohle dieser ganzen Kirche und jedes ihrer Glieder thut jeder, was er nur thut. Wenn ein Glied leidet, so leiden alle darunter, und wenn ein Glied etwas Rühmliches vollbringt, so kommt es allen zu gute[3].

Das alles gilt aber nur von jenen, die lebendige Glieder am Leibe Christi sind. Das Haupt denkt und will und befiehlt nur für die Glieder, welche dem Leibe angehören. Das Glied, das von diesem getrennt ist, empfängt von der Seele aus dem Herzen weder Nahrung noch Wärme. Nur durch die Kirche strömen die Gnaden Christi zu uns. Wer ihr nicht einverleibt ist, der ist der Gnade entzogen. Was die Adern im Leibe, das sind für die Seele die Heilsmittel der Kirche. Wo sie versiegen, da ist Kraft und Leben im Schwinden. Unermeßliche Schätze sind es, welche der Christ sein nennt. Die Kirche aber ist die Schatzkammer Christi wie des Christen. In ihr hat der Herr alle Gnaden seines Herzens, alle Verdienste seiner Menschheit, die gegenseitige Unterstützung aller derer hinterlegt, die mit ihm vereiniget leben im Himmel und auf Erden. Aus ihr empfängt ein jeder, was er bedarf, im Ueberflusse. Ihr vertraut er an, was er für andere that, Lebendige und Verstorbene. In den ersten glühenden Tagen des Christenthums hätte das Feuer der Liebe die Brüder es wie einen Schimpf fühlen lassen, wenn einer von zeitlichen Gütern etwas sein eigen genannt hätte. Das ist im Laufe der Zeit wieder anders geworden. Aber das ist der Kirche als rühmliche Auszeichnung geblieben, wodurch sie sich bis zur Stunde von allen anderen Verbindungen der Menschen unterscheidet, daß wenigstens die geistigen Güter ihrer Anhänger allen wie eigen zugehören, daß alle

[1] Ephes. 4, 16. [2] Kol. 1, 24. [3] 1 Kor. 12, 26.

Christen nur eine gemeinsame Schatzkammer der Gnaden anerkennen. Aus ihr entnimmt jeder, was er zum Heile nöthig hat. In sie legt jeder nieder, was er verdient hat. Durch sie kommt der Ueberfluß des einen der Armuth des andern zu gute. Durch sie erwirbt das eine Glied Christi dem anderen Heil und Segen, ohne daß eines das andere kennte, ohne daß der eine erführe, was der andere ihm zugewendet, bis auf den Tag der großen Abrechnung. Durch die Kirche senden die Gläubigen den armen verirrten Kannibalen ihre Missionäre und Gebete und die sauer erdarbten Pfennige an die Grenzen der Erde zu. Durch sie senden ihnen die Neubekehrten hinwiederum ihren Dank zurück, indem sie, aus dem Bade der Wiedergeburt ins neue Leben emporsteigend, ihr erstes Gebet zum Vater der Erbarmung durch die Hände der Kirche ihren Wohlthätern übermitteln, die indes vielleicht vom Tode ereilt, dieser Hilfe doppelt bedürfen und sie auch doppelt schätzen gelernt haben.

6. Daraus wird wohl jeder ersehen, daß die Kirchlichkeit kein Hinderniß für wahre Religiosität ist. Im Gegentheil: weder Frömmigkeit noch Gottesfurcht, weder christliche noch öffentliche Sitte gedeiht, wenn der Zusammenhang mit der Kirche zerrissen ist. In jeder Beziehung ist das kirchliche Leben die Blüte der christlichen, ja der humanen Gesinnung.

Es erzeugt vor allem gewisse gesellschaftliche Tugenden, ohne welche die Menschheit nun einmal nicht bestehen kann. Ihr Reichen habt keine Ahnung davon, welche Versuchung selbst brave Leute angeht, wenn sie euch zu euern Eispartieen, zu euern Concerten und Elitebällen fahren sehen. Ihnen bleiben die Thore geschlossen, die sich euch wie von selber öffnen. Das ist ein eigenes Gefühl für die Armen, wenn sie eure müßige Pracht beobachten und dabei die Schwielen ihrer Hände betrachten, die sie so leicht besehen können, da sie trotz all ihrer Mühe die Hände stets leer und bar haben. O wenn ihr wüßtet, welche Gedanken oft das Gehirn so eines abgehärmten Mannes kreuzen!

Aber wenn er euch dann wieder neben sich erblickt in Demuth auf derselben Bank knieend, auf der auch er sich als armer Sünder vor dem Diener Christi anklagt, wenn ihr so gut wie er euer Haupt zum Zeichen der Buße mit Asche bestreuen lasset, wenn er sieht, daß ihr euch nicht für zu gut erachtet, um euch aus dem Munde des Priesters von der Kanzel darüber belehren zu lassen, was allen zum Heile ist, dann ist die Versuchung wieder besiegt. Glaubt es uns aufs Wort, ihr seid nicht im Stande zu ermessen, welch rettenden Einfluß ihr auf die in Trümmer brechende Welt mit dem Beispiel der Demuth, der Liebe, der Brüderlichkeit üben könnet, das ihr durch rege Theilnahme am kirchlichen Leben gebt. Wer die Weltlage kennt, der wird gestehen müssen, daß es die zeitgemäßeste aller Tugenden ist, in diesem Stücke die Forderung des Glaubens zu erfüllen.

Dabei enthält das kirchliche Leben eine ganze Summe von innerlichen Tugenden, die jedem für seine Person aufs höchste nothwendig sind. Wir können nicht begreifen, wie es immer deren gibt, welche Kirchlichkeit als den Tod der eigenen sittlichen Arbeit verdammen. Das dünkt uns ebenso ungereimt, als wenn man allen, die über das Meer fahren wollen, zumuthen würde, selber hinüberzuschwimmen, weil ein oder das andere Mal Leute, die sich in falscher Sicherheit auf dem Schiffe gehen ließen, dabei ertrunken sind. So mag es ja auch einmal geschehen, daß einer die Forderung der Kirchlichkeit mißdeutet und sich einredet, weil er zur Kirche hält, dürfe er sich persönliche Mühe ersparen. Aber muß man deshalb das Schiff der Kirche zerstören und um einiger willen, die es nicht zu benützen wissen, alle dem Verderben preisgeben? Möge sich nur ein jeder der Ordnung unterwerfen, die auf diesem Schiffe herrscht, dann wird sich schon herausstellen, ob er nicht eben durch den Anschluß an die Kirche mehr Tugenden üben muß, als er zuvor geglaubt hat. In Wahrheit, wenn einer Ernst macht mit dem Gehorsam gegen die Kirche und mit einem Leben

nach ihrem Geiste, so dürfen wir ihm schon darum allein ein tiefes und aufrichtiges Streben nach wahrer Tugend zutrauen. Der Kirche unterwirft sich keiner, ohne Buße, Demuth und Gehorsam zu üben. Es will nicht eben viel heißen, daß sich einer als armen Sünder bekennt. Mehr ist es schon, weil schwerer, sich als armer Sünder zu betragen. Was aber am schwersten fällt, das ist, sich als armen Sünder behandeln zu lassen, das heißt, sich dem Heilverfahren eines Menschen zu unterwerfen, der mit göttlicher Autorität dem Sünder Diät und Buße vorschreibt. Nun ist aber gerade das die Bedingung für die Umkehr zu Gott. Der Sünder hat kein Recht mehr, fürder mit diesem zu verkehren. Wenn ihm solches wieder gestattet wird, so ist es reine Gnade. Gott knüpft aber diese Gunst an den Vorbehalt, daß er sich der Vermittlung eines bevollmächtigten Menschen bediene. Wäre der Mensch nicht gefallen, so wäre er selbst sein Priester und könnte mit Zuversicht unmittelbar zu Gott treten. Erst die Sünde hat einen Mittler zwischen ihm und Gott nothwendig gemacht. Begreiflich, daß dem Menschen, der alles auf seine Selbstherrlichkeit hält, die Forderung der Kirchlichkeit so schwer zu fallen pflegt. Liegt doch in ihrer Uebung ein offenes Geständniß von der eigenen Sündhaftigkeit. Aber gerade darum ist sie auch eine der wichtigsten Grundlagen für unsere Wiederherstellung. Denn eben das Bekenntniß der Schuld ist die Vorbedingung für die Heilung. Kirchlichkeit ist also nichts weniger als Aufgeben der eigenen sittlichen Thätigkeit. Die Wurzel der Sündhaftigkeit, den Stolz, in sich angreifen, ist doch gewiß eine That. Sich der Kirche unterwerfen, anerkennen, daß sie allein das Recht hat, uns zu Gott zu führen, ihre Anordnungen erfüllen trotz alles Beispiels der Verachtung, das man um sich sieht, heißt aber die feinste Art des Stolzes, den Dünkel der Selbstgenügsamkeit, unterdrücken. Darum allein schon hat die echte Kirchlichkeit so hohen sittlichen Werth.

Aber sie hat noch höheren, weil übernatürlichen Gehalt. Die Thätigkeit der Kirche ist dieselbe wie die der Gnade. Demgemäß beschränkt sie sich nicht darauf, uns nur in der Uebung unserer menschlichen Tugenden einige Erleichterung zu verschaffen. Ihre Hauptaufgabe ist vielmehr, uns zur Erreichung unseres übernatürlichen Zieles zu verhelfen. Niemand hat die Fähigkeit, uns darüber auch nur zu belehren, geschweige erst die Kraft, uns mit Sicherheit auf diesem Gebiete als Führer und Stütze zu dienen, niemand als allein die Kirche. Sie hat der Herr zur Hüterin und Verwalterin seiner Offenbarungslehre bestellt, die uns allein auf diesem Wege als Leuchte dienen kann. Ihr hat er die Gnade und die Gnadenmittel anvertraut, ohne die wir nie und nimmer im Stande sind, den vorgezeichneten Weg zu gehen. Indem wir uns ihr anschließen, erheben wir uns also über die Blindheit und Schwäche unserer Natur. Daher das eigenthümliche Hochgefühl, das jeder empfindet, der sich ihr ganz und gar ergibt. Es ist die Empfindung des Gefangenen, welcher sich von fester Hand aus seiner Haft über die schwindelnde Höhe des Thurmes hinab ins Freie geleitet sieht, es ist der Stolz des Bergsteigers, der unter kundiger Leitung die herrliche Höhe erklimmt, es ist die Zuversicht des Kriegers, der unter Führung eines unbesiegten Feldherrn den Feldzug mitmacht. Die Hand der Kirche ist für uns der Weg zur Freiheit, zur Höhe, zum Sieg. In ihrer Schule allein lernt sich die schwere Kunst, so durch die Gefahren der Welt zu gehen, daß das Ende die Seligkeit der Kinder Gottes ist.

7. Die Kirche ist übrigens nicht bloß die Schule für den Himmel, sondern auch für dieses Leben. Das ist nicht genug wenn man ihr bloß den Himmel überlassen will. Wen soll sie denn zum Himmel befördern als solche, die auf Erden leben? Und wie soll sie ihnen das Jenseits öffnen, wenn sie sich im Diesseits ihrer Leitung verschlossen haben!

Man möchte denken, es sollte nicht schwer halten, zu verstehen, daß heute mehr als je alles daran liegt, der Kirche unumwunden die Erziehung für diese Welt zu übertragen. Es zieht sich ein furchtbarer Riß durch das innere Leben der großen Mehrzahl und mehr noch durch unser öffentliches Leben. Sicher ist weniger die Böswilligkeit, die alles Göttliche von der Erde verbannt wissen will, der eigentliche Grund hiervon, als vielmehr die Halbheit und die Lauheit der Mehrzahl. Das sind gewiß die wenigsten, die mit Absicht das Böse verbreiten und das Gute zerstören. Weitaus die meisten wollen das Gute wenigstens zur Hälfte und sind froh, es thun zu können, wenn sie im Kreise Gutgesinnter sich bewegen, bei denen sie durch Beispiel und Beifall dazu Aufmunterung finden. Aber sobald sie unter der Menge leben, so heulen sie mit den Wölfen und fallen selbst mit ihnen über die Lämmer her. Zu Hause wünschen sie christliche Diener und sehen es nicht ungerne, wenn Frau und Kind den Vorschriften des Glaubens nachwandeln. Und in der Oeffentlichkeit, es mag sich um sociale oder politische Fragen, um Schule und Erziehung oder um Kunst, um Wissenschaft und Kirche handeln, thun sie alles, um dem Christenthum den Einfluß auf die Welt zu rauben. Was soll diese unselige Kluft, in welcher die Menschheit zu versinken droht, auszufüllen im Stande sein? Im Privatleben des Einzelnen mag die Privatandacht noch manchen Schaden bessern. Im öffentlichen, gemeinschaftlichen Leben gibt es nur eine Heilung und diese ist das kirchliche Leben. Nur wenn die sonst so weit voneinander getrennten Geister unter Leitung einer als göttlich anerkannten Autorität gemeinsam zusammentreten, ist es noch möglich, daß die Gesellschaft vor der völligen Zerreißung gerettet werde. Die Gegensätze, an denen unsere Zeit krankt, waren stets auf Erden. Sie klafften im Mittelalter nicht weniger tief als heute. Was aber dort die tiefe Lücke zwischen Ritterthum und Volksleben stets wieder ausfüllte,

das war das Leben nach dem Geiste der Kirche. Mit ihm war alles verwachsen, Ritterthum und Zunftwesen, Feste und häusliches Leben. Da wenigstens fanden sich die sonst Getrennten wieder einig. Da hatten alle, deren Interessen sich oft so feindlich gegenüberstanden, ein Gebiet, auf dem ihre Herzen stets zusammenschlugen. Da war wieder Gelegenheit für die Armen und Gedrückten, zu sehen, daß ihre Dränger wenigstens in dem, woran zuletzt alles liegt, sich nicht für größer und besser hielten als ihre bedrängten Brüder. So muß es wieder werden, wenn die Gesellschaft je noch einig werden soll. Die Kirche muß wieder das Band werden, welches die schreienden Gegensätze in der Welt vereint. Das kirchliche Leben muß wieder die Schule werden, in der wir lernen, die Erde zu erneuern und zur Vorhalle des Himmels zu machen. Wie wir auf Erden menschlich und göttlich zugleich leben müssen, um einstens mit Gott zu leben, das müssen wir im kirchlichen Leben lernen.

8. Das zu lernen ist aber eine Aufgabe für das ganze Leben. Der große Irrthum der Mehrheit ist der, als könnte man nach einer gewissen Reihe von genau vorgezeichneten Jahren die Erziehung für beendigt erklären. Meistens beginnt die Erziehung zu spät und wird gewöhnlich da beschlossen, wo sie erst anfangen sollte, ihre beste Wirksamkeit zu üben. Und dann trifft nur zu oft das Wort des Dichters ein:

Sohn, so der Vogel vor der Zeit
Von seinem Neste fliegen will,
Sich selber er viel leichte leiht
Den dummen Kindern hin zum Spiel [1].

Die Erziehung sollte sich fortsetzen durch das ganze Leben. Leben heißt wachsen und lernen. Es neigt sich dem Tode zu von dem Augenblicke an, da einer nicht mehr zunimmt. Der un-

---

[1] Der Winsbeke 32, 1 ff. (Haupt 13); vgl. 50, 9 (19); ebenso die Winsbekin 9, 5.

gezogene Knabe freilich kann den Augenblick nicht erwarten, wo er freigesprochen werden soll, der träge Studirende nicht die Stunde, wo er angeblich ausgelernt hat. Der Greis aber, von der Erfahrung eines Lebens belehrt, weiß, daß die Erziehung mit der Wiege beginnen und nicht vor dem Grabe endigen soll. Das alles gilt aber nicht bloß von der Erziehung für irdischen Erwerb und für irdische Bildung, sondern in noch höherem Grade von der Erziehung fürs ewige Leben.

Dennoch kann sie nicht ins Unendliche fortgehen. Jede Erziehung muß ein Ende haben und mit der Mündigkeit schließen. So auch die kirchliche Erziehung. Die Kirche hat die Genugthuung, daß sie täglich eine Schaar ihrer Kinder durch die Thore des Todes zum Vater hinaufsenden kann mit dem Zeugnisse, daß sie gut erzogen, daß sie der Mündigkeit für die Ewigkeit würdig sind. Fürwahr ein Triumph, der sie für viele Bitterkeiten entschädigt. Die sind bald gezählt, die in der Welt so viel gelernt haben, um Herren ihrer selbst zu sein. Die Kirche kann sich deren nach Tausenden rühmen, die sie Gott, dem Herzensergründer, als mündig vorstellen kann, mündig im Reiche der Tugend, mündig gegen sich selbst, mündig in den Augen Gottes. Das sind gerade jene, die sich hier im Leben am ausdauerndsten der kirchlichen Erziehung fügten und mit der größten Theilnahme ihrem Leben folgten. Wahrhaftig, es ist nicht zu lange, sich ein kurzes, vergängliches Leben hindurch für das ewige Leben erziehen zu lassen.

Dreiundzwanzigster Vortrag.

Das Gebetsleben.

1. Eine der wundervollsten Wohlthaten, welche der Mensch aus der Hand des freigebigen Schöpfers hat, ist die Gnade der Sprache. Sie ist ein Zeichen von höherem Leben, sie ist eine Offenbarung des Geistes und darum eines der undurchdringlichsten Geheimnisse. Durch sie gießen wir die Ueberfülle der Empfindungen, die unser Herz zu ersticken droht, in fremde theilnehmende Herzen aus und mildern so unsere Schmerzen und verdoppeln unsere Freuden. Durch sie bilden wir unsern Geist, durch sie geben wir Unwissenden Licht, beängstigten Herzen Trost, und weisen schuldbeladenen Seelen den Weg, der zum Frieden zurückführt. Durch sie ist der Mensch wie durch eine unübersteigliche Kluft von allen Wesen geschieden, die in der Reihenfolge der Werke Gottes auch nur eine Stufe unter ihm stehen. In dem blühenden, duftenden Leben der Pflanze hat die Allmacht der göttlichen Schöpferhand, nachdem sie bereits Millionen von Welten geschaffen hatte, eine ganz neue Ordnung der Dinge zu gestalten begonnen. Aber so hoch auch die Welt, die mit dem Grashalm beginnt, über die Welt der Sonnen und Sterne emporragt, so hielt sie der Schöpfer dennoch nicht für herrlich genug, um sie mit dem Gute der Sprache zu schmücken. Er stieg von der Schöpfung der Pflanze zu neuen, höheren Thaten empor, jedoch diese Gabe hielt er noch immer zurück. Noch die glänzende, schillernde Welt der Käfer

und Schmetterlinge ist zu einem stumpfen, weil stummen Leben verurtheilt. Erst in dem Reiche der Vögel, welches die Freiheit künftiger höherer Ordnungen gleichsam als Vorboten voraussendet, wie das Land sich dem Seefahrer von ferne durch diese gefiederten Vorzeichen ankündigt, ist die Stimme frei geworden. Aber es fehlt noch alles, daß man von Sprache reden könnte. Es ist ewig der gleiche Sang ohne Inhalt, ohne Empfindung, ohne Freiheit, ohne Abwechslung, kurz ohne Ausdruck. Nicht einmal den Affect der Befürchtung oder des Schmerzes kann der Vogel in sein gedankenloses Lied hineinlegen. Nur die unmittelbar vor ihm gähnende Gefahr erregt seine Aufmerksamkeit, drückt aber auch, merkwürdig genug, seine Stimme sofort auf dieselbe niedere Stufe zurück, auf welcher der Maulwurf und die Natter die Empfindung von Qual und Angst äußern. Erst die höchsten Gattungen der Thiere entsenden aus der Tiefe ihrer Brust Töne, die einer Kundgebung innerer Bewegung gleichen. Sie genießen die Wohlthat, Schmerz und Furcht und Verlangen durch eine Art von Stimme an den Tag legen zu können. Jedoch auch für sie ist Aechzen und Stöhnen und Heulen und Brüllen alles, wozu sie sich erheben können, Aussprache und Vortrag ist und bleibt ihnen versagt.

Es mögen also, die es glauben können, immerhin mit Darwin glauben, daß sich ein Maikäfer, der Millionen Jahre lang Beine und Fühler ausgestreckt hat, zum Damhirsch entwickeln werde, und daß ein Gorilla, wenn er durch eine hundert Jahrtausende dauernde Kletterarbeit seine Haare abgewetzt hat, zuletzt die Gestalt des Menschen annehmen könne. Werden sie uns aber auch glauben machen wollen, daß Milliarden von Jahren genügen, damit sich die Nachtigall den Gesang der Catalani aneigne und der Schimpanse das Sanskrit oder das Griechische lerne? In Ewigkeit erwartet kein besonnener Mensch solch ein Wunder, denn das wäre es. Der unbewegliche Stein ist vom ewig beweglichen Vogel bei weitem nicht so sehr geschieden, als

der Mensch über die ganze niedere Welt durch den einzigen Vorrang der Sprache für immer erhaben ist. Nur wo eine vernünftige Seele, da auch eine Sprache[1]. Sprache und Vernunft sind unzertrennlich, denn beide sind das Merkmal eines denkenden, unsterblichen Geistes. Wo die Sprache gehemmt ist, bleibt auch die Entwicklung der Vernunft mehr oder minder zurück. Was Geist und Denkkraft des Menschen vermag, das muß man an der Sprache beobachten. Das Studium der Sprachen, mit Geist betrieben, bleibt der sicherste Wegweiser, der uns in die geheimste Werkstätte des Geistes einführt. Den Schlüssel zu den schwierigsten Aufgaben des Denkens bietet häufig der Ausdruck, welchen die Sprachen geschaffen haben. Die erste aller Künste, die größte aller Fertigkeiten, die nur den wenigsten gegeben scheint, ist die Fertigkeit der Rede. Nichts unter allen irdischen Mächten ist an Einfluß mit der Kraft der menschlichen Stimme zu vergleichen. Hunderttausende reißt ein einziges zündendes Wort zum Leben oder zum Tode fort. Der Sturm, den Millionen Bayonnette nicht beschwichtigen können, legt sich, wenn das rechte Wort an die flammenden Herzen gedrungen ist. Ohne Sprache gäbe es keine menschliche Gesellschaft. Ohne Sprache würden Staat und Familie zu thierischen Horden herabsinken. Ohne Sprache wäre Geschichte ein Ding der Unmöglichkeit. Ohne Sprache entbehrten wir Erziehung und Fortschritt wie die Thiere. Im Thierreich gibt es keine Entwicklung, weil keine Sprache. Selbst wenn das Thier lernen könnte, so käme das nur ihm, nicht dem Geschlechte zu gut, da ihm mit der Sprache die Fähigkeit fehlt, es anderen Thieren mitzutheilen.

2. Ist die Sprache ein so wesentliches Kennzeichen des mit Vernunft begabten Geistes, das Merkmal, durch welches der Schöpfer den Menschen von allen anderen Geschöpfen unter-

---

[1] Aristot., Anima 2, 8, 9.

schieden hat, das Mittel, das er ihm zur Einigung mit seinesgleichen, zur Bildung der Gesellschaft verliehen hat, so kann jene Vereinigung, die Gott unter den Menschen geschaffen hat, damit sein Geist unter ihnen walte, damit sie ewig mit ihm leben, so kann mit einem Worte die christliche Gesellschaft nicht ohne ihre Sprache sein. Die Sprachenfrage ist immer entscheidend für das Leben in einem Gemeinwesen. Wo nicht die gleiche Sprache herrscht, da kann nur schwer Einheitlichkeit bestehen. Wie erst, wenn jede Sprache fehlte! Wer möchte da regieren! Wie sollte da Zusammenhalten und Bestand möglich sein! Soll also das Reich Gottes unter den Menschen Einheit, Dauer und Leben haben, so ist das erste Erforderniß, daß eine gemeinschaftliche Sprache darin gesprochen werde. Sie muß das Erkennungszeichen, das Band für die Mitglieder dieses Reiches, das Mittel sein, durch welches sie mit ihrem Herrn in Verkehr treten. Diese Sprache des Reiches Gottes, wir kennen sie, es ist das Gebet. Das Gebet ist die Sprache, in welcher sich die Kinder Gottes verstehen, denn es ist die Sprache, in welcher sie mit ihrem Vater verkehren.

Nie können wir besser ermessen, was das heißen will, als wenn uns jener Geist, welcher glaubt, Gott selber einen Dienst zu thun, so er uns von der Erde hinwegräumt[1], wenn der Geist der Unduldsamkeit gegen Kirche und Gewissen uns von Haus und Eigenthum, von Wasser und Feuer, aus der Heimat vertreibt. Wie todeswürdige Verbrecher irren wir unstät und flüchtig im fremden Land umher. Da erblicken wir einen Tempel Gottes. Mit herzbewegender Kraft spricht von dessen Höhe der Ton der Glocke uns ins Herz wie ehemals, da wir noch heimisch und frei im heiligen Vaterland lebten. Eine unwiderstehliche Gewalt zieht uns zum Hause unseres Gottes. Mit jenem unaussprechlichen Gefühl von Verlassenheit und von Ueberfülle, von dem

[1] Joh. 16, 2.

kein Herz weiß, solange sich ihm nicht alles auf Erden entzogen hat, treten wir dort ein. Die farbenprächtigen Glasgemälde sagen uns, daß hier vor Jahrhunderten der Geist des Glaubens und der Liebe glänzende Früchte zeitigte. Der feierliche Klang der Orgel dringt uns ins gramdurchfurchte Herz, und reichlicher als jemals in früheren, glücklicheren Tagen fließen die Thränen, wenn uns ihre Töne wie Schauer des Gerichtes erschüttern oder wie ferne Engelchöre mit dem süßen Weh der Sehnsucht nach der wahren Heimat erfüllen, wo kein Scheiden und kein Schmerz und keine Thräne mehr. In diesem Augenblick fühlen wir uns dem Himmel näher; wir erfahren, daß die Erde mit all ihrer Macht uns eines nicht rauben kann, was mehr ist als all ihr Gut, den Frieden Gottes im Herzen. Doch der Mensch bleibt Mensch, auch wenn ihn der Himmel an sich zieht. Dürften wir uns nach so langem Wandern unter Fremden wieder sagen, daß wir denn doch auch auf der Erde uns nicht völlig fremd fühlen müssen, o wie glücklich wären wir! Unwillkürlich forschend lassen wir das Auge durch die Hallen schweifen. Da sind die Stühle von vorne bis zur Thüre mit Schaaren von Betern gefüllt. Unser Ohr vernimmt kein Wort, keiner heißt uns willkommen. Aber ein Blick hat hingereicht, um uns zu zeigen, wie sie, indes sie stille beten, voll Andacht an die Brust schlagen und die Perlen ihres Rosenkranzes durch die Finger gleiten lassen. Wir hören, wie statt ihrer aller der eine Priester am Frohnaltar dem Herrn des Himmels das Opfer des Lobes und der Buße bringt. Nun wissen wir, wo wir sind. Wir kennen vielleicht die Sprache nicht, die man hier auf dem Markte spricht, und die Sitten sind uns ungewohnt. Jedoch was thut das jetzt! Man kennt doch auch hier unsern Vater und redet mit ihm in derselben Sprache, wie es bei uns zu Hause Brauch ist. Gott sei gepriesen, daß wir, von unseren Brüdern ausgestoßen, wieder unter Brüdern, daß wir, aus der Heimat verbannt, doch nicht ohne Heimat sind!

In diesem Augenblicke begreifen wir es, vielleicht haben wir es, solange nicht die Noth uns das Geheimniß des Gebetes erschloß, nie so ganz begriffen, wie das Gebet das einzige und so einfache Mittel ist, um die Menschen, die seit dem Thurmbau sich nicht mehr verständigen können, zur Einigung des Geistes, zur Brüderlichkeit der Herzen zu führen.

In Wahrheit, man muß Augenblicke erlebt haben, wo die Erde unter unseren Füßen wankte, wo sich alles uns entzog, worauf wir uns hier gestützt, um es würdigen zu können, wie wahr es ist, daß das Gebet die Himmelsleiter bildet, auf der wir von der Erde zum Himmel, auf welcher die Boten des Trostes von Gott zu uns herniedersteigen. Dann dämmert uns eine Ahnung davon, welche Kraft im Gebete liegen muß, wenn schon der flüchtige Hauch einer andachtsvollen Stimmung uns allen Schmerz vergessen macht, der in unserem Herzen wühlt, und uns über alles Leid der Erde zur ewigen Wohnung des Friedens hinaufhebt. Dann erkennen wir, welch unermeßliche Ehre die Gnade des Gebetes dem Christen leiht, die ihn befähigt, Mund zu Mund ohne Dolmetsch mit dem Gott der Herrlichkeit zu verkehren, jeden Seufzer des Herzens, jeden Gedanken des Geistes in die Sprache der Seligkeit zu übersetzen, die in den Chören der verklärten Geister als himmlische Musik, als Opfer des Lobes und der Anbetung durch die Unermeßlichkeit der Räume und der Zeiten forthallen wird.

3. Steht es so um das Gebet, daß selbst wir Söhne des Gebetes erst nach langer Mühe und vielleicht nie völlig seine Erhabenheit verstehen lernen, so brauchen wir nicht zu erstaunen, wenn der erste Eindruck, welchen die Christen, dieses Volk von Betern, auf die Welt machten, der des Ungewohnten, des Fremdartigen, des Neuen war. Früher, in besseren Tagen, hatte das Heidenthum noch schöne Reste vom Gebete gewahrt, zuletzt hatte es auch diese Gnade fast ganz eingebüßt. Daher die Verwunderung über die Christen. Aber der Anblick von Betern hat nicht

bloß die Heiden betroffen gemacht, sondern er ist noch heute der alte, befremdende geblieben. Das zeigt uns deutlich, daß wir am Gebete nicht bloß etwas Neues, sondern ein Gut besitzen, das durchaus anderer Art ist als alle weltliche Cultur.

In der That ist das Gebet eine neue Stufe geistigen und sittlichen Fortschrittes. Nie hätte die Menschheit, wenn sich Gott nicht zu ihr herabgelassen und sie zu sich emporgehoben hätte, von selber das Gebet zu üben gewagt. Wir sagen damit nicht, daß das Gebet erst durch die Offenbarung und die übernatürliche Ordnung eingeführt worden sei. Das Gebet ist eine jener Pflichten, welche in der Natur des Menschen ihren Grund haben und von der natürlichen Vernunft und dem Gewissen gepredigt werden [1]. Allein es ist auch etwas so Erhabenes, beinahe möchten wir sagen, etwas so Gewagtes, daß Gott selbst dem Menschen aufmunternd und kräftigend entgegenkommen muß, soll dieser ihm gewachsen sein.

Ganz besonders gilt das vom übernatürlichen Gebete, vom Gebete der Kinder zum Vater. Das christliche Gebet ist eine Gnade Gottes, eine Gabe des Heiligen Geistes [2]. Vom Vater hat der Christ das Recht, vom Beispiel des Sohnes die Kunst, vom Geiste die Kraft zu beten erlangt. Darum fassen wir leicht, daß die Welt sein Gebet mit so heiliger Scheu betrachtet. Im Gebete drückt sich der christliche Geist, die Erhebung zu Gott, die Losreißung von der Welt am deutlichsten aus. Das Gebet ist die unübersteigliche Schranke, vor welcher der Geist dieser Welt wie festgebannt stehen bleibt. Das Gebet ist die Scheidewand, die uns Christen von der Welt trennt. Wenn ein Heer von Spöttern um uns ist, wir können sie in einem Augenblicke stumm machen und in die Flucht schlagen. Es bedarf nichts, als daß wir den Rosenkranz ziehen

[1] Band I. (2. Aufl.) 2, 5.

[2] Röm. 8, 26. Gal. 4, 6. Augustin., Ep. 194, 3, 10; 4, 16 sqq. In ps. 118, 14, 2. Gregor. Mag., In Evang. hom. 2, 30, 3.

und zu beten beginnen. Die Welt versteht das Gebet nicht, und darum übt und liebt sie es nicht und flieht es, wie sie kann, und wird nicht müde zu versichern, sie bedürfe dessen nicht. Jedoch wenn die Menschen auch tausendmal sagen, sie brauchten kein Gebet, so ist das bare Unwahrheit. Sie selber wissen am besten, daß sie hier nicht aufrichtig sprechen. So sagen sie von allen Dingen, die sie im Herzen schätzen, die sie gerne besäßen, deren Erwerbung ihnen aber zu große Mühe kostet. Das Thier kann leben, ohne zu beten. Natürlich: es fühlt sich auch nicht unglücklich darüber, daß ihm Vernunft und Sprache versagt ist. Der Mensch jedoch, der aus Verzweiflung sein Höheres weggeworfen hat, mag das Gebet fliehen, weil es ihm eine bittere Erinnerung an die schönen Tage ist, die er durch eigene Schuld verloren hat, aber er selber weiß recht wohl, daß gerade er des Gebetes am meisten bedürfte. Wie das Herz nicht ohne Liebe bestehen kann, noch der Verstand ohne Wahrheit, so kann die Zunge nicht stumm bleiben, solange ein Rest von Kraft in ihr, solange Inhalt in der Brust ist. Wie soll der Mensch, der in schwerem Kampf mit seinen Leidenschaften nach Befreiung von sich selber, nach sittlicher Veredlung strebt, wie soll der Mensch, dem ein Lichtstrahl von oben die Düsterkeit seines Kerkers gezeigt hat, der Mensch, der nach Besserem seufzt als das ist, worin sich das Thier gefällt, wie soll er leben ohne zu beten! Er mag uns immer sagen: ich fühle mein Herz so hart wie Stein, ich finde nicht die Kraft zum Beten. Das wollen wir ihm glauben [1]. Aber das darf keiner sagen: ich habe nicht das Bedürfniß zu beten. Nur das ist wahr, daß er zu schwach zum Beten und daß es Muthlosigkeit ist, was ihn vom Gebete zurückstößt.

4. Wenn aber alle beten müssen und keiner aus sich beten kann, wohin dann in unserer Noth? Die Antwort ergibt sich

---

[1] Röm. 8, 26.

von selber. Die Jünger, die kurzweg zum Herrn hintraten und in ihrer schlichten Weise baten: Herr, lehre du uns beten [1], sie sprachen im Namen der gesammten erlösungsbedürftigen und für einen neuen Aufschwung empfänglichen Menschheit. Und die göttliche Weisheit, welche den Mund der Stummen öffnet und die Zunge der Kleinen beredt macht, würdigte den Drang und Ernst dieser Bitte. Es war der Ruf um Rettung und Leben, welchen die Menschheit durch den Mund der Apostel zum Himmel sandte. Darum war es dem Gottmenschen nicht genug, selber zu beten, obwohl jedes Gebet des Hauptes auch ein Gebet des ganzen Leibes und aller seiner Glieder ist [2]. Er begnügte sich auch nicht damit, uns durch sein Beispiel beten zu lehren [3]. Zwar ist jede seiner Thaten unser Vorbild und unsere Lehre [4]. Zwar hat er uns tausend rettende Wahrheiten gelehrt, ohne ein Wort zu sprechen. Aber in dieser Frage, fürwahr einer Lebensfrage für die ganze Welt, war es ihm zu wenig, uns bloß ein Vorbild zu geben: er wollte selber in eigener Person unser Lehrer im Gebete sein. So groß ist die Bedeutung des Gebetes in seinen Augen. Oftmals und in mannigfacher Weise hat er durch seine Diener, die Propheten, den Menschen sagen lassen [5], was sie glauben, was sie lassen, was sie thun sollen. Die Sprache aber, die wir als Kinder Gottes vor unserem Vater sprechen sollen, das Gebet, hat er, das Wort Gottes, sich selber zu lehren vorbehalten [6].

Und mit Recht. Ist die Sprache Zeichen des Lebens, so ziemte es sich, daß der, welcher das Leben ist und gibt, uns

---

[1] Luc. 11, 1.

[2] Aug., Ps. 85, 1. S. 217, 1. Bern., Pentec. S. 2, 5.

[3] Cyprian., Orat. Domin. 29 (21). Augustin., In ps. 56. en. 5. Thomas 3. q. 21. a. 1. ad 1; a. 3.

[4] Gregor. Mag., Dial. 1, 9; 3, 21. Basilius, Constit. monast. 1, 1. Augustin., S. 75, 2.

[5] Hebr. 1, 1. [6] Cyprian., Orat. Dom. 1. 2.

auch das Gebet lehrte[1]. Wenn es ein neues Leben war, was er uns brachte, so war es nur angemessen, daß er auch eine neue Sprache brachte, die diesem neuen Leben entsprach[2]. Ich selber, sagte er darum, will in deinem Munde sein und dich lehren, wie du sprechen sollst[3]. Und er öffnete seinen und unsern Mund und löste uns die Zunge und sagte: Ihr sollt also sprechen: Vater unser, der du bist in dem Himmel[4]. Und seitdem lernt das Herz des Unweisen Weisheit, und die Zunge, die bisher stammelte, spricht hurtig und deutlich[5], und die Menschheit redet eine neue Sprache, die sie vom Himmel gelernt hat, die Sprache des Reiches, die Sprache des Himmels, die Sprache des Gebetes.

5. Sprache, sagten wir, ist ein Zeichen des Lebens, aber nur eines hoch entwickelten, eines freien, bewußten, kurz, des geistigen Lebens. Nur wo ein denkender, fühlender Geist Zeugniß von seinem Leben ablegt, da wird man Sprache erwarten. So weiß man auch das Gebet nur zu schätzen und zu üben, wo man wahrhaft nach dem Geiste lebt. Der Verfall des übernatürlichen innerlichen Lebens beginnt fast immer mit der Vernachlässigung und Geringschätzung des Gebetes, seine Wiederherstellung mit der Erneuerung des Gebetseifers.

Welch ein Geist muß aus jenen sprechen, die nicht verächtlich genug über das Gebet urtheilen können, die es — man muß es nach ihren Worten glauben — in keiner andern Gestalt kennen gelernt haben als in der von mechanischem Lippendienst und todtem, geistlosem Formelwesen[6]. Fürwahr, wir können nur unserer Verwunderung darüber Ausdruck geben, wie sie

---

[1] Qui fecit vivere, docuit et orare. Cyprian., Or. Dom. 2.

[2] Tertullian., Orat. 1. [3] Exod. 6, 12.

[4] Luc. 11, 2. [5] Is. 32, 4.

[6] Vgl. Herzog, Real-Encyklop. für protest. Theologie und Kirche (1. Aufl.) IV, 687 (Ebrard); XVIII, 396 (Lange); XV, 147 (Jacobi). Hase, Polemik XXI und 392 (3. Aufl.) u. a. m.

sich selbst so wenig achten mögen, daß sie eine derartige Unkenntniß dessen, was Sprache ist, und vorab was die Sprache des Gebetes ist, öffentlich zur Schau tragen. Allerdings kann man im Innern sprechen, auch wenn kein Laut vernehmbar ist. Aber hört man deswegen auf im Geiste zu denken, im Herzen zu fühlen, weil man die Innerlichkeit im Ton nach außen treten läßt? [1] Oder ist nicht eben der Ton der beste Beweis dafür, wie stark das Gefühl des Herzens ist, so stark, daß es sich innerlich nicht mehr zurückhalten läßt? Woher soll dann das Gebet kommen, als vom Geiste und vom Herzen? Wer aber vom Herzen betet, der betet auch im Herzen.

Davon wird wohl das Gebet, das Gott selber gelehrt und eingegossen hat, also das übernatürliche, das christliche Gebet keine Ausnahme machen. Der Heilige Geist ist es, welcher das Herz zu seinem Tempel, zum Altar seines Gebetes gemacht hat [2]; Christus ist es, von welchem der Christ gelernt hat beten zu Christus, durch Christus, mit Christus [3]: und es sollte nöthig sein zu sagen, daß ein solches Gebet aus dem Innern kommen und das Innere durchdringen muß? Wir reden hier nicht einmal von den höheren Arten des Gebetes, bei welchen Lippen und tönende Worte überhaupt keinen Platz mehr haben [4], nicht von dem Gebete des innerlichen Seufzens, nicht von dem Flammengebete, nicht von der Beschauung und ihren besonderen Arten, dem Gebete des Schweigens, der Ruhe, der Einsammlung, der Einigung [5]. Von diesen so erhabenen Stufen des

---

[1] Aristotel., Anima 2, 8, 11.

[2] Röm. 8, 26. Gregor. Mag., In Evang. hom. 2, 39, 7. Augustin., De div. quaest. ad Simplician. l. 2. q. 4.

[3] Augustin., S. 382, 2. In ps. 85. en. 1.

[4] S. 1 Kön. 1, 13. Cassian., Coll. 9, 25.

[5] Thomas a Jesu, De Contemplat. Alvarez a Paz, III, l. 5, p. 2. Schram, Myst. § 238 sqq. Godinez, Myst. l. 4—6. Phil. a Trin., Myst. II, tr. 3; III, tr. 1.

Gebetes weiß die Welt ja kaum die Namen. Aber wir setzen voraus, daß ein jeder Christ wenigstens vom Hörensagen das Wort innerliches Gebet kennt. Alle Schriftsteller, alle Lehrer, alle Seelenführer, die im Geiste Gottes dem Menschen zu seiner Läuterung und Veredlung die Hand bieten [1], sind einstimmig in dem einen Satze, nicht so fast das mündliche als vielmehr das innerliche, das betrachtende Gebet sei das eigentliche Mittel zur Vervollkommnung [2]. Und sie sagen damit nur, was jeder an sich selber entdeckt. Es müßte ein eigenthümliches Licht auf unser Seelenleben werfen, wenn wir nicht aus Erfahrung wüßten, daß dieses ohne das innerliche Gebet nur zur Noth bestehen, geschweige wachsen kann. Es wird aber auch schwerlich einen Seelenführer geben, der nicht oft beobachtet hätte, wie leicht es ist, selbst schlichte, aber aufrichtig nach Vollkommenheit strebende Menschen für das innerliche Gebet zu gewinnen, und welch rasche und überraschende Fortschritte sowohl auf dem Wege der Tugend als insbesondere auch in der Erkenntniß Gottes und ihrer Pflichten sie machen, sobald sie einmal in jenem geübt sind. Man meint häufig, diese Art des Gebetes, gewöhnlich Betrachtung genannt, sei nur für jene,

---

[1] Ueber das Gebet handelt am reichhaltigsten Alvarez de Paz. Ludwig von Granada hat die Empfehlungen der hll. Karl Borromäus und Franz von Sales für sich, Brancatus de Laurea die von Benedikt XIV. (Serv. Dei Canonis. 3, 26, 8.) Von kleineren Werken sind die der hll. Petrus von Alcantara und Alfons Liguori wohl die ersten. Doch geht keine dieser Schriften über die Fülle von Weisheit und Erfahrung hinaus, die Cassian (collatio 9 und 10) aus dem Munde der Altväter gesammelt hat. Schließlich bleibt eine tüchtige Seelenführung und eigene Uebung die erste Lehrmeisterin für die höchste aller Wissenschaften und Künste, die des Gebetes.

[2] Benedict. XIV., Serv. Dei Canonis. 3, 29, 2. 3. Schram, Theol. myst. § 49. schol. 1 und § 47. coroll. 4; cf. ibid. § 33. Raphael de la Torre, De virt. relig. q. 83. a. 2. d. 2. 3. Gregor. a Valentia III. d. 6. q. 2. p. 3.

die bereits eine höhere Stufe des geistlichen Lebens erreicht haben. Allein dem ist nicht so. Jeder kann sich überzeugen, daß die Mehrzahl es gar nicht so schwer faßt, und daß selbst solche, welche man bisher im Guten nicht voran zu bringen wußte, allmählich bessere Fortschritte machen, sobald man sie damit einigermaßen vertraut gemacht hat. Wir geben jedoch zu, daß mancher für das betrachtende Gebet im engern Sinne weniger befähigt ist. Möge sich ein solcher dafür mit desto größerm Ernst im mündlichen Gebete üben: er wird finden, daß er auch dadurch ein anderer Mensch zu werden beginnt. Er ist bald nicht mehr so sehr zerstreut, er ist nicht mehr so oberflächlich, er weiß sich selber zu beschäftigen, er nimmt die Dinge ernster, kurz, er wird innerlicher. Gebet und innerliches Leben sind nun einmal aufs engste verbunden.

6. Dann sollte es wohl am wenigsten nöthig sein zu sagen, daß Gebet und religiöses Leben unzertrennlich zusammengehören. Leider ist dies nichts weniger als überflüssig. Die menschliche Trägheit und Liebe zur Bequemlichkeit müßte nicht so groß sein, als sie wirklich ist, wenn ihr das Gebet mehr zusagen sollte. Darum sucht man immer wieder die alten Ausreden hervor, man könne ganz wohl religiös sein ohne zu beten, ja es fänden sich manche, die mit größter Regelmäßigkeit mechanisch ihre Gebete hersagten, ohne darum wahrhaft religiös zu sein. Auf den letzten Satz brauchen wir hier nicht mehr zu antworten, da wir schon oben gezeigt haben, daß zur Religion außer dem Beten noch vieles andere gehört [1]. Die erste Behauptung aber ist durchaus falsch und verwerflich. Zur Religion gehört Gebet, und zwar so unumgänglich, daß es ohne Gebet keine Religion gibt. Wer das Gebet verwirft, stellt in Abrede, daß der Mensch von Gott abhängig ist. Wer das Gebet unterläßt, stößt die Leiter um, die allein

---

[1] Oben Vortrag 6.

zu Gott emporführt. Wer das Gebet verachtet, verachtet, ja läugnet Gott.

Wie wahr das ist, beweisen die geistlosen Witzworte, mit welchen Kant das Gebet lächerlich zu machen vermeinte. Das Gebet sei eine Sache, über die ein jeder erröthen müsse, spöttelt der berühmte Denker. Denn wenn ein Mensch sonst mit sich redend betroffen werde, so bringe ihn das meist in Verdacht, es sei eine kleine Anwandlung von Wahnsinn über ihn gekommen. Nur beim Gebete schäme sich niemand, in ein Zwiegespräch mit sich selber zu treten [1]. Der Philosoph in seiner blinden Weisheit höhnt den Beter und meint den, zu welchem dieser betet. Um das Gebet verächtlich zu machen, nimmt er keinen Anstand, Gott zu behandeln, als wäre er nicht, ja ihn aus seinem Eigenthum auszutreiben. Denn auf was hat Gott so sehr Anspruch als auf das Gebet? Auf nichts kann er weniger verzichten als auf das Gebet. Seine Ehre gibt er den Spöttern preis, seine Gerechtigkeit läßt er die Zweifler schmähen, was er aber nie und nimmer einem andern überlassen kann, das ist die Huldigung der Anbetung.

Das Gebet ist das Krongut Gottes, der Tribut, welchen das Geschöpf dem Schöpfer, der Unterthan seinem obersten Herrn schuldet, die offene Anerkennung, daß wir Menschen sind, unfähig, uns selbst zu genügen, abhängig von Gottes Gnade. Wer versteht, was Gott und was der Mensch ist, der fühlt sich zum Gebet gezwungen. Wer nicht betet, der glaubt entweder nicht an Gott oder er hat seiner Pflicht gegen Gott vergessen. Jedes Kind, das seinen Katechismus kennt, weiß darüber Rechenschaft zu geben; es wird uns sagen, daß das Gebet ein Reden des Mundes oder des Herzens mit Gott ist, mit anderen Worten ein Dienst, den das Geschöpf dem Schöpfer schuldet.

---

[1] Kant, Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. 4. Stück. 2. Th. § 4. Allgem. Anm. 1. Note.

Darin liegt der Hauptgrund, warum das Gebet als der naturgemäße und naturnothwendige Ausdruck der Religion betrachtet werden muß. Daneben fällt uns jedoch nicht ein zu läugnen, daß der Betende, zumal der Betrachtende, auch mit sich selber rede. Aber auch darum gehört das Gebet wesentlich zur Religion. Religion ist ja nicht bloß ein Dienst gegen Gott, sondern als das mächtigste Mittel, uns selber zu erheben und innerlich umzugestalten, auch ein Dienst gegen uns. Nachdem also der Beter mit Gott geredet hat, redet er auch mit sich selbst. Nachdem er zu Gottes Reinheit emporgeblickt hat, schaut er in die dunkeln Falten seines eigenen Herzens. Im Lichte, das er von Gott entlehnt, untersucht er seine Fehler. Das Auge, das er erst am Blicke in unermeßliche Weiten geschärft hat, wendet er gegen die eigenen Schwächen, die sich einem ungeübten Auge so leicht entziehen. Was er im Augenblick der Erhebung über sich bei Gott gelernt hat, das lehrt er sich selbst so lange, bis es ihm eingeprägt bleibt. Den Widerschein der Vollkommenheiten, die er in Gott betrachtet hat, hält er sich vor, damit sein Herz vom Verlangen entbrenne, diesem Vorbild nachzustreben.

Das heißt beten, das betrachten. Darum schämt sich der Beter nicht des Sprechens mit sich selber, weil er sich schämen gelernt hat, seine Schwächen vor sich zu verheimlichen; darum redet keiner öfter und eindringlicher mit sich selber als jener, der sich am meisten über sich zu Gott erhebt. Gerade deshalb, weil das Gebet ein Reden mit Gott und ein Reden mit uns ist, gehört es also zur Religion. Wer wahrhaft betet, der ist auch wahrhaft religiös. Wer aber wahrhaft religiös und ein wahrer Beter ist, der ist auch auf dem sicheren Wege, selber besser zu werden.

7. Wie sollen wir also die Rede beurtheilen, das Gebet sei etwas dem Menschen Fremdes, die Religion habe mit der Sittlichkeit nichts gemein? Man möge das Gebet, sagt man, als Gottesdienst fordern, aber menschliches Wohl und Wehe

berühre es weiter nicht. Fürwahr eine Verleumdung Gottes, eine Unkenntniß des Menschen, eine Lästerung des Gebetes ohne gleichen! Als ob Gott des Menschendienstes bedürfte und nicht vielmehr der Mensch des Gottesdienstes! Als ob Gott uns je etwas genommen, als ob je einer Gott etwas gegeben hätte, was nicht Gottes war! Als ob Gott einen Dienst von uns verlangte, der nicht zugleich ein größerer Dienst an uns selber wäre! Kann sich wohl der Mensch zum Allerhöchsten erheben, ohne selber zu wachsen? Wie soll der beständige Umgang mit dem Edelsten anders als veredelnd auf ihn wirken? Keine Beschäftigung, und wäre sie die äußerlichste, bleibt ohne Einfluß auf den Geist. Wieviel mehr muß die innerlichste, die geistigste aller Thätigkeiten, die Uebung der Religion durch das Gebet den Geist ergreifen!

Es war darum eine tiefe Weisheit, daß die christliche Sprache der vom Geiste des Gebetes durchdrungenen Religiosität den sinnigen Namen des geistlichen Lebens gegeben hat. Nun ist Leben, wie wir schon oft erwogen haben, Thätigkeit oder Arbeit. Somit ist geistliches Leben nichts anderes als geistliche Arbeit. Nicht in frommen Regungen also, nicht in süßen, unfruchtbaren Empfindungen, nicht in leerer Ueberzeugung des Verstandes, sondern in geistlicher Arbeit besteht das geistliche Leben. Wir sagen nicht geistige Arbeit, noch geistiges Leben, sondern geistliches Leben. Beides ist wohl zu unterscheiden. Schön ist das geistige Leben, aber etwas ungleich Größeres ist das geistliche Leben. Thätigkeit des denkenden Geistes, zum Beispiel Beschäftigung mit der Wissenschaft, ist auch Leben, und ein hoch gefördertes Leben, aber keineswegs das höchste. Bekanntlich ist die Bildung des Geistes kein Hinderniß, daß tiefe Roheit des Herzens und Verkehrtheit des Willens, ja wahre Kunstfertigkeit im Laster neben ihr gedeihe. Der Geist besteht eben nicht blos aus der Kraft zu denken, sondern er umfaßt auch das Begehrungsvermögen. Es kann also recht wohl sein, daß einer seinen

Geist gewöhnt hat, sich an die höchsten Aufgaben des Forschens und Denkens zu wagen, daß sein Scharfsinn sich an allem versucht, was auf und über der Erde den Sinnen zugänglich ist, und daß er bei alle dem kaum eine Ahnung von dem großen Geheimniß hat, wie man für den Geist und im Geiste thätig sein könne. Und doch ist gerade diese Arbeit, mit anderen Worten, das geistliche Leben die höchste menschliche Thätigkeit, die einzig menschenwürdige, jene, ohne welche alle anderen Erfolge fruchtlos, ja Verluste sind. Was nützt es, wenn der Geist alle Dinge erobert und sich selber verliert? So bleibt er inmitten aller Bildung ungebildet und roh. Wie das Gold nicht lauter und der Stahl nicht blank wird ohne Hammer und Feuer, so wird der Geist nicht rein und edel ohne Arbeit an sich selber.

Diese geistliche Arbeit, die Läuterung und Vervollkommnung unseres Herzens und Willens, ist aber unzertrennlich vom Gebete. Wir reden hier weniger davon, daß wir ohne Gebet die Kraft zu dieser schweren Aufgabe nie und nimmer erlangen werden, als von der Wirksamkeit des Gebetes selber. Auch das Gebet ist Arbeit, Arbeit am Geiste, und zwar eine sehr einschneidende, Mark und Bein durchdringende Arbeit. Wenn einer nicht verstehen sollte, was dies bedeutet, der ergebe sich nur dem Gebete, und er wird es in Bälde erfahren. Das Gebet wird zuerst ein Spiegel sein, der ihm seine Fehler zeigt, dann arbeitet es als Feile an dem Rost und an den Rauheiten der Seele, dann verfolgt es als scharfe Arznei die Fehler und die Unaufrichtigkeiten bis in die geheimsten Schlupfwinkel des Herzens und brennt endlich als Feuer die letzten Schlacken aus. Es gibt keine Macht, die so eindringlich, so unerbittlich und unversöhnlich gegen das Böse ist als das Gebet. Wer einmal zu beten begonnen hat, der muß entweder mit seinen Fehlern oder mit dem Gebete brechen, will er anders Frieden finden. Daran erkennt man untrüglich, wie es mit unserem Gebete steht. Jedes

echte Gebet drängt auf Ausrottung des Bösen und auf Einpflanzung der Tugend hin[1]. Sehr schön sagt Thomasin:

Wenn einer zu beten begonnen hat,
Dann ist es mein Wille und mein Rath,
Daß er mit den Werken hebe an.
So einer immer nur beten kann
Und hält sich von den Werken weit,
Der hat ein Gebet, das ist entweiht.
Denn betet einer echt und gut,
So zeigt er's, indem er danach thut[2].

Nur eine schwächliche, halbe Religiosität wird also meinen, mit einigen kurzen Gebeten, oder gar mit der Bitte um fremde Gebetshilfe sich den Kampf gegen die Versuchungen, den Streit um Bezähmung der Leidenschaften, den Ernst wider sich selbst, mit einem Wort, die eigene Mühe ersparen zu können. Das Gebet ist nur Rüstung und Schulung zum Krieg, die Eröffnung des heiligen Streites, die Erwerbung von Bundesgenossen gegen den Feind, und die Erholung vor einem neuen Abschnitte des Kampfes um unser wahres Leben, aber nicht der Kampf selber. Soviel einer betet, so viel hat er Aussicht auf Unterstützung durch die Gnade, so viel also Hoffnung des Sieges. Und soviel einer kämpft, so viel eignet er sich von der erbetenen und dargebotenen Hilfe an, so viel erringt er folglich Siege. Bete und arbeite, heißt es auch hier. Ohne Gebet ist alle Arbeit fruchtlos, ohne Arbeit an der eigenen Seele ist aber auch das Gebet nur Schein und Spiel.

8. Da sagt dann dieser niedrige fleischliche Sinn, der zur Schmach unserer Zeit sich so häufig vernehmbar macht: Was habe ich vom Beten? Davon kann ich auch nicht leben! Armes Geschlecht, das keinen andern Nutzen kennt, als den es im

---

[1] Cassian., Coll. 9, 2; 10, 8 sqq. Vitae Patrum 5, 12, 12. Nilus, De orat. c. 79.

[2] Thomasin von Zerkläre, Der wälsche Gast 10249 ff.

nächsten Augenblick unter den eigenen Zähnen zermalmt, und kein anderes Leben als das, welches wir mit dem Thiere gemein haben! Welche Selbstbeschämung, wenn man von sich gestehen muß, daß man von Gewinn des Geistes und von Dingen, welche die Seele fördern, keine Vorstellung habe, daß es einem unmöglich sei, eine Frucht der Arbeit zu denken, die ewig bleibt und unser Leben für ewig stützt! Wir wollen für jetzt davon schweigen, daß das Gebet auch in zeitlichen Dingen Gottes Segen auf uns herabzieht. Vielleicht können wir auch diesen nebenher mitnehmen. Aber unendlich höher schlagen wir es an, daß das Gebet uns unter der Last unserer Sünden hervorzieht und uns wie auf Adlersflügeln aus dem niedrigen Getriebe des Alltagslebens über uns und über die Armseligkeiten, die uns umgeben, emporhebt. Dadurch allein schon beweist sich das Gebet als wahre Wohlthat für die Welt und als Rettungsmittel für eine Zeit, die so unideal unter der Wucht prosaischer Sorgen und endloser Werktagsarbeit kümmerlich einherschleicht. Das eigentliche Elend ist ja nie das, welches von außen drückt, sondern die innerliche Müdigkeit. Alle Beschwerden, selbst Armuth und Noth, erträgt der Mensch mit Würde, solange sich sein Geist aufrecht hält. Verliert aber dieser seinen Schwung, so brechen wir zusammen. Darum können wir nicht umhin, in jener unseligen Gesinnung, zu welcher man jetzt die Massen erzieht, in dem Irrthum, das Glück sei gemacht, wenn nur der Beutel gefüllt und der Magen befriedigt ist, eine Hauptursache für das sittliche Verderben und somit eine verhängnißvolle Quelle des socialen Elends zu bezeichnen. Gegen diesen verderblichen Geist ist an sich schon schwer zu kämpfen, weil der harte Druck des täglichen Lebens ihn nur zu leicht weckt und bestärkt. Wie erst, wenn er so geflissentlich, wie jetzt, gepredigt wird! Wer also gegen diesen ein Gegengewicht erfände, der wäre wohl ein Freund und Wohlthäter der Menschheit.

Nun, dieses Gegengewicht ist längst gefunden: es ist das Gebet. Solange einer noch ein Vaterunser betet, ist er vor dieser Erniedrigung des Geistes, vor dieser fruchtbaren Quelle der Unzufriedenheit mit all ihren sittlichen und gesellschaftlichen Folgen gesichert. Setzen wir einen christlichen Arbeiter, welcher in der Fabrik oder auf Tagelohn um sein karges Brod ringt. Er weiß, was es heißt, mit der Noth des Lebens kämpfen, und jeder, der ihn die sechs Tage vom Montag bis zum Samstag sieht, kann es auch wissen, so gebeugt geht er einher unter seiner schweren Last. Aber er hat seinen siebenten Tag. Wer ihm an diesem begegnet, der kennt ihn kaum wieder. Er trägt vielleicht nicht bessere Kleidung an seinem Leibe als am Werktage. Jedoch das Haupt trägt er höher und den Rücken gerader, und sein Angesicht sieht heute aus wie das eines Freien, eines Herrn, denn er hat seinen Tag, ja seinen Tag, sagen wir, wo sein Geist sich frei und leicht zu Gott im Himmel emporschwingt. Und auch die Woche über, da er an seiner Arbeit steht, hat er doch jeden Tag wenigstens ein paar Augenblicke, die Gott allein gehören oder vielmehr nicht Gott allein, sondern die eben darum auch seine Augenblicke sind, weil er sie Gott geschenkt hat. Da erhebt er sich über sich selber, über die engen Gesichtskreise, in denen er sich sonst bewegt, über die eiserne, stauberfüllte, rußgeschwärzte, polternde Welt, in welcher ihm Hören und Denken vergeht. Das rettet ihn wieder auf einige Zeit vor der Gefahr, in die Erde zu versinken und dem äußeren Druck zu erliegen. Indes sogar die geistige Arbeit, die nicht mit Gebet verbunden ist, nur zu oft den Geist abstumpft, hölzern, gefühllos, kalt, ja lächerlich und unbrauchbar macht, ist der harte Kampf ums Leben kein Hinderniß für den Geist, Frische und Kraft zu wahren, vorausgesetzt, daß einer nur nicht vom Gebete lasse. Kein Zweifel: will man Menschen finden, die mit dem Leben ringend über dem Leben schweben, will man Ideale verwirklicht sehen, wahre, dauernde Ideale, Ideale, welche den Menschen

nicht bloß in Stunden der Muße fruchtlos entflammen, sondern auch in Jahren voll Drang und Sturm aufrecht halten, dann muß man dort suchen gehen, wo wahres Gebetsleben blüht.

9. Mit demselben Mittel des Gebetes aber, durch welches sich der Geist zu Gott erhebt, zieht er auch von Gott Hilfe auf sich herab. Wenn ein Mensch von Gott mit leeren Händen hinweggeht, so hat er das sich selber zuzuschreiben. Das Gebet, mit Vertrauen [1] und Ausdauer [2] geübt, erlangt alles, was uns zum Besseren dient. Dafür haben wir Gottes eigenes Versprechen. Wie Gottes Wort, das er einmal ausgesprochen hat, nicht leer zu ihm zurückkehrt, sondern durchsetzt, was er beschlossen [3], so ruht auch ein Wort des Gebetes, welches der Mensch an Gott durch Vermittelung des lebendigen Wortes [4] und durch den Geist Gottes richtet [5], nicht eher, als bis es die Wolken durchdrungen und Erhörung am Throne Gottes gefunden [6]. In dieser Gewißheit darf uns keine Lage und kein Anliegen erschüttern. Wenn der Herr einmal sagt, daß er sich alles durch Gebet abnöthigen läßt, so gibt es keine Ausnahme. Es wäre Mangel an Vertrauen, wollten wir zweifeln, ob wir auch den Bedürfnissen des äußerlichen und des öffentlichen Lebens durch das Gebet abhelfen können. Heißt uns doch die Christenpflicht um das tägliche Brod beten. Wir haben keineswegs die Gewähr, daß wir Unnöthiges erhalten, wir wissen auch, daß uns das Gebet in zeitlichen Dingen so wenig der eigenen Arbeit überhebt als in Sachen des Heils, aber wir haben die Versicherung, daß das Gebet zu allem dient, im Irdischen wie im Ewigen [7].

Würde die Menschheit immer an diese Verheißung glauben und sich darnach im Werke richten, die Noth wäre geringer, der

---

[1] Jac. 1, 6.

[2] Matth. 7, 7; 21, 22. Marc. 11, 24. Luc. 11, 9. Joh. 14, 13. 14; 16, 23. 1 Joh. 3, 22; 5, 14.

[3] Js. 55, 11. [4] Hebr. 7, 25. [5] Röm. 8, 26. Gal. 4, 6.

[6] Eccli. 35, 21. [7] 1 Tim. 4, 8.

Segen Gottes reichlicher. So aber fühlt sich der Mensch begreiflicherweise verlassen, weil er sich auf sich verläßt. Und er könnte doch allmächtig in der Hand des Allmächtigen werden, ja Gott durch das Gebet gebieten. Zu schwach, um sich allein zu helfen, ist er doch immer noch zu kräftig, als daß ihm Gott die Beschämung anthun sollte, ihm beizuspringen, wie man einen Wahnsinnigen behandelt, von dem man vernünftige Mitwirkung nicht mehr erwarten kann. Wir können unser Uebel und unsere Schwachheit erkennen, wir können dem Arzte und Retter unser Elend bittend klagen und unser Vertrauen bezeugen, wir können die dargebotenen Mittel zur Hilfe wenigstens annehmen. Das ist allerdings nicht viel, aber je weniger es ist, um so mehr verpflichtet es uns.

Drei Dinge können wir stets leisten. Der erste Schritt zur Rettung ist, begreifen, was uns fehlt. Der zweite, wissen, wie und bei wem wir Hilfe finden können [1]. Der dritte, thun, was der Arzt befiehlt, was der Geber verlangt. Diese Forderung aber erfüllt ein jeder, indem er betet. Fürwahr keine große Arbeit, aber doch eben groß genug für unsere Schwäche, eine Arbeit, die wie jede Arbeit Ueberwindung verlangt, eine Arbeit, die uns Demüthigung und Unterwerfung auferlegt, übrigens auch eine Arbeit, hinreichend, um uns in jeder Noth des Lebens Schutz zu bieten und um uns für hier und für dort in Sicherheit zu bringen.

10. Somit gibt es wirklich nichts, was das Gebet nicht erreichen könnte. Daher denn auch das Vertrauen derer, welche beständig mit ihm umgehen. Indes der Zweifelgeist der Welt dem Bedürftigen den Mund verschließt und dem Bittenden das Herz einschnürt, so daß die freigebige Hand Gottes keinen Platz für ihre Gaben findet, erheben sich einfältige Christenherzen zu einer solchen Zuversicht des Bittens und breiten die Arme des

---

[1] Augustin., S. 80, 1.

Verlangens nach so vielen Dingen aus, daß es manchmal fast wie Unbescheidenheit erscheint. Aber je mehr sie bitten, um so mehr erhalten sie. Darum sind sie nicht zufrieden damit, bloß für sich zu bitten, sondern sie ziehen die ganze Welt in den Bereich ihres Gebetes. In diesem Stücke besonders zeigt der Geist des Glaubens seine ganze Größe und Weite. Der Christ, der es mit Dank erkennt, daß Gott alles zu seinem Dienste bereit gestellt hat [1], würde sich als undankbar gegen seinen Vater betrachten, wenn er nicht das Seine versuchte, um alles Gott dienstbar machen zu helfen, und als hart gegen seine Brüder, wäre es ihm nicht Herzenssache, daß das, was er selber erhalten hat, allen zu gute komme. Während der Heide beim Gebete wie in seinem ganzen Denken und Leben sich stets nur um sich selber dreht, ist dem Christen die Bitte für sich oft das letzte, woran er denkt. Zuerst betreiben wir in unserm Gebete Gottes Sache in der Welt und im eigenen Herzen. Dann erst, in der vierten Bitte des Vaterunsers, wenden wir uns zu unseren Angelegenheiten, immer aber so, daß wir nie für uns allein, sondern zugleich für alle beten. Nur ein krankes Glied denkt einzig an sich und zieht alle Säfte aus dem Leib an sich. Ein gesundes Glied am Leibe der Kirche lebt aber in und für die Gesammtheit [2] und fühlt sogar für die, welche selber nicht mehr für sich fühlen.

Das Hauptkennzeichen des geistlichen Lebens ist somit das Gemeingefühl. Ein Christ, der nicht für das Heil seiner Ebenmenschen besorgt wäre, würde sich selber das Zeugniß ausstellen, daß er leer an Geist, leer des Lebens geworden ist [3]. Wo immer dagegen übernatürliches Leben blüht, da steht auch das Gebet der Fürbitte in Blüte, und zwar um so mehr, je voll-

---

[1] Röm. 8, 28. 1 Kor. 3, 22. [2] 1 Kor. 12, 15 ff.

[3] Chrysostom., In Act. apost. hom. 20, 4. Augustin., S. 78, 6. Quaest. evangel. 2, 46. Corrept. et gratia 15, 47.

kommener das Gebetsleben sich entwickelt. Kraft apostolischer Anordnung[1] betet die Kirche von Anfang bis jetzt nicht bloß für sich und ihre Diener, sondern auch für Fürsten und Obrigkeiten, um Ordnung der Reiche und Ruhe der Staaten, um Wohlstand in den Gemeinden, um Sieg, um Tugend und Zucht beim Heere, um Frieden im Schoß der Familien, um Hilfe für Wittwen und Waisen, um Keuschheit in den Herzen der Jugend, um Erleuchtung der Irrenden, um Bekehrung der Sünder, um Schutz der ungerecht Verfolgten, um Segen für die, welche uns um der Gerechtigkeit willen verfolgen, um Rettung der auf dem Meere Gefährdeten, um Fruchtbarkeit der Erde, um Linderung zeitlicher Strafgerichte, um Wiedergenesung der Kranken, um seligen Tod der Sterbenden, um baldige Befreiung der Verstorbenen[2]. Je weiter die Kirche sich ausdehnt, je mehr Bedrängnisse die Menschheit erfassen, um so weiter, des sind ihre Gebete Zeugen, werden auch die Herzen der Christen. Die Glaubensboten und die Verführer der Menschheit, der Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit in der Presse, in den Forschungen der Gelehrten, in den Volksversammlungen, in der Aufstellung und Auslegung der Gesetze, die Heiligung der Kunst, des Sonntags, des öffentlichen Lebens und hundert ähnliche Anliegen, die unser Herz oftmals zu erdrücken drohen, drängen sich uns vor die Seele, sobald wir zu beten beginnen. In einer einzigen Gebetsstunde durchwandern wir die Erde und

[1] Cf. Justin., Apol. 1, 13; 17, 65. Dialog. 35, 108. Athenagoras, Legatio 37. Tertullian., Apolog. 29. 30. 39. 40. 42. Arnobius 4, 36. Constitut. Apostol. 8, 12. 13. Cyrill. Hierosolym., Cat. 23 (mystagog. 5), 8. Chrysostom., De sacerdotio 6, 4. In 2 Cor. hom. 2, 5 sqq. Augustin., Ep. 215, 3; 217, 2. Coelestin. I. ad episc. Gall. 11, und die alten Liturgien alle. Besonders feierlich bringt die Kirche diese Fürbitten in der Liturgie des Charfreitags dar, sowie auch in der (zu Zeiten allgemein anbefohlenen) Allerheiligenlitanei.

[2] 1 Tim. 2, 1.

fühlen all das Elend mit, das Gottes Herz bewegt, und pochen an dieses milde Herz um Schonung und Erbarmen.

Ob wir bei diesem Gebete für andere immer erhört wurden, das zwar wissen wir nicht, aber das fühlen wir stets, wenn wir uns vom Gebete erheben, daß unser Geist selber, indem er sich zu Gott emporschwang, erhabener, daß unsere Kraft, indem wir seine Hilfe herabzogen, stärker, daß unser Herz, indem wir die ganze Welt mit ihren Anliegen Gott vorstellten, weiter geworden ist. Wir jedenfalls sehen uns immer überreich belohnt durch diese dreifache Frucht des Gebetes. Wenn also einer sagt, es sei unnütz zu beten, den können wir nur als arm durch eigene Schuld bedauern.

11. Möge also niemand so undankbar wider Gott und gegen sich so unbarmherzig sein, daß er sage, das Gebet sei etwas, wobei er seine Rechnung nicht finde. Gewiß findet er sie, und nicht bloß für sich, sondern für eine ganze Welt. Er findet sie in allen Stücken, in zeitlichen und in geistlichen. Er findet darin Kraft, Entbehrung zu ertragen und jedes Opfer zu bringen, sich mit Geduld ins Unvermeidliche zu fügen und hochherzigen Sinnes mit seinen Fehlern zu brechen. Ist er gesund an der Seele, so kann ihn nur das Gebet in der Gesundheit bewahren, ist er krank, so führt es ihn zur Genesung, und sollte er gestorben sein, so ist das Gebet erst recht die letzte Hoffnung auf Erweckung und die erste Spur des wiederkehrenden Lebens. Karl V. däuchte es mit jeder neuen Sprache, die er lernte, als ob eine neue Seele in seinem Innern entstände. So wird auch der Christ einen jeden neuen Schritt auf den Wegen des Gebetes als eine Regung neuer geistlicher Kraft und neuen Lebens empfinden. Schon daß er betet, ist ein Beweis, daß er ein anderer, ein neuer Mensch geworden ist. Geh nur hin zu Saulus, sprach Gottes Geist zum zitternden Ananias, und fürchte dich nicht vor ihm. Er war ein Wolf und ist ein Lamm. Unmenschlich in der Verfolgung ist er

durch die Gebete der Verfolgten[1] zu einem neuen Menschen geworden. Du zweifelst, es scheint dir unmöglich? Nun denn, so wisse, es ist neues Leben in seine Seele eingekehrt. Er war grausam und ist milde, er schnaubte nach fremdem Blute und ist jetzt bereit, sein eigenes Blut zu opfern, er war todt, aber nun lebt er, denn — er betet[2].

So ist es bei einem jeden Menschen. Preisgeben des Gebetes ist der geistliche Tod. Rückkehr zum Gebete ist das erste Zeichen des geistlichen Lebens. Jeder Fortschritt im Beten ist ein Wachsthum im Leben der Seele. Soviel einer mit dem Gebete umzugehen versteht, so viel versteht er zu leben, so viel darf er sich rühmen, ein wahrer Christ zu sein oder doch es werden zu wollen. Wer sich der Pflicht des Gebetes nur in Augenblicken entsinnt, in denen ihm Noth oder Gewissensangst die lange verschlossenen Lippen öffnet, wer nur seine gewissen Gebetsstunden hat, zu welchen er dann ebenso wenig für andere Dinge zu gebrauchen ist als außer diesen für Gott, der ist zum vollen christlichen Leben noch nicht durchgedrungen.

Und doch ist es dies, was der Herr von uns erwartet. Daher die immer erneute Mahnung: Betet ohne Unterlaß[3], seid wachsam und betet allezeit[4], laß dich durch nichts abhalten, immerdar zu beten[5]. Aber, ist es möglich, ununterbrochen zu beten? Ist es denn auch recht, wenn einer nichts als beten wollte? Was sollte da aus unseren anderen Pflichten werden, wollten wir das Gebet zum einzigen Inhalt, zur einzigen Arbeit unseres Lebens machen? Jedoch das hat auch niemand verlangt. Es wäre gewiß unentschuldbar, wollten wir um des Gebetes

---

[1] Augustin., S. 149, 17. Chrysostom., In psalm 140, 2. Vgl. auch Hieronym., In Philemon. 22.

[2] Apg. 9, 11. Chrysostom., In Act. ap. hom. 20, 1.

[3] 1 Theff. 5, 17.

[4] Luc. 21, 36; vgl. Luc. 18, 1. Ephes. 6, 18. Kol. 4, 2.

[5] Eccli. 18, 22.

willen unsern Beruf versäumen. Trotzdem ist es nicht unmöglich, immerfort zu beten. Wir dürfen nur diese Pflicht so erfüllen, wie sie nach altem Christenbrauch von jeher verstanden und geübt ward. An Arbeitsamkeit haben sich unsere Ahnen im Glauben gewiß von niemand übertreffen lassen. Aber sie haben den Tag und die Berufsarbeiten und die Erholung und das Mahl mit Beten begonnen, mit Treue und Freude vor dem Herrn fortgesetzt und mit Gebet beschlossen [1]. Und damit haben sie beständig gebetet. Nun kann aber keiner sagen, daß er sich außer Stande sehe, sie in diesem Stücke nachzuahmen. Es ist also nicht nöthig, daß wir das Gebet zur einzigen Arbeit unseres Lebens machen. Es ist aber nicht unmöglich, unser Leben zu einem einzigen Gebete zu machen. Gebet ist Erhebung der Seele zu Gott, Arbeit an uns selbst, Arbeit, die uns bessert und veredelt, Arbeit, die uns zu Gott emporhebt. Dieses Ziel können wir bei jeder Arbeit verfolgen. Nichts hindert uns, die Last der Arbeit, die Lust der Erholung, die Freuden wie die Belästigungen des Umgangs mit Menschen, den Schmerz der Prüfungen so zu ertragen, daß sich der Geist dabei läutert und jedesmal mehr zu Gott emporschwingt. Nun gut: damit ist die höchste Aufgabe des Lebens bereits gelöst, die Aufgabe, das Leben zum Gebete zu machen, ein Leben des Gebetes zu führen, zu beten ohne Unterlaß.

12. Nach alle dem ist es leicht, sich Rechenschaft darüber zu geben, wo das wahre übernatürliche Leben, wo das echte Christenthum ist. Man hört oftmals sagen, der Stil, die Sprache sei der Mensch. Von der Sprache des Gebetes gilt das jedenfalls. Das Gebet ist der Stil des Christen, der sicherste Prüfstein für den Geist, von dem wir beseelt sind. Wie das Leben, so das Gebet. Und umgekehrt, wie das Gebet,

---

[1] Tertullian., Corona 3. Cyrill. Hierosol. 4, 14; 13, 36. Basilius, Hom. (5) in mart. Julittam n. 3. Epist. 2, 2. 6.

so Religion, so Leben. Es gibt religiöse Gemeinschaften — sie zu benennen wird nicht nöthig sein — in denen beim Gebete eine so auffallend erkünstelte Feierlichkeit, ein so bombastisches, gespreiztes Wesen, eine so peinliche Sucht nach großartigen und ungewohnten Redewendungen als unerläßlich zu gelten scheint, daß jedermann leicht erkennt, wie sehr alles natürliche Leben aus ihnen gewichen ist. Man erscheint da vor Gott, fast wie die Bürger einer aufständischen und nun unterworfenen Stadt den einziehenden Eroberer bewillkommnen, wie etwa die Unterthanen einem Nero zum Geburtstage ihre Glückwünsche darbringen mögen. Auf der andern Seite finden wir Secten, in denen man mit Gott verkehrt, wie wenn man sich der eigenen Gerechtigkeit gewiß, wie wenn man Gott verpflichtet hielte, daß er uns zu Diensten sei. Da herrscht eine nahezu verletzende Herzlichkeit Gott gegenüber vor, eine Vertraulichkeit, so derb und zuversichtlich, gerade wie sich ein Herr gegen seinen alten Diener benimmt, dem er das Gnadenbrod reicht zum Dank dafür, daß er die Verirrungen früherer Tage mit Schweigen vor der Welt zugedeckt hat. Sicher sind solche Formen des Gebetes nichts als ein Ausfluß des Geistes, welcher das ganze religiöse und sittliche Leben dieser Genossenschaften beherrscht. Wenn er in anderen Dingen nicht so auffällig und so abstoßend hervortritt, so ist das nur ein Beweis mehr für die Wahrheit, daß an nichts besser zu erkennen ist, wes Geistes Kind einer ist, als an der Art seines Gebetes. Wie die Sprache, so der Charakter des Menschen. Wie die Sprache, so der Geist des Volkes. Wie das Gebet, so der Glaube, so der Charakter, so das Leben des Christen, der Religion, der Kirche.

Der echte Geist des Christenthums muß sich also zumeist im Gebete bewähren. Nun haben wir aber als Christen nicht den Geist der Knechtschaft und der Furcht, sondern den Geist der Kinder empfangen. In diesem rufen wir als Hausgenossen

und als Kinder: Abba, Vater![1] Allein zur Liebe des Kindes gehört stets auch die Ehrfurcht gegen den Vater. Die Furcht Gottes ist nicht etwa bloß ein unvollkommener Anfang zur Weisheit[2] und die Grundlage der Frömmigkeit, sondern sie ist etwas so Heiliges, daß sie bestehen wird in alle Ewigkeit[3]. Die kindliche Ehrfurcht darf also nie von der Kindesliebe getrennt werden, sondern sie muß in eben dem Grade wachsen, in welchem die Liebe zunimmt[4]. Selbst die Seligen im Himmel sind von dieser heiligen, keuschen Furcht beseelt[5], die nichts anderes ist als ein Ausfluß aus der zarten Liebe zu Gott, dem Reinsten, dem Allerhöchsten[6]. Um so mehr ziemt es Kindern Gottes, die noch im Fleische weilen, ungewiß, ob sie der Liebe oder des Hasses würdig sind[7], nie anders vor ihrem Herrn und Vater zu wandeln[8] als mit jener demüthigen Bescheidenheit, die ihnen das Gefühl ihrer Unwürdigkeit und das Bewußtsein eingibt, von ihm so unverdient begnadiget zu sein. Dafür stößt sie aber auch diese heilige Ehrfurcht nicht bloß nicht von Gott zurück, sondern lehrt sie erst recht den treuen Dienst gegen ihn. Ihn haben sie allezeit und überall vor Augen[9]. Nicht bloß im geweihten Tempel, auch in Flur und Wald, auf dem Markte wie in der geheimen Kammer, sind ihre Augen auf ihn gerichtet, damit er ihre Füße aus jeder Schlinge ziehe[10]. In allen Dingen sehen sie auf ihn zuerst und zuletzt. Sie thun ihre Pflicht so emsig wie einer. Aber sie glauben nie,

---

[1] Röm. 8, 15. Vgl. dazu Cyprian., Orat. Domin. 3 (2).

[2] Pſ. 110, 10. Sprichw. 1, 7; 9, 10. Eccli. 1, 16.

[3] Pſ. 18, 10. [4] Thomas 2. 2. q. 19. a. 10.

[5] Thomas 2. 2. q. 19. a. 11. Cf. Bernard. (Ep. 190), De erroribus Abaelardi 4, 10. Denzinger, Enchiridion n. 324.

[6] Augustin., In ps. 127. en. 8; cf. In ps. 118, 31, 3. Gregor. Mag., Moral. 34, 40.

[7] Eccl. 9, 1.

[8] Tertullian., Orat. 17 (13). Cypr., Orat. Domin. 4 (2).

[9] Pſ. 15, 8. [10] Pſ. 24, 15.

daß ihre Mühe es sei, welche den Ausschlag gebe. Nie legen sie Hand an ein Werk, ohne ihn zu Hilfe gerufen, nie legen sie das Werk aus der Hand, ohne es ihm anempfohlen zu haben. Sollen sie über den Werth oder den Unwerth einer Sache ihr Urtheil geben, so ist ihre einzige Frage die, ob er in ihr zu finden ist, oder ob sie zu ihm führt. Jedes Ereigniß, ob Leid, ob Freud, ob Mühe, ob Erquickung, ist ihnen ein Weg, der sie ihm näher führt. Sie bedürfen nicht künstlicher Mittel, um ihn sich gegenwärtig zu machen. An ihn denkt ihr Geist, nach ihm strebt ihr Wille, um seinen Besitz schmachtet ihr Herz, sie sind beständig und immer ganz bei ihm. Von ihm ist alles, was ihnen widerfährt. Seine Hand hat ihnen alles bereitet, bitter und süß, was sie berührt. Nichts raubt ihnen die Fassung, nichts das Vertrauen, nichts die Unterwürfigkeit. Sie wissen, daß Gott ihr Vater ist, sie wissen, daß er ihnen immer nahe bleibt, sie wissen, daß sie nichts treffen wird, was nicht seine Hand gethan hat.

Dieser Geist der Kinder Gottes muß sich also ganz besonders in unserem Gebete kundgeben. Wer Gottes Blick ausweicht wie Adam nach der Sünde, wem die Sprache versagt, sobald er ein Wort an ihn richten soll, der ist nicht aus Gottes Hause. Wer Gott, sobald er beten soll, erst mühsam suchen muß, wie etwas, was er verloren oder vergessen hat, der hat noch weite Wege, bis ihm der Wandel mit Gott zum Leben geworden ist. Lohndiener mögen ihn im Munde führen, indes ihr Herz ihm ferne ist [1]. Fremdlinge mögen fragen: Wer wird hinaufsteigen in den Himmel, um ihn zu uns herabzuziehen? [2] Kinder im vollsten Sinne des Wortes sind erst die, welchen er überall nahe ist, im Munde, im Herzen, im Werke [3]. Zwar schließt Gott keinen aus der Zahl seiner Kinder deshalb aus, weil ihm das noch nicht zur Gewohnheit und leicht geworden ist. Auch

---

[1] Jerem. 12, 1. [2] Deut. 30, 12. [3] Deut. 30, 14.

jene, welche mühsam die ersten schweren Schritte auf dem Wege der Gebote thun, selbst die, welche nur unter beständigem Widerstreben ihrer bösen Natur bemüht sind, die Gerechtigkeit zu üben, so gut sie es eben vermögen, auch sie sind Kinder Gottes, freilich noch unmündige [1]. Aber es darf keiner ruhen, bis er das Kindische abgelegt und jenes Mannesalter erreicht hat [2], wo das ganze Leben und der ganze Mensch ein ganzes Opfer der Ueberzeugung, der That und der Liebe wird. Bis wie weit wir diesem Ziel nahe gekommen sind, dafür haben wir den besten Prüfstein am Gebete. Je öfter wir uns der Pflicht des Betens erinnern, je mehr es uns zur Natur und zum Bedürfniß wird, um so eher ist das Gebet unser Leben, ist unser Leben Gebet geworden, um so eher können wir also hoffen, unsere Aufgabe als Christen erfüllt zu haben.

Daran haben wir aber auch einen untrüglichen Schlüssel zur Beantwortung der Frage, wo die Gemeinschaft Christi, das Reich Gottes auf Erden ist. Dort, wo das Gebet in der besten Weise geübt wird. Wo das echte Gebet, dort die wahre Kirche, dort Wahrheit, Heil und Leben.

[1] Hebr. 5, 12. 13. [2] 1 Kor. 13, 10. 11.

Vierundzwanzigster Vortrag.

Die Liebe.

1. Der Kerkermeister zu Philippi, welcher, erschreckt durch das nächtliche Erdbeben, dem Paulus und Silas zu Füßen fiel, war sicher in seiner Herzensangst zu allem bereit, was sie ihm aufgetragen haben würden. Das zeigt seine Frage: Ihr Herren, was muß ich thun, um selig zu werden? Sie aber legten ihm, eben deshalb vielleicht, weil er ohnehin erbötig war alles zu thun, keine Forderung auf als nur die eine: Glaube an den Herrn Jesus, so wirst du selig werden [1]. An eben diesen Herrn Jesus aber hatte einmal ein reicher Jüngling dieselbe Frage gestellt. Dieser aber erhielt von ihm eine ganz andere Antwort: Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote [2]. Seltsam! Zwei so verschiedene Lösungen einer und der nämlichen Frage! Aber je weiter wir uns umsehen, um so mehr Verschiedenheiten finden wir. Es ist der gleiche Herr und Meister, welcher ein anderes Mal auf die gleiche Frage sagt: Wer glaubt und sich taufen läßt, der wird selig werden [3], wer aber nicht wiedergeboren ist aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste, der kann in das Reich Gottes nicht eingehen! [4] Und wieder bei einer andern Gelegenheit vernehmen wir von demselben Lehrer: Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes

[1] Apg. 16, 30 f. [2] Matth. 19, 17. [3] Marc. 16, 16.
[4] Joh. 3, 5.

nicht esset, werdet ihr das Leben nicht in euch haben [1]. Und bei einer andern Veranlassung hat er abermals gesagt: Wer die Kirche nicht hört, der kann so wenig als Glied meiner Gemeinschaft gelten als ein Ungläubiger [2]. Wer meine Diener verachtet, der verachtet mich [3]. Nur wem sie Nachlassung der Sünden gewähren, dem werden seine Fehler auch vor Gott erlassen [4].

Was ist doch das für ein buntes Gemisch von verschiedenartigen Aussprüchen, und das in einer so entscheidenden Angelegenheit! Welcher von diesen Sätzen hat da Geltung? Ist es gleichgiltig, welchen von ihnen wir befolgen? Soll der eine mit dem, der andere mit jenem seine Seligkeit wirken? Ist es mir überlassen, an welche von diesen Vorschriften ich mich heute und an welche ich mich morgen halten will? Nein, wahrlich nein! Da ist kein Wort im ganzen Gesetze Gottes, das nicht auf Wahrheit gegründet ist. Was immer er als Recht und als Gesetz festgestellt hat, das bleibt auf ewig unveränderlich [5]. Wer auch nur das kleinste dieser Gebote übertritt, der verdient der letzte im Reiche Gottes zu heißen [6]. Wenn aber gar einer sich herausnehmen wollte, auch nur ein einziges dieser Worte für unnöthig oder abgethan zu erklären, den würde der Herr tilgen aus dem Buche des Lebens [7]. Es ist in der That vieles, was vom Christen verlangt wird. Je tiefer er in sein Gesetz eindringt, um so mehr findet er Verpflichtungen. Und was er einmal kennen gelernt, das bleibt für ihn immer verbindend. Hat er sich nur einmal zu einem einzigen verpflichtet, so bleibt er stets zu allem verbunden. Ein verstümmeltes und halbes Opfer nimmt Gott nicht an [8]. Und wenn einer das ganze

---

[1] Joh. 6, 54. [2] Matth. 18, 17. [3] Luc. 10, 16.
[4] Joh. 20, 23. [5] Ps. 118, 160. [6] Matth. 5, 19.
[7] Offenb. 22, 19; vgl. Deut. 4, 2; 12, 32. Sprichw. 30, 6.
[8] Lev. 22, 22. Deut. 15, 21.

Gesetz hielte, aber ein Gebot überträte, der Herr würde ihn als Uebertreter behandeln [1].

2. Aber das ist ja eine wahrhaft erdrückende Last von Geboten! Wie soll es möglich sein, aus dieser Menge von Verpflichtungen so verschiedener Art ein Leben aus einem Guß zu schaffen? Diese Frage liegt nahe und klingt doch beinahe verwunderlich. Die Antwort gibt uns ein ähnlicher Fall, von dem wir in der Heiligen Schrift lesen. Als Beseleel daran ging, die Bundeslade und das heilige Zelt zu bauen, wetteiferten Männer und Frauen voll fröhlichen Opfersinnes, ihm Gaben zum heiligen Werke zu bringen. Armbänder, Ohrgehänge, Fingerringe, Spangen, Gefäße von edlem Metall, rohe Barren und Platten häuften sich um den Künstler zu Bergen [2]. Er mußte dem Eifer Einhalt thun, denn es wurden der Gaben zu viel [3]. Aber wie stellte er es an, um aus diesem bunten Material die heiligen Geräthe fertig zu bringen? Es fällt dem heiligen Schriftsteller nicht ein, ein Wort darüber zu verlieren, da es ohnehin jeder begreift. Das Feuer natürlich war es, das aus dieser wirren Masse in Kürze ein glänzendes Ganzes schaffte. Das Feuer läutert alles Unreine. Dem Feuer ist keine Nahrung zu viel [4]. Das Feuer dringt durch jede Scheidewand. Das Feuer verbindet unvereinbare Dinge zu unzertrennlicher Einheit.

Und man mag sich beklagen, daß die Forderungen des Christenthums übermäßig, unerträglich, widersprechend seien! Ist dieses Seufzen nicht das Geständniß, daß im Herzen das Feuer, welches Christus zur Erde brachte und welches er so sehnlich möchte brennen sehen [5], entweder erloschen oder noch nie entbrannt ist? Wer spricht da von Unmöglichkeit? Nichts ist so hart und eisern, nichts so verrostet, daß es das Feuer

[1] Jac. 2, 10. [2] Exod. 35, 22. [3] Exod. 36, 4.
[4] Sprichw. 30, 16. [5] Luc. 12, 49.

der Liebe nicht überwände[1]. Gebt mir einen, der liebt, er wird spielen, wo ihr verzweifelt, er wird siegen, wo ihr flieht, er jubelt, wo ihr murrt, er einigt Natur und Gnade und Himmelreich und Erdenleben zu einem Ganzen so lebendig, daß ihr schwören möchtet, es sei aus dem Schoß der Erde emporgewachsen ganz von selber, ohne Zwang, wie die Blumen blühen und die Bäume Frucht tragen im Lichte der allmächtigen Sonne. Liebe erklärt alle Räthsel. Liebe löst alle Schwierigkeit. Darum ist die Liebe das erste der Gebote[2]. Die Liebe ist aber auch der Endzweck jedes Gebotes[3]. Die Liebe ist die vollkommene Erfüllung des Gesetzes[4]. Die Liebe ist das Band, das alle Tugenden zu einem vollkommenen Ganzen eint[5]. Liebe, und du wirst dich über nichts beklagen! Liebe, und du vermagst alles!

3. So kurz und so zuverlässig nun aber diese Anweisung ist, auf so viele Schwierigkeiten stößt ihre Verwirklichung, ja schon ihr Verständniß. Der erste und sicher nicht der unbedeutendste Anstoß liegt schon im Worte Liebe. Man wird der Menschheit kaum Unrecht thun, wenn man behauptet, es sei deren eine sehr kleine Zahl, welche die Liebe kennen. Freilich, der Liebe Lob ertönt von allen Zungen. Wer nichts von Liebe weiß, dem geht man aus dem Wege. Der Menschheit Höchstes ist die Liebe, das ist das ewig alte und ewig neue Lied der Menschheit, seit sie lebt. Das Wort ist stets das gleiche. Wollte aber jeder gestehen, was er dabei im Herzen fühlt, wir hätten eine lange Reihe von widersprechenden Empfindungen vor uns, dumpfes Brüten und Träumen, unverstandenes Sehnen, berauschenden Taumel und nagenden Schmerz, schimpfliche Leidenschaft, die sich aus Scham ins Dunkel verkriecht, Unlust

---

[1] Augustin., De morib. eccl. cath. 1, 22, 41.
[2] Marc. 12, 30. [3] 1 Tim. 1, 5. [4] Röm. 13, 10.
[5] Kol. 3, 14. Vgl. dazu Thomas 2. 2. q. 184. a. 1.

zu Arbeit und Pflicht, und heldenmüthige Opferlust, eine Selbstsucht, die fremde Tugend und Ehre und das Glück eines ganzen Lebens rücksichtslos als Tribut fordert, und wieder eine Selbstlosigkeit, die mit Freuden Gesundheit und Leben hingibt, die Hölle der Verzweiflung, den Himmel der Seligkeit.

Gewiß, unter den Dingen, welche die Menschen am öftesten im Munde führen und am wenigsten kennen, nimmt die Liebe nicht den letzten Platz ein. Blicken wir in die alten heidnischen Zeiten zurück, so können wir beim besten Willen und mit der schonendsten Beurtheilung von Liebe wenig entdecken. Einzelne rühmliche Ausnahmen geben wir gerne zu. Die Römer waren viel zu kalt, zu herrschsüchtig, zu eigennützig, den Griechen war die Pest der Liebe, die Sinnlichkeit, viel zu sehr ihre zweite Natur geworden, als daß Liebe bei ihnen möglich gewesen wäre. Paulus war gewiß ein Kenner seiner Zeit. Aber trotz seiner fast leidenschaftlichen Vorliebe für die Heiden kann er nicht umhin, dem Aristoteles [1] Recht zu geben, daß ihnen die Liebe fehle [2]. Dies Urtheil ist wahr in jeder Beziehung. Es fehlte ihnen die Liebe im Sinne christlicher Tugend. Es fehlte ihnen sogar die Liebe als natürliche Tugend. Leider haben wir wenig Recht, die Alten darob scharf zu tadeln. Denn in diesem Punkte unterscheidet sich unsere Zeit wenig von der ihrigen, nur daß wir größere Schuld haben, weil wir der in Menschengestalt erschienenen Liebe Gottes so wenig Ehre machen. Wer den socialen Zuständen der Gegenwart Aufmerksamkeit schenkt, der möge uns sagen, ob er vom Walten der Liebe viele Beweise gefunden habe. Wir mögen Schwarzseherei und Verdammungssucht so weit von uns thun, als es unsere Pflicht ist, dennoch ist der Eindruck, den wir aus der Betrachtung des Lebens im großen Ganzen erhalten, nur allzu leicht der, daß die Liebe unter den Menschen keine wohnliche Heimat hat.

---

[1] Unten Nr. 5. [2] Röm. 1, 31.

4. Wir wollen uns näher erklären, damit man uns nicht den Vorwurf mache, als seien wir ungerecht gegen die Welt. Wir sprechen ihr gewiß nicht alle und jede Liebe ab. Ohne Liebe kann der Mensch ja überhaupt nicht leben. Aber es fragt sich, welcher Art die Liebe ist, mit der sich die Welt zufrieden gibt. Es ist nämlich leicht zu sehen, daß wir mit dem Worte Liebe ganz verschiedene Begriffe verbinden. Wir haben in unseren Sprachen meist nur ein Wort[3], um dreierlei Dinge zu bezeichnen, zwischen denen ein großer Unterschied besteht. Etwas anderes ist aber die christliche Tugend der Liebe, etwas anderes die Liebe als natürliche Tugend, etwas anderes die Leidenschaft, welche man Liebe nennt.

Wir sagen Leidenschaft der Liebe. Man erschrecke nicht über diesen Ausdruck, welcher durch die Schuld der Menschen so verfänglich geworden ist, daß man sich fast seiner möchte schämen. Niemand denke hier an jene Entweihung des Herzens, an jenen Tod der Tugend, an die gemeine Sinnenlust, der man lügnerischerweise so oft den Namen Liebe gibt. Wenn wir von der Leidenschaft oder dem Affect der Liebe reden, so meinen wir jene natürliche Regung, jene unwillkürliche Zuneigung, jenen Zug zu einer Sache oder einer Person, den wir im Herzen empfinden, sobald wir etwas Gutes, Schönes,

---

[1] Im Latein der kirchlichen Sprache ist charitas die übernatürliche, dilectio die natürliche Liebe, amor die Liebe als Leidenschaft, das heißt als unwillkürliche Regung. Allem Anscheine nach ist das, was Aristoteles über die Freundschaft (φιλία) sagt, von dem zu verstehen, was wir die natürliche Tugend der Liebe (dilectio) nennen, wofür er sonst kein besonderes Wort hat. Denn er unterscheidet sie genau von der Leidenschaft (vgl. Ethic. 2, 5 [4], 2) als Thätigkeit (Ethic. 8, 8 [10], 4; vgl, Eudem. 7, 4, 9; 7, 2) und als den durch die Thätigkeit erlangten Habitus (Ethic. 8, 5 [7], 5; vgl. Eudem. 7, 1, 3). Aehnlich Plato, Lysis 9, p. 212. d. sqq., obwohl Plato und Sokrates im ganzen über den mehr als zweideutigen ἔρως nie recht hinauskommen; vgl. Lysis 17, p. 221. e. sqq.

uns Zusagendes daran entdeckt haben [1]. Wir wissen aber, daß es von uns abhängt, diese Regung durch Verstand und Willenskraft zu einem mächtigen Hebel des Guten zu machen, oder uns von ihr ohne Besinnung und Selbstbeherrschung auf die Wege des Verderbens drängen zu lassen und andere dann mit uns fortzureißen [2]. Soviel auch die Dichter und die Sünder zu allen Zeiten über die Unwiderstehlichkeit dieser Leidenschaft gesungen und geklagt haben, das ist dennoch sicher, daß wir zwar nicht für jede unfreiwillige erste Regung dieses und überhaupt jedes Affectes, wohl aber für das verantwortlich sind, was wir daraus werden lassen.

Darüber sind nun freilich alle Christen wenigstens ihrer Ueberzeugung nach einig. Wer nur einigermaßen nach einem wirklich christlichen Leben strebt, weiß, wie sehr er vor diesen von selbst entstehenden Neigungen auf der Hut sein muß, damit sie nicht einen Grad von Heftigkeit annehmen, noch sich auf einen Gegenstand werfen, der ihm gefährlich werden könnte. Dagegen liegt selbst den Besten eine andere Gefahr näher. Es lassen sich nur zu viele täuschen, wenn sie für eine gute Sache eine unwillkürliche Empfindung der Billigung im Herzen verspüren. Sie halten das schon für Tugend und sind wohl mit sich zufrieden, obwohl sie nichts in sich haben als eine ganz natürliche Bewegung des menschlich fühlenden Herzens. Das ist so recht die Moral der Oberflächlichkeit, die Tugend der Bequemlichkeit, wie man sie in den Novellen für Pensionatmädchen und für Erwachsene in moralischen Rührstücken auf dem Theater pflegt. Alle jene schönen Reden von der veredelnden Kraft der Bühne, von der läuternden Pädagogik der Aesthetik bedeuten weiter nichts als die landläufige Verwechslung zwischen dem

---

[1] Thomas 1. 2. q. 27. Augustin., Conf. 4, 13, 20. De musica 6, 13, 38.

[2] Vgl. Band I. (2. Aufl.) 5, 19. 21. 22.

natürlichen Affect und der Uebung ernstlicher Tugend. So kommt es, daß man Thränen vergießt über eine verfolgte Unschuld und selber aus Lieblosigkeit und übler Nachrede ein ernstliches Geschäft macht, daß man aus dem Schauspiel voll sittlicher Entrüstung über Menschen hinweggeht, in denen man sein eigenes Ebenbild hätte sehen können. Daraus ist ersichtlich, daß eine solche Regung der Liebe, selbst wenn sie einen guten, ja heiligen Gegenstand betrifft, noch lange keine Tugend ist und kein Verdienst begründet [1]. Tugend ist ein Werk der Arbeit und der Freiheit. Sie ist nicht so schwer als man ihr oft nachsagt, sie ist aber auch nicht so schnell vollendet, als mancher zu glauben geneigt ist. Die hellen Zähren weinen über des Herrn Marter und über die eigenen Sünden oder vollends über fremdes Elend, ist noch durchaus kein Beweis, daß die Tugend der Liebe in uns wohne. Das alles kann möglicherweise der Ausfluß natürlichen Mitleids, der Erguß eines weichen Herzens, eine ungesuchte Empfindung von Scham über unsern Undank gegen Gott sein. Das ist immerhin ein schöner Zug einer edlen Natur, welcher die Seele wie von selber zur bewußten, gewollten, mit Mühe vollbrachten Uebung der Reue, der Andacht, der Liebe, also zur Tugend hintreibt. Aber es ist noch von ferne nicht die Tugend der Reue und der Liebe selbst. Wer sich mit dieser bloßen Empfindung schon zufrieden geben wollte, der könnte sich leicht schmeicheln eine Tugend zu besitzen, die er noch gar nicht geübt hat, von der er vielleicht nicht einmal weiß, wie man sie übt.

5. Ungleich höher als diese empfindliche Regung steht die Liebe als natürliche Tugend. Diese ist nicht mehr eine bloß auf Seelenverwandtschaft oder auf angenehme äußere Eindrücke hin erwachende Aufwallung eines dunkeln Herzensdranges. Sie ist vielmehr eine mit klarer Verstandesüberlegung vom Willen

---

[1] Vgl. Band I. (2. Aufl.) 5, 18.

den Seelenkräften auferlegte Thätigkeit [1]. Sie ist das ernstliche Streben, dem Nächsten Wohlwollen zu erweisen [2], ihm wohl zu thun, sich ihm nützlich zu zeigen [3]. Sie denkt nicht an das eigene Bedürfniß, sie sucht nicht ihren Vortheil [4], sie stützt sich bloß auf das Gute, das sie am Nächsten findet [5]. Selbst wo er das Gute verlassen haben und nur dem Bösen dienen sollte, achtet sie noch immer seine Natur [6], die er ja nie ganz verderben und der Keime des Guten berauben kann, und findet neue Nahrung in dem Streben, ihn für das Gute, von dem er abgewichen ist, wieder zu gewinnen [7]. Das ist Uebung der Liebe als Tugend, und zwar als natürlicher Tugend.

Ohne alle Frage steht der, welcher die Liebe um der genannten Beweggründe willen rein und ohne Beimischung übt, auf einer sittlichen Höhe, die alle Anerkennung verdient. Es ist zwar immer noch eine bloß natürliche Tugend, wie wir sie denn auch ganz und gar mit den Worten heidnischer Schriftsteller geschildert haben. Dennoch können wir wohl sagen, daß der, welcher sie so übt, wie diese sie verlangen, nichts Kleines gethan hat. Aber eine andere Frage ist die, wer sich rühmen kann, diese Tugend, wir sagen es nochmals, die natürliche Tugend der Liebe rein zu üben? Darauf gibt es der Wahrheit gemäß nur die eine Antwort: Wenn nicht das Christenthum die Ehrenrettung der natürlichen Tugend übernimmt, dürfte diese wenige Ritter unter den Dienern der Welt finden, auf die sie sich mit Ehren berufen darf. Die Alten haben wenigstens mit Achtung und Begeisterung von der natürlichen Liebe ge-

---

[1] Thomas 1. 2. q. 26. a. 3.

[2] Aristot., Eth. 9, 5. Eudem. 7, 7, 3.

[3] Aristot., Eth. 9, 9, 2. Eurip., Heracl. 2. Cic., Am. 5. 6.

[4] Cicero, Amic. 8. 9.

[5] Aristot., Ethic. 8, 3 (4), 6. Cicero, Amic. 14. 22. 27. Cf. Plato, Lysis 10, p. 214. d.

[6] Cicero, Amic. 8. 9. [7] Ibid. 24.

schrieben, am schönsten Cicero im Lälius. Was jedoch das Leben betrifft, so haben sie offen bekannt, daß, soweit überhaupt jemand Liebe nicht in bloßen Worten, sondern in der That kundgibt, er sie selten rein, sondern mehr oder minder aus Selbstsucht übt [1], weil ihm selber die Liebe zur Glückseligkeit [2] oder zum Leben unentbehrlich ist [3]. Gewiß ein niedriger Standpunkt, aber doch noch höher als der, welchen die Neueren einnehmen. Diese streichen die Liebe geradezu aus der Zahl der Tugenden. Auf den Pfaden Spinoza's wandelnd erklären diese ohne Scham gleich ihm [4] jeden Versuch, Liebe als Opfer und Hingabe zu empfehlen, also die Lehre, Liebe sei als natürliche Tugend möglich, für Heuchelei und Albernheit [5], denn anders als aus Rücksicht auf das eigene Interesse, also aus barem Eigennutz, liebe niemand einen Freund [6]. Das ist ein solcher Hohn auf alles, was im Menschen edel ist, daß wir uns darüber nicht genug verwundern können. Die Heiden hätten sich solcher Worte geschämt, die heutigen Gegner des Christenthums sagen das aber unter dem Beifall der Zeit.

In der That möchte einer mitunter versucht sein zu glauben, es sei in Wahrheit also, wenn man betrachtet, in welcher Art Wohlthätigkeit und Liebe von der dem Christenthum entfremdeten Welt oft ausgeübt wird. Diese wird freilich nicht müde zu versichern, die Kirche mit all ihren Anstalten und Gliedern verstehe nie und nirgends die rechte Art wohl zu thun.

---

[1] Aristot., Rhetor. 2, 2, 4. Ethic. 8, 3. Eudem. 7, 10, 25. Cicero, Offic. 2, 8. Amic. 7.

[2] Aristot., Ethic. 1, 8 (9), 16. [3] Ibid. 8, 1, 1.

[4] Spinoza, Tractat. polit. 1, 5; 2, 4 sqq. Ethic. 3, 29. 35.

[5] J. C. Fischer, Die Freiheit des menschlichen Willens und die Einheit der Naturgesetze. 1871 (2), 264 f.

[6] Stirner, Der Einzige und sein Eigenthum 474. 479 f. Ad. Franck, Philosophes modernes 352 sv. (Leroux.)

Diese Kunst habe erst der moderne Geist ausgebildet. Darum müsse man unbedingt die milden Anstalten laisiren, solle der Menschheit von ihnen ein wirklicher Dienst erwachsen. Wir wollen nun gerne zugeben, daß sich im einzelnen auch unter Christen in Bezug auf die Uebung der Liebe Mängel genug finden mögen. Indes, man wird der christlichen Religion jedenfalls das nicht absprechen, daß es ihr Ernst damit ist, die Tugend der Liebe und Barmherzigkeit um ihrer selbst willen zu üben, auch wenn sie ihr die Beziehung auf Gott gibt. Kann man das aber auch von der prahlerischen Wohlthätigkeit sagen, die auf alle kirchlichen Formen des Almosengebens mit solcher Verachtung herabsieht? Wir wollen es nicht entscheiden. Aber manches erscheint uns allerdings an der modernen Mildthätigkeit wunderlich. Woher kommt es, daß, wenn für einen und denselben Zweck in den Kirchen oder sonst eine allgemeine und daneben in den Zeitungen eine besondere Sammlung mit öffentlicher Nennung veranstaltet wird, die letztere stets größere Beträge empfängt? Wem will man es verdenken, wenn er wettet, daß eine auffällige Art die Liebe zu üben, bei welcher der eigene Name auch seines Lohnes gewiß ist, meist den Vorzug findet? Ist das aber eine Wohlthätigkeit, welche den Namen Tugend verdient? Was sollen also diese seltsamen Formen des Wohlthuns, Monstre-Concerte und Bazars, bei welchen die sich ausstellenden Damen die eigentliche Zugkraft bilden, nächtliche Eisfeste bei elektrischem Lichte, Glückshafen und Lotterien, Armenbälle und Theater am Aschermittwoch zu Gunsten von Verhungernden und Ueberschwemmten, was sollen sie anders als beweisen, daß die Welt gerne einen Groschen in die Sammelbüchse der Liebe wirft, wenn sie dabei um einen Thaler Vergnügen, Ehre, Berauschung findet?

Man wird sagen, wir urtheilten zu hart, es gebe auch reinere Uebung natürlicher Liebe. Gott sei Dank, ja. Aber zeigt uns nicht eben die Welt, wie auffällig ihr selber ein

einziges derartiges Beispiel ist? Woher sonst dieses unmäßige Rühmen und Ausposaunen, das uns beinahe an jene Art von Wohlthätigkeit erinnert, welche der Herr im Evangelium an den Pharisäern tadelt?[1] Wir wollen dieses Gebahren nicht als Prahlerei auslegen. Aber wenn es auch das nicht ist, so ist es jedenfalls ein Beweis, daß die Welt selbst begreift, wie selten sie Gelegenheit hat, einen wirklichen Fall von Liebesthätigkeit aufzustellen, der aus weltlichen, irdischen und natürlichen, und nicht aus den so geringgeschätzten christlichen Beweggründen stammt. Beklagen es doch die Alten schon, daß die edleren Formen der Liebe so wunderselten zu finden seien[2], ja daß sie wohl noch mit Verachtung gestraft würden![3] Es wäre unnütz, an diesem leidigen Urtheile zu mäkeln. Es wäre im Gegentheil zu verwundern, wenn es sich anders verhielte. Wo der Mensch der einzige Grund für die Liebe ist — und die rein natürliche Liebe hat in der That keinen andern —, wie soll die Liebe lebendig bleiben, wenn man dem Menschen näher tritt, wenn man einen Blick in sein Herz dringen läßt? Wir haben gar nicht Noth, dabei an andere zu denken. Wir brauchen bloß uns zu fragen: Wem möchten wir es verargen, daß er die Liebe zu uns schwer finden würde, wenn er uns einmal durchschaut so wie Gott uns kennt, und wenn er an uns nichts weiter sieht als den Menschen, das heißt das jämmerliche Zerrbild, das wir aus dem Menschen in uns gemacht haben?

6. Begreiflich darum, daß noch jeder Versuch gescheitert ist, mit Hilfe rein weltlicher Erwägungen den Gipfel der Tugend, die Liebe, zu erreichen. Aus bloß natürlichen Beweggründen an einem bloß natürlichen Gegenstand die Liebe als Tugend

---

[1] Matth. 6, 2.

[2] Aristotel., Eth. 8, 3 (4), 18. Cicero, Amicit. 6.

[3] Eudem. 7, 10, 25. Plinius, Ep. 1, 8.

üben sollen, das heißt mehr verlangen, als der Mensch zu Stande bringt. Wir reden von der Liebe als Tugend. Die blinde Leidenschaft des Herzens, plötzlich erregt, rasch verändert, bald erloschen, das sieht jedermann, ist nicht des Namens Liebe werth. Eine Neigung, im Augenblick erweckt, weil man hofft, einen Gesinnungsgenossen oder Gehilfen der eigenen Absichten zu finden, und im Augenblick erstickt, sobald man eine geringe Meinungsverschiedenheit entdeckt, war nie Liebe und wird nie Liebe werden. Liebe muß Tugend sein. Tugend aber ist Arbeit des Willens. Tugend ist beharrliches Streben nach einem edlen Ziel, welches uns die Vernunft als erreichbar vorgestellt hat. Tugend ist nicht Laune, welche diesen Gegenstand erfaßt und jenen abstößt, sondern ernste Ueberwindung, mit welcher das Herz alles umschlingt, was ihm Pflicht oder Noth auferlegt, und müßte es auch das größte Widerstreben niederkämpfen. Tugend muß sich darin erweisen, daß sie ertragen und entbehren, übersehen und überwinden kann. Soll also Liebe Tugend werden, so muß ihr vor allem die Vernunft ihren Weg weisen; denn ohne klares Erkennen ist rechtes Wollen nicht möglich. Und dann muß Wille und Herz der erkannten Pflicht folgen, koste es was immer. Wir dürfen nur dann lieben was wir wollen, wenn wir wollen was wir müssen. Liebe muß erst wissen, was sie lieben darf; dann aber muß sie lieben, nicht weil es ihr so gefällt, sondern weil sie muß, und sie muß alles auf sich nehmen, was ihr behilflich, und muß alles fahren lassen, was ihr hinderlich ist, diesen Zweck zu erreichen [1].

Und nun, nachdem wir der Liebe diese ihre Aufgabe vorgehalten haben, stellen wir sie vor den Menschen, so wie er in Wahrheit ist, und befehlen ihr, an ihm ihre Pflicht zu thun. Es muß ihr sein, als wenn sie ihr Todesurtheil geschrieben

---

[1] Bernard., Epist. 85, 3. Cf. Thomas 2. 2. q. 23. a. 3.

läse. Was wird sie uns zur Antwort geben? Also das ist der Gegenstand, den ich umfangen soll? An diesem Wesen soll ich zeigen, welcher Glut ich fähig bin, welche Opfer ich bringen kann? O wie gerne wollte ich das, wäre der Mensch nur fähig, mich für sich zu begeistern! Nein, verlangt alles von mir, aber erspart mir die Zumuthung, ein so kleines, ein so armes, ein so unzuverlässiges Geschöpf, ein Ding so voll von Fehlern, wie der Mensch leider ist, meiner werth zu achten! Er kann mich nicht anziehen, ich kann mich ihm nicht hingeben. Entweder zeigt mir einen liebenswürdigern Gegenstand oder gebt mir Beweggründe, die so mächtig sind, daß ich um ihretwillen die Mängel des Menschen übersehen und ihm meine Neigung schenken kann. Aus blinder Leidenschaft, in unüberlegtem Sturm habe ich ihn wohl geliebt und ebenso rasch verlassen. Soll ich ihn aber mit Ueberlegung und Ueberwindung dauernd lieben, so brauche ich zuvor einen edlern, einen vollkommenen Gegenstand, einen Gegenstand, der mich ausfüllt, einen Gegenstand, dem zulieb ich dann auch den Menschen lieben kann.

7. Es ist unnöthig, daß wir hier lange Umschweife machen. Vergebens wäre es, einen solchen Gegenstand in Geschöpfen zu suchen, die nicht mehr noch besser sind als wir. Dieser Gegenstand kann nur einer sein [1], jener, dessen Widerschein ein jedes Wesen mit Lust erfüllt, jener, dem niemand nahe kommt, ohne daß ihn seine Glut ergreift, der einzig Gute, ewig Treue, der stets Unwandelbare. Er ist die Schönheit, die allein unserer Liebe werth, der Schöpfer, der höher ist als das edelste seiner Geschöpfe, der Erbarmer, der Erlöser, der Heilige voll ewiger, unermeßlicher Liebe, der Reinste, der Vollkommenste, der Heiligste, der einzige, der fähig ist, mit seiner unendlichen Fülle und Güte dies unersättliche Herz zu befriedigen und zu stätigen.

[1] Thomas 1. 2. q. 2. a. 8; 2. 2. q. 25. a. 1 u. ö.

Es gibt nur einen Gegenstand, der unserer ganzen Liebe werth ist, der unsere Liebe rein und dauernd macht, der unsere Liebe ganz erwiedert, und dieser Gegenstand ist Gott. Daß ihn die Welt nicht kennt, daß sie nicht auf ihn ihre Liebe richtet, das ist der Grund, warum ihr die Liebe fehlt. Sie fühlt zwar, daß sie die Liebe nicht hat, die Besseren seufzen darüber, die andern läugnen, daß es Liebe gebe, den wahren Grund dieses Mangels kennen sie aber alle nicht. Und sie können ihn nicht kennen. Denn kännten sie Gott, so würden sie ihn auch lieben. Er zieht uns mit unwiderstehlicher Gewalt an sich, sowie er nur einmal erkannt ist, er erfüllt unser ganzes Herz, an ihm entzündet sich Liebe immer wieder, so oft sie zu erlöschen droht.

Gott ist die Liebe [1], der Quell und Gegenstand, der Lehrmeister und Maßstab der Liebe, der Beweggrund aller wahren Liebe. Was nicht Gottes ist, von dem weiß die Liebe nichts, und wenn schon die Leidenschaft sich drum windet und bäumt. Wo Gott nicht Platz hat, dort hat die Liebe keinen Raum. Was in Gott ist und Gott gehört, das gehört der Liebe. Was Gott liebt, das umfängt auch die Liebe trotz alles Widerstrebens einer verderbten Natur. Der Liebe ist nichts klein, nichts gleichgiltig, was an den Geliebten erinnert. An einem einzigen Haare kann sie ihr Herz verwundet fühlen [2]. Wie wäre es dann möglich, daß die Liebe einem Dinge das Herz verschließe, das dem Herzen Gottes theuer ist! Wer also sagt, er liebe Gott, und haßt dabei den Bruder, der sagt die Wahrheit nicht [3]. Das ist ein Hauptunterschied zwischen der Liebe und Leidenschaft, daß diese um so liebeleerer wider jene macht, die Ansprüche auf unsere Liebe haben, je hoffnungsloser sie um den Besitz eines eingebildeten Gutes ringt, indes jene stets allen ihren Pflichten gegenüber gleich und gerecht bleibt. Das macht,

---

[1] 1 Joh. 4, 16. [2] Hohel. 4, 9. [3] 1 Joh. 4, 20.

weil sie in Gott gegründet ist und von Gott ausgeht. Darum liebt sie mit Gott alles, was in Gott ist, darum liebt sie alles in Gott, alles wie es Gott liebt, alles so, daß sie in allem Gott noch besser lieben lernt. Die wahre Liebe schließt alles Halbe, Parteiische, Kränkelnde aus. Die Liebe ist so wenig zu theilen als zu kaufen. Liebe kennt keinen Unterschied zwischen Herz und That, zwischen Ueberzeugung und Ueberwindung, zwischen Vorliebe und Verpflichtung, zwischen Genuß und Opfer. Wer die Liebe zwischen Gott und dem Geschöpfe theilen möchte, gibt ihr den Todesstoß, weil sie sich nicht zerstückeln läßt. Wer sie dem einen schenken, dem andern weigern will, dem entzieht sie sich, weil sie kein Markten duldet. Wer die Liebe nur dem zuwendet, der mit ihm übereinstimmt oder ihm zu hoffen gibt, der vertreibt sie, weil er die Königin zu seiner Sklavin machen will. Es gibt nur eine Liebe, o könnten wir dieses Wort mit feurigen Buchstaben in aller Menschen Herzen schreiben, es gibt nur eine Liebe, und sie ist stets dieselbe, ob sie nun Gott oder uns selbst, ob sie Freund oder Feind, ob sie dem Wohlthäter oder dem Hilfsbedürftigen gilt [1].

Die Liebe des Nächsten wie die Selbstliebe kann also keine andere sein als die Liebe zu Gott. Eine Liebe zum Nächsten oder zum eigenen Ich, welche nicht zugleich Liebe zu Gott ist, verdient nicht den Namen einer vollkommenen Tugend. Hier erkennen wir erst den ganzen Unterschied zwischen natürlicher und übernatürlicher Tugend. Die wahre natürliche Liebe liebt zwar auch im Menschen Gott. Würde sie nicht durch den Menschen zuletzt wieder nach Gott streben, würde sie sich nicht mit der Liebe Gottes vertragen, so wäre sie auch nicht natürlich gut. Aber sie bezieht sich doch zunächst nur auf die Werke und

---

[1] Augustin., De Trinitate 8, 8, 12. Thomas 2. 2. q. 23. a. 5; q. 25. a. 1 sqq. De charit. q. 1. a. 4. Vgl. dazu Joann. a S. Thoma, Theol. tom. VI. d. 14. a. 3. Marcus Serra, Comm. in D. Thom. 2. 2. q. 25. a. 1.

die Gaben Gottes im Geschöpfe, und dadurch erst mittelbar auf Gott [1]. Die übernatürliche Liebe dagegen begnügt sich nicht damit, daß sie bei jedem Dienst, welchen sie dem Nächsten erweist, Gott im Auge hat und ihn dadurch zu erreichen sucht [2]. Ihr eigentliches Wesen besteht vielmehr darin, daß sie unmittelbar nach Gott strebt und erst von diesem aus und um seinetwillen dem Geschöpfe Theilnahme zuwendet [3]. Die christliche Liebe sieht im Menschen nicht bloß das Werk, nicht bloß das natürliche Ebenbild Gottes, sie erkennt vielmehr in ihm einen Ausfluß aus der göttlichen Güte und Liebe selber. Sie liebt den Menschen als Abbild der göttlichen Vollkommenheiten, als das Gefäß, in das er seine Liebe und sein Leben ausgegossen hat, an dem er sein Wohlgefallen und seine Verherrlichung sucht [4]. Es ist also die übernatürliche Menschenliebe nichts anderes als die Liebe zu Gott selber [5]. Ein besonderes Gebot der übernatürlichen Nächstenliebe ist daher im Grunde gar nicht nothwendig [6], denn ohne sie wäre die Liebe zu Gott unvollständig. Ohne sie wäre es bloße Täuschung, wollten wir uns einreden, daß wir Gott lieben [7]. Wo aber die wahre Gottesliebe in der That besteht, da ist nothwendig auch die Liebe zum Menschen vorhanden [8]. Dieses Gebot haben wir von Gott, daß wir Gott lieben, und daß, wer Gott liebt, auch seinen Bruder liebe [9]. Will also einer wissen, ob er Gott liebt, so

---

[1] Billuart, De charit. d. 1. a. 3. § 2. Cf. Ferre, De virtut. theol. tr. 4. q. 1. n. 69; tr. 5. q. 1. n. 105.

[2] Thomas 2. 2. q. 44. a. 2. Fulgent., Ep. 5. ad Eug.

[3] Thomas 2. 2. q. 23. a. 5. ad 1. Bail, Theologie des hl. Thomas 3, 2, 17 (1869. III, 227 ff.). Sententiae S. Bernardi 21.

[4] Coninck, De actibus supernatural. disp. 24. n. 2.

[5] Thom. 2. 2. q. 25. a. 1. Paschas. Radb., Mat. l. 10. (B. Lugd. XIV, 620 h.) Scheeben, Herrlichk. d. Gnade (3) 5, 8, 497 ff.

[6] Augustin., Disc. christ. 5.

[7] 1 Joh. 4, 8. 20.

[8] Thomas 2. 2. q. 44. a. 2.

[9] 1 Joh. 4, 21.

erkenne und prüfe er es daran, ob er den Ebenmenschen liebt [1]. Und will er erfahren, ob seine Liebe zu den Menschen echt ist, so braucht er bloß darauf zu achten, ob diese Liebe aus der Liebe zu Gott hervorgeht [2], ob er Gott reiner, inniger, kräftiger liebt, seitdem er auch das Geschöpf in diese Liebe einschließt, oder aber, ob er in seiner Liebe zu dem Menschen ein Hinderniß für die Liebe zu Gott findet. Nur aus der Liebe zu Gott darf die christliche Menschenliebe ihre Kraft, ja ihr Leben ziehen. Und nur die göttliche Liebe verleiht ihr jene Unüberwindlichkeit und jene überirdische Schwungkraft, die sie so sehr vonnöthen hat, um die Leidenschaft zu überwinden, um menschliche Rücksichten zu besiegen und sich zu Leistungen zu erheben, denen rein natürliche Liebe sich nicht mehr gewachsen zeigt.

8. Denn in Wahrheit, von der übernatürlichen Liebe wird mehr verlangt als von einer bloß menschlichen Tugend. Sie muß ihren Verpflichtungen selbst dann gerecht zu werden suchen, wenn Schwierigkeiten auftreten, welche der gewöhnliche Sinn des Menschen für hinreichend hält, um sich für entschuldigt zu erklären. Ein einziges Wort dessen, welcher uns die Liebe gelehrt und eingepflanzt hat, sagt uns das zur Genüge. Wenn ihr bloß jene liebet, die euch lieben, sagt er, was sollt ihr davon für einen Lohn haben? Thun das nicht auch die Heiden? [3] Ich aber sage euch: Liebet euere Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen, betet für die, welche euch verfolgen und verleumden, damit ihr echte Kinder eures Vaters seid, der im Himmel ist [4]. Das ist kein Ruhm und kein Verdienst, wenn wir ein Fünkchen Liebe aus unserem Herzen abgeben, wo eigene Neigung und fremde Vorzüge sie uns abnöthigen. Solange wir nicht den Nächsten sammt seinen Unvollkommenheiten und Unliebenswürdigkeiten mit unserem Herzen umfassen oder wenigstens tragen können, dürfen wir uns nicht schmeicheln, daß

[1] Joh. 13, 35. [2] 1 Joh. 5, 2. [3] Matth. 5, 46 f.
[4] Matth. 5, 44 f.

unsere Liebe kräftig sei, sondern wir müssen eher fürchten, daß das, was ihr zur Kräftigung und Läuterung dienen sollte, ihr zur Schwächung, wo nicht zum Untergang werde. Erst wenn die Liebe gezeigt hat, was sie zu überwinden, zu dulden, zu opfern vermag, wissen wir, daß sie echt und was sie werth ist. Daß aber zum Ertragen eine starke Tugend nothwendig ist, das begreift sich ohne viele Worte. Liebe heischt nicht selten eine Ueberwindung, die man nur mit Gewalt dem Herzen und dem Willen abzwingt. Die herrlichsten Leistungen der Liebe sind nicht möglich ohne Selbstentäußerung, ja Selbsthinopferung. Ohne Opfer, ohne Selbstlosigkeit ist Liebe nicht zu denken. Selbst das Unliebenswürdige müssen wir lieben können, um einem Höheren zu gefallen, dem wir dadurch Liebe zu erweisen im Stande sind. Die Liebe muß es uns leichter machen, alles, was uns theuer ist, für andere dranzugeben, als sie für uns dulden und entbehren zu sehen. Die Liebe muß uns in den Stand setzen, andere Ansichten, auch wenn sie den unsrigen entgegengesetzt sind, fremde Ueberzeugungen und eine uns durchaus unsympathische Art des Denkens, des Sprechens, des Lebens nicht bloß zu ertragen, sondern zu achten, solange sich dies anders mit Wahrheit und Gewissen verträgt. Wahre Liebe ist unglücklich, wo sie nicht nützen, bessern, trösten, geben kann. Ihr Auge ist schärfer für fremdes Weh und Bedürfniß als der Blick der Lieblosigkeit für die Schwächen des Nächsten. Ihr Herz fühlt anderer Leid so zart als das der Empfindlichsten das eigene. Ihre Hand deckt fremde Blößen mit einer Schonung zu, daß sich der Verwundete oder Beschämte selber keine größere Nachsicht wünschen kann. Wo der sogenannte Ehrenmann nie zur That kommt vor Fragen und vor Feilschen, wer zuerst die Hand zur Versöhnung bieten, zuerst grüßen, zuerst nachgeben, wie lange man Nachsicht üben, wie oft man verzeihen solle, bietet die Liebe sich selber als Preis der Versöhnung dar, und alles ist geschehen. Und dabei glaubt sie nicht einmal etwas Be-

sonderes gethan zu haben. Vielmehr sagt sie bloß, hat sie das alles vollbracht: Wir sind unnütze Knechte, wir haben einfach unsere Schuldigkeit gethan [1].

Nur unsere Schuldigkeit? Und das bei Dingen, welche dem Herzen so schwer fallen? Es ist der Herr, der also spricht, und dem müssen wir wohl glauben. Die Verwunderung, die Bestürzung, die sich immer kundgibt, wenn man den Satz ausspricht, daß die Vorschriften des Christenthums uns gar nicht viel auflegen, wozu uns nicht ohnehin unsere Natur verpflichtet, zeigt uns am deutlichsten, wie leicht wir es mit unseren Menschenpflichten nehmen, und wie wenig die natürliche Gerechtigkeit Aussicht hat Erfüllung zu finden, wenn nicht die Diener Christi sich um sie annehmen. Da pochen die Verächter des Evangeliums auf die natürliche Moral, gerade wie die Pharisäer sich gegen Christus stets auf das Gesetz beriefen. Handelt es sich aber um die That, so sind sie ihres Wortes nicht mehr geständig. So müssen wir unsern Widersachern denselben Vorhalt machen, welchen der Herr den seinigen machte: Ihr beruft euch auf das Gesetz, und in der That tragt ihr es in euch, aber keiner hält es [2]. Wenn ihr vom Glauben reden würdet, hättet ihr allerdings Recht zu sagen, daß er uns unendlich mehr lehrt als die schwache Vernunft. Wieviel verlangt aber im Grunde das Gebot der übernatürlichen Liebe, wozu uns nicht schon das Gewissen von Natur verpflichtet? Daß wir die Gerechtigkeit aus einem höheren, übernatürlichen Beweggrunde erfüllen, ja, das begehrt es von uns. Aber das, was es uns auferlegt, ist doch nur dem Grade nach von dem verschieden, was schon die natürliche Liebe uns zur Pflicht macht. Davon nehmen wir nicht einmal das Gebot der Feindesliebe aus. Liebe ist nichts anderes als Humanität [3]. Diese aber verlangt auch das

---

[1] Luc. 17, 10. [2] 1 Joh. 7, 19.

[3] Eudem. 7, 10, 24. (Aristot.) Magna Moralia 2, 11, 45.

Gesetz der Natur von uns. Darum ist selbst die Liebe zum Feinde im Naturgesetze enthalten und keineswegs erst eine Erfindung des Christenthums [1]. Daß auch die Besten unter den Alten dieses Gebot nicht hielten, daß die angebliche Feindesliebe des Sokrates nur Geringschätzung [2] und die des Aristides nur Politik war [3], ändert nichts an der Sache. Das Christenthum hat diese Tugend nur neu eingeschärft, durch kräftige Gründe und das Beispiel des Herrn leichter gemacht, aber sie nicht aufgebracht. Und so ist es wohl, die theologischen Tugenden ausgenommen, mit allen übrigen Tugenden. Es begehrt zwar mit Nachdruck, daß wir aus leeren Worten, aus stolzen Idealen und hohlen Empfindungen ernstliche That machen, es nimmt uns aber dabei nur selbst beim Wort und Gewissen.

Das Verdienst des Christenthums um die Liebe besteht also in drei Dingen, einmal daß es die Liebe aus leeren Formeln der Poesie und aus frommen Wünschen zur Wirklichkeit, zur greifbaren, sichtbaren Tugend gemacht hat, daß es zweitens eine Sache, die man sonst kaum anders denn als Leidenschaft kannte, mit dem Charakter übernatürlicher Güte, ja des höchsten Gottesdienstes bekleidete, und daß es endlich die Menschen anwies, sie zur letzten Triebfeder aller übrigen Handlungen, auch der gewöhnlichsten zu machen [4] und so auch diese zur wahren Tugendübung und zur Quelle ewigen Verdienstes zu erheben [5].

Damit aber hat es die ganze Lehre von der sittlichen Vervollkommnung auf eine ebenso kurze als einfache Formel zurückgeführt. Wo die Weltweisheit ein ganzes Heer von Maßregeln

---

[1] Marcus Serra, In 2. 2. q. 25. a. 8. Sylvius ibid. Coninck, De act. supernat. d. 24. d. 5. Bañes 2. 2. q. 25. a. 9. d. 1. concl. 2. Gotti, Theol. de charit. q. 1. d. 5, 20 sqq.

[2] Diogen. Laert. 2, 27. 35. 37.

[3] Plutarch., Praep. reip. gerendae 14, 2.

[4] 1 Kor. 10, 31; 16, 14. Thomas 1. 2. q. 100. a. 10. ad. 2

[5] Thomas 1. 2. q. 114. a. 4.

und Kunstgriffen aufstellt, damit jeder klug und mit Ehren sich ohne Schaden durch die Welt winde, da heißt es hier: Liebe und du hast alles gethan[1]. Dort weiß man nicht genug von Gerechtigkeit zu sprechen. Gewiß ein edles Wort. Wäre nur auch der Mensch und das Leben ein Würfel von Holz, den man nach der Haarlinie spalten und nach dem Apothekergewichte theilen könnte! So aber bringt es eben dieser Grundsatz von der Gerechtigkeit mit sich, daß man mit ewigem Rechnen und Messen um Recht und Pflicht und Muß nie aus Streit und Krieg, aus Processen und Neid und Feindseligkeiten herauskommt. Um wie viel einfacher hat es hier der Christ mit seinem Gesetz der Liebe! Zwar ist auch ihm keine von den Pflichten der natürlichen Gerechtigkeit erspart. Allein die Verbindlichkeiten, welche ihm diese auferlegt, sind ohnehin in dem einen Gebote der Liebe alle enthalten[2]. Darum bedarf der, welcher nach der Liebe lebt, keiner Gesetze, welche ihm die Gerechtigkeit auslegen oder Zwang anthun[3]. Er hat nur die eine Frage: Wie viel darf ich thun? Was kann ich geben, opfern, nützen? So erfüllt er gewiß, was recht ist, und thut mehr als das, und findet dennoch, was die Welt mit ihrer kalten Gerechtigkeit nie findet, seine eigene Rechnung. Die karge Weltgerechtigkeit kann nie genug zurückhalten, denn immer quält sie die Furcht, sie möchte zu viel thun und so durch sich selbst beeinträchtigt werden. Die Liebe findet sich zufrieden, wenn sie alles geopfert hat, und reicher, als da sie alles hatte.

So ist es wirklich wahr: Die Liebe ist der vorzüglichste aller Wege[4]. Wie alles, was dem Reich der Gnade angehört, nicht bloß eine neue höhere Ordnung der Dinge begründet, sondern auch die natürliche Ordnung ergänzt und vollendet, so insbesondere die Liebe. Sie leistet alles, was die Gerechtigkeit

---

[1] Röm. 13, 8. Gal. 5, 14. Kol. 3, 14.
[2] Gal. 5, 14. Röm. 13, 8. [3] 1 Tim. 1, 9. [4] 1 Kor. 12, 31.

schuldet, und tausendmal mehr als dieses. Sie leistet mehr, sie leistet Vollkommeneres, sie leistet das Unmögliche und leistet es mit Freude und mit Leichtigkeit. Sie leistet jeder Anforderung und jedem Gesetz Genüge, nur einem nicht, dem Drange ihres Herzens [1].

9. Will also jemand wissen, wie weit er, gleichviel ob in der Ordnung der Natur oder der Gnade, sich seinem Ziele, das heißt der Vollkommenheit genähert habe, wie viel er somit auf den Namen Mensch und Christ Anspruch erheben dürfe, so erforsche er sich darüber, wie es in ihm um die Liebe stehe. Wie der Glaube der Anfang aller Gerechtigkeit — denn ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen [2] — so ist die Liebe die Vollendung alles dessen, was das Gesetz Gottes von uns verlangt [3]. Wenn einer alles hat und hat die Liebe nicht, so ist er arm. Und wüßte er zu sprechen mit der Sprache und mit der Wissenschaft der Engel und hätte die Liebe nicht, er wäre ein leeres Nichts. Und opferte er sein ganzes Vermögen und seine ganze Zeit für andere, und wäre sein ganzes Leben ein einziges Mühen, fremde Noth zu lindern bis zur eigenen Erschöpfung, und gäbe er sich für den Glauben in den Tod des Feuers hin, hätte aber die Liebe nicht, die ihn lehrte, mit anderen Geduld zu haben und fremde Art und fremde Irrungen zu ertragen, zu warten und zu hoffen, und eigene Meinungen und liebgewonnene Ansichten zu lassen [4], es hälfe ihm nichts. Ohne Liebe gibt es nicht einmal ganze Gerechtigkeit [5], geschweige erst Vollkommenheit. Wer aber die Liebe besitzt, darf sagen, daß er alles hat. Liebe ist erhabener als jede andere Tugend. Die Liebe, die wir Gott im Opfer des Gehorsams und der Geduld und der

[1] Röm. 13, 8. [2] Hebr. 11, 6. [3] Röm. 13, 10.
[4] 1 Kor. 13, 1 ff.
[5] Augustin., Sermo Dom. in monte 1, 5, 13. Thomas 2. 2. q. 23. a. 7. Es ist natürlich hier nur die Rede von vollkommener Tugend. Cf. 1. 2. q. 65. a. 2; q. 71. a. 4.

Mäßigung und des Erbarmens zeigen, schlägt er höher an als das werthvollste Opfer [1], und mehr als Fasten und Gebet und Almosen gilt die Liebe zu unserem Nächsten [2]. Die Liebe ist der ganze Abriß und der kurze Inbegriff aller Gebote [3]. Nur durch Liebe thun wir Gott und auch den Anforderungen unseres eigenen Herzens Genüge [4]. Wenn einer vermeint, durch etwas anderes befriedigt werden zu können als durch die Liebe, so zeigt er klar, daß er die Liebe nicht hat noch auch sie kennt [5].

Nicht als ob einer glauben dürfte, er könne sich nun sorglos zur Ruhe legen, sobald er einmal eine Regung der Liebe in seinem Herzen empfunden hat. Glücklich der, welcher die Liebe besitzt, aber glücklich nur dann, wenn er begreift, daß sie der Anfang zu einem neuen Leben ist, zu einem Leben, das in Ewigkeit kein Ende finden wird. Alles wird ein Ende nehmen, Glauben, Hoffen, Dulden, Entsagen, Opfern, Harren, Wunder und irdischer Glanz und Wissenschaft, kurz alles, was bloß Stückwerk und unvollkommen ist. Nur eines wird nie erlöschen, weil es das Vollkommene ist, die Liebe [6]. Die Liebe ist ewig, und ewig jung und ewig neu [7]. Ewig findet sie in ihren Schätzen etwas auszugeben [8], ewig Kraft in sich, um wirksam und kräftig aufzutreten [9], ewig die Unmöglichkeit, müßig zu bleiben [10], ewig die Unfähigkeit, ihre Schuld abzutragen [11]. Und doch fühlt sie sich nie erschöpft. Indem sie ausgibt, wächst ihr neuer Drang zur Thätigkeit und neue

---

[1] 1 Kön. 15, 22. Osee 6, 6. Eccl. 4, 17. Matth. 9, 13; 12, 7.
[2] Is. 58, 5 ff. Jac. 1, 27. Cassian., Institut. 5, 24. Collat. 2, 26. Theodoret., Vitae PP. 3.
[3] Augustin., Ep. 189, 2. Disciplina christ. 2.
[4] Bernard., In Cant. 83, 3. 4.
[5] Augustin., Ps. 89. en. 17. [6] 1 Kor. 13, 8 ff.
[7] Augustin., Ps. 149. en. 1. [8] Ibid. 36, 2, 13.
[9] Ibid. 31, 2, 5. [10] Ibid. 121. en. 1. [11] Röm. 13, 8.

Lebenskraft zu[1]. So muß sie ewig frisch und ewig reich und ewig lebendig und der unerschöpfliche Grund ewigen Lebens und ewiger Glückseligkeit sein.

Wenn die Welt, die nur dem Genuß, im günstigsten Falle der Klugheit lebt, die Kälte des Zweifels bei dieser Schilderung nicht überwinden kann, so ist das leicht begreiflich. Was Liebe ist und was sie vermag, das wissen nur ihre Eingeweihten, zu deren Zahl freilich ein jeder berufen ist. Wer aber einmal von ihr gekostet, der hat vielleicht zu viel erfahren, als daß er es in Worte kleiden könnte, aber er weiß oder fühlt es doch, was er an ihr empfangen hat. Die Liebe hat ihm den Arm ersetzt[2], die Liebe ist sein Fuß[3], die Liebe ist ihm zum Fittich geworden[4]. Er fliegt und weiß kaum, daß er sich bewegt. Er wirkt, mehr als man ihm zugetraut, mehr als er selber weiß, und fühlt nichts von Müdigkeit noch Mühe[5]. Es ist ein neuer Geist mit der Liebe in ihn eingezogen. Wie aber der Geist, so die Kraft, so die Arbeit, so das ganze Leben. Und wie die Liebe, so der Geist. Nach seiner Liebe also wirkt und lebt ein jeder[6]. Was einer ist und was noch aus ihm werden soll, das macht aus ihm die Liebe. Darum hängt alles davon ab, daß seine Liebe sich auf einen richtet, der aus uns etwas Besseres macht. Nur dann verdient sie den Namen Liebe, wenn sie einen umfaßt, der unsere Liebe verdient, und die verdient nur jener, der uns durch die Liebe über uns selbst erhebt[7]. Die Liebe gleicht ja alle Unterschiede aus. Wie Wachs in der glühenden Form, so formt uns flammende Liebe nach dem Vorbilde des Geliebten. Heil dem, der seine Liebe auf Gott zuerst gestellt: der hat allein ein Vor=

---

[1] Augustin., Ps. 147. en. 13. [2] Id., Sermo 125, 7.
[3] Id., Ps. 9. en. 15.
[4] Aug., Ps. 103, 1, 13; ps. 138. en. 12; ps. 149. en. 5.
[5] Id., Joann. tr. 48, 1. Sermo 70, 3. De bono viduit. 21, 26.
[6] Id., C. Faust. 5, 11. [7] Id., Ep. 155, 13. 15.

bild gefunden, das werth ist, daß man ihm ähnlich werde [1]. Heil uns, wenn jener, welcher die Welt durch das Wort seiner Allmacht trägt [2], sich durch die Liebe mit uns vereint! In ihm wird die Schwachheit allmächtig [3]. Mit ihm übersteigen wir jede Mauer, jedes Hinderniß [4]. Durch seine Kraft tragen wir, die wir bisher uns selber kaum zu tragen vermochten, mit Freuden die Wucht seiner Prüfungen, die Noth des Lebens, die Last einer ganzen Welt [5].

10. Sei also nicht grausam gegen dich selber, du meine liebedürstende Seele! Ohne Liebe kannst du nicht leben. Alles hast du um Liebe gebeten, alles hat dich um Liebe gebeten, und alles hat dich betrogen. Statt dir die Liebe zu lohnen, statt dich mit Liebe zu lohnen, hat es dich nur der Liebe beraubt. Nur einer hat dir seine Liebe angeboten, ohne von dir gebeten zu sein und ohne dir etwas zu nehmen, und dieser wartet noch immer dein, solange du ihn auch schon lieblos warten ließest. So laß die alte falsche und fliehe alle halbe Liebe, die Ursache deiner Leiden, und lerne an dieser Treue, wer einzig deine Treue verdient. Weihe deine Liebe dem, welcher dich nicht mehr verläßt, wenn du ihn nicht verläßt, welcher dich vielmehr behütet, daß du nicht von ihm lassest. Und weißt du nicht, wie man die Liebe findet, so fange nur kühn zu lieben an. Liebe sucht man nur durch Lieben. Liebe findet man nur durch Lieben. Lieben lehrt dich seufzen um die Liebe, Lieben bitten um die Liebe, Lieben pochen an den Thoren, Lieben stark und treu ausharren, bis dir die Liebe öffnet und dich zu sich aufnimmt, und dann bist du selig! [6]

---

[1] Augustin., Sermo 121, 1. [2] Hebr. 1, 3. [3] Phil. 4, 13.
[4] Ps. 17, 30.
[5] Gal. 6, 2. Ephes. 4, 2. Augustin., Ps. 129. en. 4.
[6] Augustin., Conf. 4, 11, 16. Mor. eccl. cath. 1, 17, 31.

Fünfundzwanzigster Vortrag.

Der Christ.

1. Auf dem Wege zwischen Samaria und Accaron ritt vor bald 3000 Jahren ein langer, glänzender Zug einher, Fürsten, Kriegsoberste, Bewaffnete, Diener, ein halbes Heer. Kein Löwe, kein Räuberschwarm hätte es gewagt, der wohlbewehrten, reisigen Schaar die Straße zu verlegen. Es ist die Gesandtschaft, die König Ochozias von Israel zum Tempel des Baal sendet, um bei dem obersten Gotte der Philister Heilung von seiner Krankheit zu erbitten. Da tritt ihr plötzlich auf einsamer Ebene ein einzelner Mann in den Weg. Die königlichen Boten wissen nicht, über was sie sich mehr verwundern sollen, über seine Verwegenheit oder sein seltsames Aussehen. Ohne Waffen, ohne Begleitung, abgezehrt von Fasten und Nachwachen, schwach, als drohten ihm jeden Augenblick die Kräfte zu entschwinden, steht er vor ihnen. Wie er aber den Mund öffnet, da ist ihnen, als hätte sie ein Blitz vom Himmel gestreift. Er redet nicht wie weltliche Redner zu sprechen pflegen. Es ist keine erkünstelte Leidenschaft in seiner Stimme, keine mühevoll erzwungene Kraft in seinen Geberden. Ihnen aber ist, wie ihren Vätern zu Muthe war, als der rauchende Sinai vor dem Reden Gottes bis in seine Grundfesten erzitterte. Wie Feuer brennt jedes dieser schlichten Worte durch ihre Seele. Wie ein Hammer den Felsen zer=

schmettert[1], so trifft es sie auf die Seele, da er ihnen zuruft: Kehrt um und sagt eurem Herrn: Ist etwa kein Gott in Israel, daß du zu dem Götzen nach Accaron sendest? Dafür sollst du von deinem Bette nicht mehr aufstehen, sondern des Todes sterben[2]. Sprachs und zog wieder seines Weges. Und kein Arm streckte sich aus, um ihn zu fangen oder zu tödten. Keiner öffnete den Mund, ihm seine Kühnheit zu verweisen. Wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, machte die ganze Gesandtschaft lautlos kehrt und kam unverrichteter Dinge heim an den Hof. Wie sah der Mann aus? frug der erbleichende König. Es war ein haariger Mann, und ein lederner Gürtel schloß sein härenes Kleid an die Lenden, lautete die Antwort. Dann war es Elias der Thesbite[3], seufzte der König und legte sich hin zum Sterben. Er wußte jetzt, daß sein Urtheil gesprochen sei.

Ein haariger Mann mit einem Ledergürtel, das war ihre ganze Auskunft über den größten der Propheten. Für das Feuer, das aus seinen Augen brach, für die Glut, die aus seinen Worten brannte[4], für die übernatürliche Kraft, welche den ausgezehrten Leib erfüllte, hatten sie weder Sinn noch Ausdruck. Er setzte Könige ab, er hob Könige auf den Thron[5], er schloß mit seinem Gebete den Himmel, daß es drei volle Jahre und darüber nicht mehr regnete, er gab mit seinem Gebete dem Himmel wieder Regen und der erstorbenen Erde wieder Fruchtbarkeit[6], sein Wort zog Feuer vom Himmel herab, rief Todte aus der Unterwelt zurück und wirkte unerhörte Thaten[7], und das einzige, was diese glatten Hofleute von ihm als bemerkenswerth zu sagen wußten, lautete: Ein haariger Mann mit einem ledernen Gürtel!

---

[1] Jerem. 23, 29. [2] 4 Kön. 1, 1—6. [3] 4 Kön. 1, 7. 8.
[4] Eccli. 48, 1. [5] Eccli. 48, 6. 8. [6] Jac. 5, 17. 18.
[7] Eccli. 48, 5. 15.

Daran erkennen wir die Kinder dieser Welt. Wenn wir Hunderte unserer Memoiren oder Reiseberichte durchblättern, um zu erfahren, welchen Eindruck auf diesen Diplomaten und auf jene Fürstin ihre hervorragendsten Zeitgenossen, die bedeutendsten Männer der Wissenschaft, der Politik, der Kirche gemacht, dann erhalten wir zu lesen, ob sie an dem für den Schreiber so bedeutungsvollen Tage der Begegnung frische Wäsche trugen, ob ihre Fingernägel fein gepflegt, ihre Zähne gut conservirt waren, welchen Teint sie hatten, welche Blumen oder Stiche das Empfangszimmer schmückten. Von dem geistreichsten der neueren französischen Kanzelredner berichtet uns der Geschichtschreiber von Port-Royal mit allem Ernste als hoch bedeutsam, daß er bei mehrfachen Unterhaltungen mit ihm die Beobachtung gemacht habe, wie gut das weiße Ordensgewand zu seiner feurigen brünetten Persönlichkeit stand [1]. An dem geistvollen Cardinal Diepenbrock glaubt der jüngste Biograph als besondere Merkwürdigkeit hervorheben zu sollen, daß er „beinahe sechs Fuß groß" war [2]. Immer und überall ist es das Nebenwerk und der äußere Schein, worauf die Welt Gewicht legt, der tiefere Gehalt und der eigentliche Kern, das was die Menschen und die Dinge macht, entzieht sich ihrem Blick.

2. Uebrigens sind derlei Oberflächlichkeiten ziemlich harmloser Natur. Anders aber wird die Sache, wenn man mit ähnlichen Erklärungen die tiefsten Bewegungen auf dem Gebiete der geistigen Cultur mundgerecht machen zu können vermeint. Hier handelt es sich um bewußte und absichtliche Verwischung unliebsamer Wahrheiten. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn gelehrte Werke über Cultur- und Religionsgeschichte den hinreißenden Einfluß eines heiligen Bußpredigers, die weltbewegenden Thaten von Päpsten und Erneuerern des kirchlichen Lebens

---

[1] Reuchlin bei Herzog, Real-Encyklop. (1) XIX, 761.
[2] Reinkens in der Allgem. Deutschen Biographie VI, 132.

mit ein paar Worten über den weichen Schmelz oder den rauhen Donner der Stimme, über den Adel und die Majestät des Benehmens, über die Klugheit und Menschenkenntniß des in Frage stehenden Mannes abthun. Auf solche Weise erklärt ein Renan sogar die Entstehung des Christenthums. Er rechnet offenbar darauf, daß seine Leser es mit der Prüfung der Dinge nicht zu genau nehmen. Und darin dürfte er wohl bewiesen haben, daß er seine Zeit kennt. Denn sobald man auf den poetischen Zug, auf den Zauber der Persönlichkeit, auf die Milde und Herablassung im Charakter Jesu von Nazareth hingewiesen, sobald man hervorgehoben hat, wie er sich den Armen gleichförmig gemacht bis zur Annahme ihrer Tracht [1], sobald man die unzweifelhaft großen Gaben des hl. Paulus bis zum Unerhörten übertrieben und ihm eine Gelehrsamkeit zugeschrieben hat, wie er sie sicher nicht besaß, dann hat man genug gesagt, um dieses hartgläubige und doch so leichtgläubige Geschlecht zu überzeugen, daß es auch ohne den Glauben an ein übernatürliches, göttliches Walten recht wohl möglich sei, den wunderbaren Erfolg der christlichen Predigt zu begreifen.

Allein diese Erklärungsweise verfehlt ihren Zweck vollständig. Würde sie auf Wirklichkeit beruhen, dann müßte die Ausbreitung und der Bestand des Christenthums erst recht wunderbar erscheinen. Denn was hat ferne Völker und spätere Geschlechter an Christus gefesselt, dessen zauberhaftes Wesen sie nicht vor Augen hatten? Aber ist es denn wahr, daß er durch solche Mittel wirkte? War nicht gerade umgekehrt jener Geist, der so viel Gewicht auf das Aeußere legt, der ausschlaggebende Grund, warum die Juden seine Lehre verwarfen? Seinen Worten setzten sie Schweigen entgegen, weil sie nicht läugnen konnten, daß aus ihm mehr als Jonas, mehr als Salomon sprach [2]. Seine Wunderthaten gestanden sie zu, weil daran nichts zu

---

[1] Renan, Vie de Jésus, ch. 5. 9. 11. 27. [2] Matth. 12, 41 f.

läugnen war[1]. Dennoch beharrten sie in ihrem Unglauben, weil ihnen der Zimmermann nicht fein genug gebildet war, weil sie sich nicht zu einem Manne herablassen konnten, dem die Umgangsformen bis zu dem Grade fehlten, daß er sich nicht einmal vor Tisch die Hände wusch![2]

3. Einer solchen Welt können wir nicht einmal ein Urtheil über den gewöhnlichen Menschen zutrauen. Selbst Gelehrten ist thatsächlich der Maßstab für groß und klein abhanden gekommen. Den beschränkten, schulmeisterlichen Julian erhebt die neuerliche Geschichtschreibung bis zu einer Höhe[3], daß man glauben möchte, es habe, den armen Marc Aurel ausgenommen, kaum je ein größerer Mann einen Thron bestiegen. Den königlichen Basilius, den gewaltigen Hieronymus dagegen vermag sie kleinlich zu nennen[4]. Dann brauchen wir uns nicht zu wundern, daß die gemeinen Geister es auch nicht besser treffen. Was weiß die Menge von wahrer Größe? Welchen aus den Propheten hat man nicht verfolgt? Nehmen wir jeden, dem bei der Nachwelt der Name groß geblieben ist: hat er nicht, solange er lebte, Tadel und Haß und Verkennung in vollem Maße erfahren? Wenn einer abgerufen war, dann sah man erst, was man an ihm verloren hatte: dann setzte man ein leeres, prunkendes Grabmal dem zu Ehren, der sein Haupt auf fremder Erde zum Tode hatte neigen müssen.

Gilt das schon vom gewöhnlichen Leben, so trifft es doppelt zu, sobald wir die Werke und die Diener Gottes ins Auge fassen. Wenn der Welt jeder Maßstab fehlt, um das, was irdisch groß und klein ist, zu bemessen, wie sollen dann die Wirkungen und die Werkzeuge der Gnade Gottes vor ihr Gnade finden, wie soll sie vom Uebernatürlichen richtige Ansichten

---

[1] Marc. 6, 3. Joh. 11, 47. [2] Luc. 11, 38.
[3] Kaufmann, Deutsche Geschichte I, 218. 223.
[4] Ebd. I, 222 ff. 229.

haben? Da hat man an Dante auszusetzen, daß er nicht jede Woche seine Wäsche zu wechseln pflegte, und an Friedrich Rückert, daß er die Fische mit dem Messer aß. Von Menage, dem Varro seiner Zeit, erzählt man noch heute voll Entsetzen, daß er sich vor der Marquise Rambouillet und ihren Pretiösen mit einem Taschentuch von zweifelhafter Weiße habe blicken lassen. Derlei Kleinigkeiten legt man auf die Wagschale, wo es gilt, Männer zu beurtheilen, welche in der Geschichte der Cultur und Literatur wahrlich nicht den letzten Platz einnehmen. Begreiflich dann, daß man über Christen und Heilige noch viel unbesonnener abspricht. Da reicht der unbedeutendste Verstoß hin, um über sie und ihre Lebensweise die Verdammung hervorzurufen. Für das, was sie in Wahrheit sind, hat man keinen Blick und darum auch kein Mittel, das richtige Verhältniß zwischen ihrem innern Werth und zufälligen äußerlichen Schwächen zu finden.

Wir haben schon oft und eindringlich betont, daß wir aufs ernstlichste wünschen, es möchten die Christen stets auch in Dingen des gewöhnlichen Lebens alle Gerechtigkeit erfüllen [1]. Darum wollen wir auch einmal nachdrücklich hervorheben, daß man diese Rücksichten nicht übertreiben darf. Wer sein Leben so ernsten und hohen Zwecken gewidmet hat, der weiß leicht etwas Wichtigeres zu thun, als immer darauf zu sehen, daß keine Falte an seinem Kleide übel stehe. Mit Recht sagt die hl. Teresa [2], die doch selber durch ihr adeliges Benehmen der Welt Bewunderung einflößte: Wir haben höhere Aufgaben. Wir müssen Gott gefallen. Ja, wenn es damit abgethan wäre, diese Aeußerlichkeiten einmal zu erlernen! So aber ändert sich die Mode in einem fort. Ich bin noch nicht fünfzig Jahre alt, aber wie oft habe ich schon eine Aenderung erlebt

---

[1] Band I. (2. Aufl.) 12, 9; 17, 11; 22, 8. III. (2. Aufl.) 20, 7.
[2] Teresa, Leben. Kap. 37.

in den Titulaturen, in der Art, Briefe zu schreiben, und in ähnlichen Dingen. Es wäre beinahe nothwendig, eine Lehrkanzel zu errichten, damit man stets über die neuesten Einführungen Belehrung erhalten könnte. Je mehr aber dieses Unwesen überhand nimmt, und je größeres Gewicht Leute, welche damit ihre Langeweile und ihre innere Leere ausfüllen wollen, auf solchen Tand legen, um so entschuldbarer wird es, wenn Männer von Ernst und Arbeit sich darüber hinwegsetzen, um so begreiflicher, daß sie zuletzt mit wahrem Ekel gegen diese Eitelkeiten erfüllt werden, die oft nur darauf hinauslaufen, Mücken zu seihen und den Geist zu tödten.

4. Wie überall, so sind natürlich auch hier Gottes Gedanken über die kleinen menschlichen Anschauungen erhaben wie der Himmel über die Erde [1]. Weit entfernt, durch Mittel, welche der Eitelkeit schmeicheln oder durch Staunen um die Besinnung bringen, legte es der Herr mit Bedacht von Anfang an darauf an, daß niemand die Ueberlegenheit und den Sieg seiner Stiftung aus äußerlichen Gründen erklären könne. Seht nur einmal, Brüder, sagt der Apostel, wie es Gott mit eurer Berufung gehalten hat. Nicht eine Menge von Weltweisen, nicht eine Schaar von Mächtigen und Hochangesehenen, sondern was thöricht ist in den Augen der großen Masse, das hat Gott auserwählt, um die Weisen zu besiegen, was schwach ist nach der Natur, das hat sich Gott erkoren, um das Starke zu Schanden zu machen, und was als geringe vor der Welt gilt und als klein und wie nichts, damit kein Mensch sich gegen ihn brüste [2]. Er verschmäht die Weisen und die Großen nicht, wenn sie nur anders groß durch ihn und nicht klug und groß für sich sein wollen. Aber die auserwählten Gefäße seiner Gnade sucht er mit Vorliebe aus solchen, deren wunderbare Wirksamkeit sicher niemand ihren natürlichen Vorzügen zuschreiben kann. Und

[1] Is. 55, 9. [2] 1 Kor. 1, 26—29.

wenn er große Geister der Ehre würdigt, in seinem Dienste Außerordentliches zu wirken, so setzt er ihnen regelmäßig einen Pfahl ins Fleisch, damit sie und alle, die sie sehen, wissen, daß es eine höhere, übernatürliche Macht ist, die in der Ohnmacht der vermeintlichen Stärke Wunder thut[1].

Basilius, dessen Name wunderbar zu seinem wahrhaft königlichen Geiste paßt, litt von seiner Jugend bis zum höchsten Alter nicht bloß an großer körperlicher Schwäche[2], sondern, man möchte es kaum glauben[3], wenn er es nicht selbst gestünde, auch an angeborner Vergeßlichkeit. Dabei war er nervös, sehr schwach und leicht aufgeregt. Jeder Kummer[4], jede Arbeit[5] drückte schwer auf seine Gesundheit, und es gab kaum einen Tag, wo er nicht davon eine ganze Last zu tragen hatte. Hieronymus, der gelehrteste[6] unter den Kirchenvätern, von dem seine Zeitgenossen sagten[7], daß er fast alles gelesen habe, Hieronymus, diese Kraftnatur aus dem Geschlechte der Berserker, von dem jedes Wort den Gegner zermalmt wie ein Steinwurf aus der Hand des Ajax, von dem jeder Federstrich niederfällt wie ein Schwerthieb, als müßten alle Felsen bersten, der nämliche Hieronymus krümmt sich wie ein Wurm unter der Wucht von entsetzlichen Versuchungen, der Strafe für jugendlichen Leichtsinn, und alles Widerstreben seiner eisernen Willenskraft, alles Aufgebot haarsträubender Abtödtungen weiß ihnen kein Ende zu machen[8].

Wir, denen eine Entschuldigung, wenn sie uns den Kampf erspart, über eine gewonnene Schlacht geht, wir Schwächlinge sind stets mit der Entschuldigung zur Hand, die Heiligen hätten gut große Thaten üben können, sie seien eben Leute von

---

[1] 2 Kor. 12, 7. 9. [2] Basil., Ep. 34; 203, 1.
[3] Id., Ep. 56. [4] Id., Ep. 141, 2. [5] Id., Ep. 56.
[6] Augustin., Ep. 190, 6, 20. Peccat. mer. et rem. 3, 6, 12.
[7] Id., C. Julian. 1, 7, 34.
[8] Hieron., Ep. 22. Vall. (Mart. 18) c. 3.

anderem Schlage gewesen als wir. Und vielleicht wird einstens gerade ihre Schwäche unsere Verurtheilung sein. Wie wird uns diese Ausrede von den Lippen hinwegsterben, wenn uns ein Gregor der Große entgegentreten wird, welcher die Trümmer der zerfallenden alten Welt theils mit seinen Schultern gestützt, theils mit seinen Händen zu einem neuen Gebäude zusammengefügt hat, indes er fast immer in äußerster Schwäche auf dem Krankenbette lag [1], ein Thomas von Aquin, der kein Wort schrieb oder lehrte, ohne von Migräne gequält zu sein [2], ein Bernhard [3], der jede neue That seines thatenreichen Lebens einem neuen Anfall der schmerzlichsten Leiden abzwingen mußte! Wie ganz anders wird sich dort unser Urtheil über die Heiligen und über uns gestalten! Von Paulus, dieser Feuerseele, können wir kaum anders denken, als er hätte nur so im Flug und Sturm die Welt erobert wie ein Alexander. Die Wahrheit aber ist, daß er unter der Last beständiger Kränklichkeit seufzte [4]. Wohin er kam, da erwies man seinen Gefährten Ehre und sah über ihn hinweg, so unansehnlich war seine Gestalt [5], so schlicht und schwach sein Wort. Welche Prüfung für einen solchen Geist, daß er mit der Befangenheit eines Kindes im Reden zu kämpfen hatte [6], daß er vor Angst zu zittern begann [7], sobald er öffentlich sprechen sollte, daß ihn seine Schüchternheit und Verlegenheit zum Gegenstand des Spottes für seine Feinde machte! [8] Von den inneren Versuchungen

---

[1] Gregor. Mag., Ep. 9, 121; 10, 35. Homil. in evang. 22, 1; 34, 1. Beda, Hist. Angl. 2, 1 (Gregor. Opp. IV, I, 192).

[2] Touron, Vie de St.-Thomas 3, 14, p. 300.

[3] Bernard., Ep. 21, 1; 87, 10; 90, 2; 118; 144, 4; 186; 208; 228, 2; 241, 2; 270, 3; 288, 1; 307, 2; 310. Homil. in Missus praef. In Cant. 42, 11; 44, 8. Cf. Guilelm., Vita S. Bernardi 1, 8, 38. Alanus, Vita S. Bern. 11, 33.

[4] Gal. 4, 13. [5] Apg. 14, 11. [6] 2 Kor. 10, 1.

[7] 1 Kor. 2, 3. [8] 2 Kor. 10, 10.

aber, mit denen ihn Gott, gleich als wären diese äußeren Demüthigungen alle für ihn nicht ausreichend, noch überdies heimsuchen ließ [1], wollen wir lieber schweigen, weil wir für sie keinen Namen haben.

5. Man kann es als Regel aussprechen, die freilich, wie jede Regel, ihre Ausnahmen hat, daß die größten Helden der Tugend für das Auge des flüchtigen Beobachters die schwächsten unter allen waren und die, welchen die Welt am wenigsten etwas Außerordentliches hätte zutrauen mögen. Würde man sie unter die große Menge mischen und die Philosophen von allen Universitäten zusammenrufen, damit sie Gottes auserwählte Werkzeuge aus der ganzen Schaar hervorsuchten, diese blieben wohl unentdeckt. Selbst Samuel der Prophet ließ sich, als er unter den Söhnen Isai's den König Israels finden sollte, vom äußern Scheine blenden und rieth auf den herrlichen Eliab. Aber Gott sprach zu ihm: Du mußt nicht auf die Schönheit seines Angesichts noch auf seine hohe Gestalt sehen. Ich urtheile nicht nach dem Aussehen der Menschen. Der Mensch sieht auf das, was in die Augen fällt, Gott aber sieht auf das Innere [2]. Ein reines Herz, ein gerader Sinn und treuer Gehorsam gegen seinen Willen gilt vor Gott mehr als alles, was das Urtheil der Welt besticht. Einen, der sich nicht selber sucht, einen, der nichts hat, womit er sich brüsten könnte, rüstet er am liebsten mit seinen größten Gnaden aus, damit der Augenschein jeden zwinge, den Erfolg ausschließlich der göttlichen Gnade zuzuschreiben [3].

Wir haben schon bei einer andern Gelegenheit [4] die Behauptung erörtert, daß unter allen Häuptern des ersten Kreuz-

---

[1] 2 Kor. 12, 7. [2] 1 Kön. 16, 7.

[3] Cf. Thomas 2. 2. q. 24. a. 3, wozu Bañes. Ebenso 1. 2. q. 109. a. 6. Zu 1. q. 62. a. 6 s. Andreas a Cruce, Disputat. theolog. d. 315. Nazarius, Comment. in h. l. Alvarez, De auxiliis disp. 62. 63.

[4] Band III. (2. Aufl.) 11, 6.

zuges der, welchen das Vertrauen aller Fürsten zum Könige bestimmte, der mindest Bedeutende gewesen sei. Man glaubt damit der christlichen Sache einen Grund zum Ruhme zu entziehen, deutet aber, ohne es zu ahnen, gerade damit auf ihre wahre Ehre hin. An natürlichen Eigenschaften, an hervorragenden Geistesgaben mag Gottfried von Bouillon manchem seiner Schwertbrüder nachgestanden sein. Aber als Werkzeug der Gnade war er ohne Frage der erste unter ihnen. Es wirkte etwas in ihm, was sich dem fleischlichen Auge entzieht, weil es über die Natur hinausreicht, etwas, was ihn, wenn schon nicht ohne ihn, zu dem gemacht, als was er in der Geschichte vor uns steht, zu einem Manne, vor welchem die größten natürlichen Gaben in anderen fast erbleichen. Das Gleiche zeigt sich in der Geschichte des Pedro de La Gasca, jenes schlichten Priesters, dem Karl V. in seiner größten Noth die Wiedereroberung des an die spanischen Empörer verlorenen Amerika anvertraute [1]. Obwohl von mäßigen Fähigkeiten und seinem hochbegabten Gegner, dem rebellischen Gonzalo Pizarro, in jeder Hinsicht nachstehend, mit nichts ausgerüstet als mit seinem Brevier, seiner unvergleichlichen Gerechtigkeitsliebe und mit der ganzen Fülle christlichen und priesterlichen Hochsinnes, bedurfte er doch nur einiger Monate, um seinem Kaiser einen verlorenen Erdtheil, den zertretenen Indianern Recht und Freiheit und seinen entmenschten Landsleuten die entschwundene Gerechtigkeit zurückzuerstatten. Er hat wenig irdischen Lohn für seine unbezahlbaren Verdienste erhalten. Die Nachwelt hat es kaum der Mühe werth gefunden, den Namen des bescheidenen Priesters, des unscheinbaren Gelehrten in ihre Nachschlagebücher einzutragen. Es wird aber einmal ein Tag kommen, an welchem

[1] Prescott, History of the Conquest of Peru, b. 5. ch. 1—4. Paris 1847. II, 199 ff. 265 ff.

[2] Ibid., II, 276 f.

die ganze Welt ihm Zeugniß geben wird, daß er einer der edelsten Menschen, ein wahrer Wohlthäter seines Geschlechtes war, und das gerade darum, weil ein Etwas, unsichtbar und dennoch unverkennbar, ihn über die Schwäche der Natur erhob, der auch er nicht entrückt war.

6. Und was ist dieses Etwas, das jene Heroen des Geistes und der That trotz ihrer Hinfälligkeit, trotz der Fehler, denen auch sie unterworfen waren, weit über die hinaufstellte, welche ihnen doch ihrer ganzen natürlichen Begabung gemäß um vieles überlegen schienen? Es ist dasselbe, was einen jeden, auch den gewöhnlichen Christen, bei jedem Geschäft, in jeder Lage, zu jeder Zeit kräftigen muß, will er sich über die Armseligkeiten seiner Natur emporschwingen. Es ist das Einzige, was uns beim Anblicke aller unserer menschlichen Mängel in der Hoffnung aufrecht hält, daß wir schließlich doch noch ganze Menschen werden können und mehr als das.

Dieses Eine, das allein den Menschen erheben und vollenden kann, haben auch die Heiden gesucht. Sie suchten es aber in der Philosophie, in der Weisheit. Ihr Ideal eines Menschen ist der Weise [1]. Das könnten wir Christen allerdings auch unterschreiben, wenn sie nur mit diesem Worte unsere Anschauung verbunden hätten [2]. So aber begriffen sie darunter den Gelehrten, den Philosophen. Dieser ist nach ihrer Meinung das Höchste, wozu die Bildung und Veredlung einen Menschen bringen kann [3]. Wer nicht zu dieser Weisheit gelangt, der hat, wenn man sie hört, umsonst gelebt [4]. Wer es nicht zum Weisen gebracht hat, den halten sie kaum für werth, daß man ihn als Menschen rechne; man zählt ihn so wenig als den Wahnsinnigen [5]. Etwas Niederschlagenderes

---

[1] Cicero, Tuscul. 4, 17. [2] Vgl. oben 21, 2.

[3] Plutarch., Educat. puer. 10.

[4] Cf. Plutarch., Adv. Colot. 1, 1.

[5] Cicero, Parad. 4. Tuscul. 3, 5. Academ. 2, 44.

läßt sich kaum denken als eine solche Lehre. Denn wenn nach dem eigenen Ausspruche jener Philosophen nur wenige deren sind, die sich zu diesem allein menschenwürdigen Dasein erschwingen[1], wenn die Weisheit eine Sache ist, der nur selten einer Meister wird, so folgt daraus, daß nur die allerwenigsten Aussicht und die Möglichkeit haben, es jemals zum Menschen zu bringen. Und für was lebt dann die große Mehrzahl?

Nein, wenn es etwas gibt, was den Kleinen groß, was den Starken schwach, was den armen Menschen über das Menschliche erhaben machen soll, dann kann es nicht Menschenweisheit und nicht Menschenwerk sein. Soll also der Christ sich über menschliche Schwachheit erheben, oder richtiger gesagt, übertrifft der Christ den Menschen, und das thut er, wenn er ganz ist, was er sein soll, so muß das die Wirkung des Uebernatürlichen sein. Durch das Uebernatürliche hat das Christenthum über eine an Bildung und an Macht ungleich stärkere Welt gesiegt. Durch das Uebernatürliche überwindet der Christ die Schwäche der Natur und gewinnt größere Kraft, als die höchste natürliche Begabung verleiht. Das Uebernatürliche, die Seele des Christenthums, die Lebenskraft des Christen, hat eine ganz andere Gewalt als die Philosophie. Will einer somit erleben und beweisen, was der Mensch vermag, so muß er über bloß menschliche Gesichtspunkte und Beweggründe hinausgehen, so muß er sich an die Gnade halten, so muß er sich das Uebernatürliche in Geist und Herz aneignen.

7. Daneben darf sich aber kein Christ dessen entschlagen, was immer vom natürlichen Menschen billig erwartet werden kann. Wir haben es zwar schon oft gesagt, es ist indes kaum möglich, es oft genug zu sagen, daß, wenn einer nicht als Mensch ohne Tadel ist, er auch kein tadelloser Christ genannt werden kann. Gott sowohl als unser christliches Gewissen legt uns die Pflicht

[1] So die Stoiker nach Clemens Alex., Strom. 2, 4, 19.

auf, durch unser ganzes Leben Zeugniß für unsern Glauben, für unsern Gott abzulegen. Diesmal stimmt sogar die Welt mit Gott überein. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt sie unser Benehmen. Den kleinsten Schritt nimmt sie sofort als Beweis für oder gegen den Glauben, dem wir angehören, für oder gegen die Kirche, der wir uns anschließen. Je mehr sie aber auf das Aeußerliche und Natürliche hält, um so mehr hat der Christ die Verpflichtung, sie hierin nicht vor den Kopf zu stoßen. Weder an Ehrgefühl noch an Berufstreue noch an Lebensart darf er sich von irgend einem übertreffen lassen. Es wäre traurig, wenn uns in diesen Dingen der Beweggrund, aus dem wir Christen handeln, die Liebe zu Gott, nicht eben so viel Tact und Gewissenhaftigkeit verleihen würde als Ehrgeiz oder Menschenfurcht oder äußerlicher Anstand den Weltmenschen. Der Christ muß vielmehr gerade seinem Glauben zuliebe der Fleißigste sein, dem keine Arbeit lästig wird, der Umsichtigste, auf den man sich bei jedem Geschäfte verlassen, der Treueste, dem man jedes Pfand und jedes Geheimniß anvertrauen darf. Und er ist es auch, wenn er anders ein ganzer Christ ist. Wo alle Diener fliehen, da weiß sein Herr, daß er wenigstens an ihm einen treuen Freund hat, der ihn auch in der Noth nicht verläßt. Wenn Betrug auch Mode werden sollte, davon sind doch Arbeitgeber wie Käufer überzeugt, daß sie bei einem echten Christen nur echte Waare, nur brauchbare Arbeit, nur gerechte Preise voraussetzen dürfen.

Unbegreiflicher Widerspruch der Welt! Da klagt sie in einem fort, daß man diese frommen Leute zu nichts brauchen könne. Und nachdem sie es mit allen versucht hat, ist sie froh, wenn sie wieder deren in Dienst nehmen kann. Und braucht sie in einer Vertrauenssache jemand, dessen man sich immer versichert halten darf, dann greift sie, wo es ihr möglich ist, sicher wieder zu einem aus den Frommen. Man spottet täglich des Mädchens, wenn es morgens aus der Kirche kommt. Inzwischen

fällt es niemand ein, ein Schloß vor ihm zu verschließen. Sie wissen alle im Hause, daß, solange die Arme zu den Sacramenten geht, das Geschmeide im offenen Kästchen vor ihr so sicher ist, als wäre es hinter drei Eisenthüren verwahrt. Das ist auch ein Zeugniß für unsere Religion, und wahrlich nicht das schlechteste. Schon darum wird keiner am Tage des Gerichtes sich entschuldigen können, als habe er nie Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, wo die Wahrheit und das Leben und der Weg dazu ist. Darum hat aber auch jeder, selbst der einfachste Christ, welchem die Gabe des Wortes versagt ist, täglich Gelegenheit, der Welt zu zeigen, was an seinem Glauben ist, und zu was dieser den Menschen bilden kann.

8. Müssen also im Christen zwei Wesen leben, zwei Geister denken, zwei Willen wollen? Da soll er auf der Erde voll Aufopferung, ja voll Liebe thätig sein und sich dabei stets sagen: Wir haben hier keine bleibende Stätte [1]. Sein ganzes Sinnen und Streben soll darauf gerichtet sein, keine seiner irdischen Pflichten zu übersehen. Daneben aber heißt es wieder: Was droben ist, bei Christus, der zur Rechten Gottes sitzt, das müßt ihr suchen, was droben ist, muß euch im Sinne liegen, nicht was auf Erden ist [2]. Wer kann das alles vereinigen? Wie soll einer über diese Widersprüche hinwegkommen?

Leider finden sich so manche, deren Leben wirklich Veranlassung gibt, diese Anforderungen für unvereinbar zu halten. Sie sind in der Kirche, unter Christen und Frommen ganz andere Menschen als in einer rein weltlichen Gesellschaft. Sie sprechen zwei Sprachen und führen ein doppeltes Leben, genau so wie ihre Umgebung es mit sich bringt. Hier ist es Gottes Vorsehung, dort ein merkwürdiger Zufall, der eine Sache gefügt hat. Einmal hoffen sie zum lebendigen Gott und zur Gnade Gottes, das andere Mal erwarten sie nur vom Himmel oder

[1] Hebr. 13, 14. [2] Kol. 3, 1. 2.

von einem gütigen Geschicke, daß es etwas bessere und wende. Da ist das Christenthum noch lange nicht voll eingebürgert. Sie haben es umgeworfen wie ein Kleid, aus dem von allen Seiten der alte Mensch hervorsieht.

Es muß also Natürliches und Uebernatürliches zusammenwachsen wie das aufgepfropfte Reis und der alte, wilde Stamm. Ein Leben, eine Thätigkeit, ein Denken, das erst macht einen wahren Christen. Es gibt nicht zwei verschiedene Maßstäbe für die Wahrheit, nicht zwei ästhetische Tarife, nicht zwei Gesetze fürs Leben. Die natürliche Pflichterfüllung, die irdische Liebe, die Führung weltlicher Geschäfte kennt im wahren Christen keine andere Richtschnur als die der Gebote Gottes und verfolgt keinen anderen Zweck als den, Gott zu dienen und ihn zu finden. Was vor Gott und vor dem Gewissen verwerflich ist, das wird er nie nützlich, nie künstlerisch schön, nie Bildung oder Fortschritt nennen. Hat einmal das Licht des Glaubens ihm etwas als irrig gezeigt, so gilt es ihm auch vor der Vernunft für unwahr. Alles was nicht zu Gott führt, alles was diesem die Geister entfremdet, hat in seinen Augen zum voraus die Berechtigung verwirkt, als Mittel zur Förderung der Humanität und zur Verbesserung der Weltlage zu gelten. In allem, was er liebt und flieht, beim Beten wie beim Forschen, ob er dichtet oder zimmert, philosophirt oder den Boden scheuert, hat er nur eine Richtschnur seines Handelns vor Augen, das Gesetz, und nur ein Ziel, die Ehre und die Liebe Gottes. So fördert er mit jeder That die Natur, deren Schwächen er durch die Gnade Hilfe zuführt, deren Lücken er aus der Unendlichkeit des Uebernatürlichen ausfüllt, deren Irrungen er durch das Licht der himmlischen Wahrheit vorbeugt, und nähert sich zugleich mit jeder That seinem einzigen, übernatürlichen Ziele. So bildet er sich zum echten Christen und wird in eben dem Maße, in dem er sich als Christ vervollkommnet, mehr und mehr ein ganzer Mensch.

9. Diese Einigung von Natur und Uebernatur ist die eigentliche, ja die einzige Aufgabe des Christen. Je vollkommener, je ungezwungener, wir dürfen sagen, je natürlicher Mensch und Christ vereinigt ist, um so besser hat einer diese Pflicht erfüllt. Im Grunde ist also der Beruf des Christen eine überaus einfache Sache. Nicht außerordentliche Thaten noch unerhörte Dinge werden vom Christen gefordert, nur ein ganzes, einheitliches Leben. Würden Wunder verlangt, und daß einer in den Lüften schwebe und den ganzen Tag in Gebet und Verzückung liege, dann hätte man allerdings ein Recht, zu sagen, das seien überspannte Dinge. So aber wird nichts begehrt, als daß einer ein zugleich menschliches und christliches Leben führe, und beides echt und gediegen, oder daß er wenigstens mit Ernst und Beharrlichkeit nach diesem Ziel strebe. Wer darf da sagen, er könne solches nicht leisten?

Wenn die Stoiker sagten: Du mußt ein Weiser werden, so hatte die Natur ein Recht, sich zu empören und zu entgegnen: Euer Weiser ist kein Mensch und unter Menschen nicht zu finden. Das Christenthum hat menschlichere Forderungen: Ich verlange von dir nichts Unmögliches, ich begehre nicht einmal alles, was ich fordern könnte. Ich stelle nicht das Ansinnen, daß du heute oder morgen schon als überirdisches Wesen ohne Fehler und Schwächen lebest. Die Dichter der Welt mögen dir Wesen zur Nachahmung vormalen, deren unnatürliche Vortrefflichkeit dich eher abschreckt als aufmuntert. Meinen Predigern habe ich dazu keinen Auftrag gegeben. Ich nehme dich sammt deinen Schattenseiten, wie du nun einmal bist. Nur darfst du deine Fehler nicht lieben noch vertheidigen oder verheimlichen, und nicht in ihnen liegen bleiben. In Fallen und Erheben, in Kampf und stetiger Läuterung, in Geduld mit deiner Schwachheit [1], im Seufzen nach Verklärung, im Ver-

---

[1] Luc. 21, 19.

trauen auf Gottes Hilfe sollst du täglich an deiner einzigen Bestimmung arbeiten. Es ist die Aufgabe deines Lebens, darum lasse ich dir dazu die ganze Zeit deines Lebens. Ich verlange nicht von allen alles. Ich will nicht alle in eine für alle gleiche Form pressen. Jeder mag nach seiner Neigung und Eigenart seinen Beruf und seine Uebungen wählen. Ich werde aus der Fülle meiner Gebote einem jeden nur jene auferlegen, die seiner Lage und seinen Kräften angemessen sind. Mit einem Worte: ich begehre nichts Außerordentliches. Aber, was einer sein will, das muß er ganz sein, als Mensch sowohl wie als Christ. Ob einer mehr oder weniger auf sich nimmt, das ist seine Sache. Was er aber thut, das muß gediegen sein, nicht bloß zum Scheine und oberflächlich, sondern fest, um dieses Leben zu stützen, und dauerhaft für die Ewigkeit. Das ist alles, was das Christenthum verlangt. Und nun trete der Mensch hervor, der im Stande ist zu sagen, das sei nicht wahrhaft menschenwürdig, es sei nicht möglich, das zu vollbringen!

10. Also Wunder und außerordentliche Dinge werden vom Christen nicht verlangt. Dafür liegt gerade in der Einfachheit, nach welcher er streben soll, die Schwierigkeit seiner Aufgabe. Das Einfachste ist meist für den Menschen das Schwerste. Schon im gewöhnlichen Leben finden wir dafür Beispiele genug. Die größten Dichter, die unnachahmlichsten Künstler sind immer jene, welche alles so einfach zu geben verstehen, daß jeder glaubt, das könne er auch. Es möge aber einer nur versuchen, ihnen das nachzumachen, dann wird er schon erfahren, ob es so leicht ist, als er meint. Bis einer lernt, einfach zu sprechen, einfach in seinem Auftreten, in seinem ganzen Wesen zu sein, muß er seiner selbst und seiner Sache vollkommen sicher geworden sein. Noch mehr gilt das vom sittlichen und vom religiösen Leben. Eine affectirte, gespreizte und geschraubte Frömmigkeit, jede Art von Künstelei und Schwulst im Dienste Gottes,

jene todten Mücken in der kostbaren Salbe[1] des Gebetes, jener beißende Qualm im Rauchopfer des geistlichen Lebens, kurz, alle Ziererei vor Gott ist der sichere Beweis dafür, daß einer mit ihm noch nicht in Einklang gekommen ist. Die wunderbare Einfachheit, die schlichte, gerade Natürlichkeit im Wesen Christi und seiner Heiligen dagegen ist ein augenfälliges Zeugniß dafür, daß hier Gottes Geist wirksam ist. Einfachheit ist Vollkommenheit, nicht die Einfachheit der Leere, sondern Einfachheit in der Fülle. Die höchste Einfachheit ist Gott. Gott ist der Inbegriff alles Wahren, Guten, Schönen. In Gott sind seine Vollkommenheiten und die Vorzüge aller Dinge in höchster, unzertrennlicher Einheit[2]. Begreiflich, daß die Einfachheit dem Menschen Mühe kostet. Sie kostet genau so viel Mühe als die Verähnlichung mit Gott. Die größte Einfachheit ist die größte Aehnlichkeit mit Gott.

Daraus folgt, daß die Einigung des Natürlichen und des Uebernatürlichen, also die Aufgabe des Christen, bloß durch Anschluß an Gott und durch Eindringen in uns selbst, also durch ein innerliches Leben verwirklicht werden kann. Schmeichle sich keiner, er könne sich durch einige äußere Kunstgriffe seines Namens als Christ würdig machen. Glaube aber auch niemand, man könne über das Christenthum ein Urtheil fällen, wenn man nur dessen Aeußerlichkeiten in Betracht zieht. Darum werden die Diener Gottes von der Welt so wenig verstanden. Sie faßt nun einmal nicht, was der Geist Gottes ist[3]. Dieser aber ist es, welcher die Kinder Gottes beseelt[4]. Wer nicht selbst im Innern lebt, wer nichts von der Fülle, von der Kraft, von dem Feuer weiß, womit der Heilige Geist die Herzen der Seinigen durchdringt, der sieht nur auf deren Aeußeres, und das ist gerade an ihnen oft recht unscheinbar.

---

[1] Eccl. 10, 1. [2] Thomas 1. q. 3. a. 7; q. 4. a. 2.
[3] 1 Kor. 2, 14. [4] Röm. 8, 14.

Dann heißt es freilich von Elias: Ein haariger Mann mit einem Ledergürtel. Dann verspotten dieselben Höflinge die ewige Wahrheit als Thoren. Daß inwendig unter schlichter Hülle ein höherer Geist, ein tieferes Leben sich bergen, daß etwas Außerordentliches durch Gottes unsichtbare Hand im Kleinen und Demüthigen niedergelegt sein könne, davon hatten die denkscheuen Weichlinge keine Ahnung. So gehen sie auch an den Heiligen und Jüngern Christi vorüber — denn der Schüler ist nicht über den Meister [1] — und ahnen nicht die geheimnißvolle Innerlichkeit, welche in diesen waltet, obwohl sie sich doch in hundert Dingen kundgibt. Der Geist des Christen, der ihn treu erhält, wenn ihn die Welt verstößt, wenn Gott selber sich ihm verbirgt, der ihn Schmach und Leiden um Gottes willen lieben lehrt, hat nichts Außerordentliches in den Augen dessen an sich, der sich nie darin versucht hat, und ist doch etwas Uebermenschliches, das nur die Gnade Gottes und die unter schweren Opfern geübte Mitwirkung des Christen zur Reife bringen können. Jenes starke Herz, welches den Christen fähig macht, natürliche Abneigung zu überwinden, im unliebenswürdigen Quälgeist den Bruder und die Schwester zu lieben, im hilflosen Bettler das Ebenbild Gottes zu ehren, nicht bloß einen unsanften Stoß zu ertragen, sondern selbst einen gewaltsamen Riß wieder gut zu machen, setzt eine Kraft voraus, die sich zwar nicht mit auffälligen Dingen breit macht, dafür aber in Leistungen, welche gewiß nicht durch Rücksicht auf Menschenlob erleichtert werden, sich groß und übermenschlich erweist.

Gerade derartige Dinge, die kleinsten und verachtetsten, und darum die schwersten, sind es, welche den Christen machen. Er thut nicht Wunder und ist doch wunderbar. Er wirkt echt Menschliches und ist in seinem Wirken und Wesen übermenschlich. Der eitle Weltsinn, dessen Neugier nur das Seltsame befriedigt,

[1] Matth. 10, 24. Luc. 6, 40. Joh. 13, 16.

achtet seiner kaum. Die sadducäische Gleichgiltigkeit, die keine Hand rühren mag, um die Vollkommenheit zu erreichen, spottet seiner Aengstlichkeit in Dingen des Gewissens. Die pharisäische Selbstgerechtigkeit verachtet ihn ob seiner Kämpfe, triumphirt über seine Fehler, zieht seine Siege in Zweifel. Nur wer sich selber mit Ernst und Beharrlichkeit an den Versuch gewagt hat, trotz aller Schwierigkeiten zu demselben Ziele emporzuklimmen, der lernt diesen geheimen, aber mächtigen Geist, den wahren Gehalt des Christen, kennen und werthschätzen; denn er findet bald, daß ohne ihn sogar das Gewöhnliche selten tadellos ausfällt, daß aber mit ihm die kleinste Pflichterfüllung zu einer wahren, zur übernatürlichen Tugend wird, und daß das schwerste Opfer durch ihn gelingt, wenn ihm auch an der Bitterkeit der Empfindung nichts erspart wird.

11. Welche Mittel einer anzuwenden, welche Wege einer einzuschlagen, wie einer die Tugenden zu üben hat, um diesem Ziele der christlichen Vollkommenheit nahe zu kommen, darüber sind Tausende von Abhandlungen geschrieben und zahllose Predigten gehalten worden. Gewiß sind diese meistens gut und entbehren nicht ihres Nutzens, wenn man sie recht gebraucht. Nur darf einer nicht glauben, daß ihn das Studium darin schon zum wirklichen Christen machen werde. Manchmal schleicht sich auch unter Christen jener Irrthum der Welt ein, als könne man durch Bücher und Regeln die Kunst des Lebens lernen. Die Menschen, welche stets die größte Schwierigkeit darin finden, allgemeine, große Gedanken zu erfassen und nach ihnen das Leben im einzelnen Falle selbständig zu ordnen, haben eine besondere Vorliebe für jenen frauenhaften Zug, durch lauter besondere, kleine Verhaltungsmaßregeln für jedes Vorkommniß eine eigene Vorschrift auszudenken. Je mehr sie sich von weiten Gesichtspunkten und von der Gabe verlassen sehen, diese auf das wirkliche Bedürfniß anzuwenden, um so mehr suchen sie durch eine oft recht enge Casuistik für alle denkbaren Fälle Auskunft und

Richtschnur zu erhalten. Man braucht nur diese Rathgeber für den Umgang mit Menschen, diese Lehrbücher des Anstandes, diese pädagogischen Anleitungen zur Kenntniß und Behandlung der Geister, diese volksthümlichen Werke über Ethik und Psychologie zu sehen, um sich davon zu überzeugen. Wir können uns mit dieser Kinderstubenerziehung überhaupt nicht befreunden, vom übernatürlichen Standpunkte aus und für die Zwecke des christlichen Lebens aber schon gar nicht. Denn wenn wir auch tausend Regeln gegeben, für die undenkbarsten Fälle Vorsorge getroffen und alle Gebote der Humanität und des Christenthums aufgezählt haben, und haben eines vergessen, so haben wir nichts gesagt. Und wenn wir nichts aussprechen als dieses einzige Wort, so haben wir alles gelehrt. Nur dieses eine ist nothwendig [1]. Ohne dieses eine ist aber alles vergeblich.

Zum Glück hat der Christ in allen natürlichen Geschäften und in der Uebung jeder christlichen Tugend dieses eine als Vorbild und als Ziel, das ihm alle jene Regeln überreich ersetzt. Dieses Ziel, auf das alle seine Verpflichtungen hinweisen, dieses Vorbild, nach dem jede seiner Handlungen und sein ganzes Leben sich bilden muß, ist Christus [2]. Nach ihm nennt sich der Christ. Solange er sich nach ihm bildet und nach ihm strebt, ist er wirklich Christ. Das macht den Christen, darin unterscheidet er sich von allen anderen Menschen, dadurch wird er vollkommen, daß er nach Christus lebt. Nicht darin liegt das Merkmal des Christen, daß er christliche Werke thut. Selbst wenn einer alles erfüllt, was Christus geboten hat, kann er Christo ferne und fremd sein. Auch Judas diente dem Herrn und schaffte ihm das Nöthige zu seinem Unterhalt. Aber er hatte sich zum Ziele, und deshalb war er um so weiter davon entfernt, Christ zu sein, je häßlicher das Mißverhältniß war, in dem sein äußerliches Thun zu seinem innerlichen Leben stand.

---

[1] Luc. 10, 42. [2] Röm. 10, 4. Vgl. dazu oben 10, 11.

Darum hat der Stifter unseres Glaubens seine Lehre immer wieder in einziges Wort zusammengefaßt, ein Wort, das außer ihm kein Lehrer sprach, ein Wort, das keiner sprechen konnte, ein Wort, mit dem er das höchste Zeugniß für sich selber gegeben hat, das Wort: Folge mir nach![1] Er fordert uns zur Nachfolge, nicht bloß zur Nachahmung auf. Das ist ein großer Unterschied. Nachahmen können wir jeden, der auf demselben Wege neben uns, ja hinter uns geht, selbst einen, der andere Wege geht als wir. Es ist kein Mensch so verkehrt, daß wir nicht immer etwas von seinem Beispiel lernen könnten. Nachahmen können und sollen wir besonders die Heiligen, an denen wir auf unsere Verhältnisse anwenden lernen, was wir an dem Urbilde aller Vollkommenheit in unerreichbarer Größe schauen. Sie sind vor allen unsere Vorbilder, aber das gerade deshalb, weil sie so vortreffliche Nachbilder Christi waren[2]. Wenn wir uns nach ihnen bilden, bilden wir uns somit nach dem, welcher sie voll Liebe nach sich gebildet hat, welchem sie voll Treue sich nachgebildet haben[3]. Also selbst indem wir auf ihren Wegen gehen, folgen wir nicht eigentlich ihnen, sondern dem Herrn nach. Denn Nachfolge ist etwas, was allein Christo, dem menschgewordenen Gott, gebührt. Zur Nachfolge kann uns nur der auffordern, der vor uns auf demselben Wege wandelt und sicher ist, daß wir ihn nie überholen, wie enge wir uns auch ihm anschließen mögen. Nachfolgen können und dürfen und wollen wir keinem als dem, von welchem wir sicher sind, daß er nicht irren noch irreführen kann, dem, in welchem Gottes Kraft und menschliche Schwäche so enge und lebendig verbunden sind, daß wir an ihm ewig eine Aufforderung zum

---

[1] Matth. 8, 22; 9, 9; 16, 24; 19, 21. Marc. 2, 14; 8, 34; 10, 21. Luc. 5, 27; 9, 23. 59; 18, 22. Joh. 1, 43; 8, 12; 12, 36; 21, 19. 22.

[2] 1 Kor. 4, 16; 11, 1. Phil. 3, 17.

[3] Cf. Augustin., In ps. 39. en. 6.

Fortschreiten, eine Ermuthigung in unserer Hilflosigkeit, eine Stärkung zum Kampfe und Siege haben. Das Wort von der Nachfolge Christi bedeutet mehr als selbst seine Wunder. Wunder kann ein jeder in Gottes Kraft und Vollmacht thun. Nachfolgen können wir Christo einzig, weil er Christus ist, der in unserer Gestalt erschienene Sohn Gottes.

Indes, es folgen manche Christo nach, aber nicht alle in gleicher Weise. Auf dem Berg der Verklärung würde gerne jeder mit ihm bleiben. Aber viele haben ihn schon in der Wüste verlassen, fast alle am Eingang zum Oelgarten, wenige standen bei ihm am Kreuze. Daraus wird uns klar, daß die Nachfolge Christi ihre Abstufungen hat. Wer das Wort allzu buchstäblich und im ausschließlichen Sinne nimmt, der setzt dem Nachfolgen früher oder später Schranken. So schön es also ist, nach Christus wandeln, so ist es doch vortrefflicher, mit Christus sein und bleiben in allen Lagen. Das hat jener gemeint, welcher zum Herrn sprach: Meister, ich will dir folgen, wohin du auch gehst. Aber selbst das war dem Herrn noch nicht genug [1]. Er wollte ihn auf die dritte und höchste Stufe der Nachfolge Christi hinleiten. Diese nun besteht im Leben für Christus. Für Christus lebt im vollsten Sinne des Wortes aber nur der, welcher das Leben nicht mehr als sein Eigenthum betrachtet, sondern es bedingungslos Christo zur Verfügung stellt. Eine Ahnung davon hatte Petrus, als er das kühne Wort sprach: Herr, ich bin bereit, mit dir in den Kerker und in den Tod zu gehen [2]. Leider wurde er in der Entscheidungsstunde diesem Vorsatz untreu. Später aber machte er ihn buchstäblich zur Wahrheit, als er nicht bloß dem Herrn sein Leben widmete, sondern es sogar für ihn dahingab. Und wie er, so Tausende. Die heiligen Martyrer sind jene, welche die Nachfolge Christi in höchster Vollkommenheit übten.

---

[1] Luc. 9, 57. Matth. 8, 19. [2] Luc. 22, 33.

Einen solchen Grad der Nachfolge erlaubt der Herr freilich nur ganz außerordentlich bevorzugten Freunden. Für gewöhnlich muthet er niemand zu, daß er sein Leben für ihn gebe, er ist schon zufrieden, wenn es einer für ihn führt. Wer aber lebt in diesem Sinne für Christus? Wer alle Dinge nach dem einen Gesichtspunkte beurtheilt, ob sie zu Christus führen oder nicht, der lebt für Christus. Die Kirche, Christi Braut, lieben, den Gehorsam gegen sie üben, ihre Ausbreitung fördern, die Liebe, die Andacht zu ihr mehren, dem Gebrauch aller Mittel des Heils, heißen sie wie immer, Vorschub leisten, auch die kleinste jener Uebungen pflegen, welche die erfinderische Liebe zu Gott und zu den Seelen ausgedacht hat, um die Herzen zu erwärmen und enger an Christus zu ketten, das heißt für Christus leben. Wer für Christus lebt, der fühlt mit allen und für alle, die mit Christus in Gemeinschaft sind, oder an denen Christi Werk in Frage gestellt ist. Er lebt in der Gemeinschaft der Kirche, er lebt für die Gemeinschaft aller Heiligen. Was ein Glied des Leibes zur Ehre des Hauptes oder des Ganzen gethan hat, dessen freut er sich nicht weniger, als hätte er es selbst gethan. Wenn ein Glied schwach geworden, für das leidet und büßt und opfert er, bis es wieder gesundet. Hat eine andere Genossenschaft mehr Erfolg und Ehre als jene, zu welcher er gehört, so freut er sich von Herzen darob, weil er in jeder einen Bestandtheil der Kirche, einen Theil des Ganzen sieht. Fällt aber Schmach darauf oder verliert sie an Kraft und Leben, so leidet er aufrichtig mit, da er den Schmerz des Herrn darüber mitfühlt. Was er selber gethan hat, das gehört allen an; er hat es ja nicht für sich gethan, sondern für jenen, der allen gehört. Und wenn er dabei auch die größten Opfer zu bringen und die bittersten Schmerzen zu leiden hat, und wenn er auch selbst dabei sollte verdunkelt werden, gleichwie sein Herr am Kreuze, das alles hält er für keinen Verlust, wenn nur Christus dabei

gepredigt wird [1]. Denn die Liebe legt die Feuerprobe erst dann ab, wenn es ihr gegeben wird, das Leben oder was uns so theuer ist als das Leben, für den Geliebten zu geben.

12. Das sind hohe Wege, darüber besteht kein Zweifel. Indes, sie sind nicht ungangbar. Tausende sind auf ihnen bis zum höchsten Gipfel vorgedrungen. Millionen und Millionen haben auf ihnen zu wandeln begonnen: sie haben zwar die Spitze nicht erklommen, aber sie fuhren beharrlich fort, langsam aufwärts zu steigen, soweit es ihre Kräfte erlaubten, und darum war der barmherzige Richter auch mit ihrer Leistung zufrieden. Jeder nach seinen Gaben, jeder nach seinem Beruf, jeder nach seinem Gewissen. Nur eines darf keiner läugnen: daß für den Christen kein Ziel zu hoch genannt werden kann. Auch die höchste Stufe der Vollkommenheit reicht nicht über die Tugenden hinaus, welche dem Christen zustehen. Es wird nicht jede mögliche Uebung jeder Tugend von jedem verlangt. Aber wenn einer auch die heldenmüthigsten Dinge thut, so übt er keine besondere Tugend, sondern die Pflichten, die jedem Christen obliegen, nur in einem vollkommenern Grade, zu dem ihn kein Gebot mehr zwingt [2].

Der Beruf des Christen ist somit die Verpflichtung zur Vollkommenheit [3]. Wir alle haben im Taufgelübde der Welt abgesagt und Christo zugeschworen. Daraufhin ist dieser durch die Gnade in unser Herz eingezogen [4] und hat uns einen neuen Menschen, der nach ihm gebildet ist, angezogen [5]. So ist der Christ in Wirklichkeit ein zweiter Christus geworden, ein Mensch, in dessen Herz Christus selber wohnt [6]. Darum ist es eine selbstverständliche Forderung, daß er auch in seinem äußern Wandel Christo ähnlich werde, daß er Christum, den er an-

---

[1] Phil. 1, 18. [2] Band V. Einl. 4; 3, 5. 6; 9, 10; 15, 4.
[3] Matth. 5, 48. [4] Joh. 14, 23. 1 Joh. 3, 24.
[5] Ephes. 4, 24. Kol. 3, 10. [6] Ephes. 3, 17.

gezogen hat[1], treu wiedergebe, daß nicht eigentlich er, sondern daß Christus in ihm lebe[2].

Sage niemand, das sei zu schwer. Wer die Ehre angenommen hat, der hat auch die Pflicht übernommen. Unser Name ist unsere Ehre und unsere Verpflichtung zugleich. Unsere Ehre ist die Aehnlichkeit mit Christus, die Berechtigung für unser Dasein, daß wir ihm Ehre machen. Wozu soll Christus in uns wohnen, als damit er uns unterstütze, wenn wir daran arbeiten, uns ihm ähnlich zu machen? Hier wissen also wir gewiß, daß wir Gottes Mitarbeiter sind[3]. Was ist es somit Schweres, wenn wir ein Kleines thun, wo er das Größte thut? Was ist es denn so Großes, daß wir uns mit ihm mühen, wenn wir mit ihm verherrlicht werden?[4]

So beschränkt sich zuletzt die Aufgabe des Christen auf die Pflicht, aus allen Kräften den zu lieben, der ihn zuvor geliebt hat[5]. Die Liebe ist unersättlich und eine unerbittliche Macht. Sie hat Christum uns ähnlich gemacht, sie wird auch uns Christo ähnlich machen.

Frage darum keiner mehr, ob es denn auch möglich sei, ein ganzer Christ zu werden. Es ist nicht bloß möglich, es ist sogar leicht, ja süß. Es gibt nichts Süßeres als die Liebe. Nun gut: was den Christen macht, das ist die Liebe Christi.

---

[1] Röm. 13, 14. Gal. 3, 27. [2] Gal. 2, 20. Phil. 1, 21.
[3] 2 Kor. 3, 9. [4] Röm. 8, 17. [5] 1 Joh. 4, 19.

Sechsundzwanzigster Vortrag.

Das Ende.

1. Um einen Spiegel irdischen Glückes und menschlicher Größe darzustellen, griff das sinnige Mittelalter am liebsten zu Alexander dem Großen. Hier stand auch die Dichtung mit der Geschichte in Einklang, nur daß sie diese, das Vorrecht der Sage ausbeutend, nach ihrer Weise ausschmückte. So läßt sie unter anderem den gewaltigen Eroberer auf seinem Zuge durch die Welt in einen Zauberwald gelangen. Riesige Bäume schlingen ihre Arme so enge ineinander, daß nur der goldige Duftglanz, der Luft und Moos verklärt, an den sonnigen Tag erinnert, der über den Wipfeln ruht. Die Bächlein rauschen munter, in kühlen Wogen schmeichelt würzige Luft um die Wangen, von allen Zweigen schmettert der Vögel Sang und weckt den Wiederhall in Wald und Brust. Wie berauscht stehen die Helden. Da keimen vor ihnen aus dem Boden Tausende von Blumen, so groß, so schön, wie sie noch keine gesehen, rosenfarb und schneeig weiß, wunderbaren Duft verbreitend. Plötzlich öffnet sich einer der Kelche und dann wieder einer, und aus jedem sproßt, roth wie der goldene Morgen und weiß wie der lichte Tag, eine Fee hervor, wie die Erde noch nie Schöneres schaute. Und immer zahlreicher schlüpfen diese Wunderwesen aus den Blumen und tanzen im Chor vor den trunkenen Gästen und singen ihre Lieder. Und jede ihrer Bewegungen und jedes ihrer Worte

entspricht ihrer übermenschlichen Schönheit. Da vergeht den sieggewohnten Kriegern Sehen und Denken. Vorbei ist's mit ihrer Kraft, die noch keinem Gegner erlegen, vorbei mit ihrem Stolze, der alles unter die Füße trat. Vergessen ist im Augenblick, daß noch eine Welt zu erobern vor ihnen liegt[1]. Fahr wohl, o Ruhm, fahr wohl, o Welt, fahr hin, du Ehre und Gewissen! Nun soll es ans Genießen gehen, ans Genießen bis zum Versinken! Ja wohl, bis zum Versinken! Wie schnell und buchstäblich hat sich das erfüllt![2] Diese Feen, deren bloßer Anblick die Eisenmänner gefangen nahm, hatten auch kein längeres Leben als alles, was verführerisch ist. Sie blühten nur im Schatten[3]. Kaum daß ein Strahl der Sonne auf sie fiel, da waren sie schon welk. Drei Monate und zwölf Tage, und die letzte war verblüht. Bezaubernd im dämmerigen Helldunkel, sanken sie in ihr Nichts zurück, wie das helle Licht auf sie fiel.

Wie bald die Zeit zu Ende ging,
Die Freude auch mit ihr verging,
Die Blumen all verdarben,
Die schönen Feen starben,
Ihr Laub die Bäume ließen,
Die Brunnen all ihr Fließen,
Die Vögelein ihr Singen[4].

Das ist der Welt Lauf und Lohn. Millionen haben das erlebt, so daß es nicht einmal nöthig ist, zu Sage und Bild Zuflucht zu nehmen. Was es heißt, mit fröhlicher Hoffnung genießen und mit jäher Qual beschließen, einen Augenblick täuschenden Schmeichelns mit bitteren Vorwürfen des eigenen Herzens und mit dem Hohne dessen bezahlen, der sie zuvor bethört hat, davon wissen die Diener der Welt am besten zu erzählen. Glück und Zufriedenheit scheinen ihnen meist unvereinbar.

---

[1] Lamprecht, Alexanderlied (Weismann) 5004 ff. [2] Ebd. 5136.
[3] Ebd. 5179. [4] Ebd. 5188—5194. Vgl. „Warnung" 1911 ff.

Je größer die Mühe des Erwerbens, je süßer die Lust des Verzehrens, je schmerzlicher das Verhängniß des Verderbens. Diese Quelle hat zu allen Zeiten die Dichter mit unerschöpflichen Klagen darüber gespeist, wie schlimm Frau Welt ihre Knechte lohnt, wie schnöde Frau Minne ihren treuesten Dienern die Thüre weist, wie Undank und Untreue auf allen Wegen wacht. In ihrer aller Namen singt Walther von der Vogelweide:

Ich hab' der Welt gefrohnt und gedient,
Hätt' ihr gerne gedient noch mehr: o weh,
Wie wenig ist sie zu Dank gesinnt
Und thut noch, als ob ich's nicht einmal versteh:
Ich versteh' es gar wohl, wenn auch nur zum Theil! [1]

Er verstehe es nur zum Theil, klagt der Dichter, aber schon dieses Wenige ist ihm zu viel der Untreue. Leider, daß es diese armen Betrogenen immer nur halb verstehen! Darum geht es ohne Unterlaß fort von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert, immer in den alten, ausgetretenen Geleisen des Seufzens und Schmollens, des Brechens und Schmähens, um wieder zu beginnen mit Schmachten und Bitten und neuer, unwürdigerer Knechtschaft und übermüthigerer Mißhandlung, bis hundertmal der alte Kreislauf und schließlich das Leben zu Ende ist. Und dann erfolgt das letzte Bekenntniß:

Nun hab' ich erst erfahren,
Wie lang ich irrte weisungslos
Und aller Freude bar und bloß:
Mir klingt das Wörtlein Freud wie Traum,
Die Reue hängt mir schwer am Saum [2].

Und mit dem Testamente der Trostlosigkeit:

Fahr' hin, o Lust, die marternd mich verzehrt,
Fahr' hin, o Hoffnung, die sich nie bewährt! [3]

---

[1] Walther von der Vogelweide 61, 8 ff. (Pfeiffer.)
[2] Parzival 460, 28 ff. (Bartsch 9, 848 ff.)
[3] Anthologia Palatina 7, 420.

fahren sie selber dahin, wie ihr Lieblingsdichter sagt, in aeternum exilium [1], ins ewige Elend. Sie waren und bleiben betrogen.

2. Das war damals ein anderer Heereszug, als das Volk der Auserwählung unter Moses aus Aegypten aufbrach. Nicht um Ruhm handelte es sich, nicht um Habe und Glück der Erde, nicht um Herrschaft über die Völker, sondern um ein Gut, das in der ganzen alten Welt nur dieses eine verachtete Häuflein der Kinder Israels kannte, um Gewissensfreiheit. Sie suchten ein Land, es mochte so klein, es mochte so arm wie immer sein, in dem sie frei und ungestört dem Gott ihres Herzens dienen und nach ihrem Glauben leben könnten. Dieses Ziel vor Augen zogen sie aus wie ein Mann in dicht geschlossenen Heerhaufen. Nicht Meer, nicht Wüste war im Stande, ihren Muth zu brechen, und Schrecken legte sich auf ihre Feinde, als diese das entschlossene Völklein sahen [2]. Wohl hatten sie zuerst gespottet über diese Handvoll Bettler, die, all ihr Hausgeräthe auf den Schultern, ohne Vorrath, ohne Waffen, ohne wegekundigen Führer einer Wolke nachzogen, der Wüste, dem Meere entgegen. Laßt sie ziehen, die sinnlosen Schwärmer! Schade wäre es, gegen sie einen Arm zu erheben. Wenn der Nebel verflogen und der Rauch sich verzogen, in dem ihr Fanatismus Gott zu schauen vermeint, wird Wasser und Wüstensand sie schon zur Besinnung bringen! Wohl kam über die Israeliten selber oft die Stunde der Schwachheit. Wer weiß, ob es nicht Täuschung ist? Wer steht uns gut, daß wir nicht betrogene Thoren sind? Wer kann uns Gewißheit darüber geben, daß wir das Ziel erreichen? Als aber das Meer sich vor ihnen aufthat, als die Wogen des Jordans sich vor ihnen stauten, als die Mauern der Festungen vor ihnen zu Boden sanken, da erfuhren die ungläubigen Spötter, da erfuhren die

---

[1] Horat., Carmen 2, 3, 27. 28.

[2] Exod. 15, 14 ff. Deut. 26, 8. Jos. 2, 24; 6, 1.

Zweifler und die Zagen, daß es mehr als leerer Dunst gewesen, was sie in der Dunkelheit des Glaubens vor sich geschaut, wonach sie in langer Prüfung, in bangem Harren, in so schweren Kämpfen gerungen hatten. Viel war es, was sie gewagt, aber mehr, was sie gewonnen hatten. Groß war ihre Schwachheit und größer noch ihre Schuld. Dennoch wog zuletzt Reue und Gehorsam und Treue im Bunde mit Gottes Güte die ganze Last überschwänglich auf. Und als sie das Land der Verheißung erreicht und seinen Segen kennen gelernt hatten, da schämten sie sich ihres Zweifelmuthes. Es war zwar vorderhand ein bloß irdischer Segen, denn der eigentliche Lohn war ihnen noch vorbehalten. Aber schon dieser entschädigte sie überreich für alles, was sie gewagt hatten, und sie bekannten fröhlich vor aller Welt: Wir haben uns nicht betrogen.

3. Und abermals eine andere Heerfahrt war es, welche in die Welt ausging in jenen Tagen, da zum erstenmal Friede auf der ganzen Erde lag, weil sie, erschöpft durch Erpressung, erschöpft vom Forschen, erschöpft von Blutverlust, die Kraft zur gewohnten Unruhe verloren hatte. Diesmal handelte es sich im vollsten Ernste darum, den ganzen Erdkreis zu unterwerfen und alle Völker und alle Menschen einem neuen Scepter unterthan zu machen. Ein solches Unternehmen wagen, und das in einem Augenblick, wo die Laune eines Herrn die gesammte Menschheit zwingen kann, sich vor seinen Knechten zu stellen, sich zählen, sich abschätzen zu lassen, das heißt viel wagen. Dieser gewaltigen Macht, die über zwei Flotten, über eine stehende Heeresmacht von mindestens 25 Legionen, und welchen Legionen! gebietet [1], ganz abgesehen von den außerordentlichen Hilfsmitteln für den Fall eines Krieges [2], dieser Macht, der noch jede erlag, die

---

[1] Tacitus, Annal. 4, 5. Cf. Dio Cassius 55, 23.

[2] Caes., Bell. civ. 3, 3. Liv. 21, 55; 42, 35. Plutarch., Anton. 61, 1. Polybius 3, 76, 4. Cf. Appian., Rom. hist.

mit ihr in Berührung kam, den Kampf anzubieten, ein solches Unterfangen setzt eine Macht voraus, welche der Erdkreis wohl nie und nimmer aufbringen wird. Und nun ist es nicht ein König, nicht ein Feldherr, nicht ein Philosoph, von welchem dieses Wagniß ausgeht, sondern, kaum zu glauben, eines Zimmermanns Sohn [1] aus dem verachtetsten Winkel des verachteten Judenlandes [2], der nicht einmal in den Schulen die heiligen Schriften seines Volkes studirt [3], geschweige sich in der Weisheit der Welt gebildet hat, der bis zu seinem dreißigsten Jahre selber die Axt geführt hat [4], der von freiwilligen Gaben einiger frommen Frauen lebt [5]. Und statt eines Heeres von todesmuthigen Helden oder von Gelehrten und Rednern, deren allmächtige Zunge eine Welt in Waffen rufen konnte, hat er zwölf galiläische Fischer und Steuereintreiber um sich, arm wie er, wehrlos wie er, furchtsam wie die Kinder. Und kaum hat er sie zur Noth in die ersten Grundzüge seines riesigen Planes eingeweiht, da sendet er sie bereits in die feindliche Welt hinein, um sie früh für ihre Aufgabe, die Welteroberung, einzuschulen. Aber welche Sendung zu einem solchen Zwecke! Nicht in geschlossenen Reihen wie ein wohlgerüstetes Heer, nur je zwei und zwei schickt er sie hinaus ohne Waffen, ohne Tasche, ohne Schuhe, ohne Brod, ohne Geld, ohne Stab [6]. Ist das nicht Verläugnung aller menschlichen Klugheit? Heißt das die armen Reichsboten nicht buchstäblich wie Lämmer unter die Wölfe schicken?

Wenn es sich hier um menschliche Pläne und um bloß irdische Mittel handelte, dann wäre kaum jemals ein Unternehmen unbesonnener begonnen worden. Aber diesmal standen andere Zwecke in Frage. Um die alte Ordnung der Dinge

praef. 10. Champagny, Les Césars (5) III, 343 sv. Mommsen-Marquardt, Röm. Alterthümer (2) V, 430 ff.

[1] Matth. 13, 55. [2] Joh. 1, 46; 7, 41. [3] Joh. 7, 15. [4] Marc. 6, 3. [5] Matth. 27, 55. Marc. 15, 41. Luc. 8, 3. [6] Matth. 10, 1 ff. Marc. 6, 7 ff. Luc. 10, 1 ff.

zu stürzen und das neue Weltreich zu gründen, das nicht von dieser Welt war [1], wenn es auch in der Welt aufgerichtet werden sollte, bedurfte es zweier Dinge, welche diese erste Aussendung grundlegen sollte. Zuvörderst waren selbständige, freie, selbstthätige Charaktere vonnöthen. Deshalb mußten die Erstlinge der neuen Menschheit, bestimmt, Zeugen für die Wahrheit zu werden bis an die Grenzen der Erde [2] und, obwohl ausgestoßen, gehaßt, gegeißelt, zum Tode geführt, dennoch den Namen Christi vor die Könige und Völker zu bringen [3], deshalb mußten, sagen wir, die Vorkämpfer einer neuen Gestaltung des Lebens, um nicht ewig Milchlinge zu bleiben, frühzeitig entwöhnt werden. Sie mußten das große Wort fassen, welches dem Charakter des Christen die letzte Stahlprobe gibt: Es ist euch gut, daß ich von euch gehe [4]. Noch mehr aber war ihnen ein anderes Gut nöthig, ohne das keiner an Charakterstärke, an Thatkraft und Aufopferung denken darf, rückhaltloses Vertrauen auf Gott und vollständige Hingabe an ihn. Hatte aber der Herr auch nur eine kleine Zahl mit diesem doppelten Rüstzeug bewehrt, dann durfte er sie wider die ganze Welt ins Feld stellen, es war der Sieg gewiß. Was vor dem Richterstuhle bloß irdischer Klugheit als Thorheit verurtheilt worden wäre, das erweist sich also für die Zwecke eines übernatürlichen und doch menschlichen Unternehmens, wie das Christenthum ist, als übermenschliche Weisheit. Und der Erfolg, der ja den Menschen fast immer der einzig giltige Beweis ist, hat diese Weisheit, anfänglich unverstanden und mißkannt, damals wie immer vor ihren Kindern gerechtfertigt [5]. So schweren Muthes die Jünger ihren ersten Gang angetreten haben mögen, so fröhlichen Antlitzes kehrten sie wieder. Nun,

---

[1] Joh. 18, 36.

[2] Luc. 24, 48. Apg. 1, 8; 2, 32; 3, 15; 5, 32; 10, 39. 41; 13, 31; 22, 15; 26, 16.

[3] Apg. 9, 15. [4] Joh. 16, 7. [5] Matth. 11, 19. Luc. 7, 35.

ich habe euch ausgesandt, sprach der Herr, ohne Schwert, ohne Beutel, ohne Schuhe: hat euch etwas gemangelt? Nichts [1]. Und hat euch etwas Widerstand zu leisten vermocht? O Herr! selbst die Geister der Finsterniß sind uns unterworfen! [2] So gesteht es denn, ihr seid nicht betrogen gewesen, und macht euch auf Weiteres gefaßt, ihr werdet nie betrogen sein!

4. Denn das war nur ein Vorspiel, ja wahrlich ein Spiel im Vergleich mit dem folgenden Ernste. Ihr Meister wußte es wohl und sagte es ihnen voraus, da sie dafür jedes Sinnes und jedes Verständnisses entbehrten, daß er nicht durch seine göttliche Weisheit, nicht durch Wunder, nicht einmal durch das Beispiel der Heiligkeit, sondern nur durch Kampf bis aufs Blut, nur durch den Tod, die Welt werde besiegen können: Erst wenn ich am Kreuze werde erhöht sein, werde ich alles an mich ziehen [3]. Und er sagte es ihnen abermals voraus, daß auch sie nicht anders siegen würden als er, ihr Meister [4], durch Kampf, durch Verfolgung, durch Unterliegen. Aber obwohl sie es wußten, obwohl sie sich durch die Erinnerung daran, daß dieses Eintreffen gerade die Voraussagung des Meisters bestätige, im Glauben hätten stärken können [5], so zeigten sie sich dennoch als Menschen, sobald es zum Ernste kam. Vergessen war, was sie in der ersten Schule gelernt und erlebt hatten, vergessen, daß ihnen nichts Besseres in Aussicht gestellt war. Und es war ihnen zu verzeihen. Denn zu groß war die Aufgabe, die ihnen entgegentrat, zu mächtig der Widerstand, den ihr Meister schon wachgerufen hatte, zu ernst ihre Lage, als daß ein Mensch sich ein Recht herausnehmen dürfte, sie

---

[1] Luc. 22, 36. 37. [2] Luc. 10, 17.

[3] Joh. 12, 32; 8, 28; 18, 32. Vgl. Luc. 18, 32; 9, 44 f. Matth. 17, 21; 16, 21; 20, 18. Marc. 8, 31; 9, 30; 10, 33. Jerem. 30, 21.

[4] Matth. 10, 21 ff. Joh. 15, 20 ff.; 13, 16. Luc. 6, 40.

[5] Joh. 16, 1 ff.

zu tadeln, wenn sie, Waisen ohne Führer, hilflos, schutzlos, rathlos, flohen und die Thüren aus Furcht vor ihren Feinden hinter sich verrammelten [1]. Welcher Mensch darf es wagen, von sich zu behaupten, daß er in gleicher Lage sich anders verhalten hätte? Und wenn ja anders, was könnte er als Mensch, seiner menschlichen Kraft, seiner menschlichen Tugend überlassen, anderes thun, als der Sache, für die er sich verpflichtet, völlig untreu werden? Die Jünger des Herrn haben in ihrer, fast möchte man sagen, verzweifelten Noth damals mehr gethan, als vielleicht alle thun würden, welche sie darum schelten, aber sie haben nicht mehr gethan, als sie, Menschen wie sie waren, zu thun im Stande waren. Kaum aber waren sie bekleidet mit der verheißenen Macht von oben [2], da zeigte es sich, was Menschen, eben noch Menschen wie andere auch, zu werden und zu wagen vermögen, sobald übernatürliche Hilfe ihre natürlichen Kräfte läutert und mehrt. Ein Augenblick, kaum hinreichend für sie, um ihre Lage zu überblicken, genügte, um den ganzen Erdkreis wider sie in Waffen zu rufen. Aber das Aufgebot aller Macht war jetzt nicht mehr genügend, um ihre Zuversicht zu erschüttern.

Ist etwas geeignet, unsere Verwunderung zu erregen, so ist es der einmüthige Sturm, welchen die stolze Welt damals — und wie zum erstenmal, so stets — gegen das kleine Häuflein dieser neuen Menschen erhob. Wenn eine Macht wie das römische Weltreich, gleich einer Riesenschlange behaglich zur Ruhe ausgestreckt, nachdem sie den letzten Feind, nachdem sie die Völker der Erde verschlungen, plötzlich durch alle Ringe und Glieder mit einem Ruck sich windet und bäumt, daß die Welt von ihrem Toben zittert, fürwahr, dann muß ein Stärkerer über sie gekommen sein und große Gefahr ihr drohen. Aber wo und wer ist dieser Gegner, und was führt

[1] Joh. 20, 19. 36. [2] Luc. 24, 49. Apg 1, 4.

er denn im Schilde? Eine Handvoll Fischer, Sklaven, Frauen sehen wir, sonst nichts auf der von Waffen starrenden Erde. Soll dieses Steinchen die Lawine sein, von welcher der Eisenkoloß zermalmt zu werden besorgt?[1] Fürchtet etwa Nero, daß er vor diesen vom Throne steigen muß, vor ihnen, welche die ersten wären, ihn mit Gefahr ihres Lebens zu schützen, wenn ihn seine Feinde stürzen wollten? Ja so ist es in der That. Sie sind in Wahrheit eine Gefahr, aber das nur darum, weil sie nicht nach der Welt leben. Ihre Grundsätze allein schon sind die Verurtheilung der Welt. Darum ist ihr bloßer Anblick unerträglich für sie, und ihr Leben der Tod der Welt[2]. Darum schließt man sie aus von der Wohlthat der allgemeinen Gesetze und stellt sie unter den Zwang von Ausnahmsgesetzen[3], nur damit keiner zweifeln kann, daß sie gerade jenes Volk sind, von dem schon längst geweissagt ist: Sie sind nicht wie die übrigen alle, sie sind ein Volk, das nur seinesgleichen ist[4]. Einen seltsameren Gegensatz hat die Welt noch nie gesehen. Dort eine Macht, so groß und geschlossen, daß der Erdball kaum ihr Gewicht erträgt. Hier eine Gesellschaft, die kleiner, wehrloser, harmloser nicht gedacht werden kann, und doch, ohne daß sie es ahnt, ein Schrecken für die Welt, die Welt erfüllend, welche ihr keinen Winkel zum Rasten gönnt, die Welt unendlich überragend, welche ihr den Fuß auf das Haupt setzt, um es zu zermalmen.

Da zogen sie hinaus und ziehen heute noch immer so gut als jemals aus, der eine auf den Tagelohn, der andere mit Karst und Pflug aufs Feld, hier ein Mädchen, auf dessen Zügen weder Fasten noch Nachtwachen die Spuren blühender Schönheit und adeligen Blutes zu tilgen vermocht, um die

---

[1] Dan. 2, 34. 44. 45. [2] Weish. 2, 10 ff.

[3] Basilius, Hom. (5) in mart. Julittam 1 (II, 33. c). Justin., Apol. 1, 24. Athenagoras, Legat. 1. 2. Tatian., Adv. Graec. 27.

[4] Num. 23, 9.

Kinder aufzulesen, welche die Eltern weggeworfen, oder um ekelhafte, rohe Aussätzige zu pflegen, dort ein Gesalbter des Herrn, den alle Schmähungen, den drohende Gefängniß- und Todesstrafe nicht abhalten kann, den Unwissenden das Licht des Glaubens, den Verzweifelnden den Trost der Hoffnung, den Hungernden Brod, den Sterbenden Versöhnung mit Gott und Leben im Tod zu bringen. Es ist nicht eine vom Ganzen der Menschheit zum allgemeinen Schaden abgeschlossene Schaar, wie es die geheimen Gesellschaften sind [1], es ist aber eine fest geschlossene, wohlgeordnete Gesellschaft. Sie verfolgt keine verborgenen Zwecke, sie geht nicht auf geheimen Wegen: sie lebt und wirkt im hellen Lichte des Tages. Jeder ist zum Eintritt in sie eingeladen, ja verpflichtet. Ihre Mitglieder erkennen sich nicht an verdächtigen Zeichen. Im Gegentheil, indes ein jeder sie erkennen kann, gehen sie selber oft aneinander vorüber, ohne sich zu kennen. Und treffen sie einmal in der Kirche oder bei einem christlichen Liebeswerke zusammen, so wundern sie sich, sich schon so oft gesehen und nicht geahnt zu haben, daß sie eines Geistes Kinder seien. Indes die Welt argwöhnisch auf jeden ihrer Schritte lauert, fällt es ihnen selber nicht ein, auf sich gegenseitig zu achten, so sehr beschäftigt sie ihr einziger Gedanke, die Erfüllung ihrer Pflichten, ihre einzige Sorge, Gott zu gefallen. Mit diesem Losungsworte haben sie sich auf den Weg gemacht, jeder auf den seinen. Die Pforte des Himmels ist das Ziel, an dem sie sich wieder zusammenbestellten. Sie wissen es zum voraus, daß sie von denen, die weder sie noch Gott kennen [2], Verkennung und Verfolgung zu erwarten haben. Jedoch das hält sie nicht zurück. Sie sind ja nur auf diese Bedingung in Christi Dienst getreten [3]. Ihr Gewissen, ihre Ueberzeugungstreue und die Gnade

[1] Cf. Thucyd. 8, 54, 4. [2] Joh. 16, 3.
[3] Tertull., Ad Scap. 1.

des Heiligen Geistes ist der Stab, auf den sie sich stützen, und die Kraft, die sie aufrecht hält. Sie gehorchen zwar sichtbaren Gewalten, sie unterwerfen sich äußerlichen Gesetzen, sie bedienen sich sinnlicher Heilsmittel. Aber über und hinter all diesen äußerlichen Veranstaltungen ist es ein dem menschlichen Auge verborgener Weg, den sie gehen, ein überirdischer Führer, welchem sie nachfolgen, und eine geistige Heimat, in der sie anzulangen hoffen, und das alles, Weg und Ziel und Wegweiser zum Ziel, und noch viel mehr als dies, ihre einzige Hoffnung und Liebe, ihre Tröstung und Stärke, ist ihr himmlischer, göttlicher Meister, ihr Bruder und Gott in einer Person, Christus [1], Gottes und des Menschen Sohn. In diesem kämpfen sie ihre Kämpfe, nicht mit irdischen Waffen [2], sondern mit dem Schilde des Glaubens, dem Helm der Hoffnung, dem Schwert des Gebetes, mit dem Panzerhemde der Abtödtung, welches auch den Geistern der Finsterniß widersteht, mit den feurigen Pfeilen der Liebe, die selbst die Wolken durchdringen und bis vor Gottes Thron fliegen [3]. In ihm finden sie Kraft, obwohl im Fleische, dennoch ein Leben nicht nach dem Fleische zu führen [4]. Sein bloßer Name gibt ihnen eine Zuversicht, die Fremden als Fanatismus erscheint. Schämst du dich nicht, frug der Heide die adelige Agatha, einer so verächtlichen Gemeinschaft als Mitglied anzugehören? Ich bin Christi, war die Antwort, das ist mehr als aller Adel [5]. Glaubst du diese Martern tragen zu können? prüfte der Richter die zarte Blandina, für die selbst ihre Gefährten zitterten. Ich bin Christi, lautete abermals die Antwort [6]. Seht ihr denn nicht, ihr

---

[1] Cf. Augustin., In psalm. 60. en. 4. [2] 2 Kor. 10, 4.

[3] Ephes. 6, 11 ff. 1 Thess. 5, 8. Vgl. Weish. 5, 19. Ignatius, Ad Polyc. 6. (Augustin.) De symbolo ad Catechumen. 1. 2. (VI, 555 sq.).

[4] 2 Kor. 10, 3. [5] Acta S. Agathae 1, 4 (Acta SS. Febr. I, 615).

[6] Eusebius, Hist. eccl. 5, 2.

Thoren, daß ihr betrogen seid? höhnte man tausendmal unsere Ahnen im Glauben. Wir sind Christi, war jedesmal die einzige Antwort. In diesem Bekenntniß empfanden sie die Schmach als Freude, den Schmerz wie Erquickung. Dieser Name ließ sie siegen über jede Macht und machte das, was sie hofften, endlich doch zur Wirklichkeit. Diocletian dankte ab. Die Victoria zog aus der römischen Curie, die Götter stiegen von ihren Altären, Christus überwand und erstand auf den Altären, auf den Dächern der Häuser, auf den Feldzeichen, in den Herzen. Und die auf ihn vertrauten, sie waren nicht betrogen.

5. Und keiner wird es sein, der sich ernstlich in den Dienst dieses Führers stellt. Zwar ist die Welt noch lange nicht unser, oder daß wir es besser sagen, sie ist noch ferne davon, Christi volles Reich zu sein. Sind wir doch selber noch immer nicht ungetheilt Christi und damit unser Eigenthum. Noch ist alles in uns, solange wir auch schon an der Arbeit stehen, im Beginne, halb und unfertig. Noch sind wir, obwohl es schon lange ist, daß wir aus Aegypten ausgezogen, mitten auf dem Wege und haben noch immer kein Ende vor Augen. Eine unermeßliche Arbeit ist es, die wir übernommen, ein unabsehbarer Weg, auf den wir uns gemacht haben. Wir ziehen nicht durch lauter Wüste. Wir werden auch durch freundliche und fruchtbare Gefilde geführt, die uns tausendfach für das Land entschädigen, das wir verlassen haben. Aber es ist kein Verweilen dort, denn noch sind wir nicht in unserer Heimat angelangt, in der viel Größeres auf uns wartet. Was wir verlassen haben, liegt hinter uns. Was uns in Aussicht steht, liegt uns noch ferne[1].

Inzwischen seufzen wir unter dem Gewicht der Aufgabe, neue Menschen zu werden, würdig des neuen Vaterlandes, dem

---

[1] Augustin., Ps 72. en. 5.

wir beharrlich zuwandern. Ein großes Wort, neue Menschen! Der Unterschied zwischen einem bloß irdisch gesinnten und einem wahrhaft christlichen Menschen ist größer, als daß er sich so leicht aussprechen ließe [1]. Da kann es nicht genügen, ein paar Flecken auszuwaschen, einige Risse auszubessern, die vergilbten Stellen zu übertünchen. Niemand gießt neuen Wein in alte Schläuche [2]. Niemand näht einen neuen Fleck auf ein altes Gewand. Es muß alles neu werden, ganz und gar, durch und durch, neu vorerst Herz und Geist [3], und von da aus alles übrige, bis ein neues Geschöpf in Christus [4] zu Stande gekommen ist, ein neuer, ganzer Mensch. Nicht umsonst sagen wir, alles müsse neu werden, Denken und Thun, Kunst und Wissenschaft, persönliches und öffentliches Leben. Nichts ist da ausgenommen. Man meint manchmal, es sei eine Thorheit, von christlicher Philosophie oder Geschichte zu sprechen. Das werde ja doch, sagt man, an der Wissenschaft nichts ändern, daß sie hier ein Christ, dort ein Heide lehre. Ob man ein Amt einem Christen oder Nichtchristen anvertraue, das sei ebenso gleichgiltig. Nein, nein, das gilt nicht gleich. Daß es nicht gleichgiltig ist, das wissen die am besten, die es am meisten behaupten. Warum sorgen sie denn dafür, daß eifrige Christen von Amt und Stellung überall ausgeschlossen werden? Ein Christ muß andere Augen haben, andere Glieder als ein Heide. Er sieht die Dinge in einem höhern und hellern Lichte, nicht anders zwar, wohl aber besser als ein Mensch, dem Vorurtheil und Leidenschaft das Auge trüben [5]. Er muß den Blick von manchem abwenden, was dem fleisch=

[1] Macarius, Hom. 5. 43. 44. 46. Augustin., S. 198, 2. 3.

[2] Matth. 9, 16 f. Marc. 2, 21 f. Luc. 5, 36 f.

[3] Justin., Dialog. c. Tryph. 8. Macarius, Homil. 43 u. ö.

[4] 2 Kor. 5, 17. Gal. 6, 15. Ephes. 2, 10. Offenb. 21, 5. Js. 43, 19.

[5] Nilus, Ep. 210.

lichen Menschen die Seele und Besinnung raubt, um der Reinheit, um der Sammlung des Herzens nicht Gefahr zu bringen. Er muß nicht bloß mehr thun als andere der Erde lebende Menschen, sondern er muß auch seine Hände auf vollkommenere Weise gebrauchen. Es ist ein großer Uebelstand, der Grund von vielem Mißlingen gutgemeinter Thaten, wenn Christen so oft nicht beachten, daß es für uns nicht genügen kann, christliche Werke auf weltliche Weise zu üben[1]. Wir müssen das Rechte thun, aber auf rechte Weise[2]. Und diese zeigt dem Christen stets das Vorbild dessen, von welchem er seinen Ehrennamen trägt. Er muß sprechen, daß seine Zunge der Zunge Christi ähnlich werde, nicht durch Wunderkraft, wohl aber durch Mäßigung, Bescheidenheit und Beherrschung[3]. Er muß leiden lernen wie Christus, er muß die Abtödtung Jesu an seinem Körper umhertragen, er muß ihm ähnlich werden im Sterben, um der Kraft seiner Auferstehung in einem neuen Leben theilhaftig zu werden[4].

Mitten in dieser Aufgabe stehen wir alle noch. Keiner von uns schmeichelt sich, sie bereits gelöst zu haben. Im Gegentheil, den bloßen Gedanken, als sei einer schon vollendet, betrachtet jeder als ein Zeichen, daß ihm Gefahr droht, seiner Bestimmung abtrünnig zu werden. Aber obwohl die Unähnlichkeit mit unserem Vorbilde schmerzlich empfindend, streben wir doch freudig nach dem Ziel, das wir durch Gottes Gnade uns vorgesteckt finden[5]. Wir wissen es wohl, denn es ist uns vorausgesagt[6], und wir waren von Anfang darauf gefaßt, daß wir mehr in der Welt auszustehen haben, einzig

---

[1] Augustin., C. Faust. 20, 23.
[2] Deut. 16, 20. Weish. 6, 11.
[3] Chrysostom., In Matth. homil. 78 (79), 3.
[4] Kol. 1, 24. Phil. 3, 10. 11. 2 Kor. 4, 10. [5] Phil. 3, 12 ff.
[6] 2 Tim. 3, 12. Eccli. 2, 1. Matth. 10, 22. Joh. 16, 1 ff. 1 Theff. 3, 3. 1 Petr. 4, 12. Job 12, 4. Tob. 3, 21. Sprichw. 14, 2.

darum, weil wir Christen sein oder werden wollen [1]. Aber das macht uns wenig Noth. Wir seufzen ja auch und haben eben so viel und mehr Grund noch zu seufzen, wenn uns die Welt in uns und außer uns einmal Ruhe läßt. Denn nicht, daß wir leiden müssen um Christi und der Gerechtigkeit und um unseres Gewissens willen, ist der Grund unserer Bedrängniß, sondern daß wir noch so vieles von dem alten Adam und von dem an uns finden, was die Welt liebt, und daß wir noch immer nicht bei Christus, unserem Ziel und Sehnen, und daß wir ihm noch nicht ähnlich sind [2]. Wer aber glauben möchte, daß dieses Drängen und Streben uns der Ruhe des Herzens beraubt, der würde groß irren. Nein, vor aller Welt sei es bezeugt, wir sind nicht unglücklich, wir sind zufrieden, wir sind so selig, als es auf dieser Welt nur immer möglich ist. Wir sind seliger inmitten der Kämpfe um das Vollkommene, unendlich viel seliger, als wir waren, da wir nur der Welt und einem Vergnügen lebten, das wir doch nie genossen. Wir fürchten gewiß nichts mehr als uns zu überschätzen. Aber wenn einer sagt, es sei mit uns und durch uns in der Welt nichts besser geworden, seitdem wir Christen wurden und ein Christenleben zu führen versuchten, der gibt entweder der Wahrheit nicht Zeugniß oder er kennt sie nicht. Und will er uns entgegnen, es sei aber noch lange nicht vollkommen, so kommen wir ihm zuvor und gestehen, daß wir uns nicht einmal zu sagen getrauen, es sei auch nur wahrhaft gut. Wir danken es herzlich Gott, daß wir durch seine Gnade als Christen besser geworden sind, denn wir als Menschen waren. Und gesetzt, es wäre mit uns in nichts zum Bessern gediehen, so haben wir wenigstens gelernt, auch das schon als große Gnade und als den Anfang des Heils zu betrachten, daß wir unserer Schwäche besser bewußt geworden sind als damals, wo wir

[1] Augustin., S. 46, 11. [2] Id., Ps. 122. en. 2.

als Menschen lebten, die nichts von Christus wissen [1] und die mit dem nächsten Besten zufrieden sind, stehe es wie es stehen mag. Ist das auch nicht viel, so ist es doch ein Anfang. Ist der Anfang klein, so gibt uns gerade der beschwerliche Fortgang Hoffnung, daß das Ende groß und fröhlich sein wird. Wir haben schon hier mehr empfangen als wir geopfert haben [2]. Darum sind wir nicht bloß zufrieden, daß wir Frieden gefunden haben mit Gott sowohl als mit uns und Zutritt zur Gnade durch den Glauben, sondern wir rühmen uns auch der Hoffnung auf die einstige Herrlichkeit der Kinder Gottes gerade um unserer Prüfungen willen. Denn Prüfung macht Starkmuth, und Starkmuth Bewährung, Bewährung aber macht Hoffnung, und Hoffnung, die sich auf Gott und auf Gerechtigkeit stützt und auf das Bewußtsein von Opfern und von Leiden, die man für Gott erduldet, eine solche unnennbar selige Hoffnung macht ewig nicht zu Schanden [3]. Nein, dafür ist Gott uns Zeuge, dafür ist die Welt uns Zeuge, dessen sind auch wir Zeugen vor Gott und vor der Welt: wir sind wahrhaftig nicht betrogen!

6. Es mag diese Wahrheit tausendmal in Sturm und Kampf verdunkelt werden. Es wird auch keiner, welchem es Ernst ums Beste war, durch diese Erde gegangen sein, ohne daß er seine Stunden und vielleicht seine Jahre der Verdüsterung gehabt, die schwerste aller Prüfungen, wo ihm Zweifel an allem grinsend ins Angesicht sahen, wo ihn aller Trost verließ, wo ihm aller Muth entsank. Aber die Sonne bleibt nicht ewig hinter den Wolken. Einmal, über früh oder spät, bricht sie sich wieder Bahn und verklärt das Düster mit dem Trost ihres milden Lichtes. Und nie hat dann die Welt vor unseren

[1] Cf. S. Hieronymi (Lupi de Oliveto) Regula monachorum, introd. (opp. Martian. V, 343). Cassian., Coll. 10, 11.

[2] Hieronymus, Ad Pammachium (Mart. 66. Vallarsi. 54).

[3] Röm. 5, 1—5.

Augen goldener geglänzt, als wenn nach langer Gewitterwuth die Abendsonne ihren Scheidegruß zur auflebenden Erde sendet. So ist der letzte Blick, den eine in der Glut des Leidens durchgeläuterte Seele im Augenblick des Scheidens auf ihr Leben wirft. Nun schwindet alle Täuschung. Schon strahlt das Licht der Ewigkeit durch das sich lüftende Gewölke. Die Prüfungszeit ist vorüber. Die Läuterung ist vollbracht. In Sturm und Noth hat sich die Wahrheit als unzerstörbar bewährt und die Seele von ihren Schlacken gereinigt. Was einer in diesem ernsten, entscheidenden Moment urtheilt, wo alle Schleier sinken, wo alle Irrungen sich klären, und was die größten und heiligsten Mitglieder der Menschheit in dieser letzten Stunde des Lebens, zugleich der ersten der Wahrheit, von unserem Glauben und von dem Leben im Geiste dieses Glaubens geurtheilt, das ist sicher die Wahrheit, die reine, ungetrübte Wahrheit.

In dieser entscheidenden Stunde stand Moses, der Diener Gottes, auf dem Gipfel des Nebo. Ein großes, schweres Leben lag abgeschlossen hinter ihm. Er hatte alles geopfert für Gott und für sein Volk, den Königshof, die Freiheit, die Ruhe seines Lebens. Er hatte eine Last an seinen Stammesgenossen getragen, daß er selbst zu Zeiten meinte, er könne sie nicht mehr tragen [1]. Jetzt war sein Lauf zu Ende. Er hatte seine Aufgabe nicht ganz vollkommen gelöst. Selbst dieser große Mann war nicht ohne allen Flecken, wie es auch die Sonne nicht ist, zu unserem größern Troste. Darum erreichte er auch nicht ganz das schöne Ziel, das ihm hier auf Erden gesteckt war. Nur ein Blick ins Land der Verheißung wurde ihm gestattet. Aber schon dieser letzte Blick war ihm überreiche Entschädigung für die unsägliche Mühe eines Lebens von 120 Jahren. Er schied getrost von hinnen; denn er sah, er hatte sich und die Seinen nicht betrogen.

[1] Num. 11, 11 ff.

Im selben entscheidenden Augenblick liegt Jahrtausende später eines der echtesten Kinder des neunzehnten Jahrhunderts, Lacordaire, auf dem Todeslager. Niemand denkt daran, ihn Moses an die Seite zu stellen. Aber er war ein Mann, von dem man auch noch sprechen kann, wenn man größere bewundert hat. Auch er hat alles geopfert für Gott und für sein Volk, auch er hat sein Leben verzehrt für seine schöne Aufgabe. Freilich, das ist alles wie nichts, verglichen mit den Thaten, die Moses einst vollbrachte. Und doch ist sein Ende beneidenswerther als das des Freundes Gottes. Der Kleinste im Reiche Christi ist eben glücklicher als der Größte, der nicht das Glück genoß, unter dieser Sonne zu leben und zu reifen [1]. Schön war das Scheiden beim Heerführer Israels, aber beneidenswerther ist das des christlichen Redners. Stumm, scheinbar bewußtlos liegt er auf dem Schmerzenslager. Stumm, voll unnennbaren Schmerzes, stehen und knieen die Brüder um ihn. Seit vierzehn Tagen bereits hat diese feurige Seele in Harren und in Schmerzen sich durch das schwerste und letzte aller ihrer Opfer, das Opfer des Schweigens und der Ruhe, von ihren Makeln geläutert. Nun ist auch diese Aufgabe gelöst. Mit einemmal breitet der Sterbende seine Arme aus, und mit der ganzen Tiefe jener wunderbaren Stimme, die einer gottvergessenen Zeit Gott wieder zum Gegenstand des Interesses gemacht hat, bricht er in den Ruf aus, der zeigt, wo er angelangt ist: Oeffne mir, o Gott, o mein Gott, öffne mir! [2] Und es öffnen sich vor ihm die Pforten des ewigen Lichtes, auf die er in der Dämmerung dieses Erdenlebens seine Blicke stets gerichtet hielt. Er hatte nicht selten geirrt: wer den Kampf zwischen zwei Welten in der ersten Reihe mit-

---

[1] Matth. 11, 11. Cf. Isidor. Pelus. 1. ep. 68.

[2] Montalembert, Le père Lacordaire 281. Bleibtreu, Lacordaire 245.

kämpft, dem kann man es verzeihen, wenn er aus ihm nicht ohne Wunden und ohne Straucheln hervorgeht. Aber wenigstens sein Glauben und sein Hoffen hatten nicht gewankt. Und nun, in der entscheidenden Stunde, erlebte auch er den Trost: Ich habe mich nicht betrogen.

Dieselbe Entscheidungsstunde wird auch mir und dir schlagen, uns allen, wer weiß, wie bald! Dann wird sich's zeigen, o Christ, was dein Leben werth war. Dann wird sich's zeigen, ob du betrogen warst, als du dich Gott ergeben hast. Dein irdisches Tagewerk, ich hoffe es zur Gnade Gottes, ist alsdann vollbracht. Die Welt hat dich durch Schmeicheln wahrlich nicht verdorben. Jetzt, wo du sie lassen willst, hat sie Gerechtigkeit für dich. Da sie deiner entbehren soll, fängst du an, ihr unentbehrlich zu werden. Doch deine Pflichten gegen sie sind nunmehr erfüllt, deine Schulden vor Gott getilgt, die letzten Anforderungen der Religion mit Ernst vollzogen. Vor dir steht der Priester und spricht das Losungswort: Zieh aus, o Christenseele! Was ist's, o Seele, was zögerst du? Ich höre schon, ich folge. Nur noch einen Augenblick Geduld! Erst muß ich noch der Erde Abschied geben, die mir so treulich durch Lust und Leid zur Himmelsleiter geworden ist. Erst muß ich noch jedem meiner Glieder danken, daß es Gott so wohl zu meinem Heil gedient hat [1]. Erst muß ich mich selber fassen, daß ich den Trost zu fassen vermag, der mich bereits durchdringt. Nun bin ich gerüstet. Ja ich folge, o Herr! Ja ich folge, o Herr! Du bist mir vorangegangen im Leben, du gehst mir voran im Sterben. Seitdem ich in deinen Diensten stehe, hast du mir nie ein Leid gethan [2], wohl

[1] Schröder, Der Nonne von Engelthal büchlein von der genaden überlast 20, 1; 31, 29. Vgl. Mechtild v. Magdeburg 7, 65 (Morel 495). Thomas Cantimprat., Vita b. Christinae Mirabilis 5, 48. 49 (Boll. Juli V, 658. Palmé).

[2] Epistola ecclesiae Smyrn. de martyrio S. Polycarpi c. 9.

aber Gutes ohne Maß. Thue mir nun das letzte, und nimm mich auf zu dir. Oeffne mir also, o Gott, o mein Gott, öffne mir! Ich habe viel versäumt, ich habe groß gefehlt, deine Gnade aber hat alles zum Guten gewendet. Die Sünde war übergroß, die Gnade aber größer[1]. Dank dir für das, was du für mich gethan! Dank dir für das, was ich durch dich gethan! Dank dir für dein Blut, das meine Sünden wusch, Dank dir für jede Züchtigung, die meine Schulden sühnte, Dank dir für dein Verdienst, das meine Armuth bereichert hat. Dank dir, weil du meinen Geist im Dunkel des Glaubens gereift hast. Dank dir, weil du meinen Willen im süßen Joch der Gebote mit soviel Geduld geheilt hast. Dank dir, weil du das Dornenfeld des Herzens mit dem Thaue der Gnade befruchtet hast. Dank dir, weil du mich in der milden Zucht des kirchlichen Lebens fürs ewige Leben mündig gemacht hast. Wie klein war meine Mühe, wie groß ist nun der Lohn! Welch unermeßlicher Trost ist jetzt das Viele, das du für mich gelitten, und das Wenige, das ich mit dir gelitten. Wohl mir, daß ich zur Erde geboren, wohler noch, daß ich zum Himmel wiedergeboren ward! Selig, daß ich als Mensch[2], dreimal, tausendmal selig, daß ich als Christ gelebt habe![3] Doch nun ist es genug. Oeffne mir, o Gott, o mein Gott, öffne mir! Schon öffnen sich die ewigen Pforten. Hört ihr nicht den süßen Klang? Seht ihr nicht das ewige Licht? O Licht, o Leben, o Seligkeit! O Gott, ich habe mich nicht betrogen!

[1] Röm. 5, 20.

[2] Wol mich daz ich ie zu menschen geborn wart! . . . ich wil sterben! sagt Schwester Berht (Nonne von Engelthal 24, 1 ff.).

[3] So wol uns daz wir kristen sint geworden! Meister Rumelant 7, 1, 12 (Hagen, Minnesinger III, 64).

Sach- und Namenregister.

B.

D.

F.

G.

J.

M.

Q.

R.

S.

T.

U.

Berichtigungen.

S. 50, Note 5 aus Valerius Maximus bezieht sich auf Tiberius.
S. 724, Note 3: Diwan statt Diwane.
S. 946. Z. 22 v. o. lies: ähnlich wie J. B. Rousseau statt bei.

Weiß, Albert Maria,

Apologie des Christenthums vom Standpunkte der Sittenlehre

Bd.: 3,2

1891